

Von

J. Scheibert, Major z. D.

C. A. Weller, Berlin, Teltowerstrasse 54







Der Krieg in China

1900—1901.







Graf Waldersee mit seinem Stabe.



Der

Krieg in China

1900—1901

nebst einer

Beschreibung der Sitten, Gebräuche und Geschichte des Landes

von

J. Scheibert

Major z. D.

Erster Band.



Berlin 1901.

Verlag von A. Schröder

Potsdamer Straße 84 a.

Spamersche Buchdruckerei, Leipzig.

Inhaltsverzeichnis.



Verzeichnis der farbigen Beilagen

zum ersten Bande.



Die Boxer-Bewegung.



Alte und neue Kultur.

Unter allen Staatengebilden unseres Planeten ist kein anderes mit einem so märchenhaften Schleier umgeben als China. Jahrhunderte lang hatte man von ihm überhaupt keinen rechten Begriff, sondern setzte sich aus den mit Übertreibungen und Mißverständnissen durchwobenen Berichten von Seeleuten und Missionaren ein Wunderbild zusammen, das die chinesische Kultur gewaltig überschätzte: man betrachtete es als selbstverständlich, daß jede Erfindung von Bedeutung den Chinesen viel früher als den Europäern bekannt geworden sei. Erst seit sechzig Jahren, als man die Chinesen bei offenkundigen Lügen ertappte, als sie behaupteten, daß auf den Flüssen im Innern ihres Landes sich zahlreiche Dampfschiffe bewegten, während sie thatsächlich nicht ein einziges besaßen, begann man, die chinesischen Verhältnisse mit nüchternem Auge zu prüfen.

Aber wenn es uns auch nun gelungen ist, von den technischen, litterarischen und künstlerischen Leistungen des „himmlischen Reiches des Weltalls“ — wie die Chinesen ihren Staat nennen — ein ziemlich klares Bild zu erlangen, so bietet der Charakter des Volkes noch genug an Rätseln und Widersprüchen. Wir sehen, daß einerseits neun Zehntel der Bevölkerung sich um politische Angelegenheiten überhaupt nicht kümmern, andererseits, daß das Land mit geheimen Verbindungen durchzogen ist und in gewissen Zeitabschnitten immer wieder durch große und schwere Revolutionen bis in seine Grundfesten erschüttert wird; wir können uns täglich überzeugen, daß der Export von allen Schichten der Bevölkerung unterstützt wird, daß sich aber dem Import gegenüber sämtliche Rangstufen vom Kaiser bis zum Bettler gleich

ablehnend verhalten; wir können endlich beobachten, daß der Chinese im allgemeinen höflich und gutmütig gegen den einzelnen Reisenden ist, daß aber der Fremdenhaß trotzdem tief in die Seele des Volkes eingegraben ist.

Eine Erklärung für letztere Erscheinung ist allerdings nicht schwer. Von allen Europäern, die seit zwei und einem halben Jahrhundert ihren Fuß auf chinesischen Boden gesetzt haben, hat sich keiner um die traditionellen Anschauungen der Chinesen gekümmert, sondern — obschon meist in bester Absicht — seinen eigenen Absichten und Wünschen Geltung zu verschaffen gesucht und dadurch dem Einflusse Europas mehr Schaden als Nutzen gebracht. Die Bekehrungsversuche der Jesuiten, denen später die protestantischen Missionen folgten, mußten naturgemäß den einheimischen Priestern ein Dorn im Auge sein; die Eisenbahnbauten der letzten Jahrzehnte bedrohen eine Unzahl von Fuhrleuten, Schiffern, Karrenführern, Lastträgern, Gastwirten und ähnlichen kleinen Geschäftsleuten in ihrem Broterwerb und reizen sie zum Widerstand auf: endlich mußten die Annexionen mehr oder minder großer Gebietsteile durch die fremden Mächte die chinesische Regierung erbittern, so daß die Feindschaft gegen Europa eine ziemlich allgemeine geworden ist.

In diesem Sinne hat denn auch der englische „Daily Expreß“ eine Unterredung veröffentlicht, welche einer seiner Redakteure mit einem in London sich aufhaltenden Mitgliede der Boxer-Vereinigung gehabt haben will:

„Die westliche Zivilisation“, sagte der Chinese, „ist in unsern Augen wie ein Pilz, wie ein Ding von gestern. Die chinesische Zivilisation dagegen ist ungezählte Jahrtausende alt; wir glauben daher, daß wir euch um mindestens 2000 Jahre voraus sind. Auch bei uns gab es eine Zeit, da wir unsern „Kampf ums Dasein“, unsere Jagd nach Reichtum, unsern Machthunger, unser Hasten und Hetzen und unsere Qual hatten. Auch wir hatten unsere klugen Erfindungen, wir hatten das Schießpulver, den Buchdruck und alles übrige, aber wir haben lange genug gelebt, um zu erkennen, wie wenig notwendig und wie nutzlos alles das ist. Wir haben auch unsere Zeiten des Zweifels, des Fanatismus und des Streites in Religionssachen gehabt; wir hatten unsere Märtyrer, unsere Reformationen, unsere Intoleranz und schließlich die Toleranz — und das alles vor Tausenden von Jahren. Aber, wie gesagt, wir sind diesen Dingen entwachsen. Aus den Erfahrungen vergangener Jahrhunderte haben wir Weisheit gelernt,

aus den Fehlern und den Unfällen unserer Ahnen ersehen, daß keines der Dinge, nach denen wir strebten, des Strebens wert war. So haben sich unsere Leidenschaften und unser Ehrgeiz allmählich abgesetzt in dem ruhigen Wunsche nach Glückseligkeit in dieser Welt, unsere Religion ist zu einer Lebensphilosophie geworden, die sich in der Probe der letzten 2000 Jahre als gesund erwiesen hat. Wir glauben, daß das Beste, was man in diesem Leben erreichen kann, die Glückseligkeit ist, und wir lehren unsere Kinder, daß sie dieses Glück nur durch Pflichterfüllung erzielen, indem sie die Vorschriften der Moral und der Lebensgemeinschaft erfüllen und sich mit einem Kreise gleichfalls glücklicher Freunde und Verwandten umgeben.

Wenn ein Chinese mehr von geschäftlichem Glück begünstigt ist, als seinen Verwandten zu teil geworden, so findet er seine größte Befriedigung darin, sein Vermögen mit jenen zu teilen. Und wir in China hören nie auf, zu arbeiten; etwas, wie ein Zurückziehen vom Geschäft, giebt es nicht, die Arbeit ist ein Teil unseres Vergnügens, weil sie ein Teil unserer Pflicht ist. Wir glauben das Beste in diesem Leben zu thun, weil es das einzige ist, von dem wir etwas sicheres wissen. Das ist das letzte Sein und Ende der chinesischen Philosophie.

So werden Sie überall in China dasselbe Maß und denselben gleichartigen Geist der Befriedigung finden. Sie mögen glauben, wir lebten in Unwissenheit, Schmutz und Trägheit, aber ich versichere Ihnen, es ist nicht der Fall. Wir fühlen uns so wohl, wie wir wünschen, und kein Mensch kann uns darin eine Besserung bringen. Und nun kommt ihr aus eurer westlichen Welt zu uns mit dem, was ihr eure „neuen Ideen" nennt. Ihr bringt uns eure Religion — ein Kind von neunzehnhundert Jahren; ihr fordert uns auf, Eisenbahnen zu bauen, damit wir von einem Ort zum andern fliegen können mit einer Eile, die uns weder Bedürfnis ist, noch Reiz für uns hat. Ihr wollt Fabriken bauen und dadurch unsere schönen Künste und Gewerbe verdrängen, ihr wollt blendenden Flitter verfertigen statt der schönen Gebilde und Farben, die wir durch Jahrhunderte erprobt haben. Gegen alles das erheben wir Einspruch. Wir wollen allein gelassen werden, wir wollen die Freiheit haben, unser schönes Land und die Früchte unserer alten Erfahrung zu genießen. Wenn wir euch bitten, wegzugehen, so weigert ihr euch und bedroht uns gar, wenn wir euch nicht unsere Häfen, unser Land, unsere Städte geben. Daher sind wir Mitglieder der Gesellschaft der sogenannten „Boxer" nach reiflicher Überlegung zu der Erkenntnis gekommen, daß die einzige

Möglichkeit euch los zu werden, darin liegt, daß wir euch töten. Wir sind von Natur nicht blutdürstig, aber wenn Zureden und Überzeugung und die Berufung an euren Verstand und euer Gerechtigkeitsgefühl versagen, so sehen wir uns der Thatsache gegenüber, daß nur unsere einzige Rettung ist, euer Dasein auszulöschen.

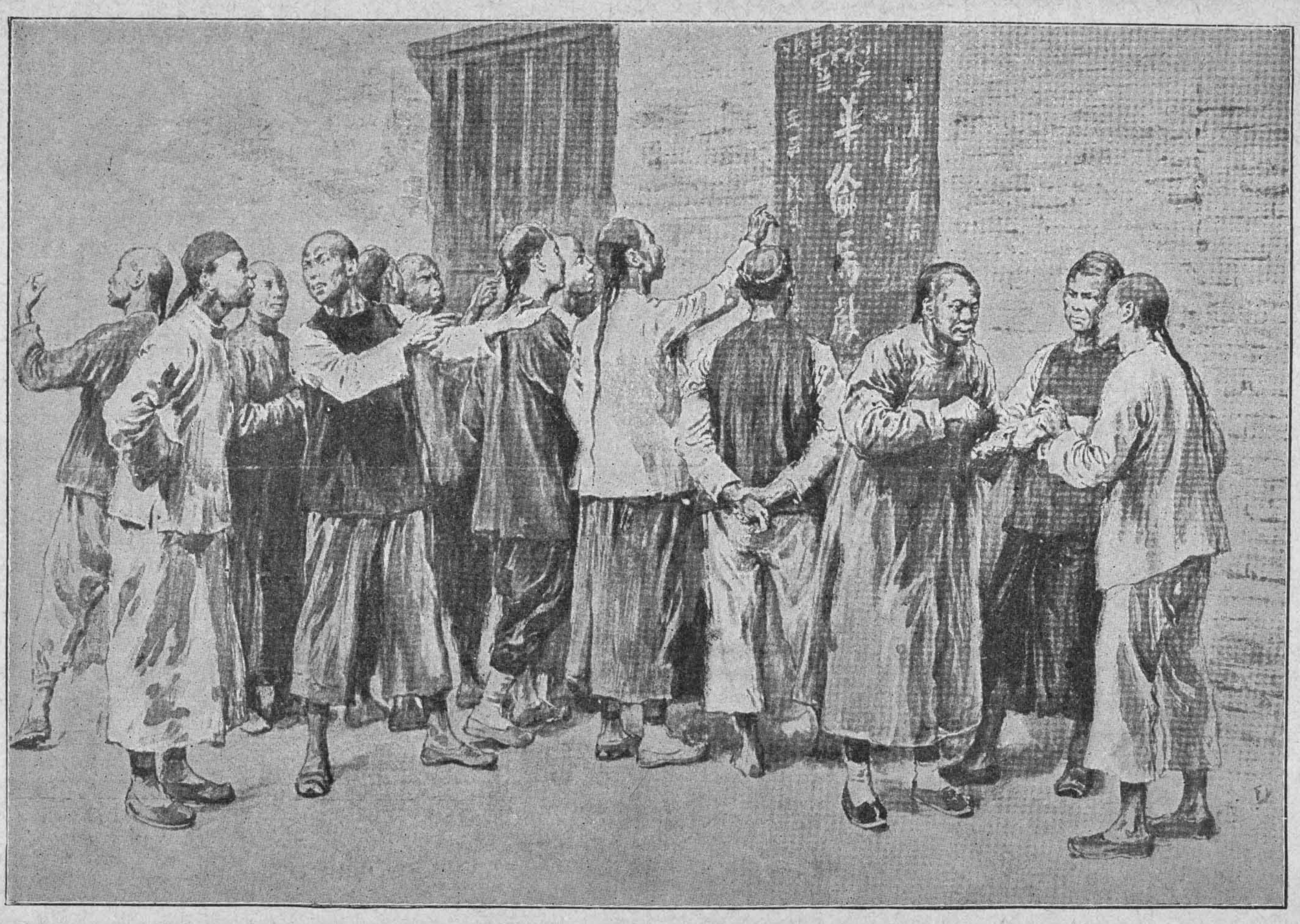
Nehmen Sie Ihre Missionäre! Sie kommen zu uns mit einer neuen Religion, über deren hauptsächlichste Grundsätze sie selbst unter einander bitterlich uneins sind; sie sagen uns, wenn wir ihre Lehre nicht annehmen, würden wir „ewige Strafe" erdulden. Sie schrecken unsere Kinder und alten Leute und veranlassen alle möglichen



Chinesisches Ochsengespann.

Zwistigkeiten zwischen Familien und einzelnen Personen. Da ist es doch kein Wunder, daß wir sie nicht dulden wollen. Wenn wir eure Eisenbahnen und Maschinen haben wollten, so könnten wir sie ja kaufen; aber wir wollen sie nicht, sie sind uns nichts nutz, wir haben gelernt, ohne sie fertig zu werden. Trotzdem sagt ihr, Ihr würdet uns zwingen, sie zu kaufen, ob wir wollen oder nicht. Ist das gerecht? Ich sage, es ist eine Anmaßung, eine Beschimpfung.

Viel Wesens wird auch daraus gemacht, daß wir keine Soldaten sind. Wir aber haben aufgehört, Soldaten zu sein, weil wir zivilisiert geworden sind. Der Krieg ist barbarisch. Die Wirkung davon, daß wir auf unserer jetzigen Höhe der Zivilisation angelangt sind, ist, daß



Ein Aufruf der Boxer an der Stadtmauer von Peking.

wir uns mehr als irgend eine andere Rasse auf der Erde vermehrt und vervielfacht haben. Trotz unserer großen Sterblichkeit — an der Sie wieder Anstoß nehmen, obwohl wir glauben, daß sie eine weise Vorsehung der Natur ist — vermehrt sich die chinesische Rasse schneller als irgend ein anderes Volk der Welt. Wenn wir es darauf ablegten, könnten wir die übrige Menschheit überwältigen; daß wir dies nicht thun, ist nur der Vollendung unserer Zivilisation zuzuschreiben. Wir zählen 400 Millionen menschliche Wesen, und wer könnte uns Widerstand leisten, wenn wir unsere Macht zur Geltung bringen wollten? Glauben Sie, wir seien uns dessen nicht bewußt? Im Gegenteil, wir wissen es zu gut, und nun ist es Sache der weißen Rassen auf der Erde, zu erkennen, daß wir, nicht sie die Herren sind.

China ist von 20 sogenannten glücklichen Invasionen heimgesucht worden. Aber was hat sich ereignet? Haben die Eindringlinge die Chinesen beherrscht? Nein, die Besiegten haben die Besieger aufgesogen und alle sind Chinesen geworden. Selbst die Juden, die zu uns gekommen, sind von unserer Rasse absorbiert worden, ein Vorgang, der nirgends seinesgleichen hat.

Lassen Sie mich wiederholen, daß alle die Dinge, die im Westen die Menschen trennen, in China thatsächlich keinen Daseinsgrund haben. Politik, Religion, persönlichen Ehrgeiz, Ausdehnungsdrang, Landhunger, Goldhunger — alles das giebt es in China nicht. Ihr meint, der Chinese sei ein Kind, weil er sorglos und einfach ist. Das ist ein großer Irrtum. Er hat das Geheimnis gelernt, glücklich zu sein; sein Leben ist ruhig, und nichts stört ihn, solange sein Gewissen rein ist! In ein Sprichwort zusammengefaßt ist das Bild unseres Charakters: „Laßt uns in Ruhe und wir lassen euch in Ruhe!“ —

Es mag dahingestellt bleiben, ob wirklich ein in London lebender Chinese solche Ansichten geäußert hat. Daß aber ein großer Teil des chinesischen Volkes sich thatsächlich zu diesen Anschauungen — deren zahllose Irrtümer, Fälschungen und Überhebungen sich später im Laufe unserer Schilderungen und Untersuchungen ergeben werden — bekennt, darüber darf kein Zweifel herrschen.

Wir wollen an dieser Stelle nur einem einzigen Punkte näher treten. Wenn die Chinesen den Europäern zurufen „laßt uns in Ruhe!“, so kann man ihnen mit demselben Rechte vorhalten, daß sie unaufgefordert in ungezählten Massen sich auf den zwischen Asien und Australien belegenen Inselgruppen niedergelassen haben und, trotz allen Protestes der dortigen Bevölkerung, sich in den Vereinigten

Staaten von Nordamerika, namentlich aber in Kalifornien, eingenistet haben. Erst die Anti-Chinesen-Bill hat der Einwanderung der bezopften Söhne des himmlischen Reiches Einhalt gethan.

Da man vor etwa fünfzehn Jahren versucht hat, Kulis auch nach Deutschland als ländliche Arbeiter zu ziehen und sie auf deutschen Schiffen als Heizer und dergleichen zu verwenden, so ist die Frage des Wettbewerbs zwischen der mongolischen und kaukasischen Rasse wichtig genug, um ihr ein besonderes Kapitel einzuräumen.

Die Chinesen in Nordamerika.

Bald, nachdem der Goldreichtum Kaliforniens bekannt geworden war, begann die chinesische Einwanderung, und sie erreichte ihren Gipfelpunkt, als nach Beendigung des Secessionskrieges die Sklaverei in Nordamerika verboten wurde.

Während aber die Europäer, obschon sie in unzähligen Scharen ankamen, einzeln eintrafen, rückten die Chinesen kompagnieweise ein. Sie stammten meist aus der Provinz Canton und gehörten der ärmsten und niedrigsten Klasse an. Keiner von ihnen besaß die 180 Mark, welche damals für die Überfahrt zu zahlen waren, da eine solche Summe für chinesische Verhältnisse bereits ein kleines Vermögen bedeutet, sondern sie wurden von kapitalistischen Vereinigungen, deren sich allmählich sechs (Samp Yup, Yung Wo, Vong Chow, Wing Yung, Hop Wo und Yan Wo) gebildet hatten, nach Amerika „verladen", denn mit einem anderen Ausdruck kann man dieses Zusammenpferchen ungezählter Personen auf einem Schiff nicht bezeichnen.

Jahrelang traf fast allwöchentlich ein solches Schiff mit chinesischen Einwanderern ein — zuerst Segelschiffe, später vollgepfropfte Riesendampfer — bis man 1880 die Gesamtzahl der gelandeten Chinesen auf rund 200000 berechnete, von denen etwa ein Viertel in wohlhabendem Zustande (d. h. mit einigen hundert Dollars in der Tasche) nach China zurückgekehrt und ein zweites Viertel gestorben war, während der Rest sich in mehr oder minder kümmerlichen Verhältnissen über den ganzen nordamerikanischen Freistaat verbreitet hatte.

Kam ein Auswandererschiff im Hafen von St. Franzisko an, so wurden die Leute in ihren nationalen blauen Blusen und Zeugkappen nebst ihren Bündeln und sonstigem Gepäck zu zwölf bis zwanzig auf einen offenen Wagen gesetzt, nach dem Chinesenviertel gefahren und dort in „Hotels" untergebracht. Von dem Schmutz, dem widerlichen Geruch und dem Gedränge in einem solchen Gasthaus kann man sich



Im Chinesenviertel zu St. Franzisko.

in Europa überhaupt keinen Begriff machen. Ein einfenstriger Raum, mit dem bei uns kaum ein stellungsloser junger Kaufmann fürlieb nehmen würde, wird durch eine Längs- und eine Querwand in vier Teile zerlegt, und an den so gewonnenen acht Wänden werden in Abständen von nicht viel mehr als einem halben Meter Bretter über einander angebracht, deren jedes einem Chinesen als Schlafstelle dient. Auf diese Weise bietet also ein Zimmerchen, das kaum einen Europäer

beherbergen kann, Unterkunft für ein viertel Hundert Zopfträger. In solchem Loch bleibt der Neuankömmling so lange, bis ihm die Compagnie, die ihn nach Amerika übergeführt hat, eine Stellung verschafft.

Das klingt überaus menschenfreundlich; in der Wirklichkeit handelt es sich aber um eine ausgesprochene Form der Sklaverei, denn vier oder fünf Jahre lang erhält der Kuli nicht einen Pfennig Lohn, sondern der Erlös seiner Arbeitskraft wandert als Ersatz für das Überfahrtsgeld in den Säckel der betreffenden chinesischen Kapitalisten-Gesellschaft. Am liebsten ist es der letzteren natürlich, wenn sie den



Christliche Handwerker.

Neuankömmling gleich auf mehrere Jahre an irgend ein größeres Unternehmen vermieten kann. Beispielsweise wurde die Zentral-Pacific-Eisenbahn fast ausschließlich von Kulis gebaut. Die Gesellschaft stand sich natürlich recht gut dabei, denn die Verpflegung und Kleidung stellte sich für den Kopf jährlich auf vielleicht 50 bis 60 Dollars, und wenn sie als Lohn an die Gesellschaft 100 Dollars bezahlte, so kostete ihr die einzelne chinesische Arbeitskraft jährlich nicht viel mehr als 600 Mark, während der Lohn für Europäer mindestens das Vierfache betragen hätte und ganz andere Vorkehrungen für Verpflegung, Küche und Barackenlager notwendig gewesen wären.

Das beste Geschäft machten natürlich die chinesischen Transport-Gesellschaften, denn da sie immer ganze Schiffe mieteten und dreimal

mehr Menschen darauf unterbrachten als eigentlich zulässig war, so kostete ihnen die Überfahrt des Einzelnen kaum mehr als sechzig Mark, während dieser in seiner vier- oder fünfjährigen Sklavenzeit mindestens das Zehnfache, wenn er aber intelligent war, selbst das Fünfzigfache einbrachte, da die Gesellschaften die besseren Leute als Hausdiener, Laufburschen, Köche, Minen- und Fabrikarbeiter, Handwerker und dergl. vermieteten. Das ist nach unserer Ansicht eine kapitalistische Ausbeutung, wie sie ärger gar nicht gedacht werden kann, aber der Chinese hält dies Verfahren für völlig gerechtfertigt und erfüllt deswegen auch seine Pflicht meist zur größten Zufriedenheit des Brodherrn, der ihn gemietet hat. Schon in den siebziger



Chinesische Christen.

Jahren wurde allen chinesischen Einwanderern bei ihrem Eintreffen im Hafen durch amerikanische Dollmetscher auf Anordnung der Regierung vorgelesen, daß es in Amerika keine Sklaverei gäbe, daß etwa dahin lautende Verträge, welche der Einzelne in China abgeschlossen habe, null und nichtig wären und daß jeder dahin gehen könne, wohin es ihm beliebe — aber es ist nie ein Fall bekannt geworden, daß jemand von diesem Rechte Gebrauch gemacht habe. Überhaupt werden die amerikanischen Gerichtshöfe fast nie von Chinesen angerufen, sondern die genannten Gesellschaften haben besondere chinesische Richter eingesetzt, vor denen deren Landsleute alle ihre Streitigkeiten zur Entscheidung bringen.

Am schlimmsten waren aber die Frauenzimmer daran, die sich verleiten ließen, nach Amerika zu fahren, denn während die Männer

nach Beendigung ihrer Sklavenzeit frei wurden und dann für ihre eigene Tasche verdienen konnten, kamen die Mädchen fast nie aus der Sklaverei heraus. Während der zwanzig Jahre der hauptsächlichsten Chinesen-Einfuhr haben sich kaum ein paar hundert Mädchen verheiratet und ein ebenfalls nur sehr geringer Prozentsatz hat als Dienstboten, Verkäuferinnen u. s. w. bei wohlhabend gewordenen Landsleuten Stellung gefunden. Die große Masse wurde sofort nach der Ankunft für einen Preis, der zwischen 1600—2400 Mark schwankte, an übelberüchtigte Häuser verkauft. Aber meist dauert die Freude, mit geschminkten Wangen, großen Porzellanringen an Handgelenken und Knöcheln, zierlich gestickten Gewändern, Pumphosen und buntem Schmetterlings-Haarputz auf den Straßen stolzieren zu können, nicht lange. Siechtum und Krankheit machen das arme Geschöpf bald für den Besitzer nutzlos und dann wird es erbarmungslos aus dem Hause gejagt, um von der Polizei aufgefunden und ins Krankenhaus gebracht zu werden. Fast nie gelingt es, von dem Mädchen den Namen des betreffenden unbarmherzigen Brodherrn zu erfahren; es nennt einen Namen, weiß aber angeblich die Wohnung nicht, und die Polizei ist dann machtlos. Ist jedoch die Krankheit zu weit fortgeschritten, so bringt der Herr das Mädchen auch wohl in einen Kellerraum, giebt ihm einen Teller voll Reis und überläßt es dem Tode durch Hunger und Entkräftung. —

Hat der männliche Kuli seine Sklavenzeit hinter sich, so beginnt für ihn das Glück seines Lebens. Er vermietet sich entweder als Diener, Koch oder Arbeiter oder fängt auch selbständig oder mit einem Landsmann zusammen irgend ein Geschäft an, das wenig Kapital und wenig Kraftaufwand erfordert. Vornehmlich ist es der Zigarrenhandel und die Wäscherei, die ihn anlocken. Es giebt vom Stillen bis zum Atlantischen Ozean kaum ein Städtchen, in dem sich nicht wenigstens eine chinesische Waschanstalt befindet. Meist ist es ein dumpfes Kellerlokal, in dem eine entsetzliche Hitze und eine noch furchtbarere Luft herrschen, aber die Wäsche wird so blendend weiß und glänzend zurückgeliefert, wie es keine irische oder deutsche Frau fertig bringt, und daher fehlt es dem Chinaman auch nicht an Zuspruch. Dabei ist der Chinese klug genug, den Preis nicht herabzudrücken (in New-York kostet Waschen und Bügeln eines Herrenhemdes 50 Pfg., weiter nach dem Westen zu: 70—80 Pfg.), so daß er thatsächlich in kurzer Zeit wohlhabend wird.

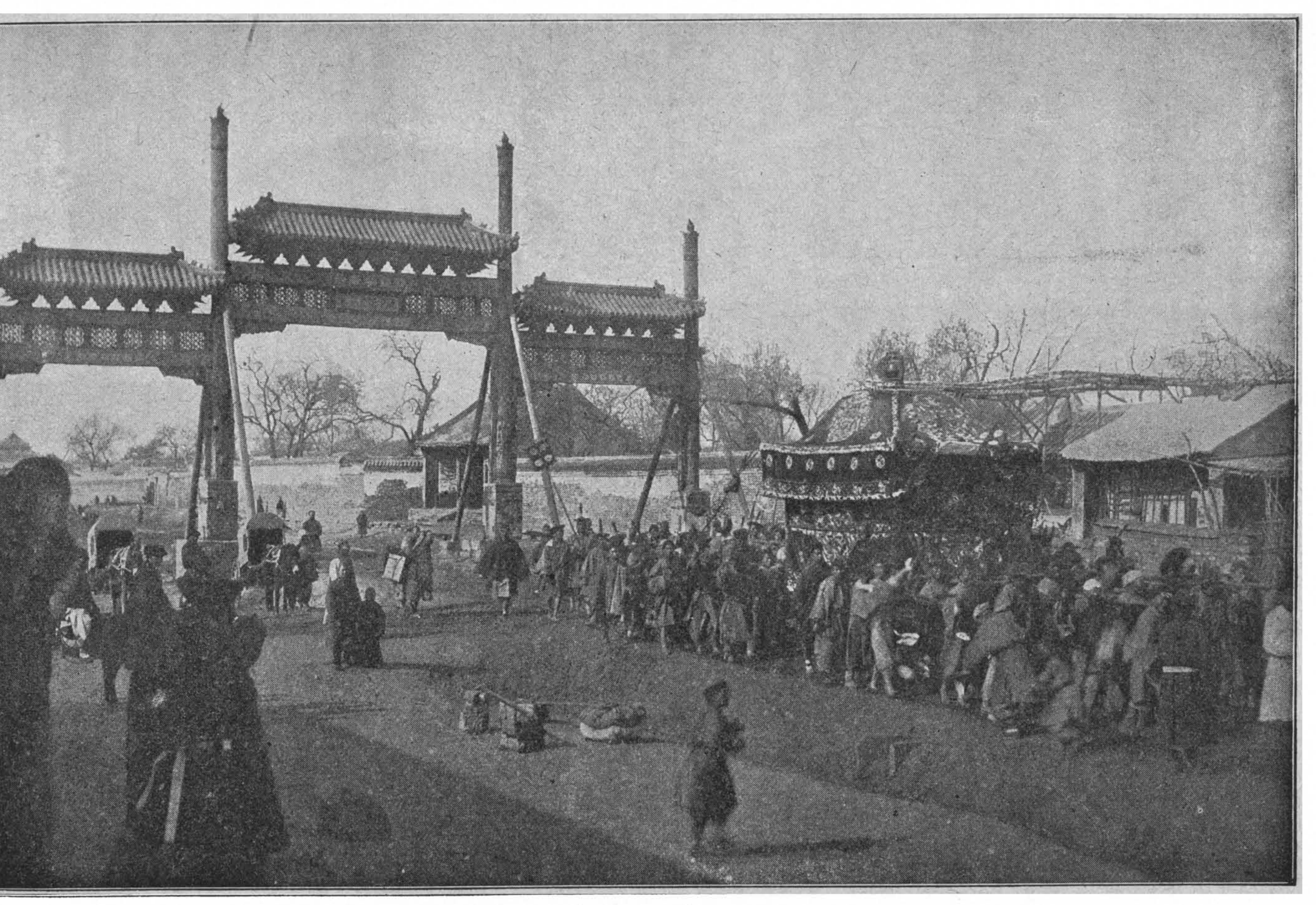
Weniger floriert das Zigarrengeschäft. An irgend einer Straßen-

ecke sehen wir einen niedrigen hölzernen Ständer, auf dem ein kleiner Kasten steht, dessen ganzer Inhalt sich aus einem Dutzend Zigarren, einigen Zigaretten und ein paar Stücken Kautabak zusammensetzt, und neben dem ein unglaublich magerer Chinese vom frühen Morgen bis zum späten Abend herumtrippelt. Seine Kundschaft besteht aus ein paar jugendlichen Stiefelputzern, die sich ausnahmsweise mal den Genuß einer Zigarre leisten wollen; aber billig, sehr billig muß sie sein, denn mehr als 2 Cents legen sie keinesfalls an. Andere Leute haben



Eine chinesische Waschanstalt in New-York.

schon genug, wenn sie seine Zigarren sehen — und ganz Unrecht haben sie nicht, denn als wir drüben waren, ereignete sich folgende niedliche Geschichte. Tritt da eines Tages ein Policeman an einen solchen Chinesen heran und fragt ihn nach der „Lizenz". In dem freien Amerika darf man nämlich auch nicht alles thun, was man will, sondern man braucht zu mancherlei eine obrigkeitliche Erlaubnis, z. B. zum Tabaksverkauf, und zwar kostet dieselbe jährlich 20 Mark. So viel wirft aber das „Geschäft" unseres Chinesen kaum im ganzen Jahre ab; also hat er keine und muß ins Loch und wird am nächsten



Ein chinesischer Leichenzug.

Tage dem Polizeirichter vorgeführt. Auf dem Polizeigericht giebt es aber viel Spaß, viel zu lernen und auch manchmal etwas zu verdienen, so daß jüngere Rechtsanwälte, die noch keine Praxis haben, dort immer zahlreich zu finden sind. Unser Chinese wird auf die Anklagebank geführt, der Polizist macht seinen Bericht, der Richter findet die Sache ungeheuer einfach: der Mann ist schuldig! „erhebt irgend jemand Widerspruch?“ — „Ich“, erschallt es durch den Saal — und ein junger Rechtskundiger tritt vor. Der Richter weiß natürlich, daß jetzt Spaß gemacht werden soll, legt sich würdevoll in die Lehne seines Stuhles zurück und sagt „Schön, mein Herr, was haben Sie einzuwenden?“ — „Euer Ehren“, erwidert der Junge, „das Gesetz besagt, daß ein jeder, der Taback roh oder in irgend welcher anderen Form verkauft, einen Erlaubnisschein zu lösen hat.“ — „Gewiß“ entgegnet der Richter, „und weil der Angeklagte einen solchen nicht besitzt, hat er sich einer Gesetzesverletzung schuldig gemacht.“ — „Das bestreite ich, Euer Ehren; der Angeklagte braucht keine Lizenz.“ — „Was?“ sagt der Richter, dem der Spaß nun zu toll wird, „Sie haben doch selbst die Gesetzesstelle angeführt?“ — „Das Gesetz spricht ausdrücklich von Tabak und von Tabaksfabrikaten. Ich behaupte aber, daß in den Zigarren des Angeklagten auch nicht die Spur von Tabak vorhanden ist, so daß das Gesetz auf ihn keine Anwendung finden kann.“ Der Richter starrt den jungen Rechtskollegen hilf- und sprachlos an. Dieser macht das bescheidenste Gesicht von der Welt und sagt „Möchten Euer Ehren nicht eine von den Zigarren probieren, um sich von der Wahrheit meiner Behauptung zu überzeugen?“ — Der Richter wirft entsetzt einen Blick auf die strohgelben Dinger, welche Zigarren vorstellen sollen, dann brüllt er mit Stentorstimme: „Das Gericht spricht den Angeklagten frei!“ — Der Chinese zog glückstrahlend seines Weges, aber dem chinesischen Zigarrenhandel hat der Urteilsspruch nicht allzu sehr auf die Beine geholfen.

Während daher der Zigarrenhandel nur noch von solchen betrieben wird, die die Hoffnung „reich zu werden“ aufgegeben haben und nichts weiter als „zu leben“ wünschen, giebt es außer der Wäscherei doch noch eine ganze Menge Berufe, z. B. Anfertigung von Feuerwerkskörpern, Spielwarenfabrikation u. s. w., welche dem Chinesen bei seiner bescheidenen Lebensweise ermöglichen, nach einem Jahrzehnt fleißiger Arbeit als wohlhabender Mann in seine Heimat zurückzukehren. Aber selbst diese Rückkehr ist ihm nur möglich, wenn er eine Bescheinigung der sechs Transport-Gesellschaften beibringt,

daß er alle durch seine Hinfahrt entstandenen Kosten abgearbeitet hat. Ohne eine solche weist ihn die Pacific Steam Navigation Co. vertragsmäßig von allen ihren Dampfern zurück, und da sich die Gesellschaften für die Ausstellung eines solchen Passes 20 Mark bezahlen lassen, wird der Chinese also zum Schluß, nachdem er seine Schuld bereits zehnfach entrichtet hat, nochmals geschröpft.

Zweckmäßiger wäre es jedenfalls, wenn der Zurückgehende eine Bescheinigung beibringen könnte, daß er seinem weißen Lohngeber gegenüber redlich gehandelt habe, denn während Untreue gegen seine Stammesgenossen infolge der scharfen Kontrolle überaus selten ist, macht sich der Chinese viel weniger ein Gewissen daraus, seinen weißen Brodherrn, nachdem er ihm Jahre lang zur vollsten Zufriedenheit gedient hat, plötzlich unter Mitnahme des Silberzeugs, der Schmucksacher oder anderer leicht transportierbarer Wertgegenstände zu verlassen Nachforschungen sind meist zwecklos, da der Diebstahl fast immer erst zur Ausführung gelangt, wenn der Betreffende alles für die Rückfahrt vorbereitet hat und weiß, daß der Dampfer nach wenigen Stunden in See sticht. Dem Weißen gegenüber ist also weder Dankbarkeit noch Redlichkeit vorhanden, sondern nur der Wunsch, ihn nach Möglichkeit auszubeuten; ja, nicht einmal begraben will der Chinese im Lande der Weißen sein.

Die Gesellschaft, welche den Einzelnen nach Kalifornien schafft, ist unbedingt verpflichtet, im Todesfalle dessen Leichnam kostenlos nach der Heimat zurückzubefördern. Zu diesem Zwecke werden die verstorbenen Chinesen auf einem besonderen Kirchhofe bei St. Franzisko bestattet, auf dem die Verwesung der Leichen künstlich beschleunigt wird. Nach einem gewissen Zeitraum werden die Überreste wieder ausgegraben, die Knochen von den noch anhaftenden Teilen gesäubert, und dann das Knochengerüst mumienartig zwischen dünnen, mit dem Namen des Verstorbenen versehenen Brettern verpackt und nach China zurückgeschickt.

Wenn es nur etwa einem Viertel der nach Amerika eingewanderten Chinesen möglich gewesen ist, das erhoffte Ziel, wohlhabend zu werden — wozu ja nach dortigen Begriffen nur der Besitz von einigen hundert Dollars gehört — als unabhängiger Arbeiter in einem Zeitraum von zehn Jahren zu erreichen, so liegt die Schuld lediglich an den Nationallastern der Chinesen und dem dadurch verursachten Geldaufwand. Frauenhäuser, Opium-Giftbuden und namentlich Spielhöllen, die wir später noch im einzelnen kennen lernen werden, sind es, die den Beutel

der sonst so habgierigen und sparsamen Chinesen immer aufs neue leeren und die Erreichung des gesetzten Zieles erschweren.

Dieser scheinbare Mißerfolg nimmt der chinesischen Einwanderung aber nichts von ihrer Gefährlichkeit. Wollten Europäer so eng zusammengepfercht wohnen, so würden in kürzester Frist Seuchen ausbrechen; müßten Kaukasier sich mit den Speisen begnügen, die zum Unterhalt der Chinesen völlig ausreichen, so würden sie in kurzer Zeit



Irreguläres mit den Boxern fraternisierendes Militär in Tientsin.

zu jeder Arbeit unfähig sein und langsam dem Hungertode anheimfallen. Auf dem Arbeitsmarkte kann also die weiße Rasse der gelben niemals Konkurrenz machen, und da sie überdies von der letzteren im Durchschnitt an Schnelligkeit und Geschicklichkeit übertroffen wird, so muß es die Aufgabe aller europäischen Kulturstaaten sein, einer etwa drohenden Kuli-Einwanderung — und die Absicht einer solchen wäre nach Beendigung des gegenwärtigen Krieges keineswegs ausgeschlossen — sofort einen Riegel vorzuschieben.

Die Boxer und ihr Schlachtruf.

Wenn die Chinesen bei dieser Sachlage die Europäer, denen sie so gern ihr Ausschuß-Porzellan, ihre wackligen Bambusmöbel und ihre verschrobenen, spiegelblank polierten Figürchen um hohen Preis verkaufen, die „weißen Teufel“ nennen, scheint solch Vorwurf geradezu unbegreiflich. Wir werden aber weiterhin erfahren, daß England vor sechzig Jahren in einer nicht entschuldbaren Weise mit China Krieg begonnen, sich dadurch Eingang in das bis dahin völlige abgeschlossene Land erzwungen und Frankreich zu ähnlichem Vorgehen veranlaßt hat.

Deswegen richtet sich der jetzige Aufstand der Chinesen auch in erster Reihe gegen diese beiden Nationen, und unser deutsche Gesandte ist wohl nur der aufgestachelten Volksleidenschaft, die zwischen den „Fremden“ keinen Unterschied zu machen versteht, zum Opfer gefallen.



Moritz von Brandt, ehemaliger deutscher Gesandter in China.

Was die „Boxer“ sind und was sie eigentlich bezwecken, ist bisher noch keineswegs aufgeklärt. Zwei der bedeutendsten Kenner chinesischer Verhältnisse widersprechen sich ziemlich stark in ihren Ansichten.

Der frühere deutsche Gesandte von Brandt führte im Juliheft der „Deutschen Revue“ folgendes aus: „Das Bestreben der einzelnen Mächte, sich besondere Vorteile zu sichern, wozu Frankreich das Beispiel gegeben hatte, mußte zu Eifersüchteleien und gegenseitigen Verdächtigungen bei der chinesischen Regierung führen, die in diesen Vorfällen nur die Bestätigung ihrer Auffassung sehen konnte, daß die Eifersucht der fremden Mächte gegen einander der beste Schutz Chinas sei. Die als Aufstand der Boxer bezeichneten Unruhen — in Wirklichkeit heißt die Gesellschaft I ho chuan, d. h. der Bund der vereinigten Patrioten; chuan, gleich ausgesprochen, wenn auch anders geschrieben, kann aber ebenfalls „Faust“ bedeuten, und so haben wir es entweder mit einem Übersetzungsfehler oder mit einem chinesischen Wortspiel zu thun — sind das natürliche Ergebnis des Vorgehens der fremden Regierungen, die bei den verschiedenen seit 1895 an China gerichteten Forderungen übersehen haben, daß auch der Chinese eine natürliche und nicht ganz unberechtigte Abneigung dagegen haben kann, finanziell und industriell depossediert und zur Aufteilung ver-

urteilt zu werden. Der Aufstand der Boxer ist also, wenn auch nicht entschuldbar, so doch verständlich, und man braucht durchaus nicht an eine Mitschuld der chinesischen Regierung zu glauben, um zu verstehen, daß sie einer Bewegung nicht feindselig gegenübergestanden habe, die den Fremden beweisen konnte, daß die Aufteilung Chinas nicht so leicht vor sich gehen würde, wie dieselben sich vorzustellen schienen."

In mancher Beziehung das Gegenteil sagte der bekannte Bischof von Südschantung, Monsignore Anzer, zu gleicher Zeit einem Vertreter der Wiener „Neuen Freien Presse":

„Wie viel Irriges wird über die Boxer behauptet! Ich lese in den Zeitungen, daß sich die Sekte aus der Hefe des Volkes zusammensetze. Ganz und gar nicht. Es giebt allerdings Gesindel unter ihnen. Doch weiß ich, daß auch die besten Stände Chinas unter ihnen vertreten sind — Gelehrte, Mandarinen, hohe Beamte. Ich kenne den Chef der Sekte. Er heißt Chan und ist ein Gelehrter. Er verkündet, daß das regierende Herrscherhaus, die Dynastie der Mandschus, die Fremdlinge seien, abgesetzt werden müsse. Die Bewegung der sogenannten Boxers richtet sich also gegen die Dynastie.

Chan will selbst Kaiser werden. Er macht auch kein Hehl daraus. Er hat sich bereits wiederholt öffentlich im gelben Anzuge gezeigt, und das Gelb ist das Abzeichen der höchsten Gewalt. Das Gelb kommt nur dem Kaiser zu.

Der Hof in Peking ist demnach verblendet, daß er die Boxer im Geheimen unterstützt, in der Meinung, sie strebten nur die Austreibung der Fremden an und hätten demnach ausschließlich nationale, patriotische Ziele. Das sogenannte Edikt der Kaiserin, in welchem sie die Boxer mit dem Tode bedroht, halte ich für Komödie. Möchten sich die europäischen Mächte nur nicht von solchen Manövern des kaiserlichen Hofes in Peking irreführen lassen.

Der Hof hat es nie ehrlich mit der Bekämpfung der Boxer gemeint. Ein Günstling des Hofes, Jü, ist als der eigentliche Gründer der Sekte anzusehen. Er war Präfekt in Schantung während des chinesisch-japanischen Krieges. Schon schien es, daß die siegreichen Japaner dauernd nach China hinübergreifen würden; da entstand aber die Sekte „vom langen Messer", mit dem Programm, die Fremden, in dem besonderen Falle die Japaner, von China abzuwehren. Das war gewiß ein patriotischer Zweck. Die neue Sekte machte sich an weitere Aufgaben, an die Bekämpfung des Banditenwesens. Auch dies war ein löbliches Ziel. Doch bald mordeten die Leute die Fremden.

Ich machte in Peking darauf aufmerksam. Man schickte Jü zu ihrer Bekämpfung aus — Jü, welcher der geheime Stifter und Schützer der Sekte war. Er beging den schlauen Streich, die Sekte als nicht mehr bestehend hinzustellen. Indessen aber stand sie unter einem neuen Namen auf, als Sekte „von der roten Faust", und die Engländer nannten sie fortan „Boxers". Jü wurde Vizekönig von Schantung. Als von unserer Seite der Regierung in Peking Jü als Förderer der Boxer bezeichnet wurde, rief man ihn ab, aber nur, um ihn im Range zu erhöhen. Die chinesischen Beamten in der Gegend, in der meine mehr als 50 000 Köpfe zählende Mission steht, hatten in einem geheimen Edikt des Vizekönigs die Weisung, die Boxer ruhig gewähren zu lassen. Diese konnten also stets höherer Deckung sicher sein, wenn sie etwa Christen mordeten. Wie oft haben es mir jene chinesischen Beamten, zu denen ich und die Unseren gut stehen, im Stillen versichert, daß sie sich gern unser annehmen würden, wenn sie nicht dadurch die ihnen gewordenen geheimen Befehle verletzten.

Die Sekte verbreitet sich noch immer. In Schantung ist sie entstanden, und nun hat sie schon in vielen Teilen Chinas, wenn auch keineswegs im ganzen Reiche, Platz gegriffen." —

Wir wollen aber noch einem Dritten das Wort verstatten, nämlich einem hohen chinesischen Beamten, der den Aufstand in einer mehr den europäischen Verhältnissen angepaßten Weise zu erklären sucht. Li-Te-schun, ein Mitglied der chinesischen Gesandtschaft in Berlin und zugleich Vorsteher des Geheimen Kabinetts zu Peking, führt die Wirren auf soziale Übelstände zurück:

„Seit nunmehr einem Jahre ist der Bahnbau zwischen Peking und Tientsin vollendet. Allmonatlich beinahe erstehen in Verbindung hiermit kleine Anschlußbahnen, die hauptsächlich dem Kohlentransport zu dienen haben. Während nun früher, als dieses Bahnnetz noch nicht bestand und beide Städte noch nicht durch einen Schienenstrang verbunden waren, tausende und abertausende von Arbeitskräften bei dem starken Verkehr zwischen beiden Orten, der sich damals noch auf den Land- und Wasserstraßen abspielte, ihr tägliches Brot als Kameel- oder Eseltreiber, Wagenführer, Herbergsbedienstete, Lastträger und Bootsführer fanden, ist im Augenblick, wo der erste Zug von Peking nach Tientsin rollte, dieser ganzen Schar von Menschen ihr Erwerb genommen worden. Seit einem Jahr schon vermehrt sich die Armee von Arbeitslosen beständig. In dieser Menge gährt es also seit langer Zeit — begreiflich genug, denn Hunger thut weh! Zum Aus-

bruch allerdings wäre es auch heute nicht gekommen, denn der niedere chinesische Arbeiter ist geduldig, friedliebend und jeder Gewaltthat abgeneigt. Nun aber haben sich die „Tachuan“, oder wie sie in Europa allgemein genannt werden, die Boxer, die aus ähnlichen Gründen unzufrieden sind, der Sache bemächtigt und die allgemeine Unzufriedenheit benutzt, um ihrem Ärger Luft zu machen.



Ein Mandarin mit seinen Beamten.

Wer sind nun diese Tachuan? Ursprünglich Leute, die ihre von Jugend auf durch Übung erworbene Körperkraft und Geschicklichkeit zum Broterwerb machen. Nicht wie in Europa, sondern indem sie sich als Beschützer und Wächter an Reisende und Privatpersonen, manchmal sogar auch an den Staat verdingen. Sobald sich jemand einen Boxer als Begleiter oder Wächter gemietet hat, ist er nicht nur vor allem übrigen Gesindel und vor Räubern geschützt, sondern auch vor augen-



Die Kaiserin-Regentin Tsu-hsi (nach einem chinesischen Original).

blicklich stellungslosen Tachuan, die ihre Körperkraft nicht anders zu verwerten vermögen, als indem sie sich zu denen gesellen, gegen die sie im Fall eines Engagements schützen sollen und würden. Diese Privatpolizisten, wenn man so sagen will, bilden also die Gesellschaft der Boxer.

So hat die Gemeinschaft der Tachuan eigentlich nur die Bedeutung einer Berufsgenossenschaft, die den einzigen Zweck verfolgt, Leute desselben Berufs zu vereinen und ihnen eine Arbeitsnachweisstelle zu schaffen. Erst in den letzten Jahren hat sich dies geändert — aus den gleichen Gründen, aus denen heute andere Arbeiter zur Gewalt greifen und politische Zwecke zu verfolgen scheinen. Durch die Vereinfachung des Verkehrs und durch die Hebung der Sicherheit auf den Landstraßen sowie in den Städten sind auch die Boxer entbehrlich und deshalb brotlos geworden. Während früher sogar die Provinzialbehörden selbst, wenn sie große Geld- oder Werttransporte zu besorgen hatten, sich eine größere Anzahl der sogenannten Boxer zum Schutz des Transports mieteten und kein Privatmann eine Reise antrat oder auch nur Geld im Hause verwahrte, ohne sich mindestens einen Tachuan als Begleiter oder Wächter zu nehmen, transportiert man heute auf der Eisenbahn schneller und sicherer, ohne einen Beschützer zu brauchen, und reist auch ebenso ohne Begleiter.

Während nun der arme, verhungerte und körperlich schwache Arbeiter es nie unternommen hätte, zu Gewaltmaßregeln zu greifen, und seinem Jammer durch aufrührerische Handlungen Luft zu machen, liegt es in der Natur der Sache und ist psychologisch und physiologisch nur zu begründet, daß der körperlich kräftige, auf Gewaltthaten dressierte Tachuan, der ja dazu erzogen ist, sich Brot und Erwerb durch körperliche Kraft zu verschaffen, auch jetzt, wo ihm der Broterwerb entzogen ist, seine Körperkraft zu Gewaltmaßregeln benutzt, um sich seinen Erwerb zu retten.

Sein Gedankengang, den er naturgemäß allen Teilnehmern am Aufstand suggeriert, ist sehr einfach zu analysieren: durch die Eisenbahnen hat er und mit ihm eine große Zahl Arbeiter ihr tägliches Brot verloren — die Eisenbahnen sind von den Europäern ins Land gebracht — gäbe es keine Europäer, so gäbe es auch keine Eisenbahnen; folglich müssen die Europäer hinaus! So ist eine Brotfrage zu einer politischen Frage, die Angst ums tägliche Brot zum Ärger über die Fremden geworden. In erster Reihe mag sich also sein Zorn gegen die Europäer richten. Da er und seine Ge-

nossen aber der Ansicht sind, die Dynastie, die ja auch fremd im Land ist, halte es mit den Fremden gegen ihn, so wird er folgerichtig auch ein Feind der Dynastie.

Die Ansicht, der chinesische Hof und insbesondere die Kaiserin-Mutter sei fremdenfeindlich, beruht auf vollkommener Verkennung der Verhältnisse. Die gegenwärtige Dynastie und mit ihr der ganze Hof sind Mandschu, also genau betrachtet ebenfalls fremd im Land. Die Mandschu stehen den Mongolen beinahe ebenso fern, wie den Kaukasiern, ja in vielen ihrer Gebräuche und Sitten nähern sie sich sogar sehr dem europäischen Westen. So im freien Verkehr beider Geschlechter untereinander, im Umstand, daß ihre Frauen nicht gleich den Chinesenfrauen ihre Füße verkrüppeln, in der Schrift — sie besitzen ein Alphabet, das sogar ebenfalls mit dem Buchstaben A beginnt — in der Begrüßungsform und in vielen andern Punkten. Daß die Mandschu, also der Hof, sich ziemlich entfernt von den Fremden halten und mit ihnen weniger in Berührung kommen als die Chinesen, ist wahr und mag viel zu ihrem Ruf der Fremdenfeindlichkeit mit beigetragen haben. Aber nicht in dieser liegt die Ursache. Die Mandschu sind fast alle Bannerherren (Chijen), d. h. Soldaten, und es ist ihnen streng verboten, sich dem Kaufmannsstand zu widmen. So entfällt der äußere Anlaß zum Verkehr. Andererseits aber dürfen sie sich auch nicht vom Hof entfernen, ja nicht einmal in die Chinesenstadt gehen, ohne fürchten zu müssen, ihres Standes verlustig und zu Chinesen erklärt zu werden. Also auch die Gelegenheit, mit den Fremden in Berührung zu kommen, es sei denn bei Empfängen oder im diplomatischen Verkehr, fehlt ihnen. So verharrt der Hof mit seinen Leuten in seiner starren Abgeschlossenheit und ist dadurch in den Ruf der Fremdenfeindlichkeit gekommen. Mit größtem Unrecht! Giebt es doch unter den Chijen sogar Christen!

Ist es unter solchen Umständen noch nötig zu betonen, daß der Hof allen Grund hat, zu wünschen, der Aufstand möge so schnell als nur möglich sein Ende finden? Würde er doch dadurch aus der unangenehmen Situation kommen, von zwei Seiten, mit denen beiden er im Frieden leben möchte, beschuldigt zu werden, von der einen der Fremdenfreundlichkeit, von der andern der Fremdenfeindlichkeit."

Es wird unter diesen Umständen gewiß noch geraume Zeit dauern, bevor man sich darüber klar werden wird, aus welchen Elementen sich die Boxer zusammensetzen und inwieweit der Hof die fremdenfeindliche Bewegung unterstützt hat. An allen asiatischen Revolutionen ist ein

Prinz, der gern selbst den Thron besteigen möchte, und ein Teil der Hofgesellschaft beteiligt, und so wird es auch in diesem Falle sein. Wir werden ja noch weiterhin die hauptsächlichsten Personen des kaiserlichen Hauses und die höchsten Würdenträger des Landes zu schildern haben und wollen uns daher jetzt darauf beschränken, den Aufruf, den die Boxer verbreitet haben, mitzuteilen:

„Die Götter helfen den Boxern,
Dem patriotischen, harmonischen Korps,
Und zwar darum, weil die fremden Teufel das Reich der Mitte stören.
Sie nötigen das Volk, ihre Religion anzunehmen,
Dem Himmel den Rücken zu kehren,
Die Götter nicht zu verehren und die Vorfahren zu vergessen.



Eine Beratung von Tachuan.

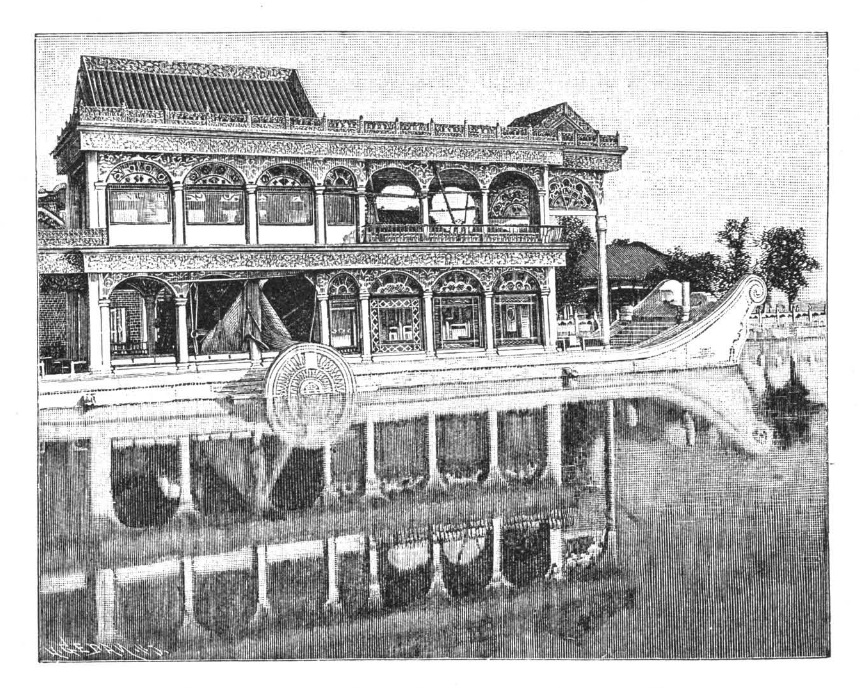
Männer verletzen die menschlichen Verpflichtungen,
Frauen begehen Ehebruch.
Fremde Teufel sind nicht von Menschen erzeugt,
Wenn ihr es nicht glaubt,
So seht sie genau an,
Die Augen aller fremden Teufel sind bläulich.

Kein Regen fällt,
Die Erde wird trocken,
Dies geschieht, weil die Kirchen den Himmel verschließen.
Die Götter zürnen,
Die Genien sind ärgerlich;
Beide kommen herunter von den Bergen, um ihre Lehre zu predigen.

Das ist kein Gerücht.
Die Übungen der Boxer werden nicht vergebens sein.
Rezitiert Beschwörungen, sprecht Zauberworte aus,
Verbrennt gelbes beschriebenes Papier,

Zündet Räucherstöcke an,
Um die Götter und Genien aller Grotten einzuladen.

Die Götter kommen heraus aus den Grotten,
Die Genien kommen herunter von den Bergen,
Sie helfen den menschlichen Körpern das Boxen zu üben.
Wenn die militärischen Fertigkeiten und die Taktik
Genau gelernt sind, dann wird es nicht schwer sein,
Alle fremden Teufel auszurotten.



Die steinerne Schunke der Kaiserin-Regentin von China.

Schiebt die Eisenbahnschienen zur Seite,
Reißt die Telegraphenstangen heraus,
Und gleich hierauf zerstört die Dampfer.
Das große Frankreich
Wird kalt im Herzen und kleinmütig werden.
Die Engländer und Russen werden sicherlich zersprengt werden.
Laßt die verschiedenen fremden Teufel alle getötet werden,
Möge das ganze herrliche Reich der großen Ching-Dynastie immer gedeihen!"

Die Provinz Petschili.

Taku.

Von den achtzehn Provinzen des chinesischen Kaiserreiches ist Petschili die wichtigste. Ihrem Umfange nach gehört sie allerdings zu den kleinsten des Reiches, denn sie umfaßt nur gegen 148357 Quadratkilometer (etwa so viel wie Ost- und Westpreußen, Brandenburg, Pommern und Schleswig-Holstein zusammen), dagegen hat sie eine Bevölkerung von über 37 Millionen Einwohnern, also etwa 250 Köpfe auf den Quadratkilometer, während die Bevölkerungsdichtigkeit im Königreich Sachsen, dem bevölkertsten Bundesstaate des deutschen Reiches, noch nicht 180, im Königreich Preußen noch nicht 80 Köpfe für den Quadratkilometer beträgt.

Ihre größte Bedeutung erhält die Provinz durch die Hauptstadt Peking, der Residenz des kaiserlichen Hauses und dem Sitze der höchsten Behörden, und das Betreten der Provinz war deswegen auch, seitdem die Jesuiten ihren Einfluß am chinesischen Hofe eingebüßt hatten, lange Zeit allen Fremden verboten.

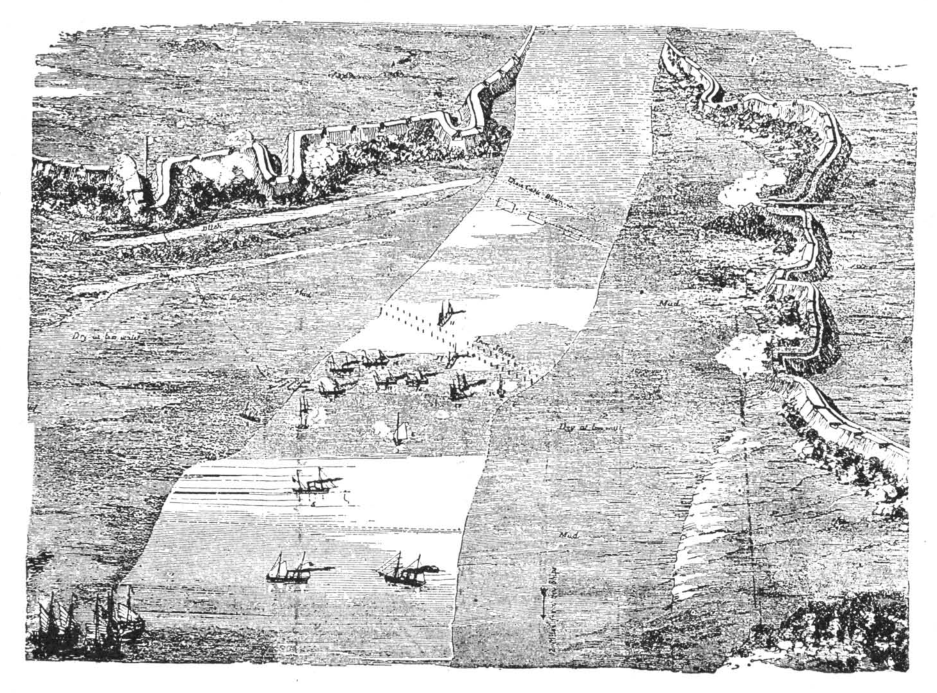
Zwar giebt es in China auch Landwege, aber sie befinden sich meist in solcher Verfassung, daß sie nur notgedrungen auf kürzeren Strecken benutzt werden; das eigentliche Verbindungsmittel bilden die Flüsse und Kanäle. Zwei solche Wasserwege, von großer Bedeutung, führen nach Peking. Den einen bildet der berühmte, 1725 Kilometer lange Kaiserkanal (Tscha-ho oder Jun-ho), der von der alten Hauptstadt (Nanking) nach der neuen (Peking) führt, den anderen bildet der Peiho-Fluß, der vom Meere über den Meerbusen von Petschili, an Taku und Tientsin vorbei, nach der Residenzstadt leitet.

Die früher so lebhafte Schiffahrt auf dem Kaiserkanal, dessen Erbauung 1289 unter Kublai-Khan begann und im fünfzehnten

Jahrhundert unter der Ming-Dynastie beendet wurde, hat seit dem Jahre 1851, wo der Hoangho plötzlich wieder sein altes Bett aufsuchte, das er sechshundert Jahre früher verlassen hatte, sehr an Bedeutung verloren. Einmal hat der mittlere Flußlauf jetzt nur in den Sommer- und Herbstmonaten Wasser genug, um selbst den flachgehendsten Schiffen die Durchfahrt zu gestatten, und zweitens ist die Reise so eintönig, daß die höheren Beamten, welche nach Peking müssen, die Fahrt über das Meer vorziehen. Trotzdem ist der Verkehr auf dem südlichen Teil des Kanals auch heute noch überaus rege, und auf dem nördlichen Teil, von Tedschou (in Nord-Schantung) bis Tungtschou (dicht bei Peking), hat eine Gesellschaft einen regelmäßigen Segelschiff-Verkehr eingerichtet, obschon das Wasser stellenweise nur eine Tiefe von zwei bis drei Fuß hat. Diese Linie erfreut sich wegen des ungemein billigen Fahrpreises einer sehr starken Frequenz durch die ärmere Bevölkerung; kostet doch der Li (chinesische Meile = 785 Meter) nur ein Cash (= $^2/_3$ Pfennig).

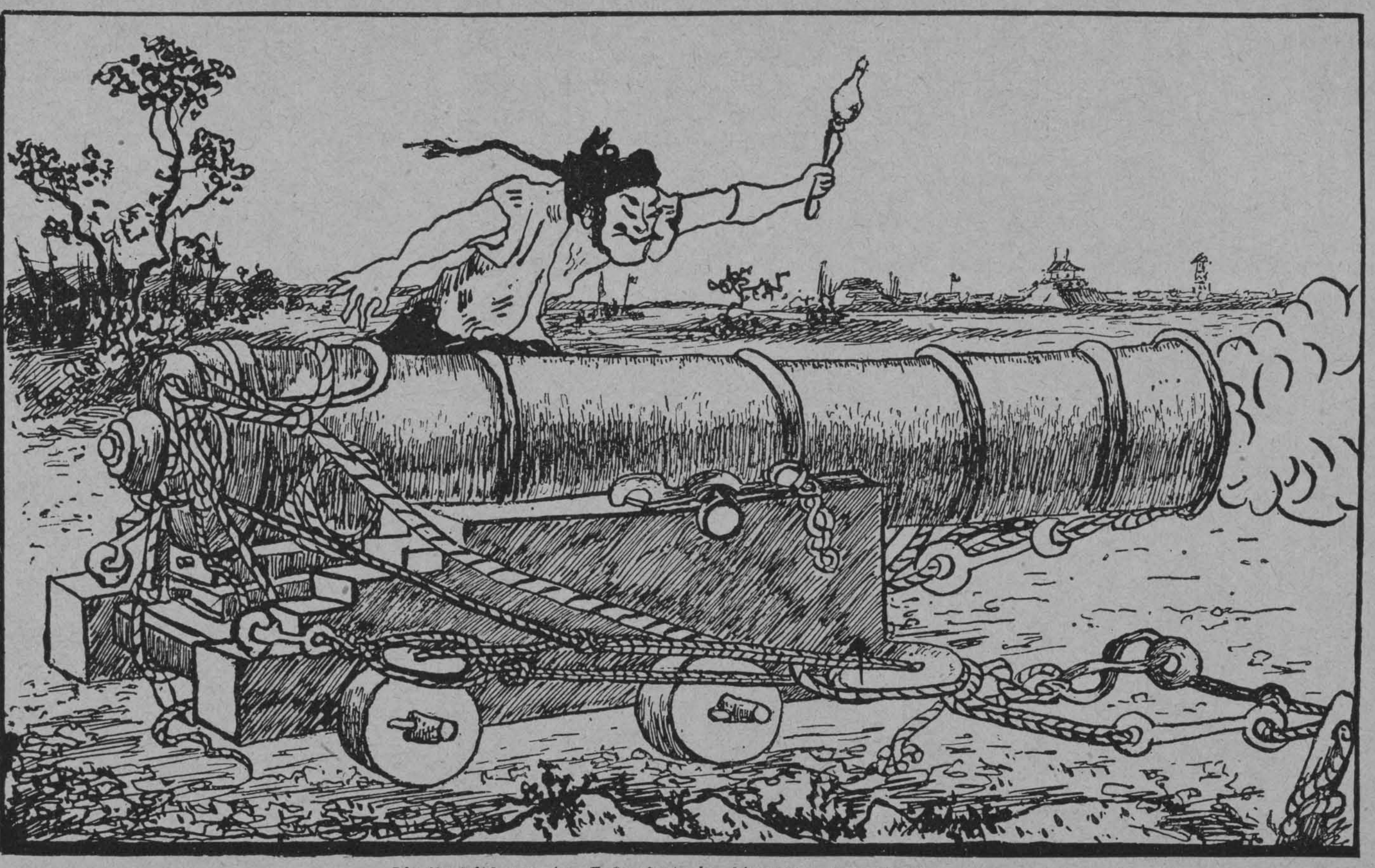
Ist diese Straße nach Peking also eigentlich nur noch dem Namen nach vorhanden, so bietet auch der Peiho mancherlei Schwierigkeiten. Wie bei allen Flüssen, welche in ihrem Laufe viel Schlamm und Schmutz mitführen, so hat sich auch vor der Mündung des Peiho im Golf von Petschili ein Querriegel von aufgeschwemmtem Erdreich gebildet, eine sogenannte Barre, über welche die großen Dampf- und Kriegsschiffe überhaupt nicht, die kleineren nur bei hohem Wasserstande gelangen können. Letztere pflegen daher einen Teil ihrer Ladung an Lichterschiffe abzugeben und warten dann den Eintritt der Flut ab. Wenn aber, wie dies sehr häufig vorkommt, eine Brise das Wasser von der Barre forttreibt, so müssen die Schiffe Tage lang vor Anker liegen, und es ist daher ein gewöhnliches Schauspiel, ein Dutzend Dampfer vor der Barre verankert zu sehen. Trotz dieser Vorsicht laufen einige der Dampfer sich regelmäßig fest, doch ist zum Glück solch Mißgeschick mit keiner allzu großen Gefahr verknüpft. Der gleichmäßige Wellengang wird nämlich durch die Barre unterbrochen und die Lage derselben ist deswegen durch die unruhige Bewegung des Wassers deutlich erkennbar. Die Schiffe nähern sich ihr daher nur mit großer Vorsicht und beim Festsitzen genügt somit meist starker Gegendampf, um sie wieder abzubringen. Allerdings bleibt dann gewöhnlich nichts anderes übrig, als nach demselben Platze zurückzukehren, von dem man ausgegangen ist, weiter zu entladen und das Glück bei der nächsten Flut von neuem zu versuchen. Ist die

Barre, deren seichteste Stelle durch eine Bake gekennzeichnet ist, aber glücklich passiert, so ist, obschon der Flußlauf bei Hochwasser fast einem Meere gleicht, bei einiger Vorsicht und Kenntnis der Gegend wenig mehr zu befürchten, und das Schiff kann bald wieder ein schnelleres Tempo annehmen. Immerhin beträgt die Entfernung von der Barre bis zum Pier von Taku für Ruderboote ungefähr fünf Stunden.



Der Angriff der europäischen Mächte auf die Taku-Forts am 25. Juni 1859.
Nach der Illustrated London News vom 24. September 1859.

Die chinesische Regierung hatte natürlich nie das geringste Interesse daran, dieses Hindernis zu beseitigen, vielmehr betrachtete sie es stets — was es auch thatsächlich ist — als das beste Bollwerk gegen einen der Hauptstadt zugedachten feindlichen Besuch. Man war daher in Peking recht unangenehm überrascht, als am 11. August 1840 ein Teil der englischen Flotte in den Peiho einfuhr, um die Übergabe der von der englischen Regierung formulierten schriftlichen Forderungen an den Kaiser zu erzwingen. Nach chinesischer Sitte machte man sofort ein sehr freundliches Gesicht und versprach alles. Sobald aber die



Die Verteidigung der Taku-Forts in chinesischer Beleuchtung.

Engländer glücklich herauskomplimentiert waren, hatte man nichts schleunigeres zu thun, als zu beiden Seiten der Mündung des Peiho, dicht vor Taku, Forts zu erbauen.

In einer primitiveren Weise, als es geschah, konnte man diese Festungswerke allerdings nicht anlegen. Sie wurden einfach aus dem Schlamm, an dem jene Gegend so überaus reich ist, zusammengebacken und mit alten Kanonen armiert, und es war daher kein Wunder, daß die unter Befehl von Lord Elgin und Baron Gros stehende englisch-französische Flotte dieselben am 22. Mai 1858 schnell zum Schweigen brachte. In dem bald darauf abgeschlossenen Friedensvertrage wurde ausdrücklich bedungen, daß die Taku-Forts nicht wieder in Stand gesetzt werden dürften, doch hielten sich die Chinesen nicht an diese Abmachung, sondern machten sie nur um so stärker. Und als im nächsten Jahre die Feindseligkeiten wieder aufgenommen wurden, verbarrikadierten sie den Flußlauf durch Ketten, Eisenstangen, unterseeische Pontons und sonstige Hindernisse und gruben außerdem auf dem Terrain vor den Wällen tausende von zugespitzten Pfählen ein, so daß die von allen diesen Vorbereitungen nichts ahnende Kriegsflotte der Westmächte unter Admiral Hope dort am 25. Juni eine recht empfindliche Niederlage erlitt und außer einer Anzahl Schiffe 464 Mann bei dem Sturme verlor.

Es war aber auch in diesem Fall weniger die Kriegskunst als das Gelände, dem die Chinesen ihren Erfolg zu verdanken hatten. Die ganze Umgebung besteht nämlich meilenweit nur aus einem Gemisch von Lehm und Koth, das alljährlich mehrmals von den lehmgelben Fluten des Peiho überschwemmt wird, und in dieses schlüpfrige und unergründliche Gelände versanken die gelandeten Soldaten bei ihrem Angriff.

Bei einer neuen Expedition im folgenden Jahre war man daher vorsichtiger. Man fuhr durch die anscheinend wiederum verstärkten Festungswerke hindurch, griff die Chinesen vom Rücken und auf ihren schwachen Punkten an, warf sie und erbeutete angeblich 518 Kanonen. Hierbei stellte sich eine Thatsache heraus, die — echt chinesisch ist. Die Angreifer wendeten sich nämlich gegen einige Wälle, von denen zwar ein ohrenbetäubender Lärm erscholl, aber keine Kanonenkugeln flogen und von denen man daher annahm, daß sie durch irgend ein Versehen ohne Munition geblieben wären. Beim Näherkommen sah man aber mit höchstem Erstaunen, daß die ganze Geschichte Blendwerk war. Die Wälle waren leicht aufgeworfene Hügel, und die Schieß-

scharten und Kanonenmündungen waren auf Papier- und Baumwollenstoff gemalte Soffiten, die an Bindfaden zwischen Bambusstäben aufgehängt waren. Da die Chinesen mit Lärm und Feuerwerk alle bösen Geister vertreiben zu können glauben, so wäre es nicht unmöglich, daß sie ihr Geschrei und ihre Theater-Requisiten auch für genügend hielten, um damit die Franzosen und Engländer zu verjagen, doch ist nicht ausgeschlossen, daß bessere Werke erbaut werden sollten, der betreffende Mandarin aber das Geld in seine Taschen gleiten ließ und dafür den Hokuspokus aufführte. — Übrigens wurde den mit dem Bajonett angreifenden Europäern noch eine zweite Überraschung zuteil. Als sie sich den Wällen näherten, wurden sie nicht mit Kugeln, sondern mit Stinktöpfen empfangen. Von diesem auch der neueren Kriegswissenschaft nicht unbekannten Verteidigungsmittel, dessen teuflischer Dunst den Atem benimmt, die Augen zu brennend heißen Thränen reizt und direkte Übelkeit hervorruft, verwendeten die Chinesen zwei verschiedene Arten. Von diesen wurde die mit angefeuchtetem Schießpulver gemischte und dadurch eine langsame Verbrennung der Stinkmasse bewirkende Sorte den Angreifern am widerlichsten.

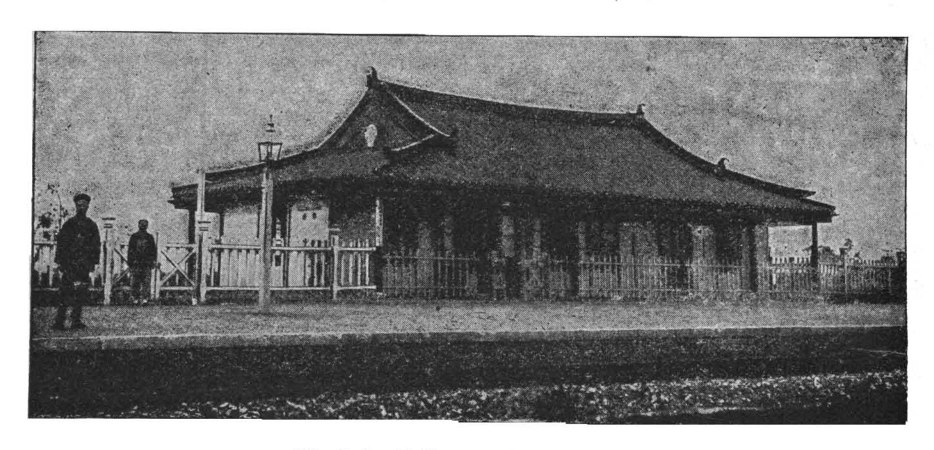
Mehrere Jahre lang wehte nun auf dem südlich gelegenen Fort das englische Banner und auf dem gegenüberliegenden die französische Trikolore, und man hatte das Schauspiel, auf der einen Seite rote Röcke, auf der andern rote Hosen exerzieren zu sehen. Diese Garnisonen waren aber nichts weniger als angenehm, denn die nächste Umgebung bestand aus Lehm und schmutzigem Wasser, und das benachbarte Taku mit seinen engen Gassen, armseligen Lehmhütten und seiner schmutzigen, fremdenfeindlichen Bevölkerung bot auch nur eine trostlose Abwechslung.

Es war daher eine allseitige Freude, als die fremden Truppen abrückten und die Forts den Chinesen wieder übergeben wurden. Diese beeilten sich, dieselben wesentlich zu verstärken und armierten sie in den siebziger Jahren mit Kruppkanonen schwersten Kalibers. Sehr wertvolle Dienste leistete den Chinesen dabei der ehemalige preußische Hauptmann von Hanneken, doch hinderte die Selbstüberhebung der chinesischen Generale auch hier, daß etwas wirklich Brauchbares zustande kam.

Kurz vor dem gegenwärtigen Kriege machte ein russischer Oberst hierüber folgende interessante Angaben: „Sechs Verteidigungswerke sind bei Taku angelegt, um die Mündung des Peiho zu sperren. Zur Bewaffnung derselben hat Krupp vortreffliche Kanonen geliefert.

Die Geschütze werden gut in Stand gehalten, aber die Befestigungen, auf denen sie aufgestellt sind, bestehen aus lockerem Lehm. Es ist sicher, daß unter den ersten Schüssen eines feindlichen Kanonenboots die Forts zusammenbrechen müssen, allein es ist wahrscheinlich, daß sie bereits vorher infolge der Erschütterung einstürzen, die durch die Schüsse ihrer eigenen Kanonen hervorgerufen wird.

Als der russische Oberst im vorigen Jahre die Taku-Forts besuchte, erklärte sie der chinesische General Lo, der das Kommando über sie führt, für „unüberwindlich". Ein Fort hat der General selber gebaut, und dieses ist natürlich noch viel unüberwindlicher als die anderen. „Ich habe Befestigungskunde studiert", sagte stolz der chinesische General, „und ich weiß, daß man die Wälle so niedrig



Eisenbahn-Stationsgebäude von Taku.

als möglich machen muß, damit sie dem Feinde keinen Zielpunkt bieten. Darum sehen Sie auch, daß das von mir errichtete Bollwerk das niedrigste von allen ist." — „Auf welche Weise", erkundigte sich der Oberst, „werden Sie die Entfernung feststellen, die zwischen Ihren Kanonen und einem feindlichen Schiffe liegt?" — „Ich werde sie mit meinen Augen messen!" antwortete der General, der „Befestigungskunde studiert" hatte. Der Oberst erklärte, daß selbst die besten Augen für diese Meßarbeit nicht ausreichen und daß darum die Artillerie-Offiziere in Europa ein besonderes Instrument hierfür besitzen. Der General Lo war sehr ungläubig, und der Oberst zeichnete ihm das Instrument auf. Als der General begriffen hatte, faßte er den Obersten unter das Kinn und sagte: „Woher habt Ihr Europäer nur alle die Ideen?" Hierauf erklärte er, daß er mehrere Exemplare des Instruments

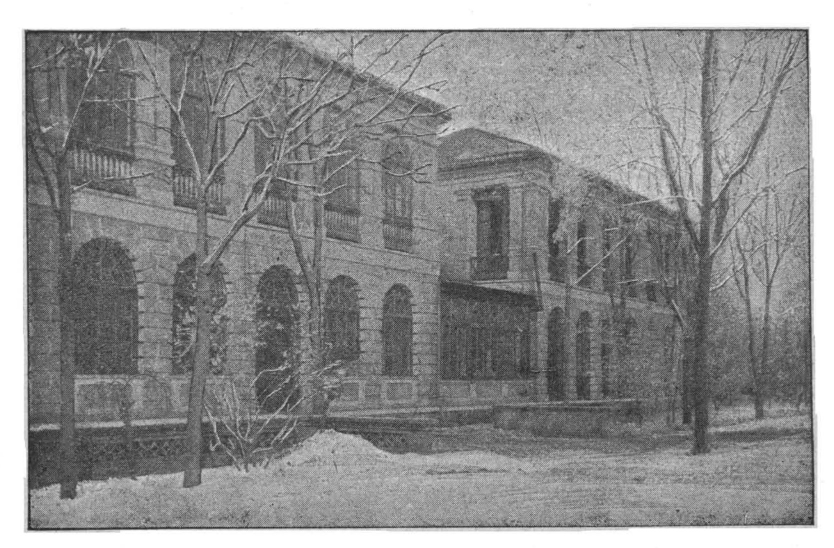


Fischerdorf am Peiho.



bestellen werde. Da sich diese Bestellung aber in der Folge als zu kostspielig erwies, begnügte sich der General Lo damit, einen Tagesbefehl zu erlassen, der allen bei den Geschützen von Taku bediensteten Offizieren vorschrieb, Brillen zu tragen, um ihre Sehkraft zu stärken."

Die „Barre" bildet also zweifellos immer noch die beste Schutzwehr von allen, und die Regierung in Peking scheint dies auch eingesehen zu haben, denn sie unterläßt seit Jahren jedwede Regulierung des Peiho, so daß das Bett desselben auf seiner ganzen Länge immer mehr und mehr versandet. Dieser Fluß windet sich nämlich in den verschlungensten Krümmungen durch das Land, und bei starkem Wasser-



Das Deutsche Konsulat in Tientsin.

gange werden daher vom Ufer fortwährend neue Stücke losgerissen, so daß die Kniebiegungen sich fortgesetzt schärfer und tiefer gestalten, das Bett aber immer flacher wird. Infolgedessen fahren sich in neuerer Zeit auch auf der Strecke Taku—Tientsin die fremden Dampfer alle Augenblicke fest, während früher dieser Teil des Flusses glatt passiert werden konnte.

Von Taku nach Tientsin.

Seitdem im Jahre 1897 die Eisenbahn zwischen Taku und Tientsin eröffnet wurde, ist in den Verkehrsverhältnissen jener Gegend ein vollständiger Umschwung eingetreten. Nicht nur daß gegen früher eine wesentliche Zeitersparnis stattfindet, sondern auch die Reisekosten haben sich außerordentlich ermäßigt. Vordem gab es nur einen Wasser-

und einen Landweg, und die Benutzung beider gehörte nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Lebens.

Auch heute noch hat der Verkehr auf dem Peiho, namentlich in der Umgebung von Tientsin eine für unsere Verhältnisse kaum begreifbare Ausdehnung. Auf einer Strecke von vielen Kilometern — viel weiter als das Auge reicht — ist das Flußufer zu beiden Seiten dicht und dicht mit Kähnen bedeckt, welche den Transport von Lebensmitteln, Gütern und Personen vermitteln. Zur Beförderung der letzteren dienen die sogenannten „Hausboote", welche von drei Ruderknechten bedient werden und mit unseren Elb- und Oderkähnen viel Ähnlichkeit haben, nur daß statt der Leinwandsegel kolossale viereckige Matten aufgezogen werden. Die Boote sind etwa zwölf Meter lang und drei breit; auf dem Hinterteil befindet sich eine geräumige, gewölbte Kajüte, das „Haus", in das man durch eine halbrunde Öffnung, die nachts durch Bohlen geschlossen werden kann, hineinsteigt. Dieses Haus ist durch eine mit Papierfenstern versehene Thür in ein größeres und ein kleineres Gemach zerlegt. Das letztere dient dem chinesischen Diener und dem Kahnführer als Schlafstätte, während das größere für den „Herrn", d. h. den Europäer, reserviert ist und wiederum in zwei Teile, Wohnraum und Schlafzimmer (Kang), zerfällt. An Mobiliar ist nur das Allernotwendigste vorhanden. Es würde unerhört sein, wenn etwa zwei Freunde zusammen ein Boot mieten wollten, vielmehr nimmt, wenn mehrere Europäer gemeinschaftlich reisen, jeder von ihnen einen Kahn.

Die Fahrt stromaufwärts wird, da das Boot die ganze Strecke von den Ruderknechten am Seil gezogen werden muß, nur dann ausnahmsweise von Fremden unternommen, wenn infolge einer Überschwemmung der Landweg grundlos geworden ist, dagegen wird die Reise abwärts lieber zu Wasser als zu Lande gemacht. Infolge der vielen Flußkrümmungen geht aber auch diese nicht besonders schnell von statten, und die Reisenden steigen daher gern mal ein Stündchen aus und wandern auf einem näheren Wege zu Fuß nebenher. Allzu viel Abwechslung bietet dieser Spaziergang allerdings nicht, denn dazu ist die Gegend zu arm, so daß selbst den Häusern jener Aufputz fehlt, der ihnen erst den chinesischen Typus verleiht. Man sieht nichts als starkbevölkerte Dörfer mit kümmerlichen Lehmhütten; Männer, die mit großen Netzen dem Fischfang obliegen und einen wenig angenehmen Geruch um sich verbreiten; Bauern, die mit ungeschickten Pflügen das Feld bearbeiten und bald ein Pferd, bald einen Esel, bald eine Kuh

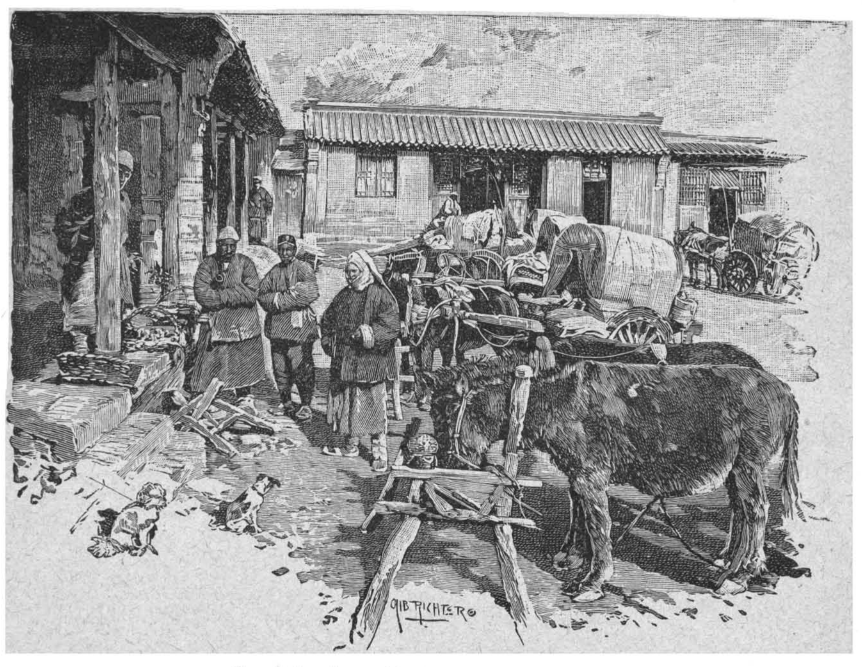
oder Ochsen, bald auch ihre eigenen Söhne und Töchter vorgespannt haben; leidlich bestellte Äcker mit Bohnen, Mais, Baumwoll- oder Rizinusstauden, aber weder einen Hügel noch einen Baum — kurz nichts als eine monotone, mehr oder weniger unter Wasser stehende Ebene.

Fast noch geringere Annehmlichkeiten bietet der Landweg, denn, wenn die Wasserstraßen in jüngerer Zeit verkommen sind, so sind die Landstraßen — abgesehen von denjenigen, auf welchen die Kaiserliche Familie zu reisen pflegt — seit Menschengedenken in traurigstem Zustande gewesen. Der zweirädrige chinesische Karren, das landesübliche Beförderungsmittel, ist auch nicht dazu angethan, die Fahrt angenehmer zu machen, zumal wenn der Reisende Gepäckstücke bei sich hat, denn dann müssen diese in dem verdeckten Innenraum untergebracht werden und der Fahrgast muß neben dem Kutscher auf der Gabeldeichsel Platz nehmen. Sehr lange pflegt ihm dieser Sitz aber auch nicht gegönnt zu werden, denn bald ermüden die einzeln hintereinander angeschirrten Pferde, und nun müssen Herr und Treiber nebenher laufen und das Gespann mit Schelten und Fuchteln anspornen und gelegentlich auch noch den Karren schieben helfen, wenn eins der Räder allzutief in das Erdreich versunken ist.

Wem aber daran liegt, Land und Leute kennen zu lernen, der mag, namentlich bei einigermaßen schönem Wetter, ruhig die Fahrt von Taku nach Tientsin zu Wagen machen. Zunächst wird ihm auffallen, daß der Weg sich durch einen einzigen endlosen Kirchhof hindurchschlängelt. Das rührt von der Pietät der Chinesen für ihre Verstorbenen her. Überall sieht man alte, längst zerfallene Särge und offene Gräber, und dazwischen erheben sich kleine Denkmäler. Letztere werden im Kreise um die Ruhestätte jedes Ahnherrn eines neuen Geschlechts gruppiert. Sie haben die Form unserer Butterglocken und richten sich in ihrer Größe je nach dem Lebensalter, das der Verstorbene erreichte, sodaß der Grabstein eines Wiegenkindes etwa einem großen Maulwurfshaufen gleicht. Da nun die Ortschaften in jenem so überaus bevölkerten Distrikt kaum einen Kilometer von einander entfernt liegen und einzelne sogar den Umfang kleiner Städtchen haben, so gleicht die ganze Strecke einer einzigen Totenstätte. Dann kann der Reisende aber auch auf seinem Wege chinesische Dorfwirtshäuser und Leckerspeisen kennen lernen und an einigen derselben vielleicht für alle Zeiten genug haben, während die Geschicklichkeit der bezopften Hoteliers, für einen halbstündigen Aufenthalt eine ellenlange Rechnung aufzusetzen, seine ungeteilte Bewunderung hervorrufen wird. Kurz und

gut: obschon die Entfernung von Taku nach Tientsin nur sechzehn Kilometer beträgt, so kann der Neuankommende auf ihr doch schon mancherlei von den chinesischen Sitten und Gebräuchen kennen lernen. Eilig darf er es allerdings nicht haben, denn sieben bis acht Stunden muß er mindestens auf den kurzen Weg rechnen, und es kann selbst später Abend werden, bis er das Ziel erreicht, wenn er am frühen Morgen fortgefahren ist.

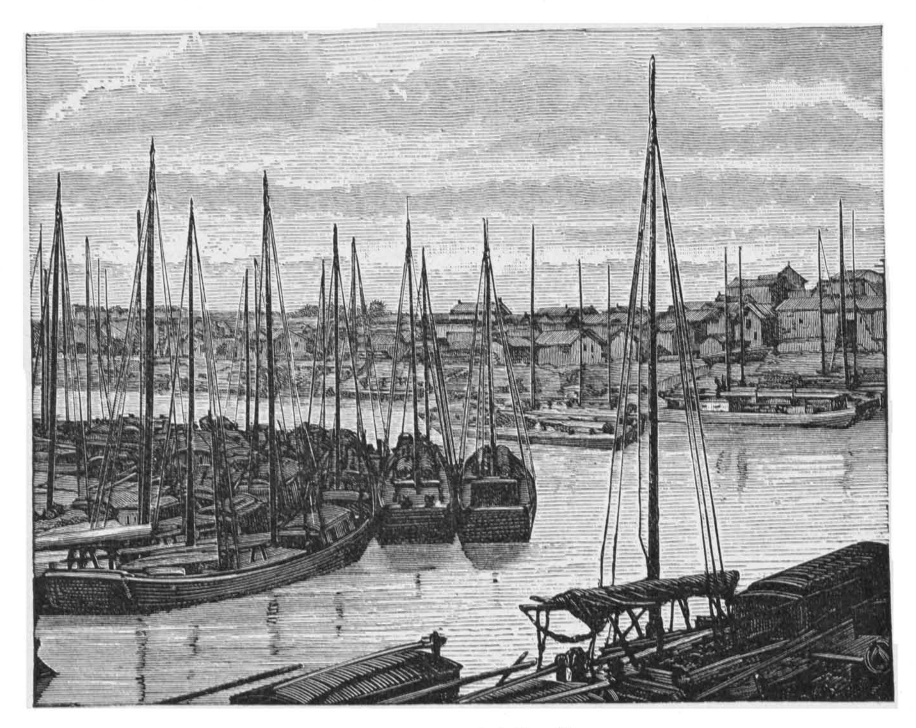
Welche Umwälzung aller Verhältnisse unter solchen Umständen die neue Eisenbahn bewirken mußte, läßt sich denken. Mitunter hapert



Im Hofe eines chinesischen Wirtshauses.

es freilich auch hier, denn der Strang ist eingeleisig, und wenn der entgegenkommende Zug zufällig Verspätung hat, dann muß der andere vor der Ausweichestelle liegen bleiben und warten. Zum Glück passiert das aber nicht zu häufig und die Strecke wird gewöhnlich in weniger als zwei Stunden zurückgelegt. Die Chinesen haben denn auch „den Wert der Zeit“ schon jetzt recht wohl begriffen. Vor dem niedrigen Stationsgebäude, in dem ein pfiffiger Zopfträger eine Art Bahnhofs-restaurant in Form eines Ladens mit allerhand Konserven errichtet hat, lauern Scharen ärmerer Chinesen und stürzen sich bei Annäherung des Zuges in wahnsinniger Hast unter den nie fehlenden Bambus-

hieben der beaufsichtigenden bezopften Polizisten auf die dritte Klasse, welche aus Güterwagen besteht, die zum Teil nicht einmal ein Verdeck haben. Wohlhabendere Chinesen fahren in der zweiten Klasse, deren Einrichtung unserer dritten entspricht, während nur wenige Vornehme in der ersten Platz nehmen. In dieser sind auch, nach Art unserer Durchgangswagen, für Europäer und hochgestellte chinesische Würdenträger besondere schmale Abteile eingerichtet, die sie von dem übrigen Reisepublikum völlig trennen.



Das Flußufer bei Tientsin.

Tientsin.

Obschon sich die sogenannten „Wahrzeichen europäischer Kultur“, wie man qualmende Fabrikschornsteine heute zu nennen beliebt, schon lange am Horizont zeigen, bevor man Tientsin erreicht hat, hat es sich im Innern doch den Typus der richtigen Chinesenstadt treu erhalten. Es zerfällt in einen kleineren, nördlich des Peiho gelegenen Teil und einen größeren, welcher südlich desselben liegt.

Beide Teile, deren mit hunderttausenden von Fahrzeugen bedeckte Flußufer wir schon geschildert haben, verbindet eine lange

Schiffsbrücke, die sich in entsetzlich verwahrlostem Zustande befindet. Zerfahrene holprige Bohlen mit Löchern und fußbreiten Spalten liegen lose auf unförmigen Pontons und sind an den Seiten durch kein Geländer geschützt. Dabei dient diese Brücke (welche täglich zu bestimmten Zeiten, deren Eintritt durch Gongschläge angekündigt wird, zum Durchlassen der Kähne geöffnet werden muß) ungezählten Menschenmassen, Wagen, Karren, Pferden, Maultieren und Kamelen als einziger Verbindungsweg, und es ist daher nichts Ungewöhnliches, daß Passanten in den Fluß stürzen, ja daß sogar bespannte Wagen über den Rand gedrückt worden.

Tientsin lebt vom Wasser! Seine ganze Bedeutung beruht darin, daß es der Vorhafen von Peking ist, und seine innerhalb dreißig Jahren auf das Fünffache angewachsene und jetzt auf mehr als eine Million geschätzte Einwohnerschaft ernährt sich vom Wasserverkehr. Zwar sind die Export- und Importziffern von Shanghai, Canton und Kaulung, ja einstweilen selbst von Amoy und Futschau größer, dafür kommt aber der kolossale Binnenhandel, der sich über den Kaiserkanal bewegt, hinzu und außerdem liegt hier das Hauptgewicht des Handels in chinesischen Händen, während er in den vorgenannten Küstenstädten fast ausschließlich durch Fremde vermittelt wird. Tientsin ist das Emporium Chinas und man kann die Bedeutung seines Handels nirgends wie hier studieren. Beträgt doch der Wert der ausgeführten Güter jährlich etwa 30 Millionen Mark, der eingeführten über 10 Millionen und der Nettowert des Gesamthandels ungefähr 150 Millionen Mark.

Die Fremdenniederlassungen liegen, ebenso wie die alte Chinesenstadt, südlich des Peiho und man muß daher, wenn man mit der Eisenbahn eintrifft, entweder die Brücke benutzen oder, was unendlich vorzuziehen ist, sich auf einer Dschunke übersetzen lassen. Die Fremdenniederlassungen sind von der eigentlichen Stadt und deren Vorstädten getrennt und bilden ein eigenes Quartier. Die bedeutendste und älteste von ihnen ist die englische Kolonie. Die soliden, massiven Häuser, welche am Quai, dem sogenannten „Bund" liegen, lassen schon äußerlich die Wohlhabenheit ihrer Mitglieder erkennen, aber nur diejenigen unserer Leser, welche in Seestädten groß geworden sind, werden den kalten, steifen Uferanlagen Geschmack abgewinnen können. — Noch weniger spricht allerdings die französische Kolonie an. Seitdem am 21. Juni 1870 der Konsul Fontanier, sowie die Mitglieder der französischen Kolonie und Mission von den fremdenhassenden Chinesen ermordet und ihre Gebäude, Kirche und Missionshaus niedergebrannt

wurden, hat die französische Ansiedlung sich nie wieder recht erholen können. Die Zahl der Franzosen ist nicht groß und sie halten sich von den übrigen Europäern ziemlich fern, dagegen haben sie Chinesen die Niederlassung in ihrem Viertel gestattet, wodurch dasselbe zwar einen recht buntfarbigen Anstrich erhalten hat, aber auch entsetzlich schmutzig und unordentlich geworden ist.

Die deutsche Ansiedelung ist der jüngste Stadtteil. Sie wurde 1895 angelegt, erstreckt sich 1650 Meter lang am Flußufer und hat eine Gesamtfläche von 67 Hektar zur Verfügung. Das bedeutendste Gebäude ist das deutsche Konsulat, dessen Einrichtung und Bau durch die deutsch-asiatische Bank erfolgte. Natürlich ist hier noch vieles im Werden begriffen, ja in mancher Beziehung ist sogar scheinbar ein Rückschritt zu verzeichnen. Als Li Hung Chang noch Gouverneur der Provinz Petschili und der einflußreichste Mann in China war, hielten sich nämlich zahllose Agenten in Tientsin auf, um mit dem fremdenfreundlichen Vizekönig ein „Geschäft" zu machen. Die einen wollten der Regierung alte oder neue Kanonen, Gewehre, Kriegsschiffe, Torpedoboote oder dergleichen verkaufen, die anderen wollten Eisenbahnkonzessionen erlangen, die dritten Geldanleihen vermitteln, die vierten irgend etwas „gründen". Kurz jeder hatte eine „Absicht", und bei diesem Wettbewerb stießen nicht nur die konkurrierenden Gesellschaften, sondern auch die verschiedenen Nationen auf einander, und schließlich war es der mighty Dollar, der den Ausschlag gab. Als der „Bismarck Ostasiens" von Neidern gestürzt wurde, zog zum großen Leidwesen vieler höherer und kleiner Mandarinen, welche sich dabei recht gut gestanden hatten, das große Heer der Agenten und Vertreter wieder ab. An ihrer Stelle sind inzwischen Zweigniederlassungen großer deutscher Firmen errichtet worden, die zum Teil schon in anderen chinesischen Städten angesiedelt waren, und als Mittelpunkt des jetzt recht harmonischen Zusammenwirkens dienen den Mitgliedern der deutschen Kolonie die behaglich eingerichteten Klubräume der „Concordia".

Das Klubleben hat im Auslande als Sammelpunkt für die Angehörigen der einzelnen Nationen hohe Bedeutung; ganz besonderen Wert aber an jenen Orten, wo der Großkaufmann das überwiegende Element bildet. Wichtige Kontorarbeiten liegen nur an wenigen Tagen der Woche, nämlich kurz nach dem Eintreffen und kurz vor dem Abgang der Auslandspost vor; an den anderen Tagen genügen ein paar Stunden, um die Bücher zu führen und das Warenlager zu kontrollieren. Da man nun in China nicht zu spät aufzustehen pflegt, so hat der

einzelne meist sein Tagespensum bereits erledigt, wenn sich in Europa die Makler anschicken, nach der Börse zu gehen. Um die Mittagsstunden finden sich daher die Angehörigen der Kolonie schon bei einem Glase Selters mit Whisky im Klub zusammen, dann erledigt man geschäftliche oder freundschaftliche Besuche, ißt recht gut zu Mittag und trinkt schwere Weine, besonders aber Champagner dazu, begiebt sich zum Spiel, an dem auch die wenigen Damen teilnehmen, auf den Lawn Tennis-Platz, macht einen gemeinsamen Spazierritt und verbringt schließlich den Abend im Klub bei einer Kegel- oder Billardpartie. Das ist für den einzelnen Tag ein herrliches Leben und läßt sich auch eine Woche lang recht gut aushalten, aber jahraus jahrein



Pflügende Bauern.

ohne Abwechslung in derselben Weise zubringen zu müssen, ist schwer zu ertragen, und die Ansässigen haben daher keinen sehnlicheren Wunsch als den, ein paar Monate zur Erholung in Europa verbringen zu dürfen.

Der Fremdling wird natürlich, sobald es seine Zeit erlaubt, die Schritte nach dem von den Chinesen bewohnten Stadtteil lenken. — Alle chinesischen Städte sind nach dem gleichen Muster erbaut. Zuerst trifft man auf einen überaus schmutzigen Graben, hinter ihm erhebt sich eine Mauer, welche mit Schießscharten versehen ist und welche die stets im Viereck angelegte Stadt von allen Seiten umgiebt. Die Stadtthore sind schon von weitem an einem Aufbau von zwei oder drei Stockwerken kenntlich, in dem bei Annäherung des Feindes ein beträchtlicher Teil von Soldaten Unterkunft findet. Reicht der



Die deutschen Konsulatsbeamten und das Seesoldaten-Detachement in Tientsin.

Raum für die Bewohner nicht aus, so siedeln sich die Neuankömmlinge in ungeschützten Vorstädten an, die sich bei Tientsin nach allen Seiten in unübersehbare Ferne erstrecken, aber auch nicht das Geringste bieten, was zu einem Besuch anlocken könnte.

Präsentiert sich so die Stadt aus einiger Entfernung noch in ziemlich pittoreskem Gewande, so verbleicht der Glanz doch schnell, je mehr wir ihr uns nähern. Allenthalben sind die Zinnen der Mauer ausgebrochen und auf langen Strecken fehlen sie völlig. Dann sind von außen ringsherum niedrige Lehmhütten mit schmaler Thür und einem oder zwei niedrigen Fenstern angebaut, die einer unendlich armen und schmutzigen Bevölkerung als Wohnung dienen. In der ganzen Stadt giebt es nur eine einzige breite Straße, welche etwa eine dreiviertel Stunde lang ist und von der Fremdenniederlassung bis zum Yamen des Vizekönigs reicht. In ihr haben alle fremden Kaufleute noch ein zweites Geschäftslokal nebst Warenspeicher (Hong), dem als eigentlicher Geschäftsführer ein Chinese besseren Standes vorsteht und in dem auch die europäischen Kontoristen und sonstigen Angestellten täglich ihr bescheidenes Arbeitspensum erledigen.

Was die übrigen engen Gassen und Gäßchen betrifft, so ist Schmutz, übeler Duft, Dunst und Unrat ihr hauptsächlichstes Kennzeichen. Zwar fehlt es nicht an phantastischen Triumphbögen, an Tempeln, Palästen und ähnlichen imposanten Bauten, die uns anlocken, aber überall tritt uns beim Näherkommen das Bild unaufhaltsamen Verfalls entgegen. Es giebt ja auch Wohnhäuser wohlhabender Leute, aber sie sind hinter hohen Mauern versteckt und wir sehen nichts von ihrer Architektur, während die Häuser ärmerer Leute jeden Schmuckes entbehren. Nur die Theehäuser, Tabaksläden und Apotheken suchen sich kenntlich zu machen und fallen durch ihre reich vergoldeten Schilder schon von weitem auf.

In der Mitte der Stadt befindet sich ein Teich und daneben eine Pagode, in welcher Figurengruppen aus Thon (bemalte Thonfiguren sind eine Spezialität von Tientsin) die Strafen schildern, welche der Sünder nach seinem Tode zu gewärtigen hat. Wahrlich, es ist eine Reminiszenz an unser eigenes Mittelalter, an die großen Tafelgemälde, welche im fünfzehnten Jahrhundert die Strafen des jüngsten Gerichts den Gläubigen vor Augen führten, und sogar die Teufelsfratzen sind die völlig gleichen. Da sehen wir, wie Dämonen einen Missethäter bis an das Kinn in die Erde vergraben und ihm den Zopf abschneiden, wie ihm die Backzähne ausgerissen werden und sein Schädel mit einem

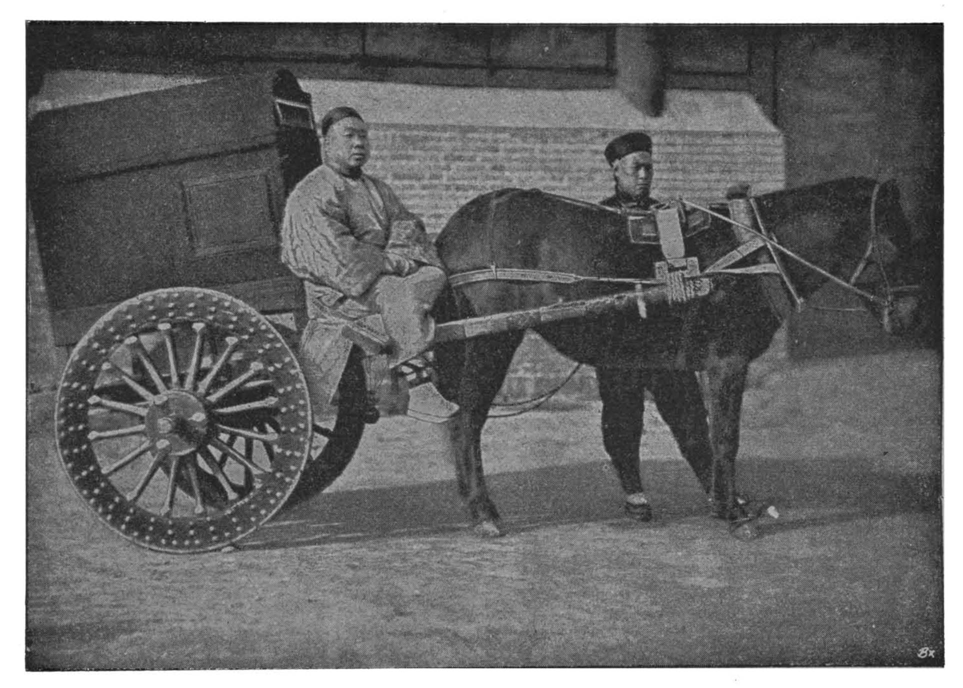
Feldstein zertrümmert wird. Ein anderer Übelthäter muß auf der Scheide eines Schwertes reiten und brennende Holzpflöckchen werden unter die Nägel seiner Finger und Zehen geschoben. — Aber es geht wie bei uns! Die Hölle hat ihren Schrecken verloren und das schlimmste Gesindel der Stadt benutzt diese Pagode als Rendezvousplatz; Diebstähle werden hier verabredet, Schachergeschäfte getrieben und Liebeshändel angeknüpft.

Und welch ein Gedränge herrscht auf den Straßen! Wagen und Schiebkarren ohne Zahl mischen sich mit der rastlos unter irgend einer Warenlast keuchenden und schreienden Menge. Hier und da bietet die Sänfte eines Madarin oder eines reichen Kaufmanns dem Auge eine wohlthuende Abwechslung, aber noch viel häufiger kreuzen Gruppen von Bettlern, Blinden, Aussätzigen und Krüppeln unsern Weg und rufen uns zu: „Alter Herr, habt Erbarmen!“ Von dem weiblichen Geschlecht ist nur wenig auf den Straßen zu sehen: Damen von Rang zeigen sich auf ihnen fast garnicht und Frauen aus dem Volke nur, um Einkäufe für ihren Haushalt zu machen. Übrigens sind die Frauen durchaus nicht schön, und nur den Wohlhabenden verleiht ihre eigenartige, meist reich gestickte Kleidung eine gewisse Anziehungskraft.

So bietet das Bild chinesischen Straßenlebens nicht das, was wir suchen, sondern es ist nur eine auf asiatische Verhältnisse übertragene Illustration des Kampfes um das tägliche Brot und wir verstehen dann auch bald, warum unter den Gedenksprüchen des Konfucius, die allenthalben an den Außenseiten der Tempel und Häuser angeschrieben sind, so oft der Satz wiederkehrt: „Glaube, bete und zahle, so wird es dir gut gehen auf Erden!“ Erst abends, wenn in den Häusern und Läden die bunten Papierballons und Opferkerzen angezündet werden, wenn die arbeitsame Menge auf den Straßen nachläßt und ihr Heim oder die Wirtshäuser aufsucht, und aus den Theehallen Musik und Gesang dringt, erhält das Bild jene malerische Farbenpracht, die unser Auge zu fesseln imstande ist, aber auch dann noch stellt der Lärm der Instrumente und der zweifelhafte Duft kulinarischer Erzeugnisse an unsere Gehörs- und Geruchsnerven Anforderungen, welche die Annehmlichkeiten des Bildes gewaltig beeinträchtigen.

Es dürfte zweckentsprechend sein, hier gleich einige Erläuterungen über die Fuhrwerke der Chinesen einzuschalten. Den zweirädrigen Zugwagen haben wir bereits beschrieben; das wichtigste und eigenartigste Beförderungsmittel ist aber die einrädrige Schubkarre. Sie dient nicht nur zum Transport von Warenballen, Gemüsen, Fischen

und Vieh, sondern auch zur Beförderung von Personen. Den Mittelpunkt dieses eigenartigen Fahrzeuges bildet ein ziemlich großes Rad, das eine länglich-viereckige Platte trägt, die in ihrer Mitte einen Ausschnitt hat, so daß sich der überstehende Teil des Rades hindurch dreht. Der Karrenschieber geht hinter dem Gefährt, hält es an der einfachen Lenkstange oder Gabel fest und bewegt es mit Hilfe eines Karrenbandes vorwärts. Das Schieben erfordert keine übermäßige Anstrengung, nur müssen die Hälften zu beiden Seiten des Rades annähernd gleich schwer beladen sein, damit die Karre nicht nach einer

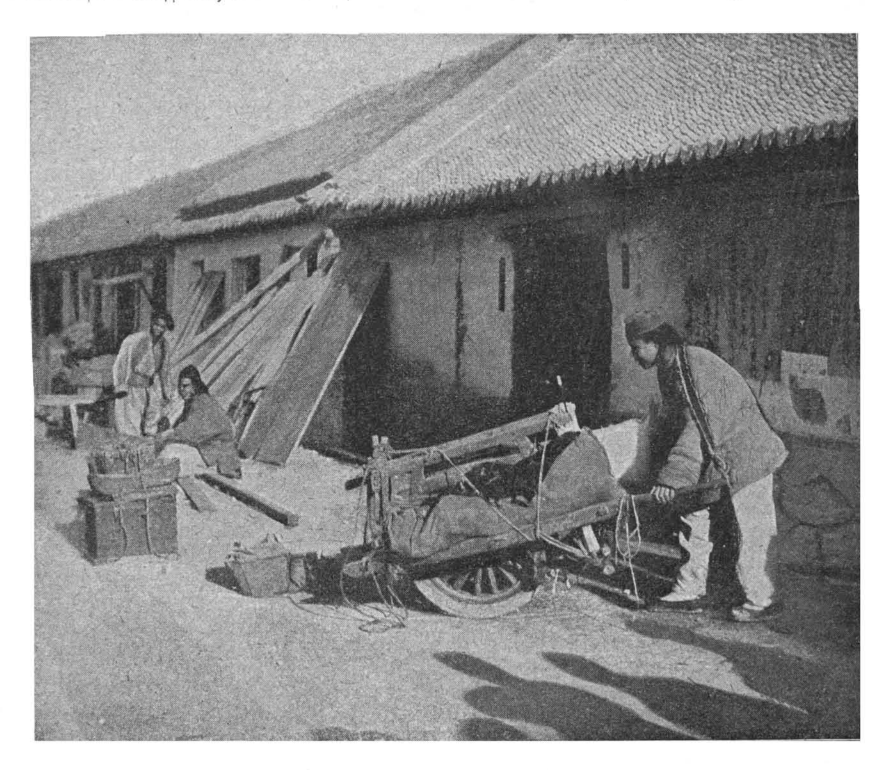


Ein zweirädriger chinesischer Karren.

Seite umstürzt. Wenn daher der Karrenschieber eine Person befördern soll, so muß er suchen, als Gegengewicht irgend welches Gepäck oder auch eine zweite Person zu erhalten. Gelingt dies nicht, so muß häufig ein schwarzes chinesisches Schwein das Gleichgewicht herstellen, und es macht einen überaus komischen Eindruck, auf der einen Seite einen Chinesen würdevoll sitzen zu sehen, während das Rüsseltier auf der anderen seinen Nachbar so dumm wie möglich anglotzt. Um nicht herabzufallen, muß der Fahrgast den einen Fuß gegen den Rand der Platte stemmen, während der zweite entweder lose an der Seite herab-

hängt oder auch wohl einen schnell aus einem Hanfstrick gedrehten Steigbügel benutzt.

Von den Sänften giebt es verschiedene Formen. Diejenige der Beamten unterscheidet sich nur wenig von denen, die man bis in die sechziger, ja noch siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts in Dresden und anderen deutschen Orten sehen konnte, nur ist der Kasten etwas größer und eckiger und das Dach höher und dem chinesischen Architekturstil entsprechend. Sänften von Mandarinen ersten Ranges werden



Eine chinesische Schubkarre.

durch acht Leute getragen, von denen vier vor, vier hinter derselben schreiten. — Die Sänften, deren sich die Europäer mietsweise zu bedienen pflegen, bestehen aus einem leichten Bambusgestell mit Sitz und hoher Rückenlehne und werden durch zwei Chinesen mit großer Schnelligkeit fortbewegt. Ein leichtes baumwollenes Verdeck läßt sich zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen schnell auf vier Bambusstäbchen befestigen, doch verzichtet man zur Abendzeit gewöhnlich auf dasselbe. Neuerdings kommen aber mehr und mehr Rollstühle mit auf-

klappbarem Verdeck nach japanischem Muster (Djinrikscha) zur Verwendung, die zwar weniger anmutig sind, aber nur eine Person zur Bedienung gebrauchen. Diese schiebt nicht, sondern zieht an einer Gabel, welche vorn einen Querriegel hat. Im Europäerviertel zu Tientsin kann man jetzt an jeder belebteren Ecke eine Anzahl von diesen Mietsfuhrwerken stehen sehen. —

Zwischen der Chinesenstadt und der europäischen Ansiedlung befindet sich der Friedenstempel, so genannt, weil dort am 26. und 27. Juni 1858 der Friede zwischen China, England und Frankreich abgeschlossen wurde, und dicht daneben liegt das in dem gegenwärtigen Kriege schon vielfach genannte „Arsenal", in dem Patronen, Kartätschen und Torpedos angefertigt werden.

Auf dem gegenüberliegenden Ufer befindet sich die Militärschule, wichtig für uns namentlich deswegen, weil es Deutsche sind, die den Unterricht leiten. Es werden dort 100 Infanteriefähnriche durch den „General" Schmidt instruiert, einen liebenswürdigen Herrn, der ehemals bei einem ostpreußischen Infanterieregiment stand, 50 Artillerieschüler durch den früheren preußischen Artillerieleutnant Tenner, 25 Eisenbahnbauschüler durch den Baumeister Schiele und 50 Kadetten durch Herrn Ernecke. Die Anstalt besteht aus mehreren Gebäuden und einem großen Exerzierplatz, und die Kriegsschüler sehen in ihren nach preußischem Muster angefertigten dunkelblauen Uniformen mit karmoisinrotem Besatz (nur Schuhe und Kopfbedeckung sind die in China üblichen) recht schmuck aus. Auch ihre Leistungen im Exerzieren, Parademarsch, Schießen, Felddienst und Kroquiszeichnen werden gelobt, doch wird behauptet, daß schon wenige Jahre, nachdem die jungen Leute als Offiziere auf die einzelnen Regimenter verteilt worden sind, von dem Gelernten herzlich wenig haften geblieben ist. Der chinesische Schlendrian erstickt eben jede gute Saat; ist es doch bezeichnend genug, daß selbst der Generaldirektor dieser Militärschule kein Militär, sondern ein aus dem Beamtenstande hervorgegangener Mandarin ist.

Das Blutbad von Tientsin.

Wir können die Beschreibung Tientsins nicht schließen, ohne eines grauenhaften Ereignisses Erwähnung zu thun, daß sich vor dreißig Jahren in dessen Mauern abgespielt hat. Es ist ein Vorbild zu dem Drama, das jetzt eben vor unseren Augen in Szene gegangen ist: die Niedermetzlung der Mitglieder der französischen Mission in Tientsin, der französischen Konsulatsbeamten und einiger anderer Europäer.

Auf den ersten Blick scheinen die damaligen Beweggründe mit denen, welche zu den gegenwärtigen Wirren leiteten, nicht die mindeste Gemeinschaft zu haben, aber wir schweben über die Ursachen des jetzigen Fremdenhasses noch völlig im Unklaren, und auch damals stellte sich der wahre Zusammenhang erst wesentlich später heraus. An eins wollen wir aber gleich erinnern: auch in dem von uns mitgeteilten Boxeraufruf heißen die Fremden „weiße Teufel“, die nicht von Menschen erzeugt und deren Augen bläulich sind. Der Aberglaube spielt heute, wie damals, in China eine gewaltige Rolle, und es wird Empörern, welche ihre geheimen Absichten hinter diesem Deckmantel verbergen, nicht allzu schwer fallen, die große Masse zu übertölpeln.

Es ist bereits vorher gesagt, daß im Gegensatz zu allen anderen Nationen, die sich möglichst von den Chinesen abschließen, die Franzosen mit ihnen in richtigem Durcheinander leben. Vermutlich hat ursprünglich ein politischer Grund sie zu diesem Schritte veranlaßt, nämlich der Wunsch, durch recht enge Verbindung größeren Einfluß als die übrigen Länder zu erlangen. So hatten sich auch schon in den sechziger Jahren die Franzosen nicht in dem den Fremden zugewiesenen Stadtteil angesiedelt, sondern allenthalben in der Chinesenstadt und deren Vorstädten. Im nördlichen Teil, jenseits des Peiho, lag ein Waisenhaus nebst Kirche, am Südufer die Missionsanstalt neben einer großen Kathedrale, ja sogar das Konsulatsgebäude lag nicht einmal in der Fremdenniederlassung, sondern neben dem eben genannten Missionshause. Es ist daher erklärlich, daß diese Aufdringlichkeit nicht nur den Chinesen lästig fiel, sondern auch die Beziehungen zu den anderen Nationen erkalten ließ, wozu übrigens die persönlichen Charaktereigenschaften des damaligen Konsuls Fontanier nicht unwesentlich beitrugen.

Da brach Ende Mai 1870 im Waisenhause der französischen Schwestern eine Epidemie aus, welche einer Anzahl Waisenkinder das Leben kostete, und bald hatte sich das Gerücht verbreitet, daß die Klosterfrauen die Kinder getötet und ihnen die Augen ausgerissen hätten, um daraus Zaubermittel und Arzneien zu bereiten. Nachdem sich mehrere Tage lang Menschenmassen in der Nähe des Hauses angesammelt hatten, nahm der Haufe plötzlich eine drohende Haltung an, drang in den Kirchhof ein, grub die Gebeine der Kinder wieder aus, öffnete auch eine Anzahl anderer Gräber und streute die Leichenteile überall umher. Der bisher fleißig besuchte Gottesdienst verödete nahezu völlig, und die Schwestern, die sonst fast täglich zu Kranken in die Stadt gerufen wurden, um zu lindern und zu heilen, wurden nirgends mehr begehrt.

Ließen sie sich auf der Straße blicken, so ging man ihnen überall aus dem Wege und warf ihnen finstere Blicke zu.

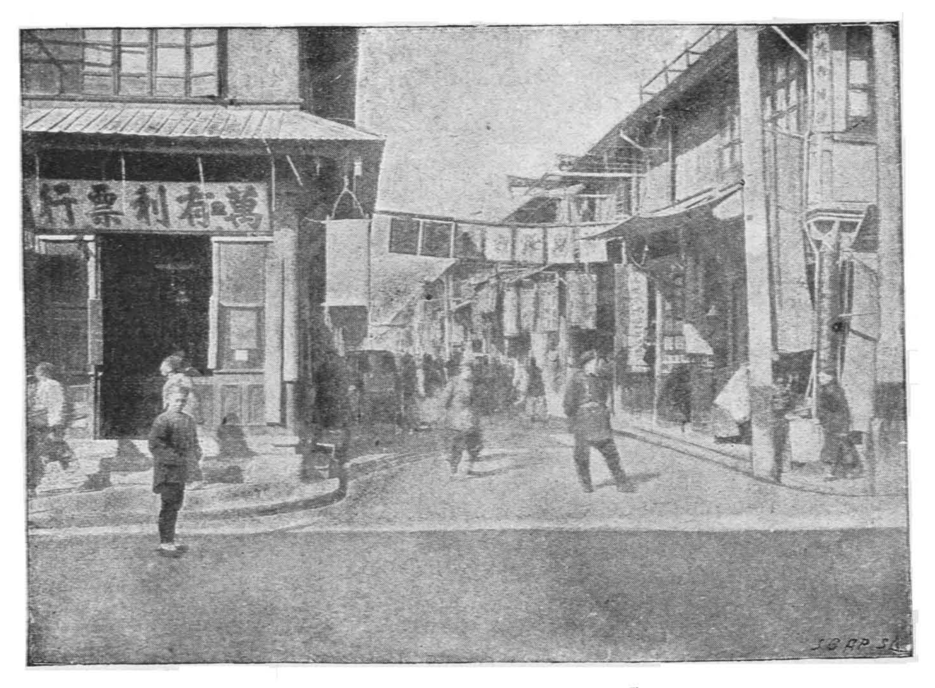
Wenige Jahre später trat ein Ereignis ein, das die Lage wesentlich verschärfte. Man bemerkte auf der Straße zwei christliche Chinesen aus einer fremden Stadt, welche Säcke auf dem Rücken trugen und je einen Knaben an der Hand führten. Die argwöhnische Menge hielt sie für Kinderräuber, ergriff sie und schleppte sie vor den Richter, wo sie gefoltert wurden und nunmehr eingestanden, von den französischen



Im Arsenal zu Tientsin. Instruktion der Fähnriche durch General Schmidt.

Schwestern bezahlt worden zu sein, um Kinder zu entführen und zu behexen. Sie wurden zum Tode verurteilt, das Urteil von dem auf Reisen befindlichen Generalgouverneur der Provinz bestätigt und dem Volke durch eine besondere Proklamation des Bezirksvorstandes von der angeblichen Missethat und der erfolgten Hinrichtung Kenntnis gegeben. Gleich darauf erhielten die städtischen Gerichtsbehörden vom Generalgouverneur noch die besondere Ermächtigung, während seiner Abwesenheit nicht erst seine Bestätigung einzuholen, sondern gegen Zauberer, Behexer und Menschenräuber, sobald die Schuld eingestanden sei, sofort das Todesurteil vollziehen zu lassen.

Es dauerte — wie es sich bei einer derartigen Sachlage mit Sicherheit voraussagen läßt — nur wenige Tage, bis man einen neuen Missethäter ergriffen hatte. In einem Nachbardorfe wurde jemand krank und behauptete, von einem jungen Manne, namens Wu-lan-chen, behext zu sein. Dieser wurde gefangen genommen und machte vor dem Richter, wie sich aus dem englischen offiziellen Blaubuch für 1870 ergiebt, nachstehende Angaben, die wir in wortgetreuer



Die französische Ansiedlung in Tientsin.

Übersetzung folgen lassen, da man daraus am deutlichsten zu erkennen vermag, bis zu welchem unglaublichen Grade die Chinesen noch im Aberglauben befangen sind.

„Ich bin in Ning-chin-schin geboren. Ich bin neunzehn Jahre alt. Mein Vater und Großvater leben noch. Mein Vater heißt Wut-sun und steht im fünfundvierzigsten Lebensjahre. Meine Mutter ist eine geborene Fang. Ich habe keine Brüder. Ich verheiratete mich im ersten Monat dieses Jahres. Da ich zu Hause keine Beschäftigung fand, begab ich mich am 18. Februar nach Tientsin, wo ich bei einem Schiffer mein Brot verdiene. Bis zu jener Zeit war mir Wang-san (so hieß ein zum Christentum übergetretener Diener des französischen

Missionshauses) unbekannt; aber am 13. Juni gab er mir Arznei ein und schleppte mich nach der (französischen) Kirche, deren Schwelle ich jedoch nicht betrat. Wang-san drang in mich, daß ich Katholik würde. Anfangs widerstand ich, ließ mich aber einschüchtern, weil er mir mit dem Tode drohte. Hierauf gab er einem gewissen Tang (der Angeklagte beginnt also, genau wie es früher bei den Hexenprozessen in Europa der Fall war, ohne ersichtlichen Grund angebliche Mitschuldige zu nennen!) vier Dollars mit dem Auftrage, sie für mich aufzubewahren. Am folgenden Tage gab er mir ein Paket mit Schlafpulver und beauftragte mich, im Lande umher zu gehen und mit dieser Arznei Männer zu fangen. Es war ein sehr feines in Papier gewickeltes Pulver.

Ich ging nach Mu-chuang-tzu und begegnete dort einem ungefähr zwanzigjährigen Jüngling, der einen blauen Rock und blaue Hosen trug. Ich schüttete etwas Pulver in meine hohle Hand und rieb damit eine seiner Wangen. Sogleich war er wie betäubt und mußte mir folgen. Ich ging mit ihm nach der französischen Kirche und übergab ihn dem Wang-san, wofür ich von diesem fünf Dollars und ein anderes Päckchen mit Pulver erhielt.

An einem der folgenden Tage ging ich nach dem Dorfe Tao-hua-ßu, wo ich einen gewissen Li-so Wasser schöpfen sah. Ich betäubte ihn mit dem Pulver und er folgte mir wie der Andere. Ich wurde jedoch von Bauern festgenommen und vor die Obrigkeit geführt.

In der französischen Kirche waren außer mir sieben Menschenräuber beschäftigt (der Verhaftete nennt ebensoviel Namen). Die Nächte schliefen wir im Hofe der Missionsanstalt. Wang-san war unser Anführer. Jeden Morgen brachte er von innen mehrere Päckchen mit dem genannten Pulver, verteilte sie unter uns und gab außerdem einem jeden dreihundert Kupfermünzen zur Tageszehrung. Wenn wir niemand gefangen hatten, gaben wir ihm die Pulver zurück.

Wang-san ist ungefähr zwanzig Jahre alt. Er ist von heller Gesichtsfarbe und hat leichte Pockennarben. Als er mir das Pulver eingegeben und mich nach der Kirche geführt hatte, ließ er mich ein Gegengift nehmen, worauf ich sogleich zu mir kam. Dieses Gegengift besteht, wie mir Wang-san sagte, aus einer Mischung von Süßholz, der Haut einer Cigale und eines anderen Insekts, die am Feuer getrocknet und zu Pulver gestoßen werden; das Ganze wird mit Sesamöl angerührt. Diese Mischung, warm getrunken, bringt den Betäubten sofort zur Besinnung.

Als mich die Bauern gestern hierher brachten, fragten sie mich, was zu thun sei. Ich antwortete, sie sollten Li-so das bezeichnete Gegengift eingeben. Die fünf Dollars, die ich als Belohnung für das Fangen des Mannes aus Mu-chuang-tzu erhalten hatte, staken in meiner Tasche; ich habe sie aber bei meiner Verhaftung verloren. Während meines Aufenthalts im Missionshause gab mir Wang-san jeden Morgen ein rotes Pulver zu schnupfen. Sobald ich es erhalten hatte, fühlte ich mich voll Mut und war bereit, jedermann zu behexen. Abends, nach meiner Rückkunft, gab er mir einige Tropfen, die mich sofort in meinen natürlichen Zustand zurückversetzten. Ich wollte fliehen, konnte es aber nicht, weil die Thore während der Nacht geschlossen waren."

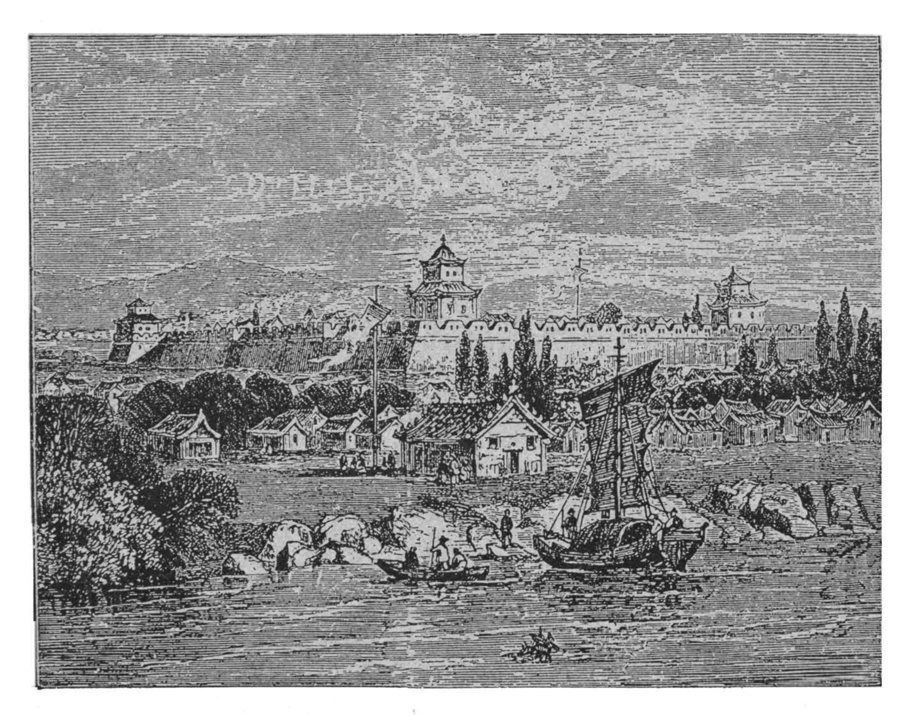
So toll diese Aussage war, so nahmen sie der Bürgermeister und andere Beamte doch so ernst, daß sie sich zum Fremdenkommissar — oder wie sein offizieller Titel ist „Kommissar der drei Nordhäfen" (nämlich Chefu, Tientsin und Nuchwang) — begaben und die Verhaftung Wang-sans, sowie eine Durchsuchung des Missionshauses und des Waisenhauses forderten.

Der Fremdenkommissar Chung-hou war ein aufgeklärter Herr, der weder den Beschuldigungen gegen das Waisenhaus noch denen gegen die Missionsanstalt traute, aber er vermochte nicht, seine Kollegen von ihrer Thorheit zu überzeugen. Direkt Partei für die Fremden zu nehmen, wagte er auch nicht; und so gab er zwar nicht die Erlaubnis zu den geforderten Schritten, widersetzte sich denselben aber nicht.

Nunmehr gingen die anderen Beamten gegen beide Anstalten vor. Die Untersuchung gegen das Missionshaus hatte kein weiteres Ergebnis, als daß man Wang-san auf die Folter spannte und mit zerschmetterten Knöcheln nach der Anstalt zurücktragen ließ. Dagegen konstatierte man bei verschiedenen Leichen auf dem Friedhofe des Waisenhauses, daß ihnen die Augen fehlten, und — obschon dieser Umstand durch den natürlichen Zersetzungsprozeß eines Leichnams einfach genug zu erklären ist — waren Beamte und Bevölkerung von der Schuld der Schwestern sowie der Missionare nun fest überzeugt.

Während dieser Tage, d. h. zwischen dem 14. bis 20. Juli, war die Stimmung der Bevölkerung immer unfreundlicher geworden. Die Seele der hetzenden Partei war Chen-kwo-schuai, der Kommandeur eines Korps unregelmäßiger Truppen, der längst als Feind der Fremden bekannt war und, sobald ihm die Gerüchte von der Erbitterung zu Ohren gekommen waren, von Peking nach Tientsin eilte und durch Maueranschläge und Reden die Masse aufstachelte.

Der russische und der englische Konsul hatten mit Besorgnis der Entwicklung der Dinge zugesehen. Der erstere hatte nach Peking berichtet, der andere bei der nächsten englischen Marinestation um Entsendung eines Kanonenboots gebeten, aber der französische Konsul blieb den Bitten seiner Landsleute gegenüber taub und ließ sich selbst nicht, als am Nachmittage des 20. Juli Steine gegen die Mission und das Konsulat — allerdings wohl weniger von Erwachsenen als von rohen Burschen — geschleudert wurden, aus seiner Gleichgiltigkeit aufrütteln.

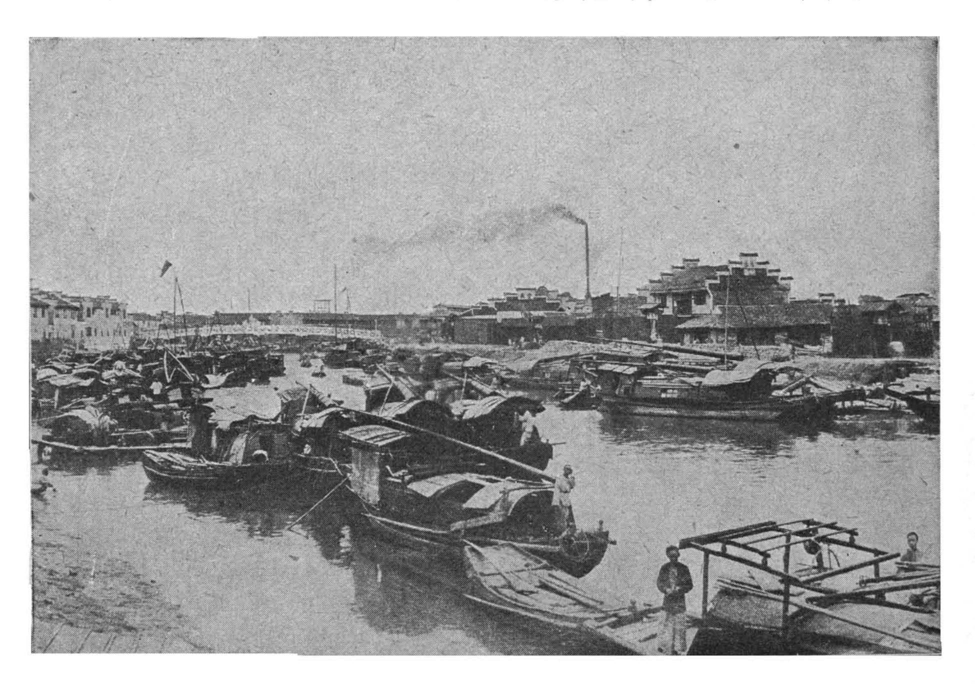


Ansicht von Tientsin im Jahre 1860.

Erst als am nächsten Morgen ein wahrer Steinhagel gegen die benachbarte Mission gerichtet wurde und verschiedene höhere chinesische Beamte am Platze erschienen, um beruhigend auf die Menge zu wirken und den Anschein zu erregen, als ob nun behördlicherseits gegen die Mission vorgegangen werde, begann Konsul Fontanier zu handeln, aber in so unbedachtsamer Weise, daß, wenn noch irgend etwas zu verderben war, dies jetzt durch ihn in überreichem Maße geschah.

Zunächst verlangte er von dem Fremdenkommissar Soldaten, und als dieser, weil er dem Militär wohl mit Recht nicht traute (einige

Stunden später lehnten die Konsulate im Fremdenviertel den ihnen angebotenen militärischen Schutz als zu gefährlich ab), an deren Stelle Polizisten sandte, geberdete sich der Konsul wie ein Rasender. Er steckte einen Revolver zu sich, ließ seinen Sekretär sich mit einem Säbel umgürten und richtete seine Schritte nach der Wohnung des Fremdenkommissars. Vor der Thür bemerkte er, daß die ihm ohnehin verhaßten Polizisten dem unausgesetzt anwachsenden Pöbel gegenüber viel zu schwach waren und nun ergriff er den Führer der Polizeitruppe, einen niederen Mandarin, beim Zopf, schob ihn vor sich her



Die Brücke über den Peiho in Tientsin.

und rief: „Du, ein Mandarin? Du, der nichts über das Volk vermag? Du wagst einen Knopf an deinem Hute zu tragen? Komm mit mir zu Chung-hou!“

Man kann sich denken, wie dies Verhalten die Menge erbitterte und wie der Ruf „Er tötet einen Mandarin!“ sich fortpflanzte. Trotzdem gelangte der Konsul, immer den Polizeiführer vor sich hinschiebend, nebst seinem Sekretär wohlbehalten zum Fremdenkommissar. Hier spielte sich eine Szene ab, über die der Letztere folgendes nach Peking berichtete: „Ich hatte eben einen Beamten nach der französischen

Kirche mit dem Befehle gesandt, dort die Ruhe herzustellen, als ich erfuhr, daß Herr Fontanier in das Yamen gekommen sei. Ich ging ihm entgegen. Der Konsul befand sich im Zustande der äußersten Aufregung und trug zwei Pistolen im Gürtel. Ein Fremder, der ihn begleitete, war mit einem Säbel bewaffnet. Beide stürzten auf mich los, und Herr Fontanier begann, als er neben mir stand, sich der unpassendsten Ausdrücke zu bedienen, zog dann eine Pistole aus seinem Gürtel und feuerte sie in meiner Gegenwart ab. Glücklicherweise wurde niemand verletzt und Herr Fontanier festgenommen. Da es unter meiner Würde war, mit ihm handgemein zu werden, so zog ich mich zurück. Herr Fontanier ging hierauf in den Saal, wo er, fortwährend lärmend, Tassen und sonstige auf dem Tische befindliche Gegenstände zertrümmerte. Ich begab mich neuerdings zu ihm und sagte ihm, daß die Menge eine drohende Haltung annehme und die ganze Feuerbrigade ausgerückt sei, augenscheinlich in der Absicht, den Pöbel zu unterstützen, so daß ich ihn bäte, bei mir zu bleiben. Er stürzte aber ungeachtet der Lebensgefahr, in die er sich offenbar begab, aus dem Yamen. Ich schickte ihm daher einige Leute mit dem Auftrage nach, ihm zur Seite zu bleiben und ihn nach Hause zu begleiten."

Sicherlich hätte der Konsul, wenn er dem Rate des Kommissars gefolgt wäre, sein eigenes Leben gerettet und vielleicht sogar seinen Landsleuten genützt, denn bis zu diesem Augenblicke war noch kein Blut geflossen. Jetzt aber entwickelten sich die Verhältnisse mit rasender Schnelligkeit. Kaum aus dem Yamen getreten, erhielt der Konsul eine nicht allzu schwere Verwundung durch einen Lanzenstich. Der Bürgermeister eilte an seine Seite und suchte ihn zu beruhigen, damit er nicht durch neue Äußerungen die Wut der Menge reizen möchte, aber er wurde mit den Worten empfangen: „Elender Chih-hüen, elender Mandarin! Thust du nichts, um das Gesindel zurückzuweisen?"

Trotzdem blieben der Bürgermeister und die vom Kommissar nachgesandten Polizisten an seiner Seite und begleiteten ihn bis in die Nähe des Konsulats, wo die Menge ihnen entgegenkam. Fontanier zog seinen Revolver und gab, ohne zu treffen, einen Schuß auf die Masse ab, dann wendete er sich unvermutet gegen den neben ihm schreitenden Bürgermeister und drückte seinen Revolver auf diesen ab. Der Chih-hüen, ein kleiner dicker Mann, hatte gerade noch Zeit, hinter seinen Diener zu springen, und dieser Unglückliche erhielt nun die Kugel, an deren Verletzung er nach einigen Tagen starb.

Das Zusammenbrechen des Dieners war das Signal zum Angriff

für die erregte Menge. Von zahllosen Lanzenstichen durchbohrt, sanken Konsul und Sekretär zusammen, vermochten aber dennoch, während Bürgermeister und Polizisten flüchteten, sich bis an den Hof des Konsulats zu schleppen. In demselben Augenblicke trafen zu ihrem Unglück dort zwei französische Patres aus dem bereits arg demolierten Missionshause hilfesuchend ein. Kaum hatte sie die Menge gesehen, so waren sie auch schon, über und über mit Wunden bedeckt, dem Tode verfallen.

Zufälligerweise war am Abend vorher der Dolmetscher der französischen Gesandtschaft in Peking mit seiner Frau aus Europa eingetroffen und, obschon man ihn dringend gewarnt und Quartier in der Fremdenniederlassung angeboten hatte, nach dem französischen Konsulat gefahren und dort über Nacht geblieben. Als der Aufruhr immer größere Dimensionen annahm, suchte sich das Ehepaar auf den Kahn zu retten, der es nach Peking führen sollte. Der Dolmetscher bewaffnete sich mit Säbel und Pistolen und trat mit seiner Frau auf die Straße. Nach einigen Schritten wurde er von einem Stein getroffen und antwortete unbedachterweise sofort mit einem Pistolenschuß. Nun stürzte sich die Menge wutentbrannt auf das Ehepaar: der Mann wurde direkt in Stücke gehauen, die Frau durch einen Beilhieb in den Nacken getötet; die noch zuckenden Körper wurden ihrer Kleider beraubt und in den Fluß geworfen. — Jetzt bildete die ganze Umgebung einen einzigen Aufruhrbezirk: mehrere von den Angestellten und Dienern des Konsulats und des Missionshauses vermochten sich, obschon meist mit Wunden bedeckt, noch zu retten — dann sah man eine Feuerzunge in die Höhe schießen und bald darauf standen Kathedrale, Konsulat und Missionsanstalt in Flammen.

Damit war das französische Anwesen südlich des Peiho dem Untergange überliefert und nun stürzte die blutdürstige Menge nach der Brücke, um das Zerstörungswerk nördlich des Flusses, wo sich das Spital und das Waisenhaus der Schwestern befand, fortzusetzen. Der Fremdenkommissar hatte, diese Gefahr voraussehend, in dem Augenblicke, als ihm die Nachricht von der Niedermetzelung des Konsuls zuging, befohlen, daß die Brücke geöffnet und dadurch der Verkehr zwischen Nord- und Südstadt unterbrochen würde. Ebenso weitschauend war aber auch der fremdenfeindliche General Chen-kwo-schuai gewesen. In dem Augenblicke, als die Brückenwärter die Bohlen in der Mitte entfernen wollten, erschien er auf der Brücke, und in Anbetracht seines hohen Ranges wagte man nicht, dieselbe eher zu sperren, bevor er dieselbe passiert hätte. Auf diese Weise gelangte ein Trupp der schlimmsten

Bösewichte auf das jenseitige Ufer, bevor der Verkehr unterbrochen wurde.

Das genügte natürlich! Gegen halbdrei Uhr erschien unter dem Rufe „Tod den Franzosen, Tod den Fremden“ eine gewaltige Menge vor dem Waisenhause. Die Oberin trat dem Pöbel entgegen, wurde jedoch sofort durchbohrt und in Stücke gehauen. Das gleiche Schicksal ereilte die übrigen neun Schwestern, die sich allenthalben versteckt hielten, aber bald genug entdeckt wurden. Ihre Leichen wurden in Stücke gerissen und teils verbrannt, teils in den Fluß geworfen. Auch einige in der Nachbarschaft wohnende christliche Chinesen wurden angegriffen und mehrere derselben getötet.

Ein französischer Kaufmann, der in der Stadt wohnte, wurde in dem Augenblicke ermordet, als er aus dem Hause trat. Eine Französin, die angstvoll durch eine Gasse lief, wurde von einer chinesischen Witwe aufgenommen und versteckt. Thörichterweise begab sie sich aber nach Einbruch der Dunkelheit in den Kleidern ihren Beschützerin wieder auf die Straße, um nach ihrem Eigentum zu sehen. Als sie ihr Haus verwüstet fand, wollte sie zu der mitleidigen Chinesin zurückkehren, kam aber an eine falsche Thür, wurde an ihrer Sprache erkannt und sofort niedergemacht.

Von den Angehörigen anderer Nationen kamen nur drei Russen ums Leben. Ein in der Chinesenstadt ansässiger russischer Kaufmann hatte eine Anzahl seiner Landsleute, die im Fremdenviertel wohnten, zu Tisch gebeten. Als der Aufruhr immer größer wurde, glaubten die Gäste, daß es am besten sein würde, wenn sie sich nach der Fremdenniederlassung zurück begäben. Die meisten gingen zu Fuß und wurden bald von Aufrührern umzingelt. Als sie aber nachweisen konnten, daß sie keine Franzosen, sondern Russen wären, ließ man sie ungehindert weiter gehen. Ein schauriges Schicksal hatte dagegen ein junges Ehepaar und ein einzelner Russe, die nicht zu Fuß gingen, sondern sich in Sänften tragen ließen. Sie fielen einem Haufen in die Hände, dessen Blutdurst durch vorangegangene Mordthaten auf das äußerste entfacht war. Man hörte nicht darauf, daß sie Russen wären, sondern erschlug sie, entkleidete die Leichen und warf sie in den Fluß.

Zwei Schweizer Kaufleute, die ebenfalls in der Chinesenstadt wohnten, wurden mehrfach während des Tages durch Banden bedroht, doch glückte es ihren chinesischen Angestellten immer wieder, die Massen zu beruhigen und zum Abzug zu bewegen. In ähnlicher Weise wurde auch ein Engländer gerettet; dagegen ließ es sich der Pöbel nicht



Irreguläres Militär: Militärmandarin und Büchsenschütze.

nehmen, die englische und die amerikanische Kapelle dem Erdboden gleich zu machen. Inzwischen hatte man in der Fremdenniederlassung Frauen und Kinder auf die am Ufer liegenden Handelsschiffe gebracht, während sich die männliche Bevölkerung mit allen nur erdenklichen Waffen versah, um ihr Leben so teuer als möglich zu verkaufen. Es ließen sich aber keine Aufrührer dort blicken, und man konnte nach einigen Tagen wieder mit leidlicher Sicherheit zu seinen Geschäften zurückkehren.

In Anbetracht davon, daß sich jetzt wieder ähnliche Vorgänge abgespielt haben, glaubten wir, diese Ereignisse ziemlich ausführlich darstellen zu sollen, denn sie gestatten doch gewisse Schlüsse. Die Bevölkerung Chinas ist an sich nicht boshaft, wohl aber überaus abergläubisch. Gewissenlose Hetzer reden ihr vor, daß ihr ein schweres Unrecht geschehen sei und daß man sich Sühne für dasselbe verschaffen müsse. Ein großer Teil der Bevölkerung hört auf diese Einflüsterungen nicht, aber es giebt, wie allenthalben, zu Aufruhr und Gewaltthat geneigte Elemente, welche die Gelegenheit, Unheil zu stiften, nicht vorüber gehen lassen, und diese Unholde zeigen dann, wie die Verstümmlung der Leichen beweist, eine unbändige Mordgier. Das Schlimmste und Bedenklichste ist, daß in solchen Augenblicken der chinesische Regierungsapparat völlig versagt. Ein großer Teil der Beamten sympathisiert direkt mit dem Pöbel, und dem vernünftigen Teile gebricht es an Macht, so daß er lieber vorzieht, ein Unrecht geschehen zu lassen als unpopulär zu werden. Deswegen werden in allen Gebieten, welche nicht direkt unter Aufsicht und Gewalt der fremden Staaten stehen, derartige Vorkommnisse leider auch für die Zukunft zu befürchten sein. Es wird also nichts übrig bleiben, als daß in Peking und den Vertragshäfen seitens der fremden Staaten eine Militärpolizei organisiert wird, während diejenigen Ausländer, die sich an anderen Orten niederlassen wollen, dies auf ihre eigene Gefahr thun, und keinen Schutz von derjenigen Macht, deren Unterthan sie sind, beanspruchen können.

Ankunft in Peking.

Er bedarf keiner Erläuterung, daß der Landweg von Tientsin nach Peking, obschon er über lachende Äcker, freundliche Dörfer, kleine Waldungen, nie endende Kirchhöfe und zahllose Brücken führt, nicht nur der Zeitversäumnis und der hohen Kosten wegen jetzt von den Europäern nahezu völlig gemieden wird, sondern namentlich der schlechten Quartiere und der jammervollen Verpflegung wegen. Fast

jeder macht auf der vor wenigen Jahren eröffneten Eisenbahn die Fahrt, die uns in fünf Stunden im bequemen Salonwagen für zehn Mark der Hauptstadt zuführt. Aber auch hier zeigt es sich, daß die eingeborene Bevölkerung Neuerungen keineswegs abhold ist; vielmehr wird die Bahn sowohl im Personen- als im Frachtverkehr in solchem Maße benutzt, daß sie sich vorzüglich rentiert und kaum den an sie gestellten Anforderungen zu genügen vermag.

Es sind allein die Beamten, die sich allen Neuerungen feindlich gegenüberstellen und die es auch verhindert haben, daß die Bahn nicht bis zur Hauptstadt selbst geführt werden durfte, sondern zwei Stunden von ihr entfernt, auf freiem Felde endet.

Seiner Ankunft in Peking, oder wie die Chinesen sagen „Peh-tsching", hat noch jeder Europäer einige Seiten seines Tagebuchs gewidmet, und wir wollen uns daher von Paul Lindenberg, als dem jüngsten der Chinareisenden, seine Reiseeindrücke erzählen lassen:

Auf uns stürzte sofort eine Zahl Kulis zu, um uns und unser Gepäck in einige der mit je einem Pferde bespannten, von einem blauen Plantuche überdachten zweirädrigen Karren, von denen ein paar hundert in einiger Entfernung von dem Stationsgebäude zusammenstanden — es sind wahre Marterwerkzeuge, da jede Federung fehlt und man in diesen Rumpelkästen jeglichen Ruck und Stoß verspürt — zu packen, aber hageldicht sausten sofort die Hiebe der Polizisten auf die eifrigen Lastträger herab, die schleunigst zurückwichen, sodaß wir uns in Muße aus ihnen die uns am vertrauenswürdigsten scheinenden wählen konnten. Dann bildeten wir eine kleine Karawane, zwei Karren wurden mit dem Gepäck beladen, wir bestiegen jeder einen Esel und ritten achtsamen Auges neben den Karren her, da die Führer zuweilen Lust verspüren sollen, in dem völlig verwirrenden Troß von Wagen, Pferden, Eseln, Maultieren, Fußgängern, der sich nach Ankunft eines Zuges nach Peking wälzt, mit dem ihnen anvertrauten Gut zu verschwinden; so ergings kürzlich einer von Tientsin gekommenen Dame, die einem Ball in der englischen Gesandtschaft beiwohnen wollte, in dieser aber ohne ihren Feststaat anlangte, der mit dem übrigen Gepäck auf Nimmerwiedersehen abhanden gekommen war.

In dem ungeheuren Trubel ritten wir dahin, neben, vor, hinter uns schreiende Fuhrleute, Reiter, die sich rücksichtslos ihren Weg bahnten, Eseltreiber, keuchende Lastträger, die ihre gleichförmigen Schreie ausstießen, um sich selbst anzuspornen und den Weg frei zu machen, der wieder einmal keiner war: durch Dick und Dünn, über Gräben und

Hügel, durch Pfützen und Löcher gings, bergauf, bergab, meist durch knietiefen Sand, der von dem Winde aufgewirbelt wurde, sodaß einem schon nach kurzem die Augen schmerzten und man völlig mit einer starken grauen Staubschicht überzogen war. Und dazu wird man gepeinigt von dem Lärm, der Unruhe und Hast, dem entsetzlichen, atembenehmenden Staub und jenem schlimmen Geruch, den eine Anzahl Chinesen stets verbreitet, und von all' dem Widerwärtigen, das sich den Augen darbot, denn zahllose lumpenumhüllte Bettler und furchtbar verheerte Aussätzige trieben sich allerorten umher und warfen sich



Bettler und Aussätzige an den Mauern von Peking.

vor uns, Gaben erflehend, in den Schmutz, den Kopf mehrmals zur Erde beugend oder mit Sand bestreuend.

Wüstenei ringsum, gelegentlich eine Hütte, ein Häuschen, dann wieder Sand, Sand, Sand, von Peking nichts zu erblicken! Nach einer Stunde endlich, nachdem man einen Hügel erklettert, sieht man die Mauern der Stadt aufragen und erreicht schließlich, nachdem man eine über einen Graben führende Brücke passiert, eins der von einem breiten, dreistöckigen Wachthause überragten altertümlichen Thore. Aber in Peking ist man noch lange nicht. Eine halbe Stunde gehts weiter, auf einem erhöhten, einst vielleicht ganz gut gepflastert gewesenen Damme, rechts und links hohe Mauern mit kahlen Baum-

kronen dahinter, es sind die weiten Anlagen des Tempels des Ackerbaues und jenes des Himmels, beide Fremden strengstens verschlossen. Wieder türmen sich hohe Mauern vor uns auf und es geht durch ein wohl fünfzehn Meter starkes Thor, hinter welchem sich eine breite Straße öffnet, zu beiden Seiten von Holzbuden eingefaßt, die ein Geschäft neben dem anderen bergen und deren Vorderseiten häufig durch einstmals vergoldetes Gitterwerk und hohe vergoldete Masten geschmückt waren, aber der unbeschreibliche Staub hat alles schwarz und grau gemacht.



Eine Garküche in Peking.

Wir sind nun in der Chinesenstadt, die sich vor der Tatarenstadt, in welcher wieder die kaiserliche Stadt völlig abgeschlossen liegt, ausbreitet. Ein richtiges Jahrmarktsgetümmel umgiebt uns, überall wird gehandelt und gefeilscht, überall sind in den erwähnten Geschäften wie in vor ihnen auf der Straße errichteten Zelten und Bretterbuden, auf einzelnen Tischchen und auch auf der Erde tausenderlei Sachen ausgebreitet — prächtige Porzellanvasen und verrostete Schlüssel, herrlich gestickte Madarinengewänder und alte Schuhe, kostbare Pelze und zerschlissene Mützen, schön eingelegte Waffen und leere Weinflaschen, mit alten Stickereien verzierte Schabracken und Lampenzylinder, von Meisterhand gemalte chinesische Bilder und zerbrochene Stühle, seidengewirkte

Teppiche und vielfach gebrauchte eiserne Nägel; man fragt sich immer wieder, was wohl hier nicht zu haben sein mag.

Zwischen und vor den Läden wie Verkaufsständen haben Handwerker ihre Arbeitsstätten eingenommen, Tischler hobeln, Schmiede feilen, Rohrflechter regen die flinken Hände, Schuster hämmern, Weber lassen emsig das Garn über die Spulen laufen, alle schaffen und wirken in vollster Öffentlichkeit, entweder unter freiem Himmel oder in ihren luftigen, nach der Straße zu offenen Werkstätten, oft nur aus einigen Brettern oder Bambusstangen mit darübergespanntem mürben Zelttuch errichtet. Unzählige fliegende Garküchen sind aufgestellt, unter den Kesseln brusselt das Feuer und in den Töpfen schmoren Gerichte, deren Bestandteile ich nicht einmal ahnen möchte; Bäcker formen mit den Händen kleine Kuchen und schieben das Eisenbrett mit ihnen in einen aus losen Ziegelsteinen errichteten Backofen, hier giebts dampfenden Thee, dort heißen Samschu, da ein warmes Kohlgericht, Gruppen schmausender Chinesen stehen um lodernde Feuer, von dichten Haufen Neugieriger sind Wahrsager und Zauberer umringt, zwei bezopfte Jünglinge sind sich in die Zöpfe geraten und der eine sucht den andern an dem Zopf zur Erde zu ziehen, jetzt macht sich einer von den Kämpfern frei und stößt mit einem derben Fußtritt den seinem Gegner gehörenden Theestand um, daß die brennenden Holzscheite flackernd umherfliegen und, darüber empört, einige Zuschauer über den Missethäter herfallen und ihn wacker durchbläuen; ein Trupp geschminkter Schönen naht, auf die weißangestrichenen Gesichter ist knalliges Rot aufgetragen, auch die Lippen sind hellrot gefärbt, es sind mandschurische Damen, erkenntlich an ihrem fächerartigen Haarputz, den unverstümmelten Füßen und den mitten unter den Schuhsohlen angebrachten hohen Absätzen; glöckchenbimmelnd stampft ein langer Zug beladener Kamele einher, und auf zottigen Pferdchen kommen wohlhabende Chinesen, in schwere Pelze gekleidet, angetrabt, in der rechten Hand eine kurze Knute, mit der jene Landsleute, die nicht aus dem Wege gehen, einen tüchtigen Denkzettel erhalten. Auch hier natürlich wimmernde Bettler und Kranke, das lange Haar wirr über den Kopf hängend, diese und jene wandernden Lumpenbündeln ähnelnd.

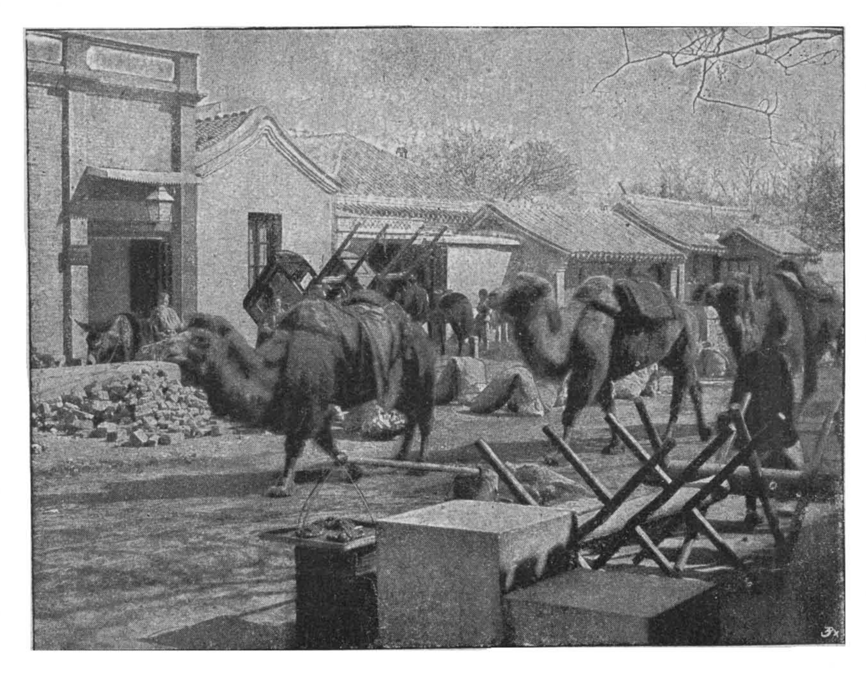
Das Ganze ist von einer verwirrenden Fremdartigkeit und malerischen Buntheit, und die große Breite und halbstündige Ausdehnung der Straße trägt dazu bei, daß sich die einzelnen Szenen und Bilder wirksam abheben. Hier fühlt man sich wirklich in einer völlig fremden Welt, im eigentlichen China, wo von europäischem Einfluß nichts zu merken ist.

Nochmals eine neue hohe Mauer, wieder ein massiges Thor mit dreistöckigem Wachthause darüber, und wir sind nun in der Tatarenstadt angelangt, in der die fremden Gesandtschaften und die beiden einzigen europäischen Hotels liegen. Lärm und Getriebe auch hier. In eine schmalere Straße biegen wir ein, und während ich das Wort „Straße" niederschreibe, wundre ich mich, daß die Feder nicht zersplittert und das Papier nicht errötet, denn diese Straße besteht aus jammervollen Stein- und Lehmhäuschen, welche, mit manchen Lücken zwischen ihnen, einen Weg einsäumen, der aus von Jahrhunderte altem Schmutz zusammengewehten Hügeln und den entsprechenden Einbuchtungen, aus Pfützen und Morästen, in denen wohlig grunzend sich schwarze Borstentiere umhertreiben, besteht. Jeden Augenblick drohen unsere Gepäckkarren umzufallen und unsere Esel in den Abgründen zu verschwinden!

Gewiß nur die Vorstadt, meinen wir, und die eigentliche Stadt wird uns bald ihre Herrlichkeiten offenbaren. Da, nach einer Viertelstunde, halten unsere Karrenführer und weisen auf ein nur aus einem Erdgeschoß bestehendes Häuschen. Nun, was soll das, wir wollen doch nach dem einem deutschen Landsmann gehörenden „Hotel Imbeck"! Wir sagen, rufen, brüllen den Kerlen den Namen „Imbeck" in die Ohren, das Hotel soll ja in der Gesandtschaftsstraße liegen, aber die Bezopften weisen grinsend immer mit den Peitschen auf das Häuschen, und da lesen wir neben dem Eingange zu einem Laden den obigen Namen. — Aber das ist ja unmöglich! Ich gehe in den Laden und werde von dem chinesischen Verkäufer auf den Hof gewiesen, der von drei niedrigen, zehn Meter langen Häuschen begrenzt wird. Hier tritt mir ein hochgewachsener Herr mit freundlichen Gesichtszügen entgegen. „Herr Imbeck?" — „Jawohl." — „Und das ist hier Ihr Hotel?" — „Wenn Sie's so nennen wollen — ich habe ein größeres Ladengeschäft, daneben vermiete ich einige Zimmer, genau wie's auch der französische Besitzer vom „Hotel Peking" macht." — „Nun sagen Sie mir, bester Herr Imbeck, sind wir denn hier in der Gesandtschaftsstraße?" — „Gewiß, drüben liegt die russische Gesandtschaft, dann die französische, fünf Minuten von hier die deutsche!" —

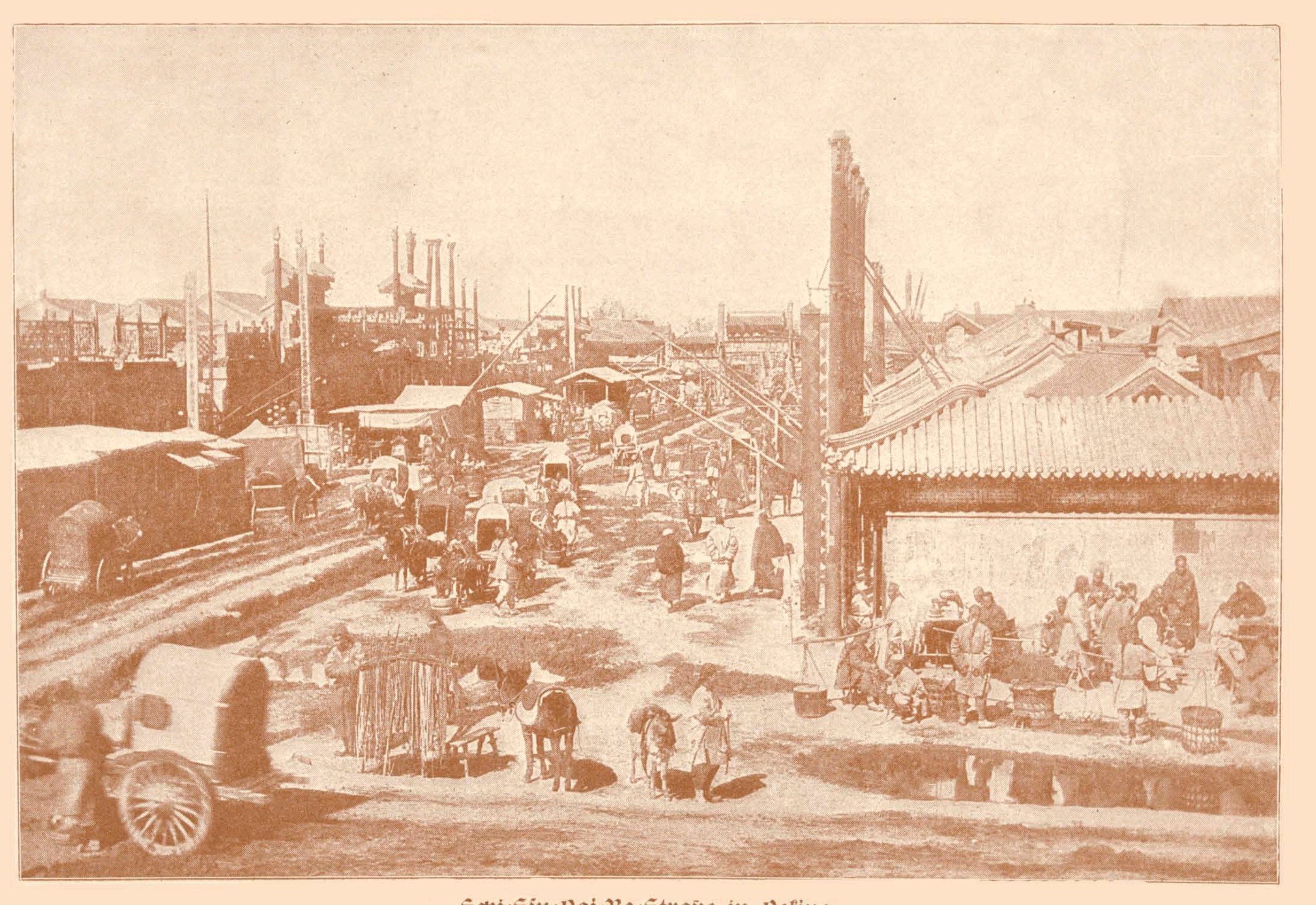
Daß ich nicht gleich vor Erstaunen umgesunken, ist mir eins der unerklärlichsten Wunder! „Haben Sie noch Zimmer frei?" — Gerade noch zwei." — „Gut, wir nehmen sie", und alsbald waren wir mit unseren Koffern und Kisten in den kleinen Gemächern untergebracht, die in dem winzigen, den Hof begrenzenden Häuschen lagen; wir haben

uns hier bei unserem umsichtigen Landsmann, der uns stets mit Rat und That zur Seite stand, wie bei seiner jungen, heiteren und flinken Frau ungemein wohl gefühlt; alles war sauber und alles war gut, daneben durchaus preiswert, und man brauchte nur einen Wunsch zu äußern, so war er erfüllt. Im Auslande bei einem Landsmann gut einquartiert zu sein, ist ja stets angenehm; bedeutet dieses Ausland aber Peking, so wird es zu einer großen und echten Freude; denn Peking — ja, da muß ich erst einen langen Atemzug thun und einen langen neuen Satz beginnen!



Die Gesandtschaftsstraße zu Peking.

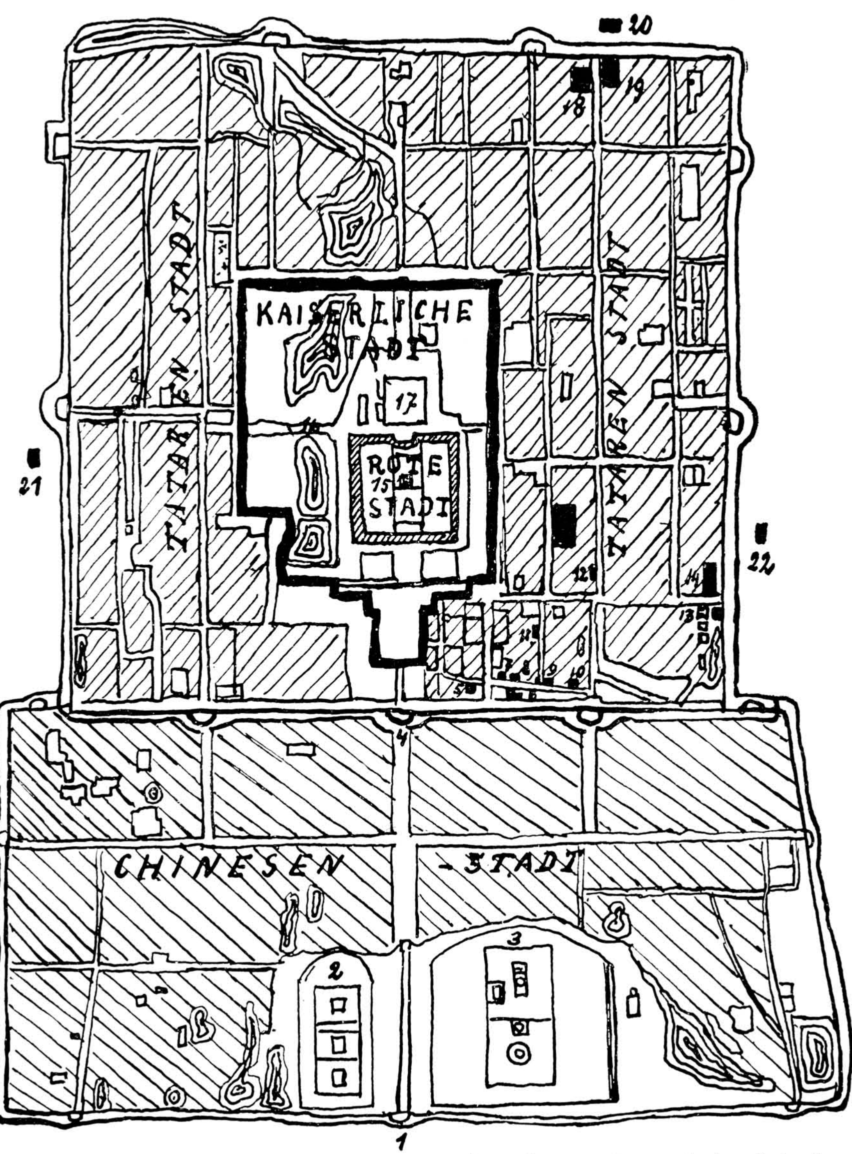
Peking — wie geschäftig wob bisher beim Klang dieses Namens die Phantasie ihre bunten, glänzenden Bilder, in denen prächtige Paläste, hochragende Tempel, großartige Magazine mit den prunkenden Schätzen ganz Asiens ihre besondere Rolle spielten; ach, und wie rauh und schnell hat die Wirklichkeit dies alles zerstört! Denn Peking kann man kaum als Stadt, zumal wenn man unseren Begriff darauf anwendet, betrachten, es ist mehr ein gewaltiges Heerlager, ein ungeheures Dorf in einem Umfange von vier deutschen Meilen und von etwa 600000 Menschen (nach anderen Schätzungen von einer Million, nach neuesten englischen Angaben von 1300000) bewohnt.



Schi-Ssu-Pai-Ko-Straße in Peking.



PEKING.



1 Hauptthor
2 Tempel d. Ackerbaus
3 Tempel d. Himmels
4 Tschien Thor
5 Amerikan. Gesandtschaft
6 Deutsche "
7 Spanische "
8 Japan. Gesandtschaft
9 Französ. "
10 Italien. "
11 Englische "
12 Belgische "
13 Observatorium
14 Prüfungshallen
15 Kaiserlicher Palast
16 Marmorbrücke
17 Kohlenhügel
18 Tempel des Confucius
19 Lama Tempel
20 Tempel d. Erde
21 Tempel d. Mondes
22 Tempel d. Sonne.

Die Gesandtschaften in Peking.

Wir wollten das anschauliche Bild, das die ersten Eindrücke eines Fremden in der chinesischen Residenzstadt schildert, nicht durch Einschaltungen stören und werden daher weiterhin noch mancherlei zu ergänzen und nachzutragen haben.

Da wir nun aber einmal in der Gesandtschaftsstraße angelangt sind und die Augen der ganzen zivilisierten Welt jetzt Wochen, ja Monate lang auf die Gesandtschaftshotels gerichtet waren und jeder sich bangend fragte, ob die Einwohner derselben wohl noch am Leben seien, so wollen wir unsere Wanderung durch die chinesische Hauptstadt in jener Straße beginnen.

Seit 1858 haben die Mächte das Recht, in Peking diplomatische Vertretungen zu unterhalten. Keinen Gebrauch davon haben Portugal und Schweden gemacht: der Vertreter des ersteren Staats hat seinen Sitz in Makao, der des zweiten wohnt in Shanghai, während Dänemark durch den russischen Gesandten vertreten wird. In der Gesandtschaftsstraße oder in deren Nähe liegen die Gebäude der Gesandtschaften Deutschlands, der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Frankreichs, Englands, Italiens, Rußlands, Österreichs, Spaniens, Belgiens, der Niederlande und Japans.

Man könnte unter diesen Umständen wohl erwarten und verlangen, daß die chinesische Regierung jenen Teil der Stadt oder doch wenigstens die Gesandtschaftsstraße in einen einigermaßen menschenwürdigen Zustand brächte. Aber weit gefehlt — die chinesische Regierung dokumentiert ihre Verachtung der Fremden dadurch, daß diese Straße schlechter als die hauptsächlichen Geschäftsstraßen zu passieren ist. Die Gesandtschaftsstraße ist überhaupt nicht gepflastert, sondern eine Mischung von Hügeln und Löchern, von Sand und Kot, sodaß die Gemahlin eines hohen Diplomaten, welche kürzlich in einem schräg gegenüberliegenden Gesandschaftsgebäude einen Besuch abstatten wollte, mitten in dem durch einen Regenguß aufgeweichten Kot stecken blieb und erst durch zwei zufällig des Weges kommende Herren einer anderen Gesandtschaft aus ihrer fatalen Lage befreit wurde.

Man kann sich denken, was das für die der besten europäischen Aristokratie angehörenden Diplomaten und ihre Damen heißt, und wie sie oft genug sehnsüchtig an die Gesandtschaftshotels, die Hoffestlichkeiten und die Theatervorstellungen in Berlin, Wien, Paris, London, Rom, Petersburg oder wo sie früher lebten, zurückdenken. Ihr Heim

so wohnlich und angenehm wie nur möglich zu gestalten, ist ihr Hauptziel, denn in ihm müssen sie in fast klösterlicher Einsamkeit ihre Tage hinbringen.

Bevor wir aber einige derselben schildern, wollen wir unsern Lesern erst mitteilen, was der ehemalige österreichische Botschafter Freiherr von Hübner über die Lage der Gesandtschaften in Peking sagte. Es sind fast dreißig Jahre vergangen, seitdem er jene Zeilen niederschrieb, und doch passen sie auf die heutigen Verhältnisse, als wenn sie vom Juni 1900 stammten:

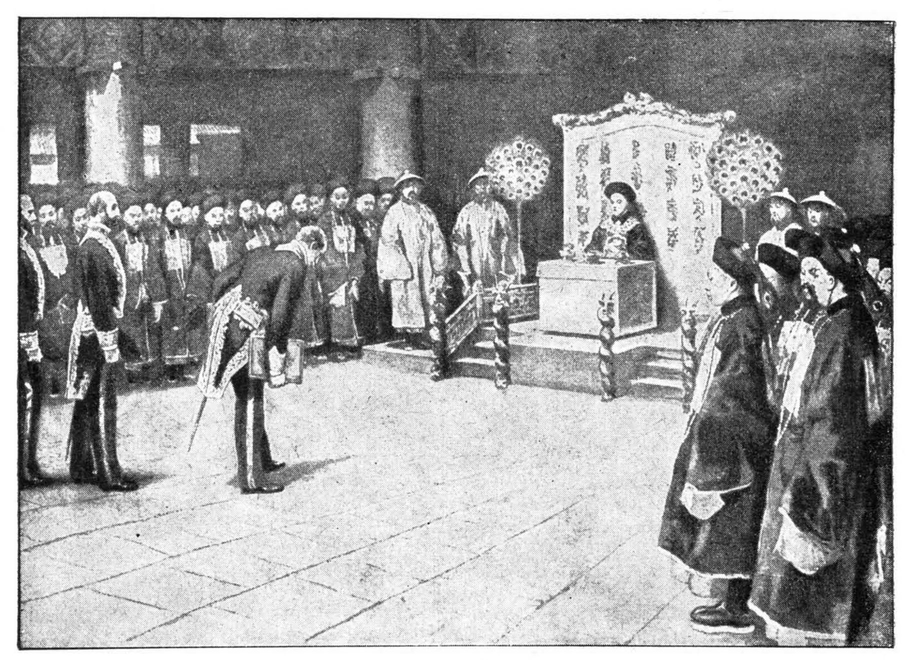
Sind die in Peking lebenden Europäer unter gewissen Umständen Gefahren ausgesetzt? Hierauf erwiderte man mir verneinend. Doch wird zugegeben, daß sie in zwei Fällen in eine äußerst bedenkliche Lage geraten könnten: wenn nämlich eine Rebellion gegen die Dynastie in oder bei Peking ausbräche, oder wenn ein Krieg mit europäischen Mächten bevorstände oder von der Regierung für unvermeidlich gehalten würde. Dann wäre es wahrscheinlich, daß der jetzt zurückgehaltene Haß gegen die Fremden losbreche; dann wäre es möglich, daß es den Behörden an den Mitteln, vielleicht auch am Willen fehlte, die Fremden zu schützen. „Wenn man uns nicht niedermacht“, sagte mir jemand, auf dessen Urteil ich besonderen Wert lege, „wird man uns als Geiseln behalten!“

Übrigens wird gehofft, daß sich die Dynastie noch einige Zeit halten werde. „Die moralische Grundlage dieser Gesellschaft“, hörte ich sagen, „ist eine fatalistische Unterwerfung unter den Willen des Souveräns, solange er thatsächlich, das heißt durch den Willen des Himmels, im Besitz des Thrones ist. Zu dieser Unterthanstreue, die mit der Rechtsfrage nichts gemein hat, tritt die angestammte Ehrfurcht vor den Eltern und Greisen. Beides erzeugt eine gewisse Stabilität oder vielmehr eine starre Unbeweglichkeit.“ Mit ähnlichen Beweisgründen sucht man sich und insbesondere die Damen zu beruhigen. Letztere sind ängstlich geworden. Eines Abends bei Tische sagte mir eine liebenswürdige Nachbarin mit einem Male: „Glauben Sie, daß wir getötet werden?“ Dies Wort bezeichnet die Lage.

Die Männer denken nicht an die Gefahr; für sie besteht sie nicht. Es sind starke Seelen. An ihrem Mute zweifeln, hieße sie verunglimpfen. Diplomaten, Konsuln, Missionäre, Kaufleute sind überzeugt, daß nichts Schlimmes zu besorgen sei. Man denkt an die Gefahr erst, wenn man dem Tode gegenübersteht, wie unheilbare Kranke ihres Übels nur gedenken, während sie leiden.

Haben die Regierungen recht gethan, ihre Gesandtschaften in Peking anzusiedeln?

Von den chinesischen Staatsmännern wird die Zulassung der Gesandten als eine furchtbare Demütigung betrachtet, als ein nationales Unglück, weil sie dem Volke klar machen würde, daß der „Sohn des Himmels“ weder der einzige noch der mächtigste Herrscher der Welt ist. Aus diesem Grunde lassen die Gesandten Englands und Rußlands die Frage auf sich beruhen. Sie haben kein Interesse, den Sturz der Dynastie zu beschleunigen. Am thätigsten zeigt sich die



Empfang fremder Gesandten durch den Kaiser Tung Chih 1873.

französische Diplomatie; sie wird, falls sie die Audienzen durchsetzt (es gelang ihr 1873! d. Verf.), das Verdienst des Erfolges haben und, mit dem Verdienste, auch die Verantwortlichkeit des möglichen Rückschlags.

Noch andere Gründe sprechen gegen die Residenz der Gesandten in Peking.

Die europäischen Handelsinteressen in China sind sehr ausgedehnt.

Mit England allein beziffert sich der Jahresverkehr auf die fabelhafte Summe von zweiundvierzig Millionen Pfund Sterling (à 20 Mk.)! Der gesamte Handel findet statt nicht in der den fremden Kaufleuten

verschlossenen Hauptstadt, sondern in den „offenen Häfen", besonders in Shanghai. Shanghai wäre also die natürlichste Residenz der Legationen. In Peking sind sie während sechs Monate des Jahres vom Eise blockiert, von der übrigen Welt abgeschieden; auf die russischen Kuriere, die über Sibirien gehen, auf die unsicheren Sendboten des chinesischen Zollamts in Chin=Kieng am Yang=tse=kiang angewiesen. Letztere brauchen, wenn sie unterwegs nicht beraubt oder ermordet werden, fünfzehn Tage, um Shanghai zu erreichen.

Dagegen aber wird vorgebracht, daß die Residenz in Peking den Gesandten den beständigen Verkehr mit den Zentralbehörden ermögliche



Das englische Gesandtschafts=Palais.

und sie den Einflüssen der europäischen Faktoreien entziehe. Beides sind bedeutende Vorteile.

Der Verkehr mit den chinesischen Ministern beschränkt sich auf seltene Besuche im Tsungli=yamen. Aber man sieht, man bespricht sich; man vermag hierdurch zuweilen Schwierigkeiten gleich bei ihrem Entstehen zu beseitigen. Sonst würden sie zu ernsten Verlegenheiten oder Gefahren heranwachsen. Insofern gewährt die Anwesenheit der Gesandten einen wesentlichen Nutzen.

Hierzu tritt, daß die Legationen in Peking nicht von ihren Landsleuten überlaufen werden können. Die Fremden in den Hafenstädten

sind Kaufleute und als solche vor allem auf ihren Gewinn bedacht; niemand wird ihnen dieses verargen. Aber es hat sich dort eine gefährliche Tendenz entwickelt: man verwechselt die Handelsinteressen des Einzelnen mit den politischen der Gesamtheit. Das geringste Hindernis, welchem ein Kaufmann bei irgend einer Spekulation begegnet, deutet er als einen Vertragsbruch. Sofort wendet er sich an seinen Gesandten und macht ihn für Verlust oder entgangenen Gewinn verantwortlich. Handelsunternehmungen werden zum Range von Staatsgeschäften erhoben, und in den Augen dieser Herren haben die Gesandtschaften nur die eine Aufgabe: sie gegen die schlimmen Folgen ihrer oft mehr als gewagten Unternehmungen zu schützen. An Ort und Stelle und unter dem fortwährenden Druck solcher Anforderungen lebend — und die, welche sie stellen, sind meist reiche, intelligente, thätige, in der Heimat angesehene und einflußreiche Männer, welche sich zu ihren Zwecken auch der Presse zu bedienen wissen — in dieser Atmosphäre lebend, würden, fragt man, die diplomatischen Vertreter und ihre Untergebenen die Unbefangenheit des Urteils bewahren können, ohne welche es unmöglich ist, die großen und bleibenden Interessen ihrer Nationen mit Nachdruck und Erfolg zu vertreten? —

Aus diesen Worten eines gewiegten Staatsmannes, der von 1849—1859 Botschafter in Paris war, werden unsere Leser den Beweis erhalten, daß die europäischen Diplomaten in China doch nicht so sorglos und thöricht waren, wie dies jüngst oft genug in der Presse behauptet worden ist. Sie waren sich wohl über die Gefahr klar, in der sie sich befanden, aber sie mußten wie brave Soldaten auf dem Platz ausharren, auf den sie gestellt waren. Man vergegenwärtige sich doch nur die Situation im Juli 1900:

entweder entflohen sie und entkamen glücklich — dann hätten alle Witzblätter der Welt sich über die europäischen Diplomaten lustig gemacht, die vor einem Schreckensgespenst, das nur in ihrer Einbildung existierte, das Hasenpanier ergriffen

oder sie wurden auf der Flucht niedergemetzelt — dann hätte die chinesische Regierung natürlich behauptet, daß, wenn sie in Peking geblieben wären, man ihnen nicht ein Haar gekrümmt hätte, daß vielmehr die Flucht allein das Unglück verursacht hätte, da sie sich durch ein im Aufstande befindliches Gebiet begaben.

Aus dem letzteren Grunde ist jedenfalls auch die Fortsendung der Damen unterblieben, denn sie befanden sich in Peking zweifellos in größerer Sicherheit, als wenn sie die gefahrvolle Reise nach Taku

durch das Boxergebiet antraten. Es hieß also unter allen Umständen: ausharren, gleichviel was die Zukunft bescheren würde. —

Nun, also noch zur Schilderung einiger der wichtigsten Gesandtschaftsgebäude.

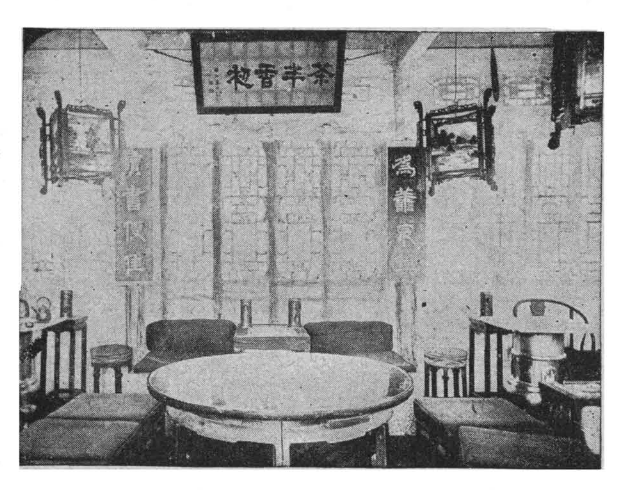
Das interessanteste von allen ist dasjenige der englischen Gesandtschaft. Es ist der Palast Jang-kung-fu, der ehemals von einem kaiserlichen Prinzen bewohnt wurde und in seiner ganzen Anlage dem Palaste des Kaisers von China entspricht. Dieser sogenannte Palast bildet ein von einer hohen Mauer umgebenes längliches Viereck, das mit einer Menge kleinerer oder größerer, mehr oder minder reich ausgestatteter Baulichkeiten angefüllt ist. Innerhalb der Mauer befinden sich neben der Eingangspforte links die Stallungen, rechts die Wache und das Pförtnerhaus. Durch einen Ehrenbogen gelangt man zu den drei hintereinanderstehenden und durch Säulengänge miteinander verbundenen Wohnhäusern des Gesandten. Diese zusammen bilden das eigentliche Vorderhaus. Hinter demselben und zu dessen Seiten befinden sich zahlreiche einstöckige Häuser, die teils von den Beamten und Dienern der Gesandtschaft bewohnt werden, teils für Besuch reserviert sind. Das Hauptgebäude ist wunderbar fein und reich ausgestattet und gehört zu dem Prächtigsten, was chinesische Bildhauer- und Malerkunst je geschaffen hat. Alle Wände und Decken sind auf das Feinste geschnitzt und entweder stark vergoldet oder mit den leuchtendsten Farben bemalt und lackiert. Kostbar sind auch die Fenster und Fußböden, und man erhält einen Begriff, was chinesische Kunst wohl leisten könnte, wenn nicht die Unsauberkeit so rasch alles vernichten würde. Der Palast bildet also eine Art Burg, die sich, falls genügende Bemannung vorhanden ist, wenigstens gegen irreguläre Truppen mit veralteter Bewaffnung einigermaßen verteidigen läßt.

Mit diesem interessanten Gebäude halten die übrigen Gesandtschaftshotels keinen Vergleich aus. Das russische Gesandtschaftsgebäude ist ein ehemaliges chinesisches Yamen, das der frühere Gesandte, General Vlangali, ausbauen ließ; das französische war ebenfalls ein Palast, aber von den ehemaligen chinesischen Baulichkeiten ist nur wenig erhalten, sie sind fast völlig durch moderne ersetzt worden. Die übrigen Gesandtschaften haben zumeist neue Gebäude, deren innere Einrichtung dem europäischen Stil entspricht; man ist nur insofern den chinesischen Gewohnheiten gefolgt, daß man die Häuser nicht höher als einstöckig baute und daß man ihnen ein Dach in chinesischem Geschmack gab. Alle Gesandtschaftsgebäude sind von Mauern und hübsch angelegten

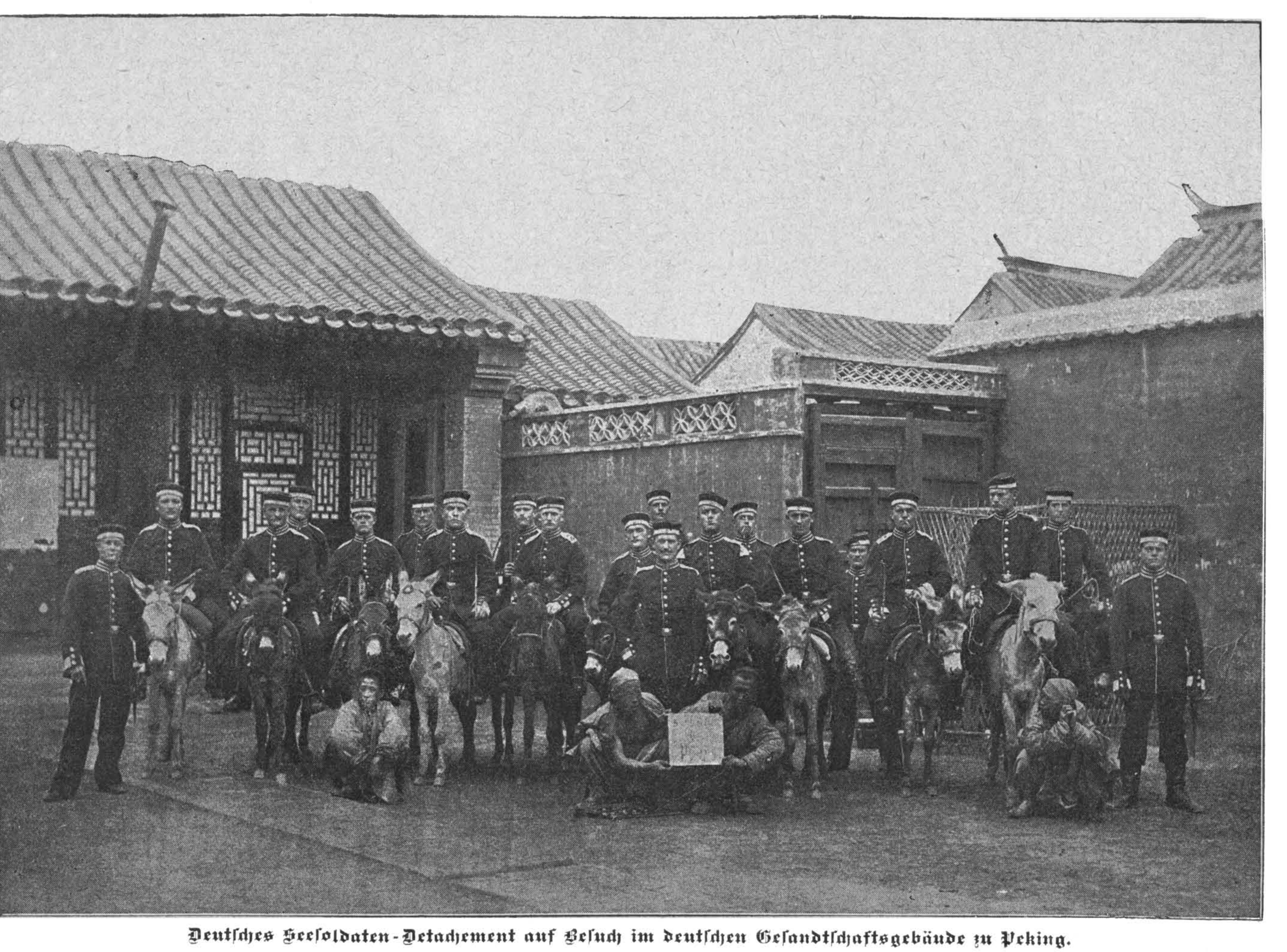
Gärten mit Bänken, Lauben und reinlichen Kieswegen umgeben, und der Verkehr zwischen den verschiedenen Gesandtschaften ist ein ziemlich reger. Die Sommermonate sind in Peking so schwül, daß alle Diplomaten mit ihren Familien Landsitze beziehen, und zwar befindet sich die Sommerresidenz der deutschen Gesandtschaft in dem alten Tempel Tachiaosze (Tempel des Erwachens), der in einer herrlichen, von Bergen und Waldungen umgebenen Gegend liegt.

Allerlei aus Peking.

Was zunächst den Staub betrifft, so wird darüber nicht etwa nur in neuerer Zeit Klage geführt, sondern es handelt sich um einen Übelstand, der seit Jahrhunderten gerügt worden ist. Schon in Münsters Kosmographie, die vor 350 Jahren erschien, wurde gesagt: „Das beschwärlichste in dieser Statt ist der grausame Staub, so den Sommer über darinnen ist, also daß man das Angesicht mit einem dünnen Tuch bedecken und verwahren muß, und dies kompt daher, weil es so wennig regnet und die Stadt nicht an allen Orten besetzt und gepflastert ist.“ Und was thut die auf ihre „vieltausendjährige Kultur“ so stolze Regierung dagegen? Sie läßt den Inhalt einiger Wasserpfützen, in welche Latrinen enden, sowie totes Vieh und allerhand Abfälle geworfen werden, auf Holzkarren sammeln und mittels breiter Schippen auf die Straßen schleudern, sodaß diese Art Straßenbesprengung während der Sommermonate Dünste zum Ohnmächtigwerden verursacht. Und ist es unter diesen Umständen ein Wunder, daß die Bevölkerung die abgelegneren Straßen, namentlich die Umgebung der Stadtmauer, in ungeniertester Weise als Bedürfnisanstalten benutzt und sämtlichen Unrat des Hauses, die Küchenabfälle und noch viel schlimmere Dinge einfach auf die Gassen schüttet? Und dabei sind noch Spuren einer ehemaligen Wasserleitung vorhanden, die aller-



Konferenzzimmer im Tsungli-Yamen.



Deutsches Seesoldaten-Detachement auf Besuch im deutschen Gesandtschaftsgebäude zu Peking.

dings seit einem halben Jahrtausend versiegt sein mag! Zum Glück treiben sich Hunde und Schweine in Massen auf den Straßen herum und üben eine Art Sanitätspolizei aus, sonst würde China in der Wirklichkeit in seinem eigenen Schmutze umkommen. Man sieht also auch hier, daß ein Stillstand in der Kultur nicht möglich ist; es giebt eben nur ein bergauf und ein bergab! —

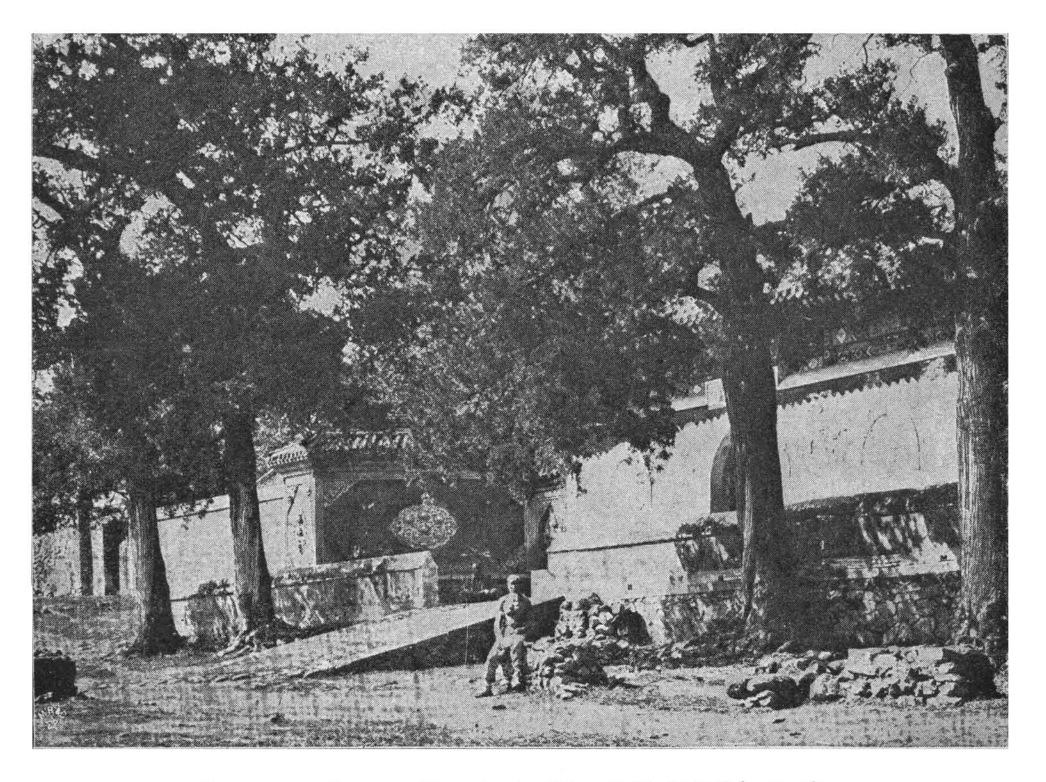
Die sechszehn Stadtthore führen alle recht poetische Namen. Man unterscheidet eine „östliche Bequemlichkeit“ und eine „westliche Bequemlichkeit“, eine „Niederlassung des Friedens“ und ein „Räuberbesänftigungs-Thor“, eine „Bekanntmachung gerechter Grundsätze“, eine „Siegreiche Tugend“, eine „Ewige Niederlassung“ u. s. w. Mit Ausnahme des Hauptthores werden sie alle bei Sonnenuntergang geschlossen und erst bei Sonnenaufgang wieder geöffnet, sodaß das ohnehin schon lebensgefährliche Gedränge durch dieselben kurz vor Thoresschluß einen geradezu unheimlichen Charakter annimmt, von dem sich derjenige, der es nicht mit eigenen Augen gesehen hat, keine Vorstellung machen kann. — Auch die Straßennamen sind so buntscheckig wie möglich ausgesucht. Die hauptsächlichsten, durch ihre Breite und den Glanz ihrer Läden sich auszeichnenden Geschäftsstraßen führen Namen wie „Fischaugenstraße“, „Straße zum großen Fuß“, „Straße des Glücks“, „Theestraße“, „Ochsenhornstraße“, „Bücherstraße“, „Schnmacherstraße“ u. s. w.

Ihr hauptsächlichstes Gepräge und ihren eigentlichen Reiz erhalten die chinesischen Städte durch die „Pai-leous“, zehn bis zwölf Meter hohe, meist dreiteilige thorartige Bogen, welche zur Erinnerung für „tugendhafte Tote“ errichtet sind. Man sieht sie allenthalben: auf den Mittelwegen der breitesten Straßen ebenso, wie in den engsten Gassen. Gewöhnlich bestehen sie aus vier runden Stangen, die oben durch geschnitztes, bunt bemaltes und lackiertes Holzwerk verbunden sind und auf Füllungen den Namen des Verstorbenen tragen und seine Verdienste aufzählen; es giebt aber auch kostbare Bogen aus Stein und selbst aus Marmor. Die Sitte, solche Denkmäler zu setzen, hängt mit der bereits erwähnten Pietät für die Verstorbenen zusammen, und sie werden nicht nur Mandarinen, Generalen und Litteraten errichtet, sondern auch einfachen Bürgern, sowie tugendhaften Müttern und Ehefrauen. Die Aufstellung eines solchen Ehrenbogens ist nicht nur ein Ereignis für die Verwandten, sondern ein Fest für das ganze Stadtviertel, und die offizielle „Pekingzeitung“ giebt stets von der Errichtung eines solchen Denkmals, gleichviel in welchem kleinen Städtchen sie erfolgt, genaue Nachricht.

Eine andere chinesische Eigentümlichkeit sind die nie fehlenden dicken Stadtmauern und die starken Thore. Die Pekinger Mauern haben einen Umfang von mehr als 32 Kilometer, eine Höhe von 15 bis 20 Meter und eine Breite von zum Teil 6, zum Teil 12 bis 15 Meter, damit im Bedarfsfalle Regimenter auf denselben einander ausweichen können. Den Chinesen ist für gewöhnlich ihr Betreten untersagt, sodaß man stundenlang einsam auf denselben herumwandern kann — ein Spaziergang, der allerdings nur bei den Thoren und an einigen wenigen Stellen Interessantes bietet. Wie alles andere in China befinden sich auch die Wälle in traurigem Zustande. Die hohen dreistöckigen Wachttürme oberhalb der Thore werden nicht mehr bewacht, sondern stehen leer und die Kanonenmündungen, die aus ihren zahllosen Schießscharten hervorlugen, können keinen Schaden anrichten, sondern sind — auf Holz gemalt!

Sehr interessant ist ein Spaziergang durch die Geschäftsstraßen. Peking ist berühmt durch seine Porzellan-, Elfenbein-, Holzschnitz- und Jadearbeiten, aber der Fremde wird lange herumwandern müssen, bis er wirklich alte und schöne Erzeugnisse dieser Industrien findet. Schon seit mehr als hundert Jahren ist das chinesische Handwerk zurückgegangen und die eingeborenen Kunsthändler wissen das sehr wohl. Für gediegene Altertümer haben sie in den Gesandtschaften und Konsulaten, in Rußland und in den Hafenstädten feste Abnehmer, die ihnen sehr hohe Preise bewilligen. Wenn der vorübergehende Besucher daher ein wirklicher Kenner ist, wird er wertvolle Stücke nur zu exorbitanten Preisen erwerben können; dem gewöhnlichen Reisenden sucht der chinesische Kaufmann aber Durchschnittswaren zu übermäßig hohem Preise aufzuhängen. Der Fremde wird daher gut thun, nicht mehr als ein Drittel des geforderten Preises zu bieten und dabei zu beharren. Er darf sicher sein, daß der Chinese sich am nächsten Morgen bei ihm einstellt und den gewünschten Gegenstand etwas billiger anbietet. Er geht fort, um am folgenden Tage wiederzukommen und erscheint eine Woche lang täglich, bis endlich der Handel abgeschlossen ist. — Seinen Landsleuten gegenüber versucht der Chinese solche Kunststücke nicht; dort ist es ihm hauptsächlich darum zu thun, bares Geld zu erhalten. Inschriften wie „Durch Schaden gewitzigt borge ich von heute an nicht mehr!“ „Bei vielem Reden und geringem Verkauf macht man schlechte Geschäfte!“ oder „Vielleicht morgen werde ich borgen!“ liest man allenthalben, aber andererseits sind auch Firmen wie „Zum billigen Hutmacher“ oder „Zur billigen Rechnung“ durchaus nichts Ungewöhnliches.

Das Wirtshaus- und Gasthofwesen bietet ebenfalls manche interessante Erscheinung. In einzelnen Straßen ist, gerade wie in Berlin, jedes fünfte Haus eine Kneipe, wozu hauptsächlich die große Ausdehnung der Stadt beiträgt. Die Ladenbesitzer der Hauptstraßen wohnen gewöhnlich in einem anderen Stadtviertel, und da es für sie zu zeitraubend wäre, zum Essen nach Hause zu gehen, begeben sie sich mit ihrer ganzen Familie in ein benachbartes Restaurant. Für die Hausdiener und Laufburschen giebt es aber allenthalben Garküchen auf



Eingang zur Sommerresidenz der deutschen Gesandtschaft in Tachiaosze.

offener Straße. Auf einem kleinen Herd steht ein großer Kessel, in dem eine Suppe brodelt, in der allerhand kleingeschnittene Fleischstücken, Reis, Wurst, Gedärme, Leber und Gemüse schwimmen und welche einen durchdringenden Knoblauchduft verbreitet. Der Kunde tritt heran, zahlt einige Cash und hat nun das Recht, mit seinem Löffel in den Kessel zu fahren und solange zu essen, bis er gesättigt ist. In ähnlich kommunistischer Weise regelt sich auch das Herbergswesen für das Proletariat. Der Eintretende giebt dem Wirt einige Cash und legt sich auf

das Strohlager. Ist das Haus voll, so läßt der Wirt zum Schutze gegen die Kälte (im Sommer wohnen die Leute natürlich bei „Mutter Grün") eine große viereckige Decke von oben herab und nun muß jeder suchen, eines der eingeschnittenen Löcher zu erhaschen, damit er atmen kann. Daß dieses Gesindel natürlich zu Schandthaten jederzeit bereit ist und daß die Polizei sehr viel zu thun hat, läßt sich denken; wir werden aber erst an anderer Stelle näher auf dieses Thema eingehen.

Eine Straßenbeleuchtung in unserem Sinne giebt es nicht. In den Hauptstraßen genügt das aus den Läden dringende Licht vollkommen, um den Weg zu beleuchten, aber in den Nebenstraßen muß jeder für sich selbst sorgen, zu welchem Zwecke man eine der bei uns so bekannt gewordenen Papierlaternen in der Hand trägt, die allerdings nur wenige Schritte leuchten und bei den zahllosen Unebenheiten des Weges dem Träger oft genug zu einer unvermuteten Berührung des Erdbodens verhelfen. Da auch alle Läden, Theestuben, Tempel, Theater und Privathäuser ausschließlich auf diese Beleuchtung angewiesen sind, so gehört die Laternenindustrie zu den ausgebreitetsten Gewerben Chinas. Der Laternenmacher zählt zur Kaste der Maler, und es giebt manchen unter ihnen, der sich für einen Künstler ersten Ranges hält. Es ist ja bekannt, daß es außer den gewöhnlichen Laternen von schlechtestem Papier und rohgestrichenem Holz auch solche von feinem, sehr durchsichtigen Papier und lackiertem Holz mit allerlei Troddeln und sonstigem Aufputz giebt; die wohlhabenden Chinesen benutzen aber Laternen, deren Seiten aus fein-bemalten Seidenstücken bestehen und deren Gestell überaus zierlich aus Elfenbein geschnitzt ist.



Drei Diebinnen.

Alljährlich im März erhält Peking noch dadurch eine besondere Wichtigkeit, daß dort acht- bis zwölftausend junge Leute aus allen Teilen des Reiches zusammenströmen, um ihr drittes, beziehungsweise viertes Examen zu machen. Sie werden in der Prüfungshalle in

lauter kleinen, dicht nebeneinanderliegenden Zimmerchen untergebracht, deren Dächer sich als lange Linien in der Mitte des farbigen Bildes erkennen lassen, das die Leser als Beigabe zum zweiten Hefte erhielten. Man sieht es den Prüflingen an, daß sie den verschiedensten Bevölkerungsschichten und den verschiedensten Gegenden entstammen; einige tragen ärmliche bäuerische Kleider, und ihr ganzes Hab und Gut besteht in einem kleinen schmierigen Bündel; andere erscheinen in kostbaren Pelzen und haben eine ziemliche Menge von Gepäckstücken bei sich. Eins aber haben fast alle gemeinsam, nämlich eine mächtige Brille auf der Nase. So leicht wird es den Prüflingen jedoch nicht gemacht, denn von vierzig Examinanden besteht durchschnittlich nur einer die Prüfung und dieser muß noch jahrelang warten, bis er endlich die erhoffte staatliche Anstellung erlangt. Eine Auszeichnung wird denen, welche die dritte Prüfung bestanden haben, allerdings sofort zu teil: sie werden dem Kaiser vorgestellt und ihr Name wird durch die offizielle „Pekingzeitung" bekannt gemacht.

Ganz in der Nähe der Prüfungshallen befindet sich noch eine andere Sehenswürdigkeit Pekings, das Observatorium. Es ist im dreizehnten Jahrhundert angelegt und ursprünglich durch persische Astronomen geleitet worden. Die Aufgabe der Astronomen bestand damals — in Asien so gut wie in Europa — viel weniger darin, den Gang der Gestirne zu berechnen, als aus der Konstellation derselben das Schicksal des einzelnen Menschen, namentlich hochgestellter Personen, zu berechnen, und man kann sich daher denken, welche Bedeutung der Kalender für ein so abergläubisches Volk wie die Chinesen hatte und heute noch hat. Diesen Umstand machte sich der aus Köln gebürtige Jesuit Adam Schall, der sich mit astronomischen Studien beschäftigt hatte und in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts nach China gereist war, zu Nutze. Durch Kopernikus, dem Tycho de Brahe und Kepler folgten, war kurz vorher in Europa die astronomische Wissenschaft in neue Bahnen geleitet und ein verbesserter Kalender ausgearbeitet worden. Schall wies dem ersten Kaiser der Mandschu-Dynastie, Schunt-schi, nach, daß die persischen Astronomen keine Sonnenfinsternis richtig zu berechnen vermöchten und der Kaiser jagte infolgedessen die Perser fort und ernannte Schall, indem er ihn gleichzeitig zur Würde eines Mandarins erster Klasse erhob, zum Präsidenten des astronomischen Rates. Dieser Schritt hatte auch insofern große Bedeutung, weil damit den Jesuiten und ihren Bekehrungsversuchen Thür und Thor geöffnet war. Die astro-

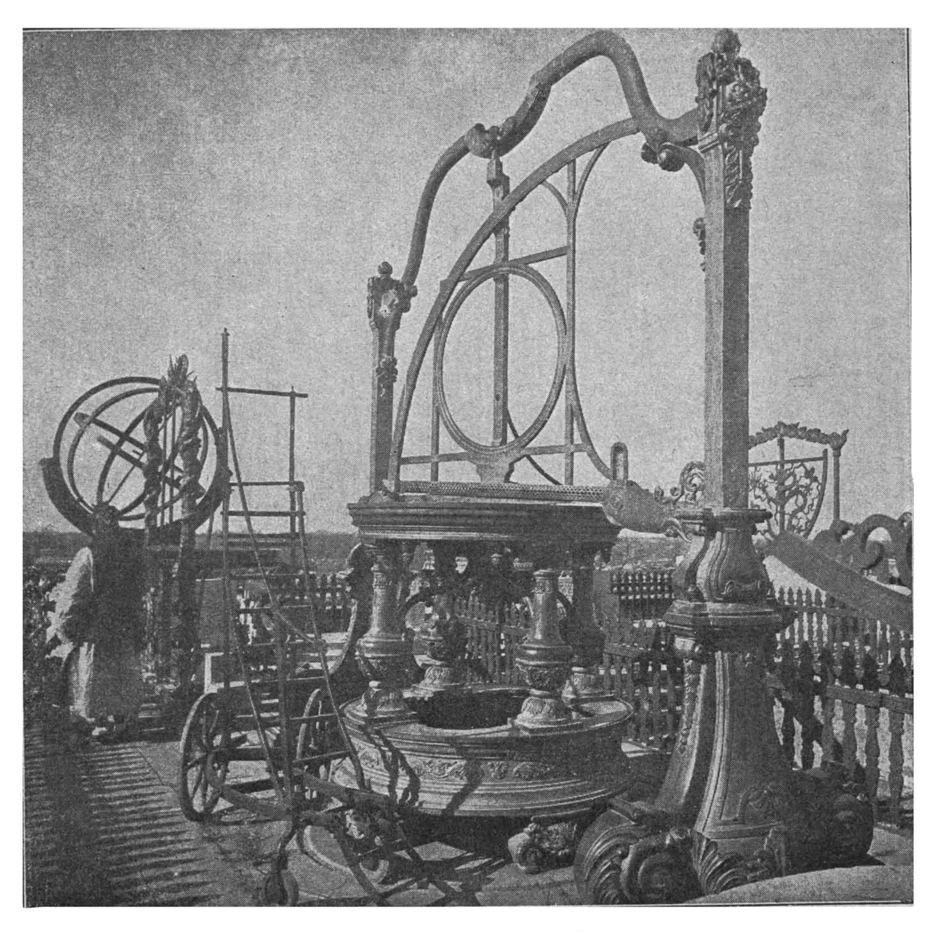
nomischen Instrumente, die teils schon vorhanden waren, teils damals und auch noch später hinzugefügt wurden, sind aus dem vorzüglichsten Material von chinesischen Arbeitern angefertigt worden und stehen, ohne wesentlichen Schaden genommen zu haben, seit Jahrhunderten unter freiem Himmel auf der Plattform des Turmes. Seit mehr als hundert Jahren kümmert sich niemand mehr darum; nur noch Fremde steigen die halsbrecherischen Stufen hinauf, um die schöne Arbeit zu bewundern. So ist auch dieses Gebäude, wie alles, was wir bisher kennen gelernt haben, ein neuer Beweis für den unaufhaltsamen Rückgang von Kultur und Zivilisation im chinesischen Reich.

Tempel und Paläste in Peking.

Die Häuser der Reichen und die Paläste (Yamen) der hohen Beamten machen einen gleich kümmerlichen Eindruck. Die ersteren sind absichtlich mit kahlen Mauern umgeben, damit der Glanz nicht den Neid der Ärmeren erregen soll; die anderen sind mehr oder weniger verfallen und lassen im günstigsten Falle noch den früheren Glanz ahnen. Einige Diener in schmutzigen und zerlumpten Livreeen, ein paar Soldaten mit zerrissenen Uniformen und verrosteten Waffen, ein Palissadenverhau, ein gemalter Drache über dem Hauptthor, ein oder zwei Fahnenstangen sind die Kennzeichen der Paläste, die der Europäer kaum bemerken würde, wenn sich nicht vor der Thür stets Scharen von Bittstellern aufhielten. Selbst das Tsungli-Yamen, das auswärtige Amt, in dem alle fremden Diplomaten verkehren, ist nur ein sehr bescheidenes Gebäude. Es liegt im Osten der Stadt, etwa zwei Kilometer von der Gesandtschaftsstraße entfernt. Man gelangt durch eine bunte Ehrenpforte zu dem niederen Haupteingang und durch diesen in einen kleinen Garten. In der Mitte desselben befindet sich ein von künstlichen Grotten umgebener hölzerner Pavillon, der einen einzigen überaus einfachen Raum enthält, in dem die Konferenzen stattfinden.

Die Tempel, deren Zahl sich auf mehrere tausend beläuft, sind größtenteils halb oder ganz zerfallen, aber selbst in denjenigen, die sich noch in leidlichem Zustande befinden, ist von Andächtigen nur wenig zu sehen. Glaubt der Chinese, höhere Hilfe nötig zu haben, so begiebt er sich mit einem Teller Schweinebraten, geröstetem Fisch, gekochtem Gemüse oder mit Kuchen, Konfekt oder Tabak zu einer in seinem Stadtviertel belegenen Pagode und setzt seine Gabe auf den Altar nieder, der vor dem grinsenden dickbäuchigen Götzen aufgestellt ist, und geht dann seiner Wege. Natürlich verzehrt nicht der Götze die Opfergaben.

sondern die Priester lassen sich dieselben wohlschmecken und bieten auch Fremden höflich an, sich daran gütlich zu thun. Nimmt das Ansehen der Pagode ab, werden ihr nicht mehr so viele Leckerbissen geboten, dann muß sich die Zahl der Priester notgedrungen verringern, und bald beginnt das Unkraut üppig aus den geborstenen, grünglasierten Ziegeln zu sprießen. Einzelne zeigen noch jetzt eine überaus reiche

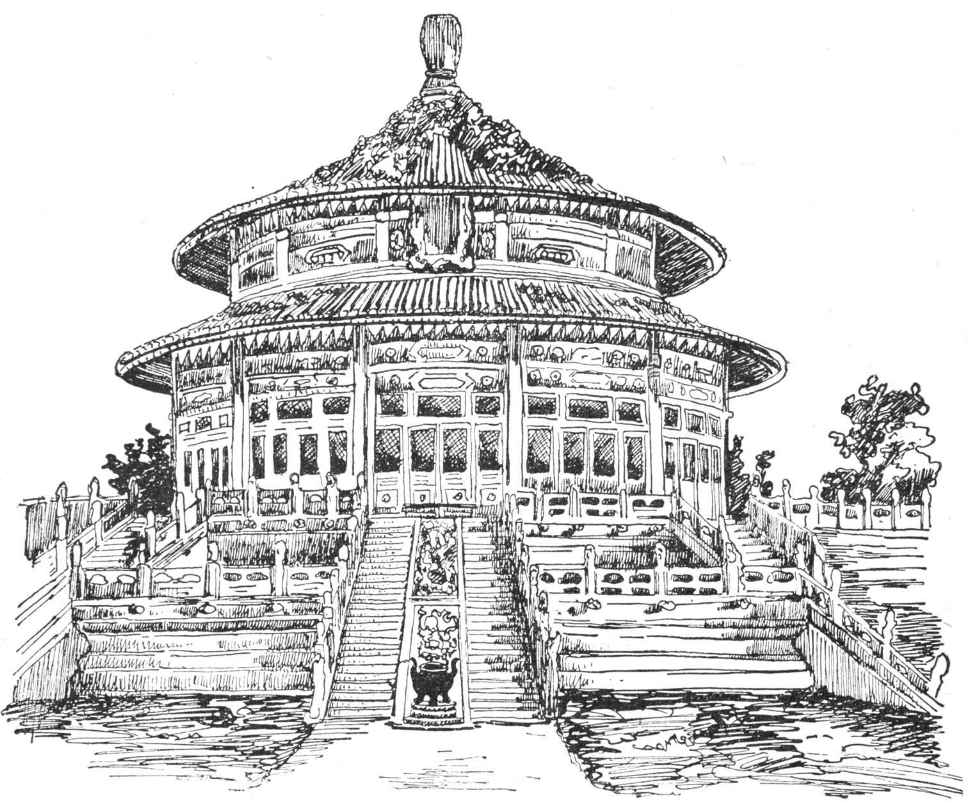


Das Observatorium in Peking.

Ausstattung an Marmor und Gold, doch giebt es wohl kaum eine einzige, die nicht von vergangenen „besseren" Zeiten zu erzählen wüßte.

Das Betreten des vorher erwähnten, am Hauptthor belegenen „Tempels des Ackerbaus" und des ihm gegenüberliegenden „Tempels des Himmels" war Fremden und Frauen früher ebenso verboten wie heute, aber, während in den letzten fünfzehn oder zwanzig Jahren wohl kaum

noch ein Fremder hineingelangt ist, war vordem der Eintritt mit Hilfe eines reichlich bemessenen Trinkgeldes nicht ganz unmöglich. Beide Tempel sind von einem Zedernhain umgeben und geräumiger als die meisten anderen gottesdienstlichen Gebäude in China. In dem ersteren zieht der Kaiser alljährlich am 8. November eine Furche mit dem Pfluge, wie sich die Leser aus Schillers „Turandot" erinnern werden, den zweiten besucht der Kaiser nur einmal im Jahre, um dort sein



Der Tempel der Erde bei Peking.

Gebet zu verrichten. Niemand sonst darf in dem Tempel des Himmels sein Knie vor der Gottheit beugen. Hören wir deswegen, was einer der wenigen Glücklichen, dem es gelang in dieses Heiligtum einzudringen, der vormalige österreichische Botschafter Freiherr von Hübner, über dasselbe berichtet:

Um hineinzugelangen, ist ein Zusammenwirken von List, Gewalt und Geld notwendig. Das Thor — ein glücklicher Zufall — stand

offen. Dem Rate eines unserer europäischen Führer folgend, thun wir, als wollten wir an dem Tempel vorbeireiten. Unser Freund sprengt aber an die Wächter heran, die ihn unter großem Geschrei aufzuhalten suchen, durchbricht das Häuflein und dringt glücklich in den Vorhof. Wir folgen seinem Beispiel mit gleich günstigem Erfolge. Er entdeckt mit seinen Luchsaugen eine andere offenstehende Pforte. Wir geben die Sporen und befinden uns einige Augenblicke später in der zweiten inneren Einfriedung.

Hier umringt uns eine Schar von Knechten, die den Wächterdienst verrichten. Die Kerle sehen nicht sehr reputierlich aus und empfangen uns mit wildem Gejohle. Ihre Livreen sind abgenutzt und lassen auch im Punkte der Reinlichkeit zu wünschen übrig. Nun werden die Verhandlungen eröffnet; eine gute Gelegenheit für die Herren Dolmetsche, ihre Sprachkenntnisse und diplomatische Begabung zu bewähren. Alsbald stimmen die Chinesen den Ton herab. Dann lassen sie, als ein Zeichen des Respekts, ihren Zopf auf die Schulter herabfallen (Leute aus dem Volke tragen ihn während der Arbeit um den Kopf gewickelt). Noch ein kurzer Ideenaustausch, und die zornigen Mienen machen freundlichem Grinsen und Ehrfurchtsbezeigungen Platz. Kurz, man versteht sich. Es handelt sich darum, annäherungsweise die Anzahl Bambusstreiche zu berechnen, welche die Wächter erhalten werden, weil sie fremde Teufel zuließen, und hienach das ihnen zu entrichtende Schmerzensgeld zu bemessen. Nachdem dies zur beiderseitigen Zufriedenheit geschehen, läßt man uns ein. Nur werden wir gebeten, nichts zu zerstören und fortzutragen, denn sonst gäbe es nicht nur Bambusstreiche, sondern auch abgeschnittene Hälse, und „Ihr begreift“, sagt man uns mit kläglicher Miene, „das ginge über den Spaß“.

Der Tempel des Himmels mit seinem Park und den von Mauern und Gräbern umschlossenen Höfen mißt zwei Meilen im Umfang. Der Hain, ein wirklicher Wald von Zedern und anderem Nadelholz, sieht ganz verwildert aus.

Das vorzüglichste Gebäude darin ist das Heiligtum der Jahresopfer, erbaut um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Auf einer kreisrunden Terrasse erhebt sich, von drei konzentrischen Marmorgeländern umgeben, der gleichfalls kreisrunde, eigentlich polygone Tempel. Ein phantastisch geschnitztes, mit blauem Glasemail geziertes Holzgitter vertritt die Wände. Die drei übereinandergestellten Dächer, in Gestalt ebenso vieler Sonnenschirme, sind mit blauen Ziegeln gedeckt. Ein seltsamer Bau: zugleich elegant und fratzenhaft, künstlich und roh, das

Auge verletzend durch die bizarren Kreuzungen der Linien, und es wieder beruhigend durch den sanften Einklang der Farben. Wie schön verschmelzen das Weiß der Marmorbalustraden, das Schwarzbraun der durchbrochenen Holzwände, das Dunkelblau des Glasemails und der Ziegel! Aus einer gewissen Entfernung betrachtet, erzeugen die fliehenden Kurven der Balustraden in ihrem Zusammenstoße mit den sich ihnen scheinbar nähernden Kurven der drei Sonnenschirme eine eigentümliche, unbeschreibliche Wirkung. Man ist geneigt, die Erfindungsgabe, die Phantasie des Architekten zu bewundern. Aber nicht ihm gebührt das Verdienst dieser seltsamen Effekte, sondern die großen Dimensionen des Gebäudes und die Gesetze der Optik haben sie hervorgebracht; die chinesische Einbildungskraft hat nichts dazu gethan.

Keinem Sterblichen ist das Innere zugänglich; nur der Kaiser, die Prinzen von Geblüt und sein Gefolge dürfen es betreten; riesige Schlösser verwahren den Eingang des Heiligtums. Glücklicherweise haben es die Wächter nicht der Mühe wert gefunden, uns zu begleiten. Sicher der Stockstreiche, die ihrer harren und sicher auch unserer Tael, von denen sie bereits eine Anzahl als Darangabe eingesteckt haben, gestatten sie uns, im Tempel des Himmels nach Belieben zu schalten. Wir untersuchen also die Schlösser, und eins hat die Gefälligkeit sich zu öffnen. Indem ich dies niederschreibe, fühle ich die Schamröte auf meinen Wangen; aber die That ist geschehen und wir treten in das Innere.

Vier Holzsäulen, reichlich mit Schnitzwerk und Malerei ausgestattet, oben verbunden durch vier ähnlich gearbeitete Querbalken, tragen eine mit Pilastern geschmückte Gallerie, auf welcher eine Kuppel ruht. Diese ist, soweit ich es bei dem schwachen Lichte zu beobachten vermochte, nur wenig gewölbt und, wie die Säulen und Pilaster, mit Lack und Schnitzwerk bedeckt. Es ist die einzige Kuppel, die ich in China sah. Erst hier, mit Hilfe des Gegensatzes zwischen dem Dunkel im Innern und der äußern Tageshelle, vermochten wir die Schönheit und Abwechslung des Gitterwerkes zu bewundern, welches, wie oben gesagt, die Mauern des Tempels ersetzt und, von hier gesehen, einem Spinnengewebe gleicht. Kein Götzenbild, nichts was daran erinnert, daß dieser Ort dem Gebete gewidmet sei. Es ist ein prachtvoller Kiosk, würdig der Zusammenkunft zwischen dem Gebieter des Himmels und dem Gebieter der Welt.

In geringer Entfernung von dem Tempel erhebt sich ein offener Altar, auf welchem die Jahresopfer dargebracht werden; eine kreis-

runde Plattform von weißem Mamor, dreißig Fuß hoch und aus drei Terrassen zusammengesetzt, welche im Durchmesser hundertzwanzig, neunzig und sechzig Fuß messen. Hier wie in allen andern Gebäuden dieses Tempels herrscht die Dreizahl. Die Absätze der Treppe bestehen aus drei, neun, zwölf Staffeln, immer ein Ergebnis der Multiplikation mit drei. Ebenso verhält es sich mit allen anderen Elementen dieser Gebäude, wie den Steinplatten des Pflasters, den Geländern der Gallerieen und sofort. (Im Tempel der Erde, der außerhalb der nördlichen Stadtmauer liegt, bildet zwei die Grundzahl. Gottesgelehrtheit und Geometrie wirken hier zusammen; aber den mystischen Sinn konnte mir niemand erklären.)

In den Küchen sahen wir die großen Kessel, in welchen das Fleisch der Opfertiere gekocht wird. Ein langer geräumiger Korridor verbindet sie mit der Tempelhalle. An einer anderen Stelle des Haines befinden sich die Gebäude, in denen der Kaiser, die Prinzen und die Hofwürdenträger absteigen. Alle diese Baulichkeiten sind, abgesehen von den dicken Staubschichten, in gutem Zustande. Man erklärt die Vernachlässigung durch die Minderjährigkeit des Kaisers, der die Heiligtümer außerhalb des Palastes noch nicht besucht hat. —



Die Ehrenpforte vor dem Tsungli-Yamen.

Fast noch berühmter als die beiden bisher genannten sind die am entgegengesetzten Ende der Stadt belegenen Tempel des Konfuzius und das Lama-Kloster.

Der Besuch des Konfuziustempels (richtiger gesagt wäre: Gedächtnishalle des Konfuzius) ist bisher den Fremden noch nicht erschwert worden. Das Gebäude zeigt etwa dieselben Lichtwirkungen wie der Tempel des Himmels. In seinem Innern herrscht Dämmerung,

da das Tageslicht nur durch das geschnitzte Holzgitter eindringen kann und diese Dunkelheit wird durch die rotgefärbten Wände, Säulen und Altäre nur erhöht. Die Decke und die Holzverbindungen sind in grün-goldigem Tone gehalten, der etwa der Farbe der großen bronzenen Opfergeräte entspricht. Es ist eine ziemliche Pracht entfaltet, aber sie hat nichts Belebendes in sich, und der fröstelnde Eindruck wird noch durch die in Nischen eingelassenen, verstaubten Steintafeln vermehrt, die dem Philosophen und seinen hervorragendsten Schülern zum Gedächtnis errichtet sind. Auch der Vorhof mit seinen melancholischen Zypressen, deren Zweige künstlich niedergedrückt sind, verstärkt den Ernst des Eindrucks, und selbst die gelben Dachziegel auf dem Tempel und den ihn umgebenden Hallen und Tempelchen, welche teils Namentafeln, teils große Steinschildkröten als Symbol langen Lebens und unvergänglicher Kraft enthalten, vermögen dem Ganzen kein wärmeres Kolorit zu verleihen.



Der Eingang zum Tsungli-Yamen.

In Verbindung mit dem Tempel steht die „Halle der Klassiker“. Sie besteht aus einem Viereck, das von gelbgedeckten Gallerieen eingefaßt ist, in denen auf einigen hundert schwarzen Marmorplatten sämtliche Werke des Konfuzius, sowie andere klassische Werke zum Studium der Gelehrten aufgestellt sind. In der Mitte steht ein Pavillon, der unter der Regierung Kien-lungs (1736—1796) erbaut ist und in dem alle zehn Jahre einmal der chinesische Kaiser erscheint, um sich einige Bruchstücke der Klassiker vorlesen zu lassen. Man kann sich nach allem, was wir bisher gesagt haben, zur Genüge denken, wie schmutzig infolge des so seltenen hohen Besuchs das Innere dieses Pavillons aussieht. Eigentlich ist dies schade, denn die Anlage ist

nicht nur kostbar, sondern auch gar nicht übel. Der Pavillon ist von einem Graben umgeben, dessen Wände mit weißen Marmorplatten ausgemauert sind und über den mehrere weiße Marmorbrücken mit reichem, durchbrochenem Geländer führen. Über dem Eingange des Hauses ist die blaue Kaisertafel mit Goldschrift angebracht und in der Mitte des Raumes befindet sich der reichgeschnitzte hölzerne Sitz für den Monarchen mit rotem Anstrich und starker Vergoldung. Die Wände bestehen, wie immer, aus durchbrochenem Holzgitter, und mächtige rotgestrichene Säulen tragen das weitvorspringende gelbe Dach, das mit großen vergoldeten Kugeln und Drachen geschmückt ist. Auf dem Vorhof befindet sich noch ein hübscher dreiteiliger Ehrenbogen zum Gedächtnis des Erbauers, dessen Marmorsockel mit Drachen- und Schlangenornamenten versehen, während der Oberteil aus gelbem, grünem und rotem Porzellan gebildet ist. —

Neben diesen der Philosophie gewidmeten Gebäuden liegt, nur durch die Straße getrennt, der berühmte Lama-Tempel Yung-ho-kung, das Heiligtum Buddhas. Heute ist er für Ungläubige streng verschlossen, und so soll zunächst wieder der Bericht des Freiherrn von Hübner aushelfen, dem es in einer noch weniger hyperorthodoxen Zeit nicht schwer fiel, in die geheiligten Räume zu gelangen.

Die Bonzen, sämtlich Mongolen, halten in einer Halle ihren Gottesdienst. Priester, Novizen, Akolythen, alle mit gelben Leibröcken und gelben Mänteln bekleidet, alle mit vollkommen rasierten Schädeln, kauern auf niedern Bänken und singen im Chor. Was ihre Gesichter anbelangt, so sah ich niemals dümmere und geistreichere. Abgemagerte Gestalten, durch Fasten gänzlich erschöpfte Naturen, einige mit Zügen, welche die Askese veredelt hatte, andere, die wie vertiert vor sich hinstarrten. Daneben Jünglinge voll Gesundheit und Leben sowie kleine Knaben mit spitzbübischen Augen, die wie brennende Kohlen funkelten. Im Chorgesang herrschen die näselnden Töne vor, aber zwei oder drei Baßstimmen würden in Wien oder Paris an der großen Oper ihr Glück machen. Die Scene, welche wir vor Augen hatten, erinnerte mich lebhaft an die großen Zeremonieen der katholischen Kirche.

Unweit der Halle befindet sich das Heiligtum Buddhas, ein dunkler, enger, aber sehr hoher Raum, den die kolossale Statue des Gottes ausfüllt. Um sie im einzelnen zu besehen, besonders um die breiten Schultern und die langen Arme der Gottheit in der Nähe zu bewundern, muß man auf einer Seitentreppe mehrere Stockwerke emporsteigen.

Neben dem Tempel hat Kaiser Yung-men für seine dreizehn Söhne ein mehr klösterliches als fürstliches Wohnhaus erbaut. Die Zimmer sind klein. Ein Korridor läuft an ihnen entlang; die Thüren sind vollkommen kreisrund; die Einzelheiten der Ornamentierung phantastisch und zuweilen sehr elegant und anmutig. Das Haus lehnt sich an die nördliche Stadtmauer. Durch ein Fenster blickend, weide ich mich mit immer neuem Vergnügen an dem Anblicke des düsteren, großartigen Gemäldes. —

Wir wollen diesem kurzen Berichte einen etwas ausführlicheren von Exner anhängen, dem es noch vor zehn Jahren, wenn auch unter wesentlich größeren Schwierigkeiten und nur mit Hilfe eines bedeutenden Trinkgeldes glückte, sich Eintritt zu verschaffen.

Die große Lamaserie beherbergt etwa 1300 Mönche jeder Altersklasse, vom sechsjährigen Knaben aufwärts bis zum weißhaarigen Greise. Dieselben stehen unter der Oberleitung eines Großlama, der den Titel „der lebende Buddha“ führt und sind ihrer Nationalität nach mongolische Tataren. In Peking erfreuen sie sich keines guten Rufs; sie gelten für schmutzig, und ihr Lebenswandel wird als ein außerordentlich unmoralischer geschildert.

Wir durchschreiten das massive Klosterthor, das hinter uns wieder fest verriegelt wird, und betreten die weiten Parkanlagen des Klosters mit seinen vielen und weitläufig angelegten Tempeln, Hallen und Klosterräumen. Alles ist hier des Interessanten, für uns Neuen und Grotesken voll, von den glänzenden gelben Ziegeln des Daches angefangen bis herab zu dem gelben Teppich der großen Tempelhalle. Den Altar schmücken Vasen von feinster pekinesischer Emaille; die grotesk geformten Tempelleuchter und Weihrauchbrenner strömen betäubende Wohlgerüche aus und diese Düfte durchziehen wolkenartig den weiten Raum, um schließlich an dem gold und grün gemalten Plafond hängen zu bleiben. Lange schmale Rollen von Papier oder Seide, kunstvoll mit heiligen Sprüchen bemalt, zieren die Wände und tausende kleiner Buddhafiguren, aus Porzellan geformt, sind in die Mauern eingelassen.

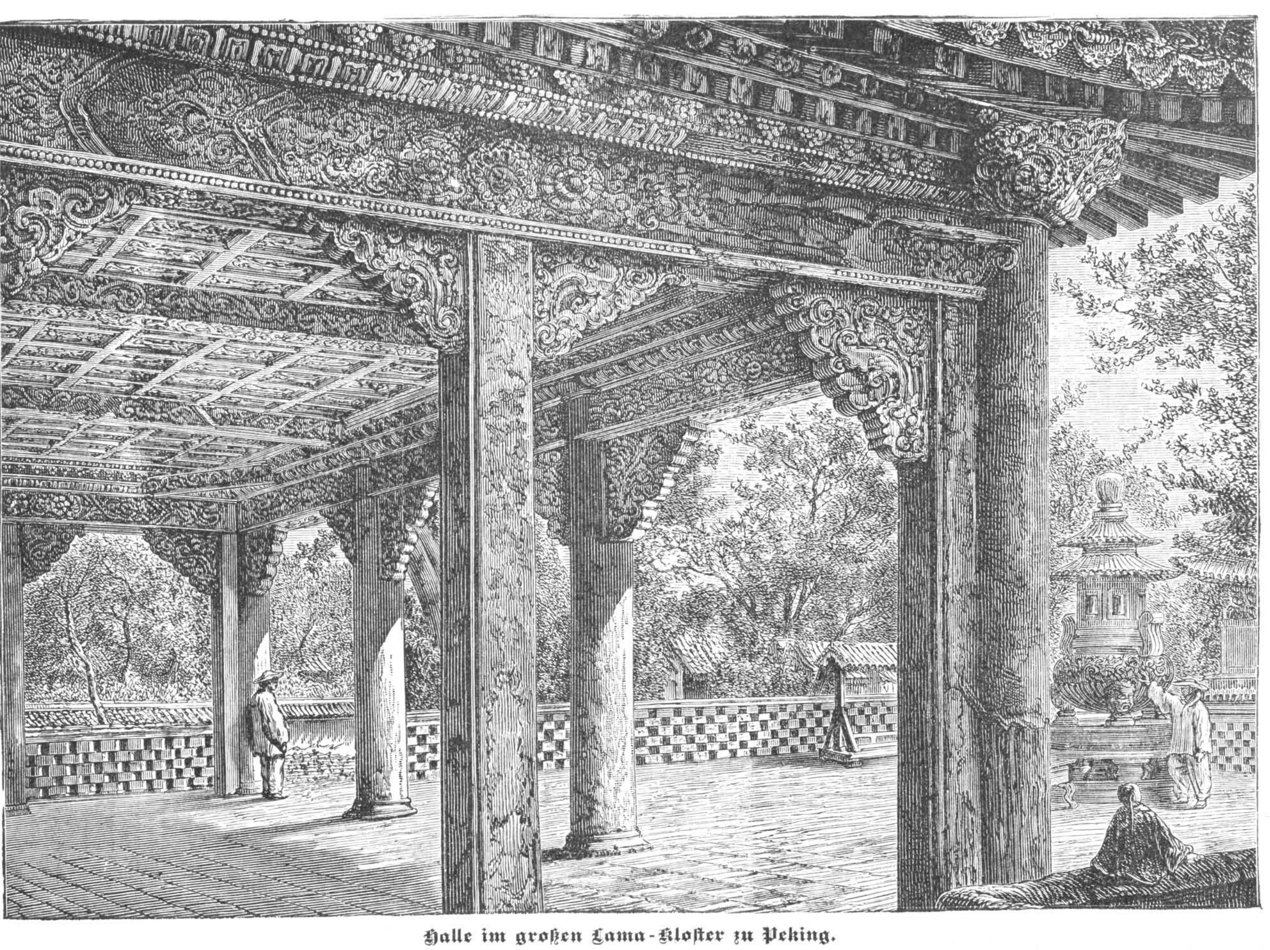
Besonderer Verehrung unter den hier aufbewahrten Götzenbildern erfreut sich dasjenige Kwang-tis, eines hervorragenden Kriegers, der ungefähr zu Anfang der christlichen Ära gelebt haben soll und einige achthundert Jahre später, infolge seiner großen Verdienste, zum Kriegsgott avancierte. Nachdem dann angeblich durch seine Hilfe im Jahre 1835 die Regierungstruppen bei Nanking einen Sieg über die Taiping-

Rebellen davongetragen hatten, wurde der Gott auf Befehl des Kaisers Hien-feng in seinen Würden erhöht und auf gleichen Rang mit Konfuzius gestellt. So finden wir ihn denn heute in China von Buddhisten und Taoisten in gleicher Weise verehrt.

In der Haupttempelhalle, Fu-ku genannt, erblicken wir eine etwa siebzig Fuß hohe Buddhafigur aus bronzegefärbtem Holz, die aus einem einzigen Stücke bestehen soll; dann ersteigen wir eine Gallerie, die zwei nebeneinanderliegenden gewaltigen Hohlzylindern als Stützpunkt dient. Dieselben sind dick mit Staub und Schmutz bedeckt und stehen anscheinend nicht in Gebrauch; an gewissen Feiertagen indes strömen die Gläubigen in Mengen zu diesen Walzen, heften schmale mit Gebeten beschriebene Zettel auf dieselben, setzen die Zylinder in Drehung und das fabrikmäßige Massenbeten beginnt. Wir haben zwei große Gebetmühlen, „Tschuan“, vor uns, zwei jener Religionsräder, deren sich die Buddhisten, insbesondere die Lamas bedienen, um das vorgeschriebene Gebet myriadenmal wiederholen zu können und solchergestalt die Wirkung desselben zu erhöhen. Derartige Betmaschinen existieren in den verschiedensten Größen, sowohl im Privatgebrauch, wie in oft gewaltigen Dimensionen in den Tempeln und Klöstern; auch gehört es nicht zu den Seltenheiten, daß man sie durch Wasserkraft oder Wind in Bewegung setzen läßt, in welchem Falle das Beten sich ohne weiteres Zuthun des gläubigen Lamaisten von selbst besorgt. Die aufgeschriebene Gebetformel ist immer die gleiche und lautet in tibetanischem Sanskrit „Om mani padme hum“ (das Kleinod im Lotos. Amen). Das Gebet wird mittels Holztafeln auf Gebetblätter rot aufgedruckt und ist in jedem Zylinder in ungezählten Mengen vorhanden.



Buddhistischer Bonze.



Halle im großen Lama-Kloster zu Peking.

Wir hatten bei unserem Besuche der Lamaserie leider nicht Gelegenheit, einem Gottesdienste beizuwohnen, da die große Morgenandacht bei unserer Ankunft schon beendet war. Dieselbe pflegt bereits um 4 Uhr morgens zu beginnen, um welche Zeit mehr als hundert Matten zum Niederknieen für die Lamas im Tempel ausgebreitet werden. Die Mönche erscheinen in ihren gelben Gewändern und tragen eine helmartige, hohe Filzkappe von gleicher Farbe. Ihre roten Filzschuhe legen sie vor Betreten des Tempels ab. Der Großlama, in eine violettfarbene Robe gekleidet, eine gelbe Bischofsmütze auf dem Haupt und eine Art Bischofsstab in Händen haltend, nimmt seinen Platz unmittelbar vor dem Altar und der großen Buddhafigur auf einem reichvergoldeten Thron, vor welchem ein kleiner Teppich zum Niederknieen für ihn ausgebreitet liegt. Der Tempelraum ist in ein mystisches Dunkel gehüllt, aus welchem nur der Altar mit seinen zahlreichen Wachskerzen und seinen betäubenden Weihrauchwolken strahlend hervorleuchtet. Sobald durch Anschlagen des großen Gongs das Zeichen zum Beginn des Gottesdienstes gegeben ist, ertönt der monotone Gesang der Litaneien. Von Zeit zu Zeit verliest ein Lama Gebete, die auf einer seidenen Rolle niedergeschrieben sind; die übrigen Lamas begleiten ihn durch Nachmurmeln der Gebetformel; dann wieder rezitiert eine Anzahl der Mönche die Worte lauter und der Chor singt eine tiefe Baßbegleitung. Wieder markiert der Gong den Wechsel von Gebet zu Gesang, den ein ohrenbetäubender Lärm von Gongs, Tamtams, Muscheln und sonstigen lärmenden Instrumenten begleitet, dann plötzlich unheimliche, lautlose Stille, und nach einer Weile verlassen die Lamas den Tempel. Der Gottesdienst ist zu Ende. —

Die Kaiserliche Stadt.

Peking soll in altersgrauer Zeit, nämlich elf Jahrhunderte vor Christi Geburt, erbaut worden und unter dem Namen Tschungtu die Hauptstadt des Reiches der Kin gewesen sein. Dann bildete es unter verschiedenen Namen eine einfache Provinzialstadt von bald mehr, bald weniger Bedeutung, bis es 1215 durch den berühmten und berüchtigten Mongolenführer Dschengis-Kan erobert und zerstört wurde. Dessen Enkel, Koublai-Kan, begann es 1260 in seiner gegenwärtigen Gestalt wieder aufzubauen und nun führte es lange Zeit den Namen Kambalik und galt als eine der größten und schönsten Städte Asiens. 1420 wurde es zur nördlichen Hauptstadt Chinas erhoben und erhielt den Namen Pei-King (Nord-Residenz), und man begann die innere Stadt

ringsherum mit Wällen und Befestigungsmauern zu versehen, die eine Stärke von etwa 2 Meter, eine Höhe von annähernd 5 Meter und eine Länge von mehr als 10 Kilometer haben. Auf chinesischen Karten führt Peking den Namen Chun-tien-fu, während es im Volksmunde einfach King-cheng (Residenzstadt) genannt zu werden pflegt.

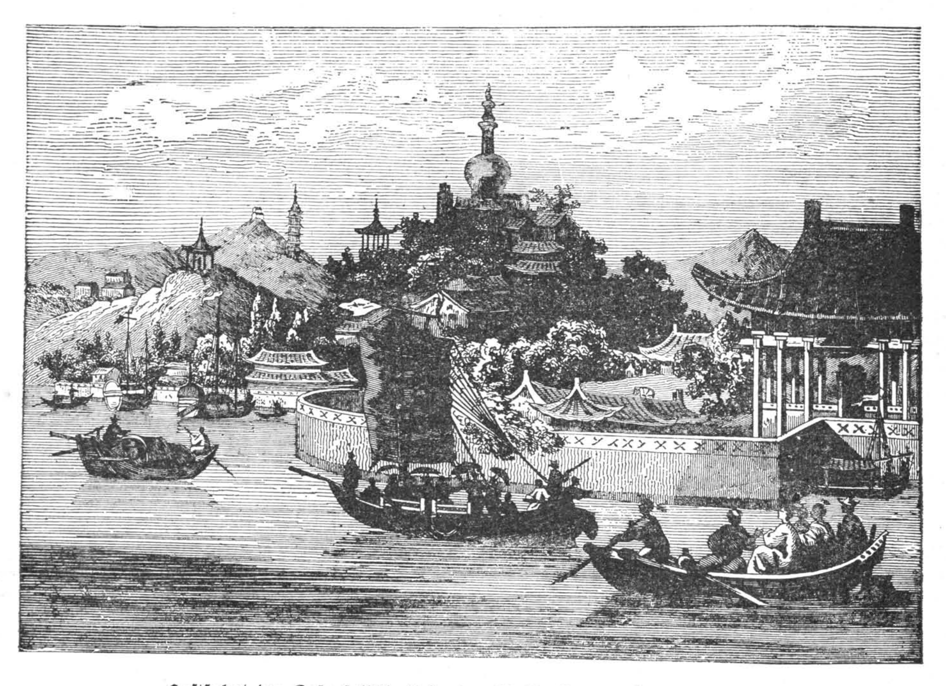
Im sechzehnten Jahrhundert wurden dann die starken Mauern hinzugefügt, welche die äußere Stadt umgeben, doch vermochten sie im Jahre 1644, als das Reich durch einen Einfall der Mandschuren schon geschwächt war, nicht, den Rebellen im eigenen Lande Widerstand zu leisten. Kaiser Tsung-cheng erhängte sich, nachdem sich die Kaiserin und ihre Tochter bereits vorher das Leben genommen hatten, an einem Akazienbaum in den kaiserlichen Gärten. Das war das Ende der Ming-Dynastie, die fast dreihundert Jahre auf dem chinesischen Throne gesessen und im allgemeinen zu dessen Vorteil regiert hatte. Als der chinesische Obergeneral Wusankuei, der mit seinem Heere gegen die Mandschu gezogen war, von der Einnahme Pekings durch die Aufrührer und dem Selbstmorde des Kaisers hörte, schloß er mit den Mandschu nicht nur Frieden, sondern auch ein Bündnis zur Niederwerfung der Rebellen. Als dieses Ziel erreicht war, setzten die fremden Eroberer den jungen Sohn ihres Anführers unter dem Namen Tschit-sut-schang (1644—1662) auf den chinesischen Thron, und dieser wurde der Ahne der noch jetzt herrschenden Mandschu- oder Tsing-Dynastie.

Seit jener Zeit schreibt sich die Trennung Pekings in zwei Hälften her: in den nördlichen, nur von Tataren und den südlichen, ausschließlich von Chinesen bewohnten Stadtteil. Zwei Jahrhunderte lang wurde die Trennung überaus scharf aufrecht erhalten, und Chinesen durften sich nur, wenn es ihr Geschäft erforderte, während des Tages im Nordteil aufhalten, mußten ihn aber unbedingt vor Sonnenuntergang verlassen. Erst das Eindringen der Europäer verwischte diese Unterschiede und führte beide Stämme einander näher, doch sind die Gegensätze noch keineswegs völlig überbrückt.

In der Mitte der Tatarenstadt und von einer besonderen Mauer umgeben, liegt also die „Kaiserliche Stadt“, und in diese wiederum eingeschachtelt und durch eine sechs und einen halben Meter hohe Mauer und einen fast zwanzig Meter breiten Graben geschützt, die „Rote Stadt“ oder „Purpurne Stadt“.

Ursprünglich war das ganze riesige Terrain der „Kaiserlichen Stadt“, Hwang-cheng, nur für den Hof, die Hofbeamten und die

höheren Staatsbeamten bestimmt, aber es haben im Laufe der Zeiten doch recht viele andere Leute dort ihren Wohnsitz aufschlagen dürfen, die keine andere Empfehlung für sich hatten als den Reichtum. Aber mit Geld kann man ja alles in der Welt erreichen, zumal in China, und so ist heute die Kaiserliche Stadt von einer recht beträchtlichen Einwohnerzahl bevölkert. Diese Volksmenge hat natürlich zahllose Bedürfnisse und zwar umsomehr, als sie sich dieselben nicht zu versagen braucht und dadurch hat sich, namentlich an der Ostseite, ein so lebhafter Verkehr entwickelt, wie er nur in den bedeutendsten Geschäfts-



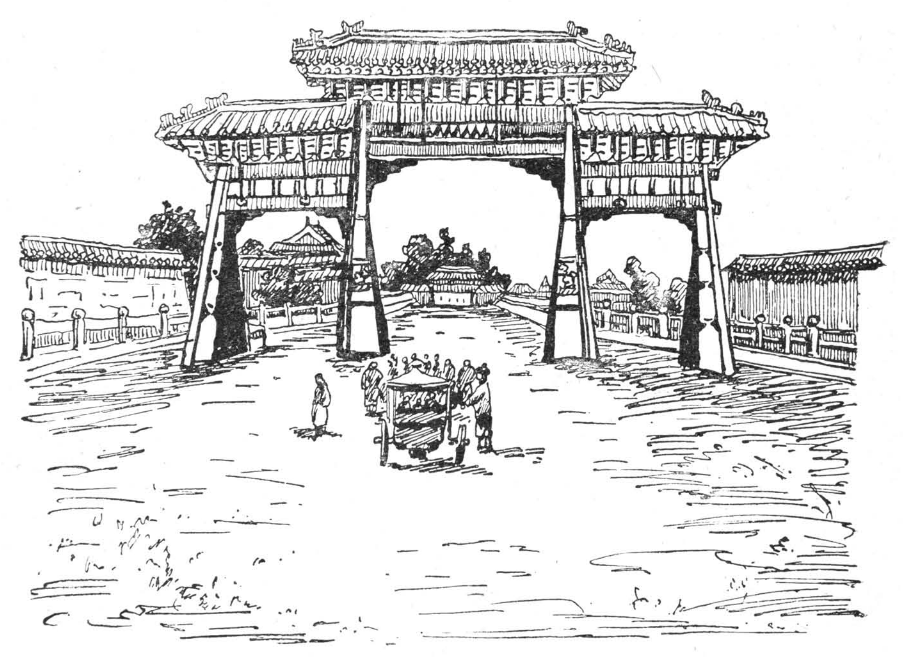
Lustfahrt der Hofgesellschaft in den Kaiserlichen Gärten Pekings.

straßen der äußeren Stadt zu finden ist. Man könnte mit einem modernen Ausdruck die Kaiserliche Stadt als „Villen-Viertel" bezeichnen; noch zutreffender wäre die jetzt allerdings auch längst aus Berlin verschwundene Bezeichnung „Geheimrats-Viertel". Aber obschon wir hier die prächtigsten Bauten der ganzen Stadt sehen, so macht sich doch der Verfall und der Schmutz nicht minder bemerkbar, als in irgend einem anderen Stadtteil.

Noch ein wenig mehr von den ursprünglichen Anlagen und ihrem Glanze macht sich an der Westseite bemerkbar. Dort liegen in aus-

gedehnten Parkanlagen drei künstliche Teiche, die zusammen über drei und einen halben Kilometer lang sind, und deren Oberfläche mit einer Fülle von Lotosblumen bedeckt ist. Über den mittelsten See führt eine kostspielige Marmorbrücke, an deren Zugängen sich dreiteilige Ehrenpforten erheben, zur Purpur-Stadt.

Überschreiten wir dieselbe, so treffen wir zunächst auf den „Kohlen-Hügel", den höchsten Punkt der Stadt, welcher etwa 70 Meter hoch ist und einen Umfang von mehr als einem Kilometer hat. Sein ganzes Innere, das äußerlich mit einer Sandschicht bedeckt ist, soll aus Kohlen



Ehrenbogen und Marmorbrücke in den Kaiserlichen Gärten.

bestehen, die zu dem Zwecke aufgeschüttet sind, damit es bei einer etwaigen Belagerung der Stadt nicht an Brennmaterial für den kaiserlichen Hof fehle. Es mag hier eingeschaltet werden, daß Peking unter dem 40. Breitengrade liegt und daß sein Klima mit demjenigen von Newyork sehr viel Übereinstimmung hat. Der Winter beginnt im November und erstreckt sich bis in den März. Das Thermometer fällt bis auf 20 Grad Celsius, und der Binnenverkehr auf dem Wasser stockt infolge der Eisverhältnisse mitunter drei Monate völlig. Der Eintritt des Frühlings ist ein ganz plötzlicher; im April ist es recht

heiß; im Mai toben Stürme und das Thermometer erreicht bis zu 35 Grad Wärme. Der Juni ist angenehm; Juli und August sind bei hoher Temperatur (bis zu 40 Grad) regnerisch; September und Oktober sind die angenehmsten Monate, die Tage sind nicht übermäßig heiß, die Nächte erfrischend.

Auf dem Kohlenhügel sind fünf Pavillons, die teils mit gelben (Kaiserfarbe), teils mit grünen (Kirchenfarbe), teils mit blauen (Regierungsfarbe) Ziegeln gedeckt sind, und in deren jedem sich eine Bildsäule Buddhas befindet. An der Nordostseite des Hügels steht eine in Ketten gelegte uralte Akazie — derselbe Baum, an dem sich Kaiser Tsung-cheng erhängte; am Fuße des Hügels liegt ein kleinerer Palast, in dem sich häufig der Kaiser aufhalten soll. In der Nähe, von Gartenanlagen umgeben, ist noch ein zweiter künstlicher Hügel, auf dem in einem marmornen Tempel eine aus glasiertem Thon hergestellte Statue Buddhas aufgestellt ist.

Schon der eben beschriebene Teil der Kaiserlichen Stadt — der einzige staubfreie in ganz Peking — ist für jedermann auf das strengste abgesperrt und höchstens einmal, während die Kaiserliche Familie sich auf ihrer Sommerresidenz befindet, unter unverhältnismäßig großen Schwierigkeiten zu besichtigen. Noch viel weniger ist es möglich, in das Innere der „Purpur-Stadt“ zu dringen, denn nur ein einziges Mal — 1873 — sind die Gesandten in den vordersten Teil derselben gelangt.

Treten wir durch das sehr einfach gestaltete Südthor, „Thor der hohen Lauterkeit“, in die „Purpurstadt“, Tß-kin-cheng, so gelangen wir zunächst auf einen Vorhof und stehen, nachdem wir dann ein zweites Thor durchschritten haben, vor dem Palast T'-ae-ho-tien, in dem Audienzen, Empfänge der fremden Gesandten, Neujahrs- und Geburtstagsbeglückwünschungen des Kaisers stattfinden. Durch das Rückportal gelangt man in einen anderen Hof, der durch einen zweiten Palast, in welchem die religiösen Festlichkeiten abgehalten werden, seinen Abschluß findet. So liegen in gerader Linie hintereinander noch sechs Höfe, deren jeder zu einem besonderen Palaste führt, in dem Staatsratssitzungen, Familienfestlichkeiten u. s. w. abgehalten werden und deren drittletzter den Privatpalast des Kaisers bildet.

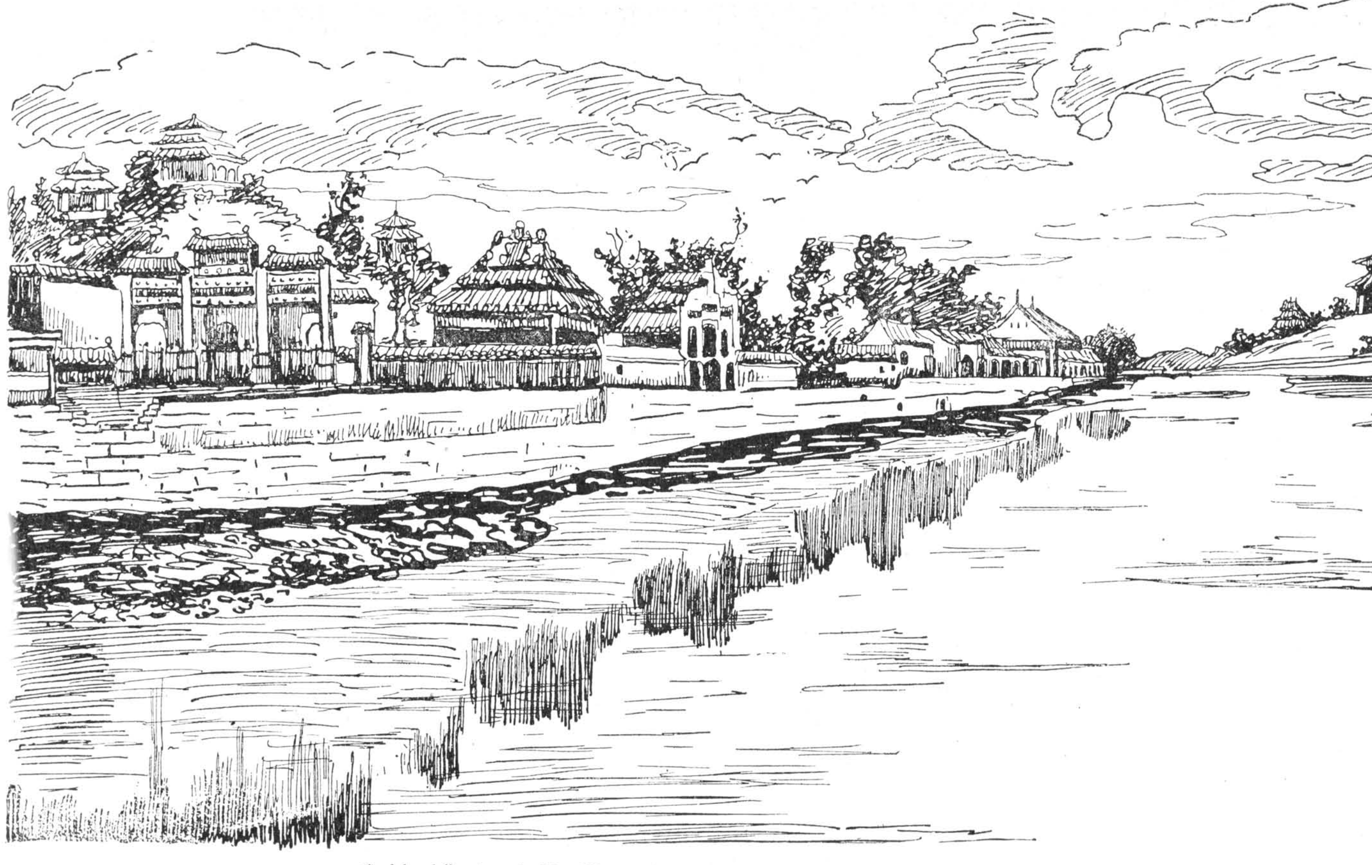
In diesem Palast Yang-Hsin-tin haben sämtliche Mitglieder der Tsing-Dynastie residiert. Die Mitte des Gebäudes bildet der Thronsaal, in den man vom Vorhof durch hohe holzgeschnitzte Thüren gelangt, die im Sommer durch seidene Vorhänge, im Winter durch ge-

stickte Damastteppiche verhängt sind. Schwere Teppiche bedecken den Boden; an den Wänden ringsherum sind zwei Fuß hohe Bänke aufgemauert, auf denen reiche Sitzkissen liegen; in der Mitte des Saales erhebt sich der Thronsessel von gelber Seide mit eingesticktem Drachen und dem Bilde des Phönix. Zu beiden Seiten des Saales liegen die Privatgemächer des Kaisers. Sie sind mit kostbaren Teppichen, Vorhängen, Möbeln, überaus wertvollen Erzeugnissen des einheimischen Kunstgewerbes und kostbaren Geschenken europäischer Monarchen geschmückt; die Wände sind lackiert, die Decken bunt eingelegt. In dem Schlafgemach steht eine große geschnitzte, mit Gold- und Elfenbeineinlagen verzierte Bettstelle, in welcher Tigerfelle die Matratze ersetzen, während die Decke reich mit Drachen bestickt ist.

Jeder Hof ist also nördlich und südlich durch einen Palast begrenzt, während ihn östlich und westlich Mauern einfassen, die mit Thoren versehen sind und Zugang zu den Palästen und sonstigen kaiserlichen Gebäuden gewähren, die links und rechts in großer Zahl vorgelagert sind. Da ist zunächst der Palast der Kaiserin-Mutter (Palast des Westens), derjenige der Kaiserin (Palast des Ostens) und mehrere Paläste für die Nebenfrauen, dann die Gebäude für die Eunuchen, Diener und Soldaten, welche zusammen zehntausend Köpfe betragen sollen, die Hofkasse, Proviantämter, Apotheke, Kleiderkammern, Schatzkammern, Theater, Krankenhäuser, Tempel, Wagenremisen, Stallungen und was sonst zum Hofstaat gehört. Den Zweck der einzelnen Gebäude läßt die Farbe der Dachziegel einigermaßen erkennen.

Das ist die „Welt“, in der sich der Kaiser bewegt und die er nur verläßt, um sich nach der Sommerresidenz zu begeben oder in einem der vorbeschriebenen Tempel gewisse gottesdienstliche Verrichtungen vorzunehmen. Selbst den höchsten Beamten ist das Betreten der Purpur-Stadt nur gestattet, wenn sie dienstlich dorthin berufen worden sind; andere Unterthanen werden, falls man sie in den Gartenanlagen betrifft, mit mindestens hundert Bambushieben bestraft, findet man sie aber in einem der Häuser, ohne weiteres erdrosselt. Ja, es ist schon vorgekommen, daß man die gesamte Wache vom Oberbefehlshaber bis zum letzten Mann um einen Kopf kürzer gemacht hat, weil nicht ermittelt werden konnte, durch wessen Schuld ein Fremder in das Innere gelangte.

Das tägliche Leben des Kaisers verfließt nach einem genau vorgeschriebenen Schema. Etwaige Staatsratssitzungen und die täglichen Gebete und Opferungen finden am frühen Morgen statt; um 9 Uhr



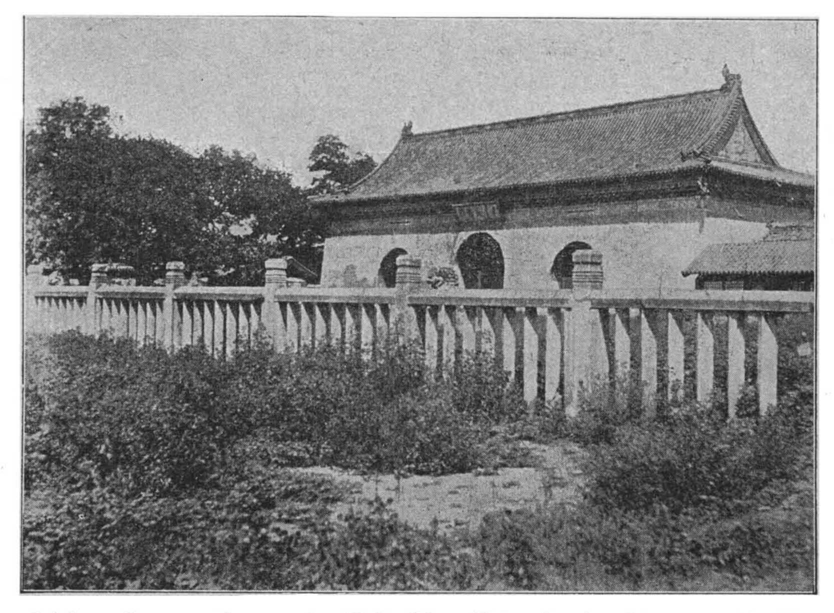
Kohlenhügel und Pavillons in den Kaiserlichen Gärten zu Peking.



Ein Leichenzug vor den Thoren in Peking.



ist Frühstückszeit und dann hat der „Sohn des Himmels“ den Rest des Tages für sich. Dem Kaiser wird alles paarweis vorgesetzt, also zwei Fische, zwei Hühner u. s. w., und von den sechzehn Leibärzten haben immer zwei bei Tisch zugegen zu sein, um ihn zu ermahnen, daß er nicht zu viel essen und sich den Magen verderben möge. Billig wird ihm das Leben gerade nicht, denn das nur aus wenigen Gängen bestehende Frühstück wird ihm schon mit über tausend Mark auf Rechnung gesetzt, und der ganze Hofhalt verschlingt jährlich mehr als fünfzig Millionen Mark. Nachmittags um 5 Uhr findet die Haupt-



Geheimes Ausgangsthor aus den Kaiserlichen Gärten, durch welches vermutlich die Kaiserliche Familie am 15. August 1900 entflohen ist.

mahlzeit statt, die aus acht Gängen besteht, und nach ihr begiebt sich der Kaiser bald zur Ruhe. In der Zeit, die zwischen dem Frühstück und dem Abendessen liegt, kann der „Bruder der Sonne und des Mondes“ seine Frauen besuchen, in seinen Gartenanlagen spazieren gehen, ein Stündchen im Hoftheater zusehen, auf einem der Höfe reiten, mit dem Bogen schießen, ein Buch lesen, oder vielleicht der Abwechselung wegen auch einmal die Immediateingabe eines seiner Minister oder Generäle durchstudieren.

Ein solches Aktenstück pflegt ziemlich voluminös zu sein. Die Einleitung beginnt mit etwa folgenden Worten: „Eurer Majestät

niedriger Sklave bittet demütigst, dieser Denkschrift Euern heiligen Blick zuzuwenden. Euer ergebener Sklave gestattet sich, in Demut zu bemerken, daß, obschon seine Fähigkeiten wertlos sind wie Spreu und gemeines Unkraut, er doch der begnadete Empfänger Eurer Kaiserlichen Huld gewesen ist. Unausgesetzt sind seine Gedanken beschäftigt gewesen mit der wichtigen Frage ..... Im Dunkel der Nacht ist er aufgesprungen und hat wilde Blicke um sich geworfen, während Thränen seine Wangen herabrollten aus Verzweiflung über seine Unfähigkeit, in irgend einer Weise seinem Herrn in dieser Frage einen Dienst zu leisten; ist doch jeder treue Hund, jedes Pferd bestrebt, durch wenn auch nur geringe Leistungen in etwas die große Dankbarkeit zu bezeugen, die sie ihrem Gebieter schuldig sind." Dann erklärt der Briefschreiber, was ihm mißfallen hat, zu welchen guten Gedanken ihm das Aufspringen und Augenrollen während der Nacht verholfen hat und welche Gesetzesparagraphen er demgemäß in Vorschlag bringen möchte.

Es ist freilich für einen ehrlichen Beamten schlimm, an einen Fürsten appellieren zu müssen, der sein Volk nur durch seine Frauen, seine Bedienten, seine Minister und aus Büchern kennt, da das Volk nicht würdig ist, die geheiligte Person des „Vollziehers der Gebote des Himmels" von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Nähert sich der Tag, an dem der „Herr der zehntausend Jahre" seinen „Drachensitz" verläßt, um in einem Tempel irgend eine Zeremonie zu verrichten oder sich nach der Sommerresidenz zu begeben, so werden nicht nur die Straßen, durch welche sich der Zug begiebt, mit gelbem Sand bestreut, sondern der ganze Fuß- und Wagenverkehr wird völlig abgesperrt und den Anwohnern wird auf das strengste untersagt, sich in den Hausthüren oder an den Fenstern blicken zu lassen. Wo eine Querstraße einmündet, wird aus Matten eine große Schutzwand aufgebaut, damit nicht etwa ein freches Auge aus einer Nebengasse versuchen könnte, einen Blick auf die geheiligte Person des Staatsoberhauptes zu werfen. Begiebt sich das letztere nach der Sommerresidenz, so ist es natürlich unmöglich, den Weg meilenweit gegen jedes unberufene Auge zu schützen und deshalb werden, sobald man sich einem Dorfe nähert, zu den Seiten der kaiserlichen, von zwanzig Mandschu getragenen Sänfte riesige aus Matten geflochtene Schutzwände hochgehalten. Kommt trotzdem durch irgend einen Zufall ein menschliches Wesen in die Nähe des Zuges, so hat es unter allen Umständen die Pflicht, den „Kotau" zu machen, d. h. sein Gesicht in die Erde zu vergraben. Wehe dem Unbedachten, der diese Verehrung unterlassen würde, denn die Bogen-

schützen, die den Zug begleiten, haben Befehl, auf jeden Respektslosen ihre Pfeile zu richten. Das Eigenartigste bei diesen Prozessionen ist, daß, während sonst jeder einzelne Chinese völlig überflüssigerweise einen Höllenlärm auf der Straße verursacht, der kaiserliche Zug, obschon er aus tausenden von Dienern, Trabanten, Beamten, Offizieren und Soldaten besteht, lautlos im Geschwindschritt dahineilt.

Fast noch bedauernswerter als das Volk ist der Kaiser selbst, denn wenn die Unterthanen nichts von ihm sehen, so lernt er auch sein Volk nicht kennen, ja nicht einmal deren Häuser und deren Straßen, da die gelbseidenen Vorhänge der Sänfte dicht geschlossen sind und nur ein eintöniges mattes Licht ihn auf seinem Wege umgiebt. Von irgend einer Liebe für das angestammte Herrscherhaus ist deswegen auch keine Rede. Man muß nur Steuern aufbringen, um den Kaiser und dessen zahllosen Haushalt zu erhalten, während nicht ein Cash für das Gemeinwohl verausgabt wird und alles verfällt. Dabei sorgen die hohen Beamten — worauf wir noch weiterhin zu sprechen kommen — in erster Reihe für ihre eigenen Taschen, so daß die Bevölkerung drei- oder viermal so viel an Lasten aufbringen muß, als wirklich an die Hofkasse gelangt. Welch ein Unsinn ist es doch, daß eine einzige Stadt jährlich 9000 seidene Taschentücher an den Hof zu liefern hat; selbstverständlich wird der weitaus größte Teil dieser kostspieligen Steuer überflüssig und nutzlos vergeudet! Neben diesen regelmäßigen Steuern kommen aber noch die außerordentlichen. Beispielsweise mußte der Staat, als sich der jetzige Kaiser am 26. Februar 1889 vermählte, dreißig Millionen Mark für Hochzeitsgeschenke und Bestreitung der Festlichkeiten aufbringen. Wahrlich, der Sohn des Himmels läßt sich von den Kindern der Erde ernähren!

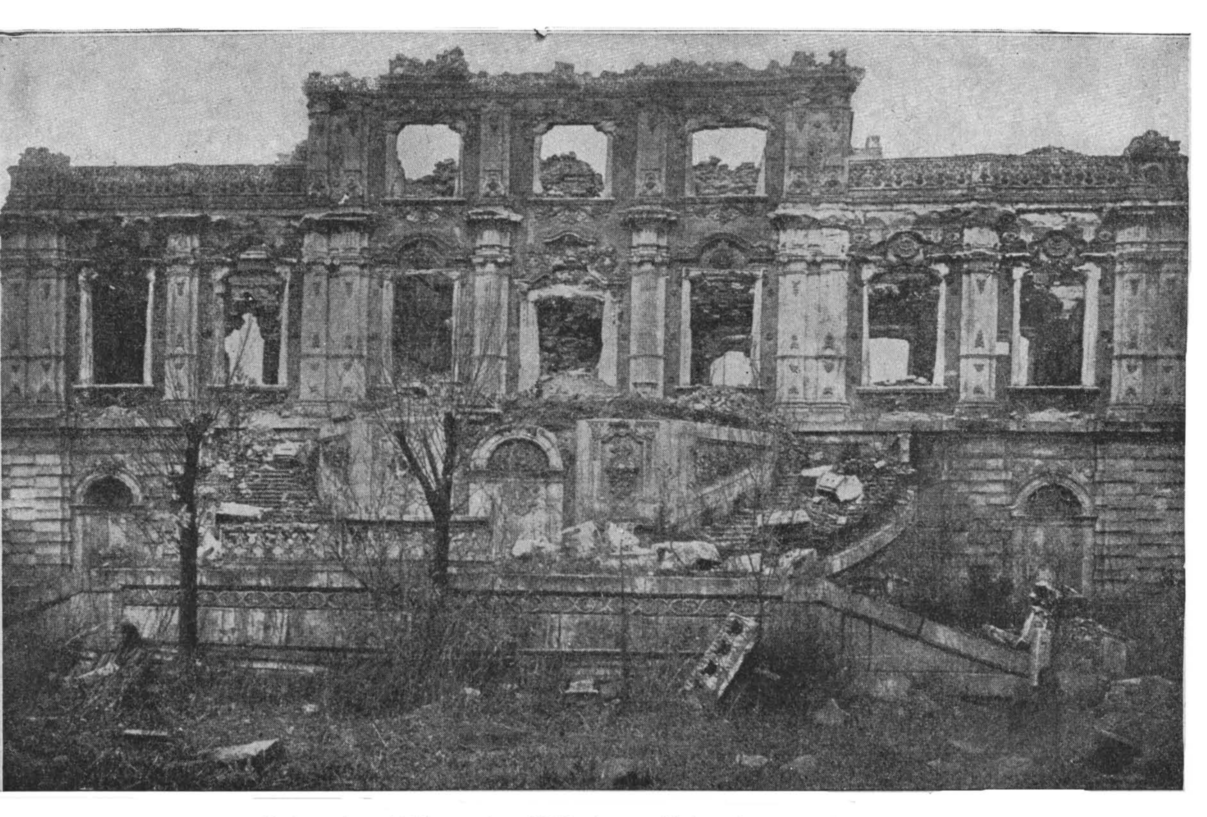
Der Sommerpalast.

Die eigenartige Stellung des chinesischen Kaisers macht es diesem, wenn er sich auf Reisen befindet, unmöglich, seinen Fuß in das Haus eines seiner Unterthanen — und wäre es der Vizekönig der größten Provinz — zu setzen. Deshalb giebt es an allen Hauptstraßen des ganzen Reiches „Reisepaläste“, die groß genug sind, um der kaiserlichen Familie und ihrer nach tausenden von Köpfen zählenden Reisebegleitung Unterkunft zu gewähren. Sie sind meist in herrlichen Gegenden angelegt und ihre innere Einrichtung wetteifert teilweise an Pracht mit derjenigen des Pekinger Palastes, aber der eigenartige Umstand, daß infolge von Intriguen seit 1850 nur unmündige Kaiser

den Thron bestiegen haben und daß das Reich schwer durch Rebellionen und äußere Kriege gelitten hat, hat den Verfall fast aller dieser Gebäude herbeigeführt. Heute bietet fast nur noch der Sommerpalast, obschon auch er inzwischen sehr trübe Tage gesehen hat, einigermaßen das Bild alter Herrlichkeit, und ihm lenken daher die Fremden mit Vorliebe ihre Schritte zu, zumal sich mit dieser Reise die Besichtigung anderer Sehenswürdigkeiten verbinden läßt.

Begeben wir uns aus dem Nordwestthor Pekings, so erreichen wir nach ein paar Stunden den „Glockenturm", Ta-schang-su, welcher nach chinesischen Angaben die größte Glocke der Welt enthalten soll. Diese Behauptung ist aber unrichtig, wie sich aus der sehr genauen Beschreibung ergiebt, die wir in dem lateinischen Werke des Jesuiten Kircher, das 1667 zu Amsterdam gedruckt wurde, gefunden haben. Damals war die Erfurter Glocke, welche 1497 gegossen wurde, die größte Europas, obschon sie nur 300 Zentner wiegt; heute nimmt sie aber längst nicht mehr den ersten Rang ein. Die Glocke zu St. Stephan in Wien wiegt 514 Zentner und die Kaiserglocke im Kölner Dom 525 Zentner. Wesentlich größer sind aber zwei Glocken in Moskau: die jetzt noch thätige Hauptglocke wiegt 1260 Zentner, eine andere, die bei einem Brande im Jahre 1737 herabstürzte und dabei einen Sprung erhielt, sogar 4038 Zentner. Die chinesische Glocke stammt aus der Zeit der Regierung des Kaisers Yum-lo und wurde 1403 mit einigen Glocken von ähnlicher Größe gegossen. Sie hat ein Gewicht von 1200 Zentner, war also ihrer Zeit die größte, ist es aber heute nicht mehr; doch darf sie schon ihres Alters wegen einen hervorragenden Platz beanspruchen. Geläutet wird sie für gewöhnlich nicht, sondern nur, wenn für das Land fruchtbringender Regen erbeten werden soll. Die Glocke, welche einen Umfang von 29½ Fuß hat, hängt zwar in einem Turm, aber nicht in der Spitze desselben, sondern ihr Rand schwebt in Manneshöhe über dem Fußboden. Die die Glocken bewachenden Priester gestatten jedermann die Besichtigung und die Besteigung des Glockenstuhls, erwarten aber, daß man durch ein in der oberen Mitte des Mantels angebrachtes Loch einige Cash hinabgleiten läßt.

Einige Stunden später gelangen wir zu den beiden einander gegenüberliegenden Sommerpalästen Wan-schau-schan und Yüan-ning-yuan. Sie wurden 1860 von den vereinigten französischen und englischen Truppen geplündert und in Brand gesteckt. Nur ein Teil des ersteren ist wieder aufgebaut worden, wenn auch nicht in seinem ur-



Ruinen des 1860 von den Alliierten zerstörten Sommer-Palastes.

sprünglichen Glanze, und hat bereits inzwischen der Kaiserlichen Familie wieder als Sommerresidenz gedient. Bevor wir aber den jetzigen Zustand der Schlösser schildern, wollen wir eine vor sechzig Jahren erschienene englische Beschreibung voranschicken, da ohne sie die Leser sich doch kein rechtes Bild von dem Umfange und den ursprünglichen Anlagen dieser Lustschlösser machen könnten.

„Der Park von Yüan-ming-yuan, in dessen Marmorhallen vorzugsweise der Empfang der europäischen Gesandten stattzufinden pflegt (auch Prinz Heinrich von Preußen wurde in der Sommerresidenz empfangen; d. Verf.), liegt ungefähr 18 Kilometer nordwestlich von Peking und enthält einen Flächenraum von vierundzwanzigtausend Hektaren. Es giebt hier nicht weniger als dreißig geräumige Paläste mit dem nötigen Zubehör von Wohnungen für die Hofleute, Diener und Kunstfeuerwerker, von denen eine große Zahl nicht blos bei Anlaß von Hoffestlichkeiten, sondern fortwährend anwesend ist. Jeder dieser Paläste mit den zahlreichen Nebenbauten gewährt, aus einiger Entfernung gesehen, den Anblick eines ansehnlichen großen Dorfes. Chinesische Bauten sind indes nichts weniger als dauerhaft, und es giebt sich daher für diejenigen, welche die Meisterwerke der Baukunst in anderen Weltteilen kennen gelernt haben, selbst an den kaiserlichen Gebäuden der Charakter von Unbedeutendheit und Dürftigkeit kund; so besteht auch der Haupteindruck von Yüan-ming-yuan einzig und allein in der erstaunlich großen Zahl seiner Lusthäuser und Triumphbögen.

Unter diesen dreißig bunt bemalten Palästen tritt die Ahnenhalle in Verzierungen und Größenverhältnissen hervor. Sie steht auf einem vier Fuß vom Boden erhabenen Fundament und hat 120 Fuß Länge, 25 Breite und 20 Höhe. Eine Reihe von breiten Holzsäulen stützt das schwere vorspringende Dach, während eine zweite, weniger starke Reihe, zurücktretend, den Raum der Säle bezeichnet. Darunter befindet sich, von Mauerwerk bis zu vier Fuß Höhe eingeschlossen, das Hauptgemach. Oberhalb dieses Mauerwerks ist der Raum mit Fenstern versehen, welche aus einem Holzgitter und gefärbtem Ölpapier bestehen, und zum Luftzuge geöffnet werden können. Der Plafond enthält mathematische Figuren der verschiedensten Art und in den heitersten Farben, dagegen ist der Fußboden aus Stücken von schönem grauen Marmor schachbrettartig und aufs künstlichste zusammengesetzt. Mitten im Hintergrunde des einen Endes befindet sich der kaiserliche Thron aus dem kostbarsten Schnitzwerk von Zedernholz; hölzerne Säulen, rot und grünblau bemalt, stützen dessen Thronhimmel. Das ganze

Gerät dieses Saales besteht aus zwei großen ehernen Kesselpauken, die gelegentlich vor den Eingang gestellt und bei Annäherung des Kaisers geschlagen werden, aus chinesischen Gemälden, einem englischen Glockenspiel und einem Paar runder Fächer aus den Flügeln des Goldfasans auf polierten Elfenbeinstäben. Sie stehen zu den Seiten des Throns, über dem mit Goldbuchstaben in chinesischer Schrift die Worte zu lesen sind „wahr, groß und glanzverbreitend“, darunter steht „Glück“.

Die erwähnten Holzsäulen haben keine Kapitäle, sondern sind in die vorspringenden Querbalken des Daches eingelassen. Den oberen Teil zwischen den Säulen füllt eine hölzerne Täfelung in den leuchtendsten Farben und in reichster Vergoldung, über die für gewöhnlich ein Netz von vergoldetem Draht ausgebreitet ist, um Schwalben von dem Nisten in den Ecken der Dachvorsprünge abzuhalten.

Die Landschaft ist teils von Natur, teils durch Kunst uneben. Wasserleitungen sind mit künstlichen Ufern versehen, die der Natur täuschend ähnlich sind. Es ist, als hätte Feenmacht das Ganze hervorgezaubert.“ —

Lesen wir nunmehr, in welchem Zustande Exner diesen Palast vor zehn Jahren fand:

Da ein Versuch durch Bestechung der Thürhüter Eintritt zu erhalten hier gänzlich aussichtslos gewesen wäre, indem die striktesten Befehle bestehen, weder Fremden noch Chinesen den Zutritt zu gestatten, so unterließen wir jeden derartigen Versuch, befolgten vielmehr einen anderen Modus, der bereits früher von Erdballreisenden mit Erfolg in Anwendung gebracht worden war. Wir folgten zunächst einer gut erhaltenen, mit breiten weißen Steinplatten belegten Kunststraße, führten hierauf etwa eine Stunde (!) weit unsere Pferde die Parkmauer entlang, bis wir schließlich die Rückseite von Yüan-ming-yuan erreicht hatten. Hier sollte sich, wie wir von Hörensagen wußten, ein Loch in der Mauer befinden, durch welches kriechend man in das Innere des Parks zu gelangen vermöchte. Wir hatten uns nicht getäuscht. Eine breite, mit großen Basaltsteinen verstopfte Öffnung in der Mauer war schnell gefunden und bald arbeiteten mehrere, uns seit geraumer Zeit von den umliegenden Dörfern her nachgelaufene Chinesen daran, gegen ein kleines Trinkgeld den Durchlaß von den sperrenden Steinen für uns frei zu machen. So ebneten die Chinesen selbst den Weg zum Einsteigen; ja einer von ihnen erbot sich zu unserem Führer, so daß wir uns bald im Innern des Parks befanden, unsere Pferde unter der Obhut des Mahfu (Reitknechts) außerhalb zurücklassend.

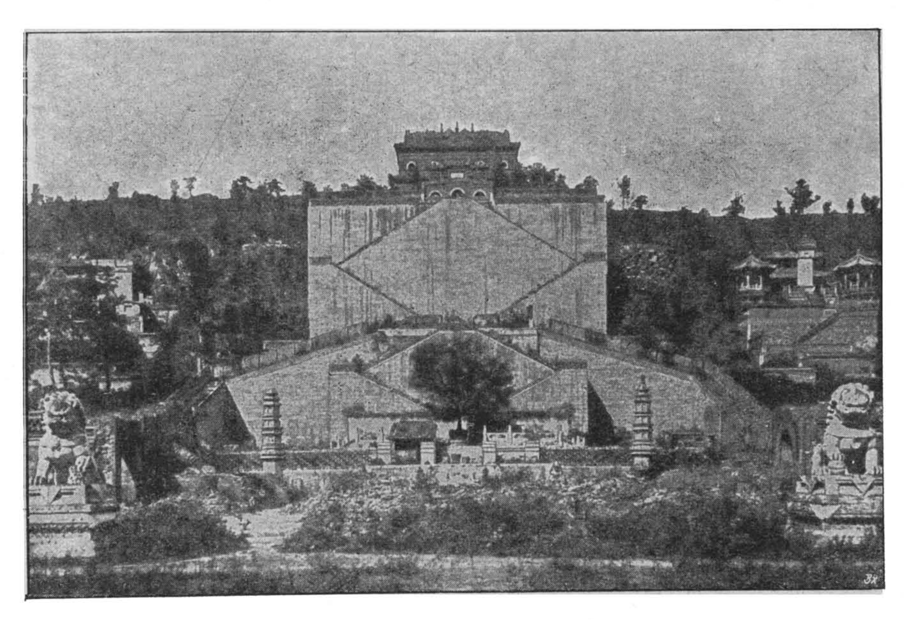
Auf schmalen, zwischen hohem Gras, Schilf und Unkraut sich hinziehenden, vielfach mit weißen Marmorplatten belegten Gartenpfaden führt unser Weg zu den durch die Sprenggeschosse der Europäer in Schutt und Trümmer verwandelten Schlössern und Lusthäusern. Hohe kunstvoll bearbeitete Marmortafeln und umgestürzte oder geborstene Säulen ragen aus dem Schutt hervor. Wir übersteigen mächtige Marmorbalustraden, welche die Symbole der kaiserlichen Familie, den Drachen und Phönix, zeigen. In der Nähe eines kleinen Sees erhebt



Kamelrückenbrücke in einem Kaiserlichen Garten.

sich auf künstlich geschaffenem Hügel eine zierliche, verhältnismäßig wenig beschädigte Pagode aus porzellanartig gebranntem Ziegel, deren buntfarbige Glasur unter den sengenden Sonnenstrahlen in den prächtigsten Farben glitzert. So weit man sich aus den Trümmern der Paläste, Pagoden, Bronzestatuen und Marmorbrücken sowie aus der Großartigkeit der Parkanlagen ein Bild von der vergangenen Pracht und Herrlichkeit zu gestalten vermag, müssen diese Parkmauern einst den Inbegriff alles Phantastischen und Mysteriösen, was der chinesische Geschmack je hervorzubringen vermochte, umschlossen haben.

Auf einer kleinen schilfumwachsenen Insel, zu der wir uns über eine zerfallene, ihrer Querbalken beraubte Brücke, von Pfeiler zu Pfeiler springend, Zugang verschafften, beschlossen wir, ein Stündchen der Ruhe zu pflegen. In einem zerfallenen, von schattigen Bäumen umgebenen Lusthaus ließen wir uns nieder, und nach einiger Zeit schaffte unser Führer zwei Parkbewohner (!) zur Stelle, welche gegen ein paar Cash und einige Zigarren für Beschaffung von etwas Thee und kochendem Wasser Sorge trugen.



Sommerpalast Wan-schau-schan.

Wir hatten einen großen Teil des Parkes durchwandelt, uns wohlweislich in entsprechender Entfernung von dem mit einer Wache besetzten Haupteingange haltend, und es schien nunmehr an der Zeit, den Rückweg anzutreten. Unser Führer, vermutlich in der Absicht uns alle Schwierigkeiten des Terrains voll durchkosten zu lassen, führte uns nach weiterem gut dreiviertelstündigem Marsche vor die Überreste einer großen Marmorbrücke, die zu überschreiten uns nicht ohne Gefahr erschien. Es waren die Reste einer der berühmten Kamelrückenbrücken, die sich mehrfach in den kaiserlichen Gärten befinden, und, wie ihr Name besagt, die Gewässer in hohem, kamelrückenförmigen Bogen überspannen. Da die Brücke, sämtlicher Querbalken beraubt, nur noch

aus zwei Parallelreihen durch einen kaum fußbreiten Balken mit einander verbundener hoher Brückenpfeiler bestand, so zauderten wir anfänglich, diesen nicht ungefährlichen Weg einzuschlagen. Unser Führer ging jedoch mit größter Gemütsruhe voraus und wir folgten seinem Beispiel. Bis zur Höhe des Kamelrückens waren wir emporgestiegen und hatten somit die Hälfte des schwierigen Weges glücklich zurückgelegt; nun aber bot der Abstieg auf der schmalen, kaum fußbreiten schiefen Ebene erhöhte Schwierigkeiten. Hier vermochten wir mit unseren Absatzstiefeln dem zeugbeschuhten Chinesen nicht in gleich sicherer Weise zu folgen. Ein vorsichtiges langsames Weitergehen hätte uns wahrscheinlich abgleiten lassen, und der Absturz in das morastige, schlammige Wasser unter uns wäre die unvermeidliche Folge gewesen. Umkehr war unmöglich, denn wir vermochten uns auf dem schmalen Balken nicht zu drehen, und die erklommene schiefe Ebene in unserem Rücken hätte beim Abstieg ebenso große Schwierigkeiten geboten. So blieb denn keine Wahl als zu versuchen, den Rest des gefahrvollen Weges im Laufschritt zurückzulegen. Wir vollführten das Wagnis und erreichten alle wohlbehalten das jenseitige Ufer. Noch einige Tempel und alte Triumphbogen passierend gelangten wir nicht weit von unserer Eingangsstelle an einen zum Aufstieg besonders gut geeigneten Mauervorsprung, erklommen die Mauer, und die Schultern der herbeigelaufenen Chinesen als Leiter benutzend befanden wir uns vier Stunden nach unserem Einzug in Yüan-ming-yuan wieder außerhalb seiner Mauern. —

Der Eintritt in den Palast Wan-schau-schan, der von Kaiser Kien-lung (1736—1796) erbaut wurde, ist seit seinem Wiederaufbau nur dem Prinzen Heinrich und einigen Gesandten möglich gewesen. Allenfalls kann man in einen Teil des Gartens gelangen und von einer entfernten Grotte aus einen Blick auf die Ruinen der Gebäude, Wasserfälle, Brücken, Pagoden und Tempel werfen. Hält sich aber der Kaiser dort auf, so sind nicht nur die Thore stark bewacht, sondern auch außerhalb der Mauern sind allenthalben Zelte für mongolische Reiter aufgeschlagen, welche Tag und Nacht auf flinken kleinen Rossen das Grundstück in seiner ganzen Ausdehnung umkreisen müssen. Zum Glück bietet sich von einer gegenüberliegenden Höhe die Möglichkeit den interessantesten Teil der Residenz wenigstens aus der Entfernung überblicken zu können. Der Palast selbst, welcher auf der Spitze eines Hügels liegt, ähnelt in seiner äußeren Form einem zweistöckigen, mäßig großen europäischen Hause, nur daß seine Front von grün-gelb-roten

Kacheln in einfachen Mustern bedeckt ist und das Dach aus glasierten roten und blauen Ziegeln besteht. In der Ebene vor diesem Gebäude erheben sich aber allerhand Pavillons, Tempelchen und Pagoden mit den buntfarbigsten Dächern, und das Ganze wirkt wie ein phantastisches Spielzeug.

Der letzte Reisende, der ohne Schwierigkeiten in das Innere des Parks gelangte, war wohl der Franzose Cotteau. Er besuchte denselben im Oktober 1881, als man noch nicht mit dem Wiederaufbau begonnen hatte und schilderte den damaligen Zustand desselben in folgender Weise.

Das Thor von Wan-schau-schan (Berg der tausend Jahrtausende) wird von zwei prächtigen Bronzelöwen bewacht. Der Park erstreckt sich um einen Hügel, auf dem sich die Trümmer der 1860 zerstörten Gebäude befinden. Nachdem man mehrere Höfe durchschritten hat, welche von Häuserruinen eingefaßt sind und in denen Haufen von Steinen und halbverbrannten Balken lagen, gelangt man an das Ufer eines herrlichen Sees, der südlich des Hügels liegt. Bei jedem Schritt sieht man einen beachtenswerten Gegenstand: hier ist ein kolossaler Felsen, der auf einem Marmorsockel ruht, dort sind steinerne Tafeln mit Inschriften, etwas weiter erblickt man schön profilierte Säulen, dann zeigen sich hohe Bäume, die in gigantischen Bronzevasen wachsen.

So gelangt man an den Fuß einer hohen Terrasse, zu welcher man auf einer prachtvollen Treppe emporsteigt. Rechts und links von uns erheben sich die ausgebrannten Mauern mehrerer großer Tempel und wir wandern über Trümmerhaufen von buntglasierten Ziegeln. Ich hebe einige dieser Stücke auf, um sie als Andenken aufzubewahren, aber die Wächter geben mir durch Zeichen zu verstehen, daß ich sie zurücklegen soll, da es verboten ist, etwas von den aufgehäuften Gegenständen fortzunehmen. Dagegen begaben sie sich nun selbst auf die Suche nach Fundstücken und schleppen bald triumphierend einige fast unversehrte Ziegel mit Drachengebilden herbei. Sie verbergen sie unter ihrer Kleidung und verständigen mich durch Gesten, daß sie dieselben nach meinem Wagen tragen werden und als Belohnung einige Sapeken erwarten. Der Handel wird schnell zur gegenseitigen Zufriedenheit abgeschlossen, und die einige Jahrhunderte alten kunstvollen Kacheln haben seitdem ihren Platz in der keramischen Sammlung meines Bruders in Auxerre gefunden.

Auf der Spitze des Hügels befindet sich ein noch gut erhaltener, völlig mit glasierten Ziegeln bedeckter Tempel, in dem ich mein mit-

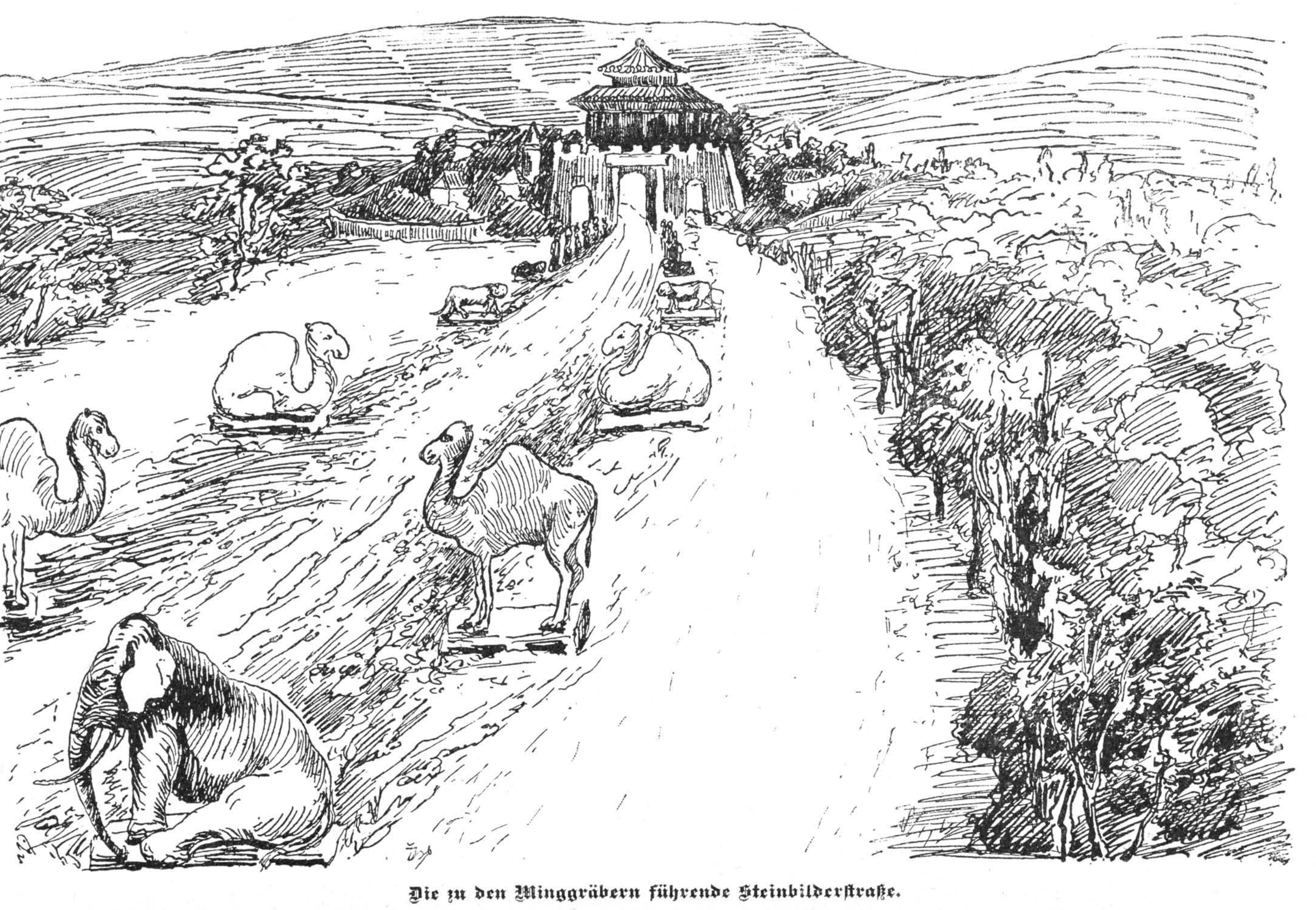
gebrachtes Frühstück verzehre. Ein herrliches Panorama breitet sich vor meinen Augen aus: vor mir, etwa fünfzehn Kilometer in südöstlicher Richtung, unterscheide ich deutlich das ungeheure Viereck der Stadt Peking mit ihren Wällen, vornehmsten Gebäuden und Tempeln; im Osten, ganz in meiner Nähe, erblicke ich Yüan-ming-yuan, von Mauern umgeben und einer Festung gleichend. Im Westen wird der Blick durch eine Hügelkette begrenzt, auf deren Gipfeln sich Tempel und Pavillons erheben; im Norden zeigt sich ein Gebirge mit spitzen, unbewachsenen und von der Sonne verbrannten Bergriesen, unterbrochen von tiefen Schluchten, welche zu der Großen Mauer und den Hoch-Plateaus der Mongolei führen. Zu meinen Füßen endlich erstreckt sich ein herrlicher, mit Lotosblumen bedeckter See, und aus ihm ragt eine künstliche, mit einem Tempel geschmückte Insel empor, welche durch eine prachtvolle Brücke von vierzehn elegant gekrümmten Bogen mit dem Festlande verbunden ist.

Die Minggräber und die Große Mauer.

Setzen wir unsere Reise in nördlicher Richtung fort, so gelangen wir nach einem weiteren Tagesmarsche zu den Minggräbern.

Die Leser wissen bereits, daß die Chinesen ihren Toten die größte Ehrerbietung erweisen und können sich daher leicht vorstellen, daß die Kaisergräber mit allem nur erdenklichen Pomp und Schmuck ausgestattet wurden. Wie einst die egyptischen Könige bei Theben eine große Totenstadt anlegten, und sich in Pyramiden zur ewigen Ruhe bestatten ließen, so wurden auch die Kaiser der Ming-Dynastie in prächtigen Mausoleen beigesetzt. Das Grab des ersten derselben, der von 1368—1399 unter dem Namen Taitsu regierte, liegt noch bei der alten Hauptstadt Nanking, die Grabstätten seiner dreizehn Nachfolger bilden die Totenstadt nördlich von Peking.

Aber die ersehnte Ruhe haben die Herrscher weder in Theben noch in Peking gefunden. Die den Toten beigegebenen Schätze reizten die Habsucht der Lebenden, und freche Diebeshände plünderten hier wie dort nicht nur die Grabstätten, sondern entwendeten direkt den Schmuck, die Ringe, Kronen und Edelsteine, welche die Leichen trugen. In China haben sich allerdings keine dreitausend Jahre alten Prozeßakten erhalten, wie diejenigen gegen die Diebesbande, die unter Ramses IX. die Pyramiden der Könige und der Reichen plünderte, aber Gräberdiebstähle sind in China zu allen Zeiten vorgekommen, trotzdem das Gesetz schon denjenigen, der zufällig beim Graben mit



Die zu den Minggräbern führende Steinbilderstraße.

dem Spaten auf einen der überall zu findenden Särge stößt, mit hundert Stockschlägen und neunjähriger Verbannung bedroht, und über den, der einen Sarg öffnet, das Todesurteil ausspricht. Schließlich haben die fortgesetzten Diebereien vor etwas über hundert Jahren zu einer vollständigen Umwandlung der Totengaben geführt.

In alten Zeiten wurden die Kaiser mit ihrem vollen Schmuck, ihren Waffen, ihren vornehmsten Frauen und ihren Leibdienern beerdigt. Seit etwa 500 v. Chr. hörte diese barbarische Sitte auf und man mietete, gegen eine an dessen Kinder auszuzahlende Vergütung, ein armes Ehepaar, das sich zur Bedienung des toten Kaisers in das Mausoleum einschließen ließ. Die Hauptaufgabe desselben bestand darin, täglich Weihrauch am Sarge zu verbrennen, und morgens und abends Fackeln zu Kopf- und Fußenden des Dahingeschiedenen anzuzünden.

So lange noch einer dieser Ehegatten am Leben war, war das Grab genügend bewacht; starb aber der letzte von beiden, so hörte der Totendienst auf und der Kultus beschränkte sich wie bei allen anderen Kaisergräbern auf das alljährlich zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche vor dem Thore des Mausoleums stattfindende Opfer eines Schafes oder Ferkels. Der sonstige Wachtdienst war aber, wie es bei einem so ausgedehnten Revier selbstverständlich ist, nicht genügend, um Diebe abzuhalten, ganz abgesehen davon, daß in China Wächter und Diebe stets unter einer Decke gesteckt haben. In weiser Würdigung aller dieser Umstände kam vor hundert Jahren die Sitte auf, weder Fürsten noch Beamten noch Reichen außer ihrem Prunkgewande irgend etwas Wertvolles mit in den Sarg zu geben. Die früher als Totengabe üblichen Silberbarren, Edelsteine, Goldstücke u. s. w. wurden durch Attrappen ersetzt, und an die Stelle der lebendigen Diener traten lebensgroße angetuschte Papierfiguren. Diese Gaben bleiben aber nicht einmal bei dem Sarge, sondern man verbrennt sie auf einem Opferaltar und sendet sie so auf symbolische Weise dem Toten ins Jenseits nach.

Aber die Gräber der Ming-Kaiser hatten noch ärgere Feinde als die kleinen Diebe, nämlich die lebenden Kaiser der Tsing-Dynastie. Kaiser Kien-Lung, den wir schon mehrfach als Schöpfer hervorragender Bauten kennen gelernt haben, hielt den alten Schmuck in den Ming-Mausoleen für völlig überflüssig und ließ alles, was ihm an Holzschnitzereien und Marmorzierraten gefiel, fortnehmen und zur Ausschmückung des Sommerpalastes verwenden.

Obschon sich die Minggräber daher jetzt ohne ihre ursprünglichen Kostbarkeiten behelfen müssen und überdies in arg verwahrlostem Zustande sind, so ist ihre Anlage doch immer noch der Besichtigung wert.

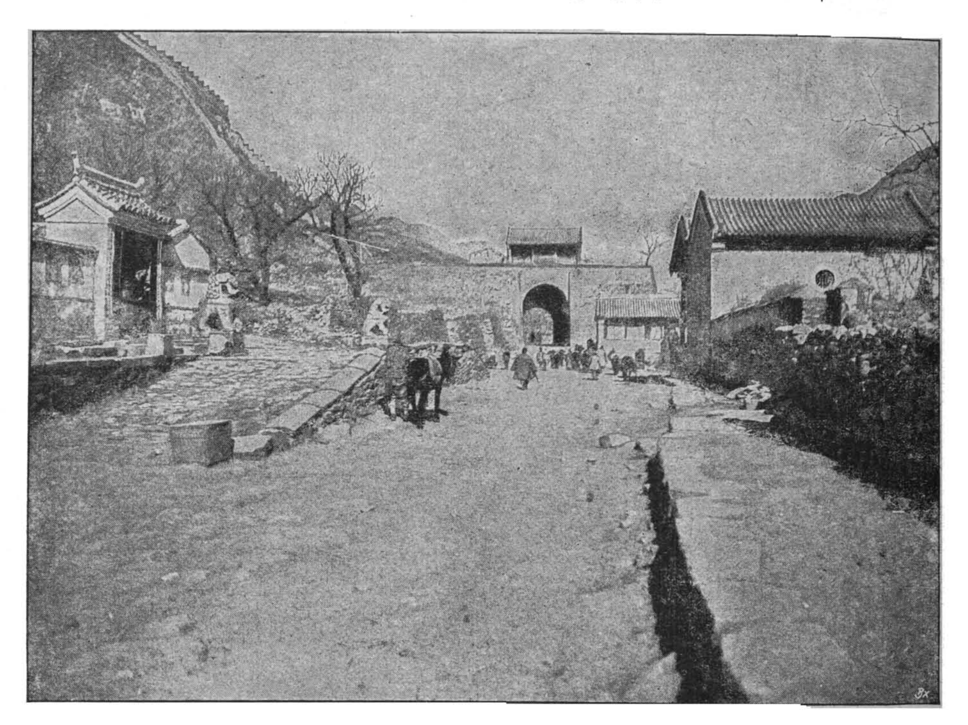
Weit ab vom geschäftigen Verkehr in einem Thal, das nur gelegentlich von einem Bauer mit dem Pfluge durchfurcht wird und nach Norden, Osten und Westen durch das mongolische Gebirge abgeschlossen ist, dehnt sich die Totenstadt der chinesischen Kaiser in jenem gewaltigen Umfange aus, der allen dortigen Kaiserbauten eigen ist und mehrere Stunden zur Durchquerung erfordert.

Der Zugang zu dem Thalkessel ist durch einen sich wölbenden Hohlweg derartig verborgen, daß wir uns plötzlich und unvermutet vor dem Eingange der Gräberstadt befinden. Dieser wird durch einen großen dreiteiligen Bogen aus Marmor und roten Ziegelsteinen gebildet. Nun führt uns eine schmale mit Steinplatten gepflasterte Straße zu einem zweiten tempelartigen Bogen, in dessen Mitte sich eine große in Stein gehauene Schildkröte befindet, welche auf ihrem Rücken eine hohe, senkrecht stehende Gedenktafel trägt.

Jetzt beginnt der interessanteste Teil: die Straße der Steinbilder. Aus grauem Stein gemeißelt in zwei- bis dreifacher Lebensgröße sehen wir je vier Pferde, Kamele, Elefanten, Löwen, Greife, Fabeltiere, Krieger, Litteraten und Minister paarweise in weiten, gleichmäßigen Zwischenräumen einander gegenübergestellt. Ob diese roh ausgehauenen Figuren den Mongtsaong und andere böse Geister wirklich von den Gräbern ferngehalten haben, wie es ihr eigentlicher Zweck war, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls scheuen die Pferde der Besucher regelmäßig, und selbst der einzelne Reisende vermag sich des Gefühls der Beklemmung und trostlos-feierlichen Einsamkeit nicht zu erwehren.

Nach dem Passieren dieser Straße gelangen wir zu den Grabstätten, die alle nach dem gleichen Grundplan angelegt, von denen aber nur noch zwei leidlich erhalten sind. Jede Grabstätte liegt für sich in einem besonderen Park, der von einer hohen roten Steinmauer umgeben ist. Durch das Thor derselben gelangen wir auf einen Vorplatz, der mit Cypressen, Pappeln und Eichen bepflanzt ist, dann kommen wir zu einem Tempel, der aus einer etwa hundert Meter langen und elf Meter breiten gemauerten Halle besteht. Sie ist von drei Ballustraden aus weißem und gelblichem Marmor umgeben, die mit Drachen- und Phönixfiguren von vorzüglicher erhabener Arbeit geschmückt sind. Die Außenmauern des Tempels sind rot gestrichen, das mit gelben glasierten Kacheln gedeckte doppelte Dach ruht auf

vielfach ineinander geschachteltem, geschnitztem Holzwerk, unter dem sich grünblaue Balken mit buntem Schnitzwerk hinziehen. Steigen wir eine der breiten weißen Marmortreppen hinauf, so bietet uns das weite Innere nichts anderes als den Anblick der vierundzwanzig riesigen Holzsäulen, welche das Dach tragen. Man sagt, daß die Baumstämme dazu, welche über drei Meter Umfang und achtzehn Meter Höhe haben, von einem siamesischen Könige geschenkt worden seien.

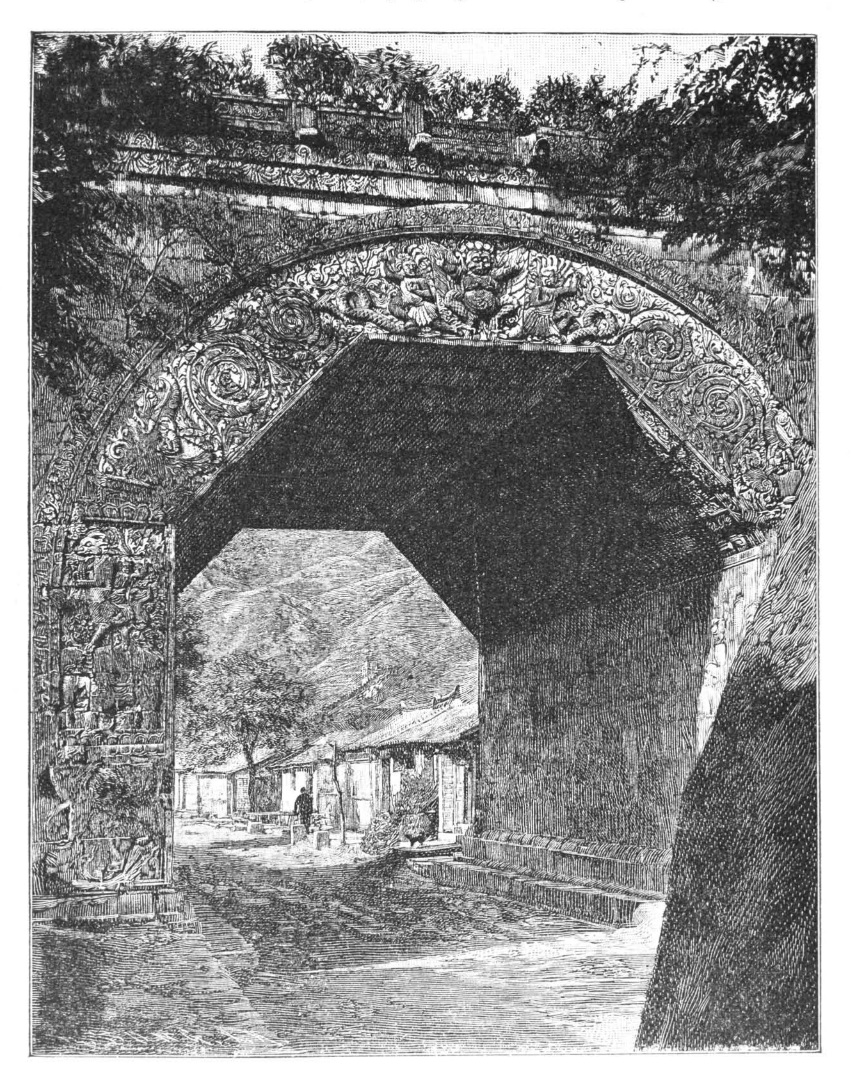


Auf dem Wege zum Nan-kau-Paß.

Von der Rückseite des Tempels führen Marmortreppen in einen zweiten mit Bäumen bepflanzten Hof, durch den wir zu dem eigentlichen Mausoleum gelangen. Dieses ist ein gewaltiges Bauwerk mit rotgefärbten Wänden und gelbem Doppeldache, das auf einem Hügel aufgebaut ist. Durch einen schräg aufsteigenden drei Meter breiten dunkeln Tunnel gelangt man zunächst auf eine in halber Höhe des Hügels angebrachte Plattform, welche in einer Nische den gelblichroten marmornen Grabstein des betreffenden Kaisers birgt und zugleich einen prachtvollen Rundblick auf die übrigen Kaisergräber gestattet. Ein steiler Pfad führt dann auf die Spitze des mit Cypressen bewachsenen

Hügels, in welchen der Sarg des Kaisers versenkt ist; zu sehen ist von dem letzteren nichts. —

Wenn wir nun nach Besichtigung der Gräber zur Großen Mauer



Thor in der Großen Mauer.

wollen, so müssen wir durch den Nan-kau-Paß. Wir können aber vorher noch den weiter östlich gelegenen Kaisergärten bei Tang-schau einen Besuch abstatten, die wegen ihrer heißen Schwefelquellen in hohem Ansehen stehen. Natürlich ist auch hier der Eintritt streng

verboten, doch ist die Zahl der Reisenden, die Eintritt begehren, so gering, daß die Wächter sich gern ein Trinkgeld verdienen und uns die Sehenswürdigkeiten zeigen. Allzu viel giebt es ohnehin nicht zu sehen.

Wie bei allen kaiserlichen Gärten ist es vornehmlich der große Umfang der Anlagen, der unser Erstaunen erregt. Dann ist aber auch ein großer Teich insofern interessant, als er von zwei verschiedenen Quellen, einer heißen und einer kalten, gespeist wird und daher zweierlei Temperatur hat. Die kühlere Seite ist mit Schilf und anderen Wasserpflanzen reichlich bedeckt, die Seite des heißen Zuflusses entbehrt hingegen jeglicher Vegetation. In dem Hofe eines langen mit Badeeinrichtungen für die zahllosen Frauen des Kaisers versehenen, aber schon sehr im Verfall begriffenen Gebäudes sind zwei mächtige Marmorbassins aufgestellt, deren jedes von einer besonderen heißen Schwefelquelle gespeist wird. In beiden Bassins dampft das Wasser stark, doch ist die Temperatur desselben in dem einen wesentlich mäßiger als in dem anderen. Wie überall fehlt es nicht an Tempeln, Pavillons, Lusthäusern, großen Badeanstalten und kleinen Einzelzellen, aber auch hier bietet sich wieder das Bild unaufhaltsamen Verfalls und gänzlicher Verwahrlosung.

Der Nan-kau-Paß ist dadurch berüchtigt, daß er zu gewissen Jahreszeiten, wenn die Gebirgspässe durch Regen angeschwollen und über ihre Ufer hinausgetreten sind, so ziemlich der am schwierigsten zu passierende Weg im ganzen nördlichen China ist. Für Pferde ist er überhaupt nicht gangbar, sondern nur für Esel, Maultiere und Kamele. Dabei ist der Verkehr ein überaus reger, denn fast der gesamte Theetransport nach Rußland vermittelt sich auf diesem Wege und man hat täglich mehrmals dort Gelegenheit, derartigen aus 600—700 Kamelen bestehenden Karawanen zu begegnen. In einer halben Tagereise etwa gelangt man nach Ba-da-ling, einem 639 Meter über dem Meere gelegenen Ort, an dem sich der Durchgang durch die Große Mauer und zugleich der Gipfel des Gebirges, die Wasserscheide, befindet.

Endlich haben wir unser Ziel erreicht: die Große Mauer, jenes Jahrhunderte lang als Weltwunder gepriesene, dann von Zweiflern als überhaupt nicht existierend verschriene Bauwerk liegt vor unseren Augen. Schnell stürmen wir die alte Turmtreppe hinauf und nun sind wir auf der Spitze des Jahrtausende alten Riesenbaues und können seine Windungen und Krümmungen mit Hilfe des Glases meilenweit verfolgen. Dabei dehnt sich nördlich von uns die eigentliche Mongolei, südlich das alte China aus.

Die Mauer, von den Chinesen Wang-Li-Schang-Tsching genannt, d. h. „die Große Mauer von 10000 Li“ (während sie thatsächlich nicht viel über 5000 Li = 2700 Kilometer lang ist), erstreckt sich von Su-tschau, das etwa in der Mitte des chinesischen Reiches liegt, bis nach Schan-hei-kuan am Golfe von Liau-tung. Ihr Erbauer ist der Kaiser Schi-hoang-ti (246—209 v. Chr.), der Begründer der Tsin-Dynastie, der erste Fürst, der über ein geeinigtes Reich herrschte, das sich von den Ebenen von Jen und Tschao (heute Honan und Petschili) bis zu den Ufern des Yantsekiang und den Bergen von Juei (jetzt Tschekiang), und vom See Tung-ting bis zum Gelben und Chinesischen Meer erstreckte und der sich deswegen zuerst den Titel „göttlicher Herrscher“ beilegte.

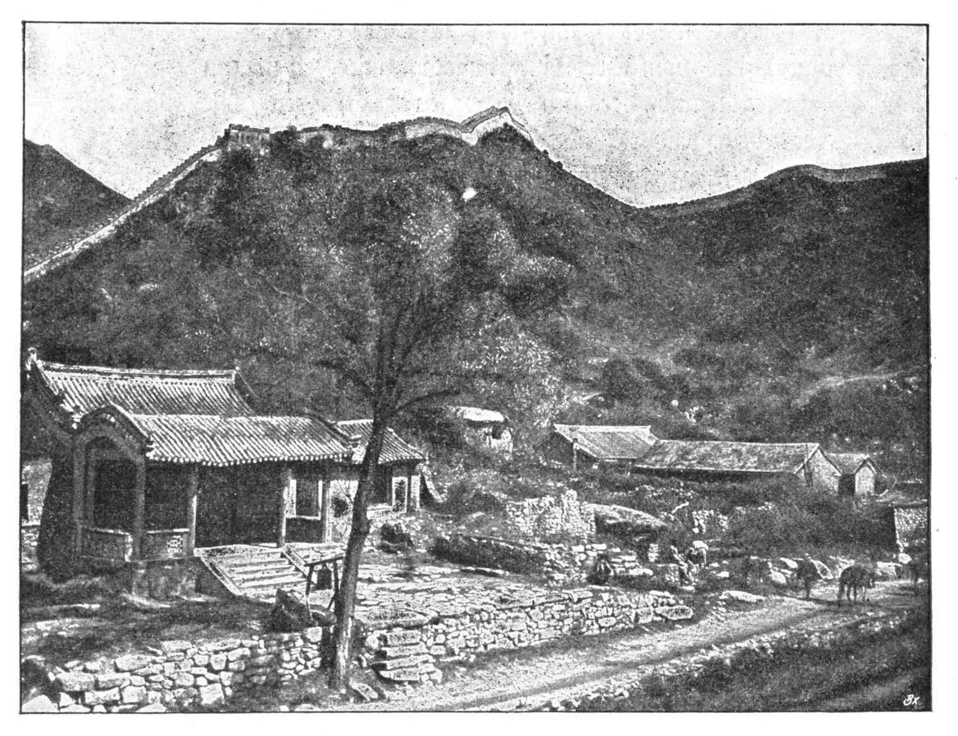
Sein Ehrgeiz kannte keine Grenzen. Er ließ alle tatarischen Fürsten der bis dahin existierenden kleineren Reiche und deren männliche Nachkommen grausam hinrichten; den König von Tsi ließ er in einen Fichtenwald einschließen und dort verhungern. Um nur allein in der Geschichte zu glänzen, ließ er alle Bücher, in denen die Thaten seiner Vorgänger verzeichnet waren, verbrennen und auch sonst alles, was an älterer Litteratur vorhanden war, vernichten. Da die Grenzen seines Reiches im Norden immer noch durch kleinere Nomadenvölker beunruhigt wurden, so bot er ein großes Heer auf, um dieselben in die Wüste zu jagen; seine eigenen Grenzbewohner zwang er aber, die Mauern zu bauen, um die Feinde an ferneren Einfällen in sein Land zu verhindern. Chinesische Geschichtsschreiber erzählen, daß je der dritte Mann zum Aufbau des Walles ausgehoben worden sei. Vierhunderttausend davon seien durch Mangel an Proviant, Erschöpfung und Mißhandlung umgekommen, die Herstellung der Mauer habe „eine ganze Generation aufgerieben, aber dafür tausende gerettet“.

Von unserem Standpunkt aus sehen wir die Mauer im Nordosten steil aufwärts steigen, den zahlreichen Krümmungen des Gebirgskammes gewissenhaft folgend. Bald erklettert sie die höchsten, fast unzugänglichen Bergspitzen, dann verschwindet sie in tiefen Schluchten und Abgründen, um nach einiger Zeit wieder aufzutauchen und von neuem an den Felsvorsprüngen emporzuklimmen.

Das östliche Ende der Mauer erstreckt sich bis weit in den Meerbusen von Liau-tung hinein. Es besteht aus ungeheuren Granitblöcken, deren Fundament aus großen mit Eisen belasteten Schiffsrümpfen errichtet sein soll, die der Kaiser in das Meer versenken ließ. Das westliche Ende hingegen zeichnet sich durch die große bei der Zusammen-

fügung der Steine bewiesene Sorgfalt aus, da jeder Arbeiter mit dem Tode bedroht wurde, der nicht so genau arbeitete, daß sich kein Nagel in die Fugen hineintreiben ließ.

Die Mauer hat für die Stadtmauer von Peking und anderen Städten als Vorbild gedient und unterscheidet sich daher, abgesehen von ihrer Länge, nicht wesentlich von denselben. Ihre durchschnittliche Höhe ist etwa zehn Meter, wovon $1^3/_4$ Meter auf die nach der mongolischen Seite zu mit Schießscharten versehene Brustwehr entfallen.



Ein Tempel am Fuße der Großen Mauer.

Bis zu etwa 2 Meter Höhe ist die Mauer massiv aus Granitsteinen, welche außen glatt gehauen sind; auf diesem Unterbau erhebt sich außen und innen je eine Lage von bläulichen, langgeformten Mauersteinen, jede eine Wand von $^2/_3$ Meter Stärke bildend. Der Zwischenraum ist mit Erde, Rollstein und ähnlichem Material ausgefüllt. Die Mauer hat an ihrer Basis eine Stärke von etwa 10 Meter, während die mit Steinen gepflasterte obere Plattform eine solche von 8 Meter hat.

Die Ausführung des Mauerwerks ist jedoch keineswegs eine gleichmäßig gute. In der Provinz Petschili ist sie so, wie wir sie eben

schilderten; in der Provinz Chensi besteht sie dagegen meist aus zusammengetragenen Erdmassen und nur bei Kahukin und am Hoangho ist sie wieder aus Steinmaterial hergestellt. Diese Ungleichmäßigkeit hat zu der Behauptung Anlaß gegeben, daß die Mauer zu drei verschiedenen Zeitperioden gebaut worden sei, was jedoch wenig wahrscheinlich ist. Am sorgfältigsten ist die Ausführung der Mauer an jenen Stellen, wo sie einen Fluß überschreitet. Dort sind ein oder mehrere Bögen aus festem Mauerwerk gebaut und mit einem eisernen Gitter verwahrt, das bis auf die Oberfläche des Wassers herabreicht, so daß die Annäherung von Booten nicht unbemerkt vor sich gehen kann. An Stellen, wo die Beschaffenheit des Bodens einen feindlichen Angriff zu erleichtern scheint, sind dagegen doppelte, drei- und noch mehrfache Wälle aufgeführt, so daß dem Feinde wiederholter Widerstand geleistet werden konnte.

In Entfernungen von nur wenigen hundert Metern sind längs der ganzen Mauer Wachttürme aufgeführt, die sich ein oder auch zwei Stockwerke hoch über der Plattform erheben. In der Nähe derselben sind die Mauern nach der chinesischen Seite zu mit schmalen Treppen versehen, um den zur Verteidigung gesandten Truppen ein schnelles Ersteigen der Mauer zu ermöglichen. Von den Türmen aus wurden durch Feuerzeichen Signale weitergegeben, so daß man in verhältnismäßig kurzer Zeit Nachrichten bis zu gewissen Hauptpunkten gelangen lassen konnte, wo stets Stafetten warteten, um sie der nächsten Garnison zu überbringen.

Und dennoch haben diese Mauern nicht verhindern können, daß die Mandschu nach China kamen und Einen der ihrigen auf den Thron des Landes setzten. Seitdem damals die beiden Reiche unter ein Szepter vereinigt wurden, hat die Mauer ihre Bedeutung verloren und ist zu einer bloßen Kuriosität herabgesunken. Auf einer großen Strecke in der Provinz Chensi ist sie bereits völlig verfallen, aber auch an den besterhaltensten Stellen in der Provinz Petschili würde einer modernen Armee das Übersteigen des Gebirges viel größere Schwierigkeiten bereiten als das Breschesschießen in die Mauer, wozu eine einfache Feldbatterie vollkommen genügen würde.



Quer durch China.

In der Löß-Formation.

Es kann natürlich nicht unsere Aufgabe sein, alle Städte, Tempel, Paläste, Missionsanstalten und was sonst noch etwa im großen chinesischen Reiche von Interesse sein könnte, einzeln zu schildern, sondern wir müssen uns auf das Wichtigste beschränken. Nachdem wir bisher die Merkwürdigkeiten der Provinz Petschili kennen gelernt haben, wollen wir uns vorstellen, wir wären auf der Großen Mauer entlang westlich durch die schon mehrfach erwähnte Provinz Schensi bis zum Hoang-ho oder Gelben Fluß gegangen und von dort auf einem Boot, angesichts der zahllosen am östlichen Ufer vorhandenen Garnisonstädte, nach Lantschen gelangt, um nun auf selten von Fremden betretenen Pfaden zunächst nach dem Theedistrikt, der die wichtigste Einnahmequelle des chinesischen Reiches bildet, und von da nach dem Meere zu reisen.

Lantschen ist eine der bedeutendsten Provinzialhauptstädte Chinas. Es ist der Sitz eines Vizekönigs, hat eine Bevölkerung von einer halben Million Einwohner und bildet einen Knotenpunkt für die Karawanen nach der Mongolei, Turkestan, Tibet, Kaschgar und Indien. Während der Bekämpfung des Aufstandes der Mohamedaner in der Provinz Jünnan im Jahre 1873 war hier der Sitz des chinesischen Hauptquartiers, und es ist überaus interessant, was der Franzose Leon Rousset über die militärischen Anschauungen des damaligen Vizekönigs Tso-Tsong-Tang berichtete:

Der Vizekönig hatte uns lebhaft empfohlen, das von ihm angelegte Arsenal zu besuchen. Er überschätzte augenscheinlich sehr den Wert dieses Instituts, das durch chinesische Ingenieure geleitet wird, die früher in Shanghai oder Futschou gearbeitet haben. Die dort angefertigten Bomben sind nämlich sehr schlecht: entweder explodieren

sie noch im Geschütz und töten die eigene Bedienungsmannschaft oder sie erreichen die feindlichen Reihen und öffnen sich dann wie eine Nußschale, statt in Stücke zu springen. Mit den Kanonen ist es nicht besser bestellt. Schlecht gegossen oder schlecht geschmiedet, platzen sie nach Abgabe weniger Schüsse und lassen die Ladung rückwärts statt nach vorn entweichen. Neben diesem herrlichen Arsenal, in dem man sich einbildet, Kruppsche Hinterlader zu fabrizieren, liegt ein zweites Institut, in dem man uralte Flinten mit Luntenschlössern repariert.

Der Vizekönig erzählte uns von seinem Feldzuge gegen die Mohamedaner. „Es sind ausgezeichnete Reiter", sagte er, „sie springen vom Pferde, um stehenden Fußes ihr Gewehr abzufeuern und sitzen im nächsten Augenblick schon wieder im Sattel. Auf freier Ebene kann man ihrer nicht habhaft werden, und hinter Verschanzungen entwickeln sie einen außerordentlichen Mut; nur durch List ist es uns gelungen, ihre Festungen zu nehmen. Die neuesten Geschütze verfehlen ihre Wirkung gegen diese Horden, deren Kampfesweise die erfahrensten Taktiker in Verwirrung bringt. Früher brachten die Bomben Furcht in ihre Reihen, jetzt aber bekümmern sie sich kaum noch darum."

Wir dachten bei uns, daß die Ungläubigen die Bomben jedenfalls erst seit jener Zeit nicht mehr fürchteten, seitdem sie von den Chinesen selbst angefertigt wurden, und wagten, diese Vermutung in vorsichtigster Weise anzudeuten. Der Vizekönig aber war fest davon überzeugt, daß seine chinesischen Ingenieure Meister der Technik wären und daß ihre Bomben die europäischen überträfen. Dagegen gab er zu, daß die Aufständischen bessere Gewehre hätten als seine Soldaten. Um uns dies zu beweisen, ließ er ein Gewehr herbeibringen, das einem der gefangenen Insurgentenführer abgenommen worden war. Es war ein langes, sehr schweres Gewehr mit hübsch damasziertem Lauf und einem mit Silber und Halbedelsteinen verzierten Schaft; eine kostspielige Waffe nach arabischer Art und wohl hundert Taëls oder noch mehr wert. Der Vizekönig versicherte uns mit ernstem Blick — und wir mußten es ihm aus Höflichkeit glauben —, daß diese Flinten viel weiter als die europäischen Gewehre trügen. Er hat auch in seinem Palast eine sehr umfangreiche Waffensammlung, welche alle Arten Schießwaffen von dem Bogen der Mandschu-Soldaten bis zu den neusten schweizer und amerikanischen Repetiergewehren umfaßt. Aber er hält nichts von den letzteren. Sie richten nach seiner Ansicht mehr Lärm als Schaden an, da die Soldaten den Feind damit nicht ordentlich aufs Korn nehmen, sondern nur ihr Pulver vergeuden.

Dieses Erlebnis des Professor Rousset erinnert uns an zwei andere lustige Geschichten. Als 1876 in Tsungarien und Kaschgar ein Aufstand ausbrach, erschien vor einem andern Vizekönig ein Chinese, der seinen tiefen Bückling machte, dann erzählte, daß er Tag und Nacht darüber nachgedacht habe, wie die Rebellen zu unterjochen seien und daß er schließlich ein Mittel gefunden habe. Er habe nämlich die Gewehre gekauft, mit denen die Preußen Napoleon besiegt hätten und biete sie dem Vizekönig sehr preiswert an. Dieser setzte seine große Brille auf und warf erstaunte Blicke auf die zur Probe mitgebrachten verrosteten Gewehre, die solche Wunderdinge bewirkt haben sollten. Da aber der Chinese seine Behauptung beeidete und der Vizekönig wahrscheinlich auch nicht leer dabei ausging, so kaufte er den ganzen Vorrat zum Heile des Vaterlandes an und erhielt von Peking wegen seines Diensteifers eine besondere Belobigung. Ob die bald darauf erfolgende Einnahme von Urumtsi, Jarkum und Kaschgar wirklich diesem Waffenankauf zuzuschreiben ist, möchten wir jedoch nicht verbürgen, denn preußische Waffen waren es allerdings und gegen Napoleon waren sie auch zu Felde gewesen, aber nicht 1870, sondern 1813.

Ein nicht minder komisches Abenteuer erlebte ein Vertreter von Krupp. Er hatte eine Anzahl Kruppscher Geschütze zur Armierung von Kelung nach Formosa geschickt, konnte jedoch den Restbetrag seiner Rechnung nicht erhalten, und als er sich schließlich Beschwerde führend an den Vizekönig Li-Hung-Chang wandte, wurde ihm nach einiger Zeit die Antwort zuteil, daß nach Aussage der Generale auf Formosa mit den gelieferten Kanonen nicht geschossen werden könne. Daraufhin reiste der Deutsche mit der nächsten Schiffsgelegenheit nach Formosa, um zu sehen, was los sei. Er wurde überaus höflich empfangen und der Höchstkommandierende veranstaltete ihm zu Ehren ein Festessen. Als der Vertreter schließlich um die Erlaubnis bat, vor der versammelten Generalität die Geschütze probieren zu dürfen, wurde ihm die Erwiderung zu teil, man glaube ihm, daß die Kanonen schußfähig seien und wolle auch den Rest der Rechnung bezahlen, nur möge er nicht unnötig sein Leben aufs Spiel setzen. Schließlich gab man seinem entschiedenen Widerspruch nach und begab sich gemeinsam auf den Schießplatz, von wo aus nach Scheiben geschossen werden sollte, welche auf dem abgesperrten Meeresarm ausgelegt waren. Als der Deutsche ein Geschütz geladen hatte und sich zum Abfeuern fertig macht, sieht er sich plötzlich mutterseelenallein auf dem weiten Schießplatz: die



Ein Mandschuh-Tatar und seine Familie.

Generalität, die Adjutanten und alle übrigen Militärs hatten sich vorsichtshalber hinter die Sandsäcke der Verschanzung zurückgezogen. Ein Schuß, ein Knall, und langsam taucht ein Kopf nach dem andern hinter den Verschanzungen auf; und als man den Deutschen wohlbehalten neben dem Geschütz stehen sieht, wird er im Nu unter Jubel und Glückwünschen von der Menge umringt. Er ladet ein zweites Geschütz, und wiederum spielt sich derselbe Vorgang ab, nur daß diesmal die Köpfe etwas schneller hinter den Sandsäcken hervorkommen. Als darauf der Kruppsche Vertreter aber noch ein drittes Geschütz zu laden beabsichtigt, wird er von dem kommandierenden General daran mit dem Bemerken gehindert, daß Pulver ein sehr teurer Stoff sei und daß er nicht zugeben könne, daß noch mehr davon verschossen werde.

Hierbei möge erwähnt sein, daß das chinesische Lieblingsgewehr, mit dem noch ein großer Teil der Provinzialtruppen ausgerüstet ist, eine Länge von zwei Meter und einen in der Mitte verjüngten Kolben hat. Um es abzufeuern, sind drei Mann notwendig. Der eine hält das Gewehr horizontal auf seiner rechten Schulter fest und dient sozusagen als Lafette; der zweite erfaßt den Kolben und sucht, so gut es geht, zu visieren; der dritte schlägt mit einem Hammer auf das Zündhütchen oder setzt das Pulver durch eine Lunte in Brand. Da das denkbar schlechteste Pulver verwendet wird, so fliegt die 21 mm starke Kugel kaum fünfzig Meter weit, dagegen erfolgt ein Knall, der an ein Feuerwerk erinnert. —

Nun haben wir aber schon zu lange in der Hauptstadt der Provinz Kansu verweilt und wollen daher unseren Marsch fortsetzen.

Es giebt nicht gerade viel Bedeutendes auf unserem Wege zu sehen, denn nur wenige der größeren dort befindlichen Städte haben zur Zeit der erwähnten Unruhen den Angriffen der Mohamedaner Widerstand zu leisten vermocht, während der größere Teil derselben, die Dörfer, Tempel u. s. w. der Zerstörung anheim gefallen sind. Auch das Landschaftsbild bietet nicht allzu viel Abwechslung: an Bergen und Steinen fehlt es zwar nicht, aber an Wasser ist solcher Mangel, daß man von manchen Ortschaften mehrere Kilometer weit gehen muß, um solches zu beschaffen und daher mit demselben überaus sparsam umgeht. Ferner sieht man Tage lang keinen einzigen Baum, so daß ein Dorf, bei dem sich ausnahmsweise ein solcher befindet, den Namen Tan-Chu-Pao (Dorf des einzigen Baums) führt. Einzelne Nächte sind recht kühl und doch giebt es kein anderes Brennmaterial als Stroh, das naturgemäß mehr Qualm als Wärme entwickelt. Die

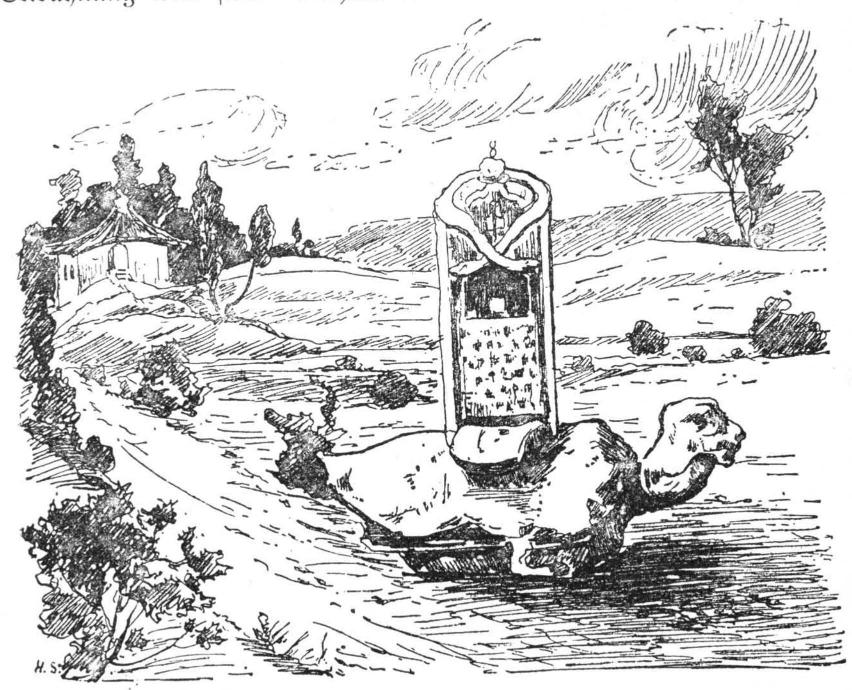
Bevölkerung lebt fast ausschließlich von Speisen, die man aus Mehl bereiten kann. Eier gelten als Delikatesse, und Schweinefleisch kommt selbst auf die Tische der Wohlhabenderen nur äußerst selten, während andere Fleischarten fast unbekannt sind.

Mit Verwunderung bemerken wir, wenn wir aus dem hohen Gebirge auf das Vorgebirge hinabsteigen, weite Strecken gut angebauten Landes, ohne daß meilenweit ein Haus zu erblicken wäre. Diese sonderbare Erscheinung erklärt sich dadurch, daß die Leute in jener Gegend nicht oberhalb, sondern unterhalb der Erde wohnen. Die kolossalen dortigen Lößablagerungen lassen sich ziemlich leicht bearbeiten und bilden, wenn nicht infolge allzu starker Aushöhlung irgendwo ein Zusammensturz erfolgt, Wohnräume, die Jahrhunderte, ja Jahrtausende vorhalten, und man kann, während sonst in China die Häuser nur einstöckig gebaut werden, in diesem Gestein solche von mehreren Stockwerken finden. Zweifellos datiert die Art, Wohnungen in dieser Weise anzulegen, aus vorgeschichtlicher Zeit, denn man kann an verschiedenen Stellen ganze Dörfer beobachten, die ursprünglich wesentlich tiefer lagen, dann aber, als im Laufe kaum berechenbarer Zeiten sich Neuablagerungen gebildet hatten, in die höhere Schicht verlegt wurden, so daß das neue Dorf direkt über dem alten liegt. Wie weit der Ursprung der namentlich in Indien zu findenden buddhistischen Höhlentempel sich auf solche unterirdischen Wohnungen zurückführen läßt und in wie weit die prähistorische Forschung aus dem Inhalt derselben lernen kann, muß die Zukunft ergeben.

So praktisch diese Gebirgsformation für den Hausbau ist, so wenig zuträglich ist sie für die Bewohner. Bei dem geringsten Luftzug schwebt über der ganzen Gegend ein Meer von beißendem Staub und füllt die Augen der auf dem Felde Arbeitenden. Da, wie bereits gesagt, klares Wasser zum Reinigen derselben schwer zu beschaffen ist, so leidet die gesamte Bevölkerung an den Augen und man sieht kaum Einen, der nicht auf einem Auge oder gar auf beiden fast erblindet ist. Überhaupt ist die ländliche und Schiffahrt oder Fischerei treibende männliche Bevölkerung im östlichen Teile der Provinz Kansu und im angrenzenden Teile von Chensi von mitunter geradezu entsetzlicher Häßlichkeit, während sich unter dem weiblichen Geschlecht zuweilen recht anmutige Gesichter und Gestalten bemerkbar machen. Am auffälligsten ist, daß die Füße aller Mädchen — auch derjenigen, welche der dienenden Klasse angehören — verkrüppelt und vielfach so klein sind, daß die Sohle in einer Kaffeetasse Platz hätte. Dabei wird

ihnen das Gehen augenscheinlich lange nicht so unbequem, wie den vornehmen Damen im Osten, denn während letztere nur wanken können, gehen die Mädchen hier weit aufs Feld und schleppen auf dem Rückwege sogar ziemlich schwere Lasten nach Hause. Das Stehen wird ihnen dagegen schwerer und sie verrichten ihre häuslichen Arbeiten daher entweder sitzend oder auf den Knieen hockend.

Auf dem ganzen Wege von der Hauptstadt Kansus bis zu der Hauptstadt Chensis giebt es nur zwei Sehenswürdigkeiten, die der Erwähnung wert sind. Nähern wir uns dem kleinen Städtchen Rui-



Steinerne Riesen-Schildkröte bei Ruining.

ning, so zeigt sich die Straße auf beiden Seiten von riesigen Schildkröten aus schwarzem Marmor eingefaßt, die auf ihrem Rücken große senkrechte Tafeln aus gleichem Material tragen. Sicherlich bildeten sie den Zugang zu einem Kaisergrabe, doch ist von diesem nichts mehr zu sehen, sondern der Weg endet vor einem Gebäude, in dem sich die Provinzialregierung befindet. Ferner zeigt sich, wenn wir uns der Stadt Pingliang nähern, eine neun Stockwerke hohe Pagode. Früher waren solche Riesenbauten in China keine Seltenheit, aber sie sind während der vielen inneren Kämpfe fast alle zu Grunde gegangen.

Signanfu.

Die erste Stadt von wirklicher Bedeutung auf unserem Wege ist Signanfu, die Hauptstadt Chensis, jener neuerdings mehrfach genannte Ort, nach dem die Kaiserliche Familie ihre Schritte zu lenken beschloß, als nicht mehr daran zu zweifeln war, daß Peking von den Verbündeten erobert werden würde.

Signanfu ist ziemlich ähnlich wie Peking erbaut. Es bildet ein langgestrecktes Viereck mit starken Mauern und vier mächtigen, durch



Rundes Thor in den kaiserlichen Gärten zu Signanfu.

dreistöckige Wachttürme beschützten Thoren. Alles befindet sich in leidlichem Zustande, da Signanfu ein für alle Mal als Zufluchtsort für die Kaiserliche Familie ausersehen und deshalb mit einer ständigen starken Garnison von Mandschutataren belegt ist. Gerade wie in Peking ist den Tataren ein besonderer durch Mauern abgegrenzter Stadtteil eingeräumt, und in der Mitte desselben befindet sich die Kaiserliche Stadt. Signanfu war unter der Tang-Dynastie (618—907) die Hauptstadt des ganzen Reiches und sie ist heute noch eine der bevölkertsten und bedeutendsten Handelsstädte im Innern desselben.

Ihrem Alter entsprechend und da sich die Mauern gegen alle Angriffe feindlicher Horden bewährt haben, birgt die Stadt denn auch mancherlei Sehenswürdigkeiten. Neben zahllosen Pagoden und Buddha-Tempeln enthält sie acht Moscheen für Mohamedaner, von denen eine die älteste im ganzen Reich und vor mehr als tausend Jahren erbaut ist. Am berühmtesten ist Signanfu jedoch durch sein Museum der Inschriften, das den Namen Paëlin (Wald der Tafeln) führt. In ihm werden eine Unmenge steinerner Tafeln aufbewahrt, deren älteste bis in das erste Jahrhundert vor Christi Geburt zurückreichen, und in welche allerhand Nachrichten aus der Regierungszeit der Han-, Tang-, Sung-, Juan- und Ming-Dynastieen eingraviert sind. Hervorragenden Litteraten gestattet man, von einzelnen dieser Tafeln sich Abdrücke auf Papier anfertigen zu lassen, damit sie bei ihren historischen Arbeiten stets das Original vor Augen haben.

Wesentlich schlimmer ist es den Vorstädten, den oft von chinesischen Dichtern besungenen Gärten, ergangen. Alle Tempel mit ihren teilweise uralten, überaus reichen Schätzen sind dem Erdboden gleich gemacht worden, nur eine einzige Reliquie hat sich sonderbarerweise erhalten, nämlich jener Denkstein, der von der ersten Einführung des Christentums in China Kunde giebt. Im Jahre 1625 wurden Missionare von bekehrten Chinesen auf diese mit einem Kreuze geschmückte Steintafel aufmerksam gemacht, und sie wäre sicherlich während des Mohamedaner-Aufstandes zu Grunde gegangen, wenn sie nicht kurz vorher auf Kosten eines gewissen Nan-Tan-Kua in einer Tempelnische aufgestellt und so durch die Mauern desselben beschützt worden wäre, denn der Tempel selbst wurde von den Aufrührern völlig zerstört. Deswegen mag eine kurze Beschreibung dieses wunderbar erhaltenen altersgrauen Denkmals hier am Platze sein.

Die halbkreisförmige Wölbung des Denksteins zeigt zwei greifartige Fabeltiere, welche eine Kugel über einem großen Schild halten, dessen Spitze mit einem Runenkreuz versehen ist. Die darunter befindliche Tafel enthält in 780 chinesischen Schriftzeichen eine Art Glaubensbekenntnis, dessen wichtigste Sätze lauten:

„Ein erster Anfang, weise und geistig, hat Alles aus dem Nichts erschaffen; es ist eine Wesenseinheit in drei Personen. Der Mensch wurde ursprünglich in Gerechtigkeit erschaffen, der Teufel brachte ihn zu Falle; daher kommen alle Leiden, die das menschliche Geschlecht bedrücken. Eine von den göttlichen Personen verbarg sich in menschliche Gestalt; man nennt ihn Messias. Er wurde von einer Jungfrau

geboren; seine Geburt verkündete ein Engel, und ein Stern zeigte sie an. Könige brachten ihm Geschenke dar. — Er fuhr hinauf zum Himmel; er verordnete die Taufe zur Abwaschung der Sünden und gebrauchte das Kreuz, um alle Menschen zu erlösen."

Hierzu gesellen sich folgende Erläuterungen:

„Unter der Regierung Tai-zungs kam im Jahre 635 Olopen nach China. Der Kaiser schickte ihm Boten entgegen und ließ ihn in seinen Palast bringen; bei sich führte er Schriften und Bilder. Die Lehre wurde geprüft; man fand sie wahr und der Kaiser erließ folgendes Dekret zu ihren Gunsten: Ein Mann von großer Tugend ist von Ta-zin an unsern Hof gekommen; wir haben seine Lehre geprüft und wunderbar gefunden. Sie lehrt den Weg des Heils und ist dem Volke von Nutzen. Sie soll ihm bekannt gemacht werden; auch ist eine Kirche zu erbauen, worin einundzwanzig Priester den Dienst verrichten sollen.

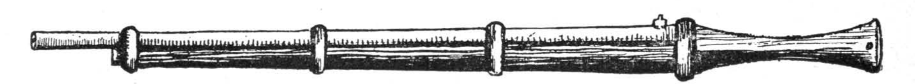
Im Jahre 651 folgte Kao-zung seinem Vater. Auch er bezeugte Olopen große Ehre und baute dem wahren Gotte Kirchen in allen Provinzen. Die Bonzen aber verfolgten die Christen; zwei eifrige Männer jedoch verteidigten den Glauben, der seinen früheren Glanz wiedererhielt und vom Kaiser selbst gestärkt wurde. Kaiser Su-zung baute im Jahre 757 fünf Kirchen, und auch die folgenden Kaiser bestätigten durch Edikte die Schönheit des Christentums.

Um das Andenken dieser Großthaten zu verewigen, und der Nachwelt zu überliefern, haben wir diesen Denkstein im Jahre 782 aufrichten lassen." —

Setzen wir unsern Weg durch die Provinz Chensi fort, so ist es zunächst der Tae-Hua-Chan, einer der fünf heiligen Berge, der unser Interesse wachruft. Seit alters ist dieser Berg ein viel besuchter Wallfahrtsort, und in seiner Nähe befanden sich außer der Haupt-Pagode viele kleinere Tempelchen, doch haben die Mohamedaner sie alle zerstört. Die Haupt-Pagode ist an ihrer alten Stelle und in ihrer ehemaligen Form aus neuem Material wieder aufgebaut worden, dagegen liegen die kleineren meist noch als Ruinen nieder. Es stimmt den Kunstfreund wahrhaft traurig, die gewaltigen Glocken, die prachtvollen Bronzevasen, die unschönen aber durch ihr Alter ehrwürdigen Statuen und die tausende teils wertvoller teils origineller Prunkstücke, welche von andächtigen Gläubigen im Laufe der Jahrhunderte gestiftet worden sind, zertümmert am Boden liegen und von einem Wald von Unkraut überwuchert zu sehen.

Vor jedem ehemaligen Tempeleingang ist ein Tischchen aufgestellt mit einem Bildwerk oder sonstigen Heiligtum, das zufällig der Vernichtung entgangen ist, und neben ihm hält ein Bonze Wacht, der durch Anschlagen an ein Becken unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Treten wir näher, so streckt er uns einen Teller entgegen, um unserer Mildthätigkeit einige Cash zum Wiederaufbau seines Tempels zu entlocken oder er bietet uns auch wohl ein altes Bildchen zum Kauf an, welches den Tempel in seiner ehemaligen Gestalt zeigt. Es wird noch manches Jahrzehnt dauern, bis alle Gebäude wieder annähernd in ihrer alten Gestalt aufgebaut sein werden, aber Jahrtausende können nicht ersetzen, was damals an Kunstwerken innerhalb weniger Stunden umgekommen ist.

So niederdrückend dieses Ruinenfeld auf uns wirkt, so lustig geht es dagegen in dem dabei liegenden Orte Hua-Yin-Miao zu. Während man sonst auf dem Lande — gerade wie in Europa — beobachten kann, daß bei Bittgängen und kirchlichen Aufzügen sich das



Das chinesische Lieblings-Gewehr.

weibliche Geschlecht stark in der Mehrheit befindet, scheint man hier ausschließlich auf männliche Wallfahrer zu rechnen. Der Ort hat keine eigentliche Einwohnerschaft, sondern besteht lediglich aus einem Dutzend Gasthäuser, in dem man sich nicht nur von den Strapazen der Reise sondern auch von häuslichem Kummer erholen kann.

Kaum in eines dieser Hotels eingetreten, erhält man von einer der ständig im Hause wohnenden Damen eine Visitenkarte mit der Anfrage zugesandt, ob man durch eine musikalische Aufführung etwas Zerstreuung wünsche. Protestiert man nicht sofort energisch, so erscheint nach kurzer Zeit in dem Zimmer des Fremden eine weibliche Gestalt in eleganter Toilette mit über und über geschminktem Gesicht und hochaufgebautem mit Blumen untermischtem Haarputz und beginnt ein Lied, dessen Text wir nicht verstehen und dessen Melodie uns aus dem Hause treiben könnte. Häufig aber erscheinen die Damen gleich zu dritt und bringen zum Überfluß noch eine Mannsperson mit, die den Gesang auf einer Art Guitarre begleitet.

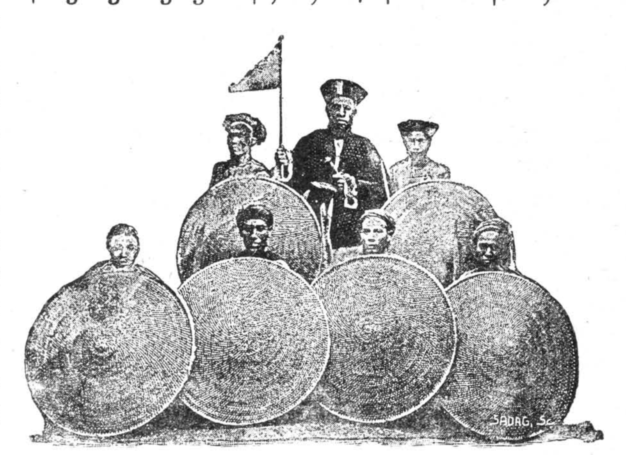


Auf der Stadtmauer von Signanfu.



Die Chinesen hören sehr gern Musik (wenn man das Aneinanderreihen möglichst unpassender Töne so nennen darf), doch sind Musikanten und Sängerinnen verachtet und stehen mit dem Henker etwa auf gleicher Rangstufe. Ein junges Mädchen aus guter chinesischer Familie darf überhaupt keine Bildung besitzen; Kenntnisse von der Musik zu haben, würde ihr jedoch direkt als ein Makel ausgelegt werden. Wir lächeln, aber auch bei uns gab es eine Zeit, in der die Spielleute vogelfrei waren, „denn sie sind liederlich", sagte der Sachsenspiegel, „und machen liederlich".

An den Chinesen ist nun allerdings nicht mehr viel zu verderben, denn sie sind schon mit allzu viel Lastern behaftet. Glaubt die Dame, daß der Gast ihrem Gesange genug gelauscht habe, so ladet sie ihn ein, sie auf ihr Zimmer zu begleiten — d. h. bei ihr eine oder einige Pfeifen Opium zu rauchen. In den Zimmern der Sängerinnen befinden sich für diesen Zweck ganz besondere Vorkehrungen. Der „Kang", die in Nord-China nie fehlende Ofenbank, ist mit einem roten Teppich bekleidet, auf dem mehrere Kopfkissen ausgebreitet sind.



Chinesisches Provinzial-Militär.

Hier streckt der Chinese seine Glieder aus, während ihm die Holde mit eigenen Händen die Pfeife aus schwarzem polierten Holz mit silbernem Beschlag (unserer Flöte ähnlich) bereitet und so lange wieder füllt, bis der Besucher den erwünschten Schlummer gefunden hat. —

Setzen wir von diesem Ort, an dem Laster und Frömmigkeit nebeneinander ihren Sitz aufgeschlagen haben, unsere Reise fort, so ist Tung-Kwan die nächste Stadt von Bedeutung. Sie ist eine der stärksten Festungen Chinas und beherrscht sämtliche Verbindungswege zwischen dem Nordwesten und dem Inneren des Reiches, und infolge dieser hervorragenden Bedeutung hat man auch im Gegensatze zu den Orten, die wir bisher kennen lernten, große Sorgfalt auf die Instandhaltung ihrer Mauern und ihrer Zinnen verwendet.

Das eigentliche Garnisonleben in den Festungen im Innern Chinas unterscheidet sich aber so wesentlich von unserem europäischen, daß eine kurze Schilderung der Verhältnisse hier am Platze ist. Die Provinzial-Armee Chinas ist ausschließlich aus Soldaten chinesischer Abstammung gebildet, steht unter Befehl chinesischer Offiziere und hat mit dem Festungsdienst nicht das Geringste zu thun. Der letztere erfolgt durch Mandschu-Tataren unter Generalen ihres eigenen Stammes, die jedoch zu Operationen außerhalb der betreffenden Festungsmauern nicht verwendet werden dürfen und nur im Kriegsfall zur Verteidigung desjenigen Platzes herangezogen werden können, in dem sich die Kaiserliche Familie aufhält. Der Mandschu-Tatar bleibt, so lange es seine Kräfte gestatten, aktiver Soldat: er verheiratet sich, erhält von der Regierung ein Haus, bleibt sein ganzes Leben in derselben Festung wohnen und seine Söhne werden wieder Soldaten. So besteht die ganze Stadtbevölkerung seit vielen Generationen aus Soldaten, Soldatenfrauen, gewesenen und zukünftigen Soldaten, und auch die jugendliche weibliche Bevölkerung hat keine andere Aussicht, als sich mit Soldaten zu verheiraten. Die aktiven Mandschu erhalten regelmäßig Sold, teils in bar, teils in Naturalien; davon leben natürlich auch die Frauen, die altersschwachen Eltern und die noch nicht waffenfähigen Kinder, so daß thatsächlich die gesamte Festungsbevölkerung aus Staatsmitteln unterhalten wird. Zweifellos hat dieses Erziehen von Kriegerfamilien durch ganze Generationen (die Offiziersfamilien vererben sich ebenfalls) sein Gutes, aber andererseits wird auch der Schlendrian dadurch großgezogen und, was das Schlimmste ist, die Leute werden ganz einseitig auf den Wachtdienst zugestutzt.

Noch schlimmer steht es freilich mit der Provinzial-Feldarmee. Um Offizier in derselben zu werden, muß man hauptsächlich körperliche Geschicklichkeit nachweisen können. Der Prüfling muß zu Pferde im Galopp einen Kreis umreiten und dabei zuerst mit dem Bogen, dann mit einem alten Vorderladergewehr einige Schüsse auf Scheiben abgeben und eine gewisse Anzahl Treffer haben. Er muß mit schweren Hellebarden gymnastische Übungen machen, bestimmte Gewichte heben, mit Steinen eine Strecke weit werfen und dabei ein Ziel treffen, Messer durch die Luft werfen und geschickt wieder auffangen — kurz Fertigkeiten besitzen, die man bei uns von einem Akrobaten oder Jongleur verlangt. Kann er das, ist er ferner ehelich geboren und stammt aus einer Familie, die nach dortigen Begriffen kein unehrliches Gewerbe betrieben hat, so ist seine Ernennung zum Offizier gesichert. Man

kann sich denken, wie unter diesen Umständen der gemeine Soldat beschaffen ist und wird das chinesische Sprichwort begreifen „Ein Mensch, der kindliche Liebe hat, wird niemals Soldat“.

In der Umgebung dieser Festung liegen noch zwei Orte, die der Erwähnung wert sind. Der eine ist die Missionsstation Kao-Lin-Sien, der andere der heilige Berg Rua. Die Mission ist der Sitz des katholischen Bischofs für die Provinzen Chensi und Kansu. Sämtliche Missionare sind italienische Franziskaner und auch der Bischof ist italienischer Abkunft. Die nicht unbeträchtliche Zahl zum Christentum übergetretener Chinesen, die sich bei der Mission angesiedelt haben, beweist, daß die Arbeit nicht erfolglos gewesen ist. Der Berg Rua ist, wie alle heiligen Berge, mit vielen Tempelchen bedeckt und von bedeutender Höhe. Wahrscheinlich hat die eigenartige Bildung seines Gipfels dem Berge sein Ansehen verschafft. Betrachtet man ihn nämlich vom Thal aus, so scheint der Gipfel aus einem einzigen gewaltigen prismenförmigen Stein zu bestehen, ersteigt man aber den Berg, so löst sich diese Masse in lauter einzelne, senkrecht stehende, nadelartige Bergspitzen auf.

Im Thee-Distrikt.

Nun erhält das Landschaftsbild ein völlig verändertes Aussehen. Die Berge hören auf, und vor uns beginnt die große Ebene, welche den Südosten von China bildet, sich zu erstrecken. An die Stelle der Getreidefelder treten Reisanpflanzungen, und die kahlen Landstrecken werden durch reichbewaldete Gegenden abgelöst. Sahen wir bis jetzt nur Lehmhäuser oder unterirdische Wohnungen, so fangen nunmehr die ganz aus Holz erbauten Häuser an; ebenso fehlen häufig die Mauern, die wir selbst bei den kleinsten Städtchen zu finden gewohnt waren. Litt das bisher von uns durcheilte Gebiet an ständiger Trockenheit, so lernen wir jetzt den Regen, mehr als uns lieb ist, kennen; ferner ist das Klima ein gleichmäßigeres und die Gebäude bedürfen weder eines Kang noch einer sonstigen Heizvorrichtung. Sogar in der Kleidung und Sprache machen sich Änderungen bemerkbar, und wir selbst setzen unseren Weg nicht mehr zu Lande fort, sondern benutzen nach der Gewohnheit des Landes die Wasserstraße.

In dem kleinen Orte Long-king-tsae besteigen wir ein Boot, das uns den Han-kiang hinabführt. Da aber die Städte in diesem Teile des Landes nicht am Flusse, sondern in einiger Entfernung von demselben liegen, so zeigt sich abgesehen von den Stromschnellen, Sand-

bänken und anderen Abwechslungen, welche das Flußbett selbst bietet, kaum etwas Bemerkenswertes, bevor wir an jene Stelle gelangen, wo er sich in den Yantsekiang ergießt und wir dem Städte-Dreieck Hankau-Wutchang-Hanjang, das mit Hamburg-Altona-Harburg verglichen zu werden pflegt, uns gegenüber befinden.

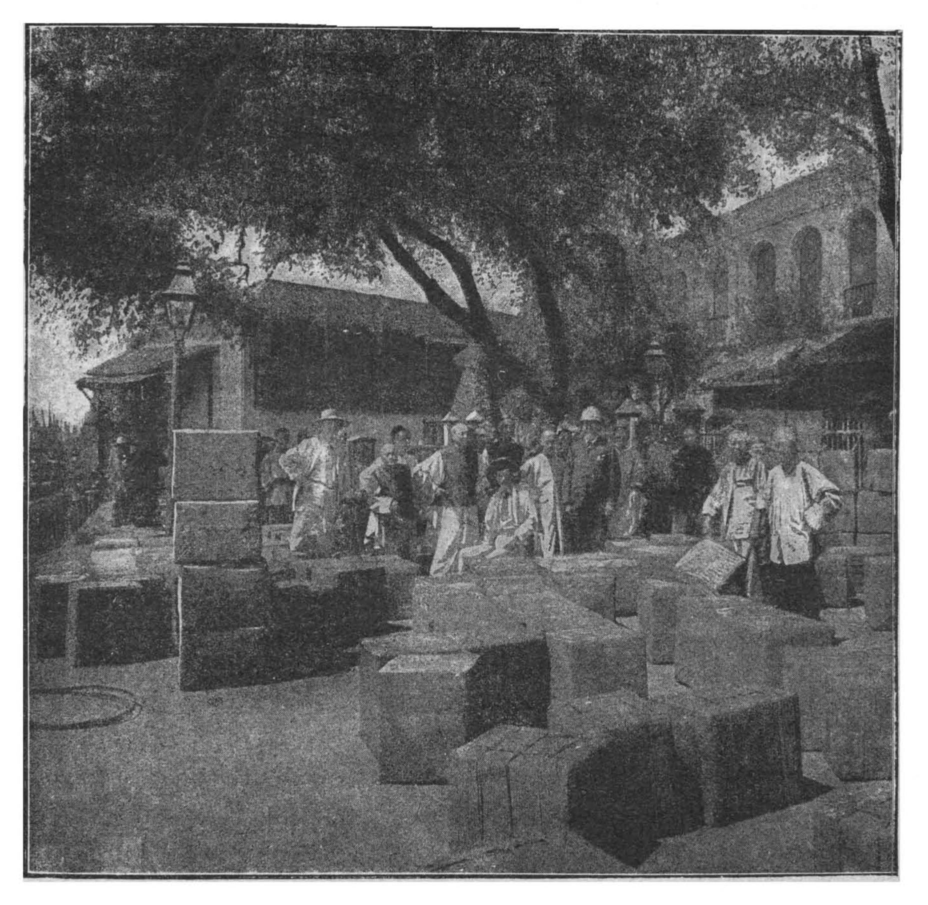
Die Einwohnerzahl dieser drei Städte beläuft sich auf zwei bis drei Millionen Menschen, und Hankau ist zweifellos die bedeutendste Handelsstadt im Innern Chinas. Seide, Öl, Talg, Tabak, Wachs und Häute werden in großen Massen ausgeführt; namentlich aber ist es der Theeexport, der sich jährlich auf etwa fünfzig Millionen Mark beziffert, welcher der Stadt ihre Bedeutung verleiht. Zwischen Schanghai und Hankau unterhalten sieben Dampferlinien regelmäßige Verbindungen, wozu sich die eigenen Dampfer der großen Handelshäuser gesellen, so daß jährlich mehr als achthundert Dampfer mit einem Tonnengehalt von etwa 800000 Tons die Zollstation in Hankau verlassen. Allein im Monat Mai, zur Eröffnung der Theesaison, liegen gleichzeitig zwanzig bis dreißig große überseeische Dampfer am Zollhause, um die vielbegehrten aromatischen Blätter fortzutragen.

Der Thee hat während der beiden letzten Jahrzehnte auch in Mittel-Europa solche Bedeutung erlangt, daß wir die Beschreibung der Stadt uns für das nächste Kapitel aufsparen und einstweilen nur die Gewinnung des Thees und seinen Handel schildern wollen.

Seitdem Robert Fortune im Auftrage der Londoner Gartenbaugesellschaft während der Jahre 1843—45 das Gebiet, auf dem der Thee gedeiht, nach allen Richtungen durchforscht hat, läßt sich kein Reisender die Gelegenheit entgehen, nach Hankau zu fahren. Aber dem Vergnügungsreisenden fehlen die nötigen kaufmännischen Kenntnisse, sowie alle Beziehungen und Verbindungen, um Aufklärungen und Einblick in die wirklichen Verhältnisse zu erlangen. Soweit unsere eigenen in Amerika und England gesammelten Erfahrungen reichen, hat A. H. Exner das Beste geschrieben, was je über dieses Thema veröffentlicht worden ist, und wir wollen daher seinen Bericht unseren Ausführungen zu Grunde legen. Dieser Herr war Vertreter der Deutschen Bank im Eisenbahn-Konsortium für China, er war mit den Verhältnissen des chinesischen und der europäischen Märkte in gleichem Maße vertraut, hatte alle nur denkbaren Verbindungen, um sich Auskunft zu verschaffen und überblickte die gesamte Lage mit Kenneraugen.

Das Theegeschäft liegt jetzt zum größten Teile in den Händen der Russen, welche sich dauernd in Hankau niedergelassen und daselbst

große Fabriken mit Dampfbetrieb zur Herstellung von Ziegelthee eingerichtet haben. Zur Bereitung des Ziegelthees werden namentlich die schlechteren Sorten Thee sowie der billige Theestaub verwendet, während aus besseren Sorten kleinere Tabletten in Form unserer Schokoladentafeln hergestellt werden. Beide Tafelsorten pflegen durch Dampfer nach Tientsin und weiter als Kamellast über Kiachta nach



Ein Thee-Export-Geschäft in Hankau.

Rußland gesandt zu werden, durch welch letztere Beförderung ihnen der Name Karawanenthee zu teil geworden ist. Die guten Qualitäten Thee erster und zweiter Ernte gehen fast stets auf Dampfer direkt nach Odessa bezw. nach anderen nichtasiatischen Häfen.

Die in Deutschland vielfach verbreitete Ansicht, die Bezeichnung Karawanenthee werde den besten Sorten beigelegt, beruht auf Irrtum;

auch schließt die Bezeichnung Karawanenthee die Thatsache einer teilweisen Wasserbeförderung nicht aus, vielmehr muß auch der Karawanenthee vor seiner Überlandtour die Reise vom Exporthafen bis Tientsin zu Wasser zurücklegen.

Das Haupttheegeschäft in Hankau wickelt sich in sehr kurzer Zeit, in etwa 4 bis 6 Wochen, ab. Im Mai senden die englischen Häuser und Schanghaier Firmen ihre Theeschmecker und Einkäufer nach Hankau, um hier am Platze die ersten und feinsten Sorten direkt aufzukaufen und solche nicht den das ganze Jahr hindurch in Hankau ansässigen Russen allein zu überlassen. Ist die Ernte verkauft, so kehren die Agenten zurück, und es finden die späteren Abschlüsse zweiter Ernte zum großen Teile in Schanghai statt. (Das vielfach wiederholte Märchen, daß die erste Ernte ausschließlich für die kaiserliche Familie reserviert werde und überhaupt nicht nach Europa komme, ist Unsinn. In den besten Distrikten besitzt das Kaiserhaus einige Privatgärten, welche sorgfältig gepflegt werden, und die in diesen gewonnene erste Ernte wird für die Hoftafel ausgelesen, während die minder guten Blätter nebst der zweiten Ernte für die Hofbediensteten bleiben.)

Ein außerordentlich reges Leben herrscht in den Ziegeltheefabriken, von denen einzelne über tausend Kuli beschäftigen. An einer Stelle wird mit Hilfe von maschinellen Einrichtungen der Theestaub gemischt und befeuchtet, in Holzformen gefüllt und gepreßt, an der andern werden die fertiggestellten Ziegel in langen Reihen zum Trocknen aufgestellt, an einer dritten Ziegel und Tabletten umhüllt, etikettiert, in Kisten verpackt, verlötet und auf die Lagerhäuser geschafft. In anderen Räumen werden bessere Sorten Thee sortiert und in würfelförmige Kisten zum Versand verpackt. Um tiefe Kisten mit dem richtigen Quantum füllen zu können, sprangen die der großen Hitze wegen bis auf den Lendenschurz entblößten Chinesen in die nahezu gefüllten Kisten und stampften in üblicher Weise mit ihren schmutzigen, schweißigen Füßen den Thee fester zusammen.

Die europäischen Theekäufer haben während der letzten Jahre sehr über den Rückgang in der Güte des chinesischen Thees geklagt, und es ist eine Thatsache, daß infolge dieser angeblichen Verschlechterung nicht nur der Preis der verschiedenen chinesischen Theesorten um ein bedeutendes gefallen ist, sondern daß auch an Stelle des früher üblichen Zuwachses in der Ausfuhr ein Stillstand, ja sogar ein Rückgang des Exports zu verzeichnen gewesen ist. Da die Theesteuer innerhalb zwanzig Jahren dem chinesischen Reich über 367 Millionen Mark und

England sogar über 1340 Millionen eingebracht hat, so hielt Sir Robert Hart, der Generalinspektor der chinesischen Seezölle, eine Umfrage bei den Zolldirektoren, welche folgende Thatsachen feststellte.

Die Theestaude wird in China ausschließlich in kleinen Gärten gezogen, die meist das Eigentum von Personen sind, die kein eigenes Kapital besitzen. Die bei weitem größere Anzahl dieser Gärten ist in hügeligen Distrikten angelegt, die fast durchweg schlechten Boden haben, oftmals wenig besser als Sand. Der drei bis fünf Fuß hohe Strauch ist im allgemeinen der Myrte sehr ähnlich, sein Holz ist äußerst zäh und hart, und hat, wenn frisch geschnitten, einen unangenehmen Geruch. Die gezackten Blätter sind lederartig, glatt und von dunkelgrüner Farbe. Die Staude wird stets aus Samen gezogen und die Sprößlinge werden von manchen Pflanzern umgepflanzt, sobald sie ein Alter von drei Monaten erreicht haben. Der Strauch wird weder gedüngt noch bewässert, wie man ihm überhaupt nur wenig Sorgfalt angedeihen läßt; es wird jedoch darauf gesehen, daß die Pflanzen nicht im Schatten stehen. Man pflückt die ersten Blätter, wenn die Staude etwa drei Jahre alt ist, doch ist sie erst in ihrem sechsten oder siebenten Jahre ausgewachsen und kommt mitunter bis zu ihrem zwanzigsten Jahre fort.

Man erntet gewöhnlich nur zweimal jährlich, da eine dritte Ernte die Staude zu sehr schwächt. Die erste und verhältnismäßig kleinste Ernte beginnt meist gegen Mitte April und liefert die feinsten Theesorten; die zweite findet Ende Mai oder Anfang Juni statt und ist die Haupternte; die dritte, wenn eine solche stattfindet, was nur zu geschehen pflegt, wenn die Pflanze auf sehr gutem Boden steht, beginnt Anfang Juli. Der Ertrag einer einzelnen Pflanze variiert so bedeutend, daß es schwer hält, eine Durchschnittsziffer zu nennen, doch soll man etwa 2½ Pfund grüne Blätter von den besten Stauden ernten, während die gewöhnlichen nur etwa 1 bis 1½ Pfund ergeben. Auf einem Mau (6,73 Ar) zieht man durchschnittlich 300 bis 400 Sträucher. Das Wetter übt naturgemäß einen großen Einfluß auf die Qualität der Blätter aus. Hat es zu viel geregnet, so werden sie gelb und schimmelig; regnet es nicht genug, so bleiben sie klein und sprossen nur spärlich. Höchst wichtig ist es, daß die Blätter zur rechten Zeit und bei schönem Wetter gepflückt werden. Für gewöhnlich kann das Pflücken der Blätter von der Familie des Besitzers eines Theegartens ohne andere Mithilfe besorgt werden, und ein gewandter Sammler ist imstande, etwa zwölf bis fünfzehn Pfund täglich zu pflücken.

Der erste Schritt zur Zubereitung für den Markt ist das sogenannte „Trocknen", zu welchem Zwecke das grüne Blatt auf flachen Bambusmulden zwei oder drei Stunden lang in die Sonne zum Verwelken gelegt wird. Während die Blätter auf diesen Mulden liegen, reibt und rollt man sie vorsichtig, bis sich auf ihnen rote Flecken zeigen, dann packt man sie lose in baumwollene Säckchen und legt diese in hölzerne Kisten, durch deren Seite zahlreiche Löcher gebohrt sind. Nunmehr stellt sich ein Chinese mit voller Körperschwere auf die Säcke und preßt und knetet dieselben mit den Füßen. Dieser Prozeß hat das Ausdrücken der Feuchtigkeit, die das Blatt enthält und welche als eine halbklebrige grünliche Flüssigkeit durch die



Chinesinnen sortieren Theeblätter.

Löcher der Kiste abfließt, zum Zweck. Ohne dieses Pressen würde das Blatt bitter bleiben; oder, um mich wissenschaftlicher auszudrücken: der Zweck des Pressens ist die teilweise Entfernung des Tannin.

Der nächste Schritt in der Zubereitung ist die „Gärung", d. h. der Thee wird in Körbe gelegt, die mit Matten aus Baumwolle oder Filz bedeckt werden, damit die Wärme beibehalten bleibt und die Gärung schneller von statten geht. In diesen Körben verbleibt der Thee etwa zwei bis drei Stunden, er wird sodann herausgenommen und wieder auf etwa vier Stunden in die Sonne gelegt. Das Blatt hat alsdann 75 Prozent seines ursprünglichen Gewichts verloren, mit andern Worten: vier Pfund grüne Blätter geben ein Pfund getrockneten (aber noch nicht gedörrten) Thee. Das Blatt wird nunmehr zum

Verkauf angeboten und in diesem Zustand von dem chinesischen Händler gekauft. Dieser bereitet den Thee für den Markt zu, und die Blätter müssen jetzt, um den sogenannten grünen oder schwarzen Thee herzustellen, durch einen besonderen Zubereitungsprozeß gehen.

Bis auf den heutigen Tag nimmt man in vielen deutschen Kreisen an, daß grüner Thee und schwarzer von zwei verschiedenen Arten der



Die Reinigung des Thees.

Theestaude geerntet wird. Das ist irrig; der Unterschied wird nur durch einen besonderen Zubereitungsprozeß erzielt.

Der chinesische Kaufmann begiebt sich Ende März oder Anfang April ins Innere des Landes und führt sein Kapital, ausschließlich in Kupfer-Cash umgewechselt, mit sich. Er schickt eine Anzahl Leute nach verschiedenen Richtungen ins Land, die in den Theedistrikten Nebenstationen zum Ankauf und Sammeln des Artikels etablieren.

In diese Stationen bringen die Theepflanzer ihre Ware zum Verkauf. Ist eine hinreichende Quantität Thee zusammen, so wird er durch Kuli, die denselben in Säcken auf ihren Schultern tragen, nach dem Hauptspeicher des Kaufmanns überführt, der sich in einer größeren am Yangtsekiang oder einem anderen Flusse belegenen Stadt befindet, damit die Verschiffung bequem vor sich gehen kann. Das Heranschleppen der Theesäcke aus den entfernteren Distrikten erfordert mehrere Tage, obgleich die Träger Tag und Nacht, mit nur ganz kurzen Ruhepausen, marschieren. In dem Hauptspeicher oder Hong wird der Thee sortiert, wobei häufig die Blätter von verschiedenen Theegärten gemischt werden. Dann entscheidet man, welche Sorten sich besser zum sogenannten grünen und welche sich besser zum schwarzen Thee eignen.

Die Zubereitung des grünen Thees (Thea viridis) geschieht folgendermaßen: Die Blätter werden in Bambusmulden zum Trocknen ausgebreitet und, nachdem sie daselbst zwei bis drei Stunden gelegen, zum Dörren in heiße Pfannen geworfen, wo man sie durch ständiges Umrühren vor dem Anbrennen bewahrt. Nach vier oder fünf Minuten nimmt man sie heraus und legt sie auf ein Rollbrett. Jeder Arbeiter nimmt nun so viele Blätter als er mit seinen Händen drücken kann, formt einen Ball aus ihnen und rollt diesen so lange auf dem Tische hin und her, bis die Feuchtigkeit, welche die Blätter enthalten, fast völlig entfernt ist. Nunmehr breitet man sie auf Mulden aus, von wo sie aber schon nach wenigen Minuten in die diesmal nur wenig erwärmten Rostpfannen zurückgethan werden. In etwa 1 bis $1^1/_2$ Stunde sind die Blätter vollständig getrocknet und haben eine dunkelgrüne Farbe, die später etwas heller wird, angenommen. Jetzt laufen die Blätter keine Gefahr mehr, schwarz zu werden. Dieser Prozeß ist der wichtigste der Zubereitung. Der Thee wird hierauf umgewendet und durch verschiedene Siebe geschüttet, um Staub und andere Unreinigkeiten zu entfernen. Endlich wird er in die verschiedenen Sorten, die als Tankway, Hyson, Gunpowder u. s. w. bekannt sind, sortiert und ist dann zur Verpackung fertig.

Die Zubereitung des schwarzen Thees (Thea Bohea) geschieht wie folgt: Man läßt die Blätter etwa sechs bis acht Stunden auf Bambusmatten liegen, dann wirft man sie in die Luft, daß sie einzeln wieder auf die Matten fallen und schlägt sie leicht mit den Händen, bis sie welk werden. Nun fegt man die Blätter in Haufen zusammen und läßt sie so ein bis zwei Stunden liegen. Hierauf beginnt der Prozeß des Dörrens und Rollens, welcher sich in ähnlicher Weise

vollzieht, wie wir dies bei dem grünen Thee gesehen haben. Sodann läßt man die Blätter etwa drei Stunden auf Matten trocknen, wirft sie zum zweiten Male für drei oder vier Minuten in Rostpfannen und rollt sie dann nochmals wie zuvor. Alsdann hängt man einen röhrenartigen Korb, der in der Mitte eng und an beiden Seiten breit ist, über ein Holzkohlenfeuer und breitet in demselben auf untergelegten Sieben den Thee etwa einen Zoll dick aus. Nachdem derselbe fünf bis sechs Minuten auf dem Siebe gelegen hat, nimmt man ihn vom Feuer weg und rollt ihn zum dritten Mal. Hierauf breitet man wiederum die Blätter auf Sieben in den röhrenförmigen Körben aus, welche nach acht bis zehn Minuten abgenommen werden. Die Blätter, die nun eine dunkle Farbe bekommen haben, werden in dicken Lagen in Körbe gepackt und längere Zeit über ein schwaches Kohlenfeuer gebracht, wo sie so lange bleiben, bis sie vollständig trocken sind und ihre schwarze Farbe, die mit der Zeit noch dunkler wird, angenommen haben. Nachdem sie dann durchgesiebt und nach Qualität sortiert worden sind, sind die Blätter zur Verpackung und zum Export fertig, und wir wollen jetzt berechnen, was der Thee auf dem Markte in Hankau oder einer anderen dortigen Stadt kostet.

Der Preis, den der chinesische Händler dem Pflanzer für den Thee zahlt, hängt natürlich von der Güte des Blattes ab. Für gewöhnlich schwankt er zwischen 6000 bis 18000 Cash (etwa 24 bis 72 Mark) für das Pikul (= 60,453 Kilo). Dazu kommt: die erste Steuer „Schan-li" (die jetzt der Käufer zahlen muß, während sie früher dem Pflanzer zur Last fiel), die etwa 760 Cash (rund 3 Mark) für das Pikul beträgt, ferner der Transport aus dem Innern nach Hankau, der sich höchstens auf 4 Mark stellt, eine zweite Steuer „Lekin", die etwa 7 Mark beträgt, Zubereitung des Thees vielleicht 12 Mark, Arbeitslohn höchstens 12 Mark, endlich Theekisten 5 Mark. Das Pikul Thee billigster Sorte, das beim Einkauf vom Pflanzer mit 24 Mark bezahlt worden ist, kostet also, wenn es in Hankau zum Verkauf gelangt, bereits 67 Mark.

Von Hankau das Pikul Thee nach Europa oder Amerika zu bringen verursacht folgende weitere Unkosten: Verdienst des chinesischen Händlers etwa 6 M., Ausgangszoll 15 M., Fracht 14 M., Ausladungskosten und Transport zum Speicher des Großkaufmanns 7 M. Mithin kostet das Pikul jetzt 109 M. oder das Pfund ziemlich genau 90 Pf. Für diesen Preis kauft also der Händler in Amerika den Thee ein, da die Vereinigten Staaten darauf keinen Zoll erheben

dagegen muß der Londoner Kaufmann noch einen Eingangszoll von 50 Pf. für das Pfund, der russische sogar einen solchen von 1 M. 50 Pf. entrichten. Das Pfund des billigsten Thees kostet also dem Großkaufmann in London 1,40 M., in Rußland 2,40 M. Damit steht der Preis der besten Sorte aber in gar keinem Verhältnis, denn die Unkosten an sich sind die gleichen; es erhöht sich nur der Einkaufspreis vom Pflanzer um 48 M. für das Pikul, der chinesische Zoll (34 Prozent des Wertes) um 16 M., der Verdienst des chinesischen Zwischenhändlers um 6—7 M., so daß das Pfund des allerfeinsten Thees dem Großkaufmann nur 60 Pf. teurer zu stehen kommt als der schlechteste.

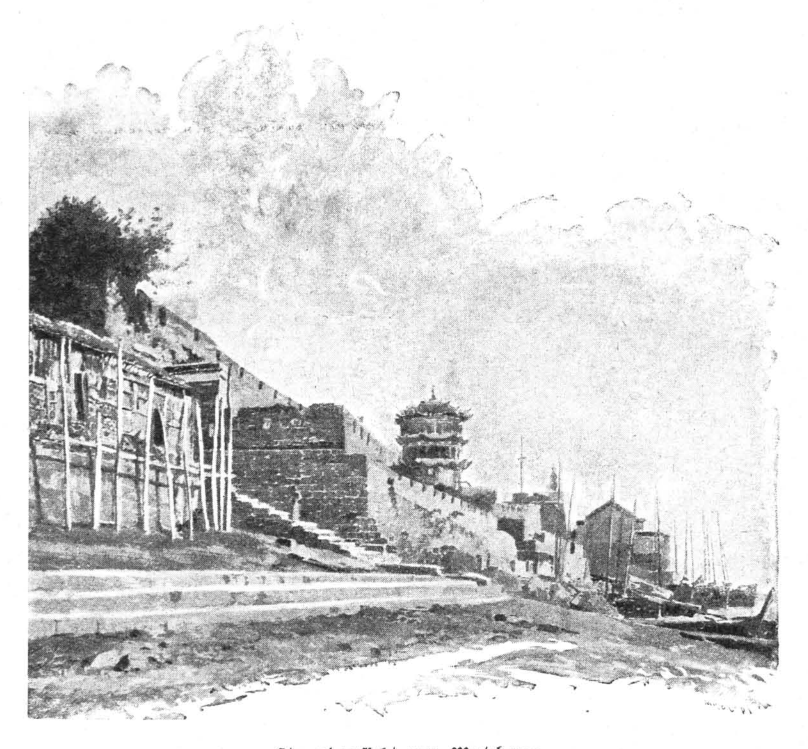
China ist die Heimat des Thees und in keinem anderen Lande wachsen so vorzügliche Sorten wie dort, aber infolge der kolossalen Besteuerung und der sonstigen beträchtlichen Nebenkosten für die geringeren Sorten erobern sich der schwarze indische und der grüne japanische Thee ein immer weiteres Feld.

Der Mittelstand in England konsumiert kaum noch ein Pfund chinesischen Thees; man hat sich völlig an den indischen gewöhnt, der zwar wenig Aroma hat, aber voller — fast dem Kaffee ähnlich — schmeckt. In Amerika hingegen, wo man den grünen Thee bevorzugt, erwirbt sich der japanische mehr und mehr Freunde und wird den chinesischen bald ganz verdrängen.

In Indien wird zunächst ein Ausgangszoll überhaupt nicht erhoben; dann findet der Anbau nicht in einzelnen kleinen Gärten, sondern auf großen Plantagen statt, so daß alle Nebenausgaben fortfallen und der europäische Händler direkt vom Pflanzer kaufen kann. Das Pfund indischen Thees kostet daher bei seiner Ankunft in London noch nicht 50 Pf. und dabei ist die Zubereitung der Blätter eine so sorgfältige und gleichmäßige, daß der Käufer nicht zu befürchten braucht, daß ein Teil der Ware schon auf dem Transport verdorben ist. — Japan erhebt allerdings einen Ausgangszoll, aber er beträgt nur 4 M. für das Pikul, sodaß dadurch eine wesentliche Verteuerung nicht eintritt.

Während daher in dem Zeitraum von 1877—87 trotz des von Jahr zu Jahr zunehmenden Theekonsums die Theeausfuhr aus China keine Fortschritte machte, sondern auf durchschnittlich 2½ Millionen Zentner jährlich stehen blieb, stieg die japanische Theeausfuhr von 250 auf 420 Tausend Zentner und die indische von 220 auf 700 Tausend Zentner. Das bedeutet namentlich für Indien unendlich viel,

da im Jahre 1838 dort der erste Versuch gemacht wurde, Thee anzubauen und noch 1851 die gesamte Theeausfuhr daselbst nicht mehr als 2000 Zentner betrug. Natürlich erfreut sich, wie heute die Verhältnisse liegen, der indische Thee nicht nur in England zunehmender Beliebtheit, sondern er verdrängt auch den chinesischen aus Australie und den anderen englischen Kolonien.



Strandansicht von Wutchang.

Am meisten haben sich aber die Verhältnisse in Europa verschoben. Früher kauften die russischen Theehändler ihre Ware in London, jetzt haben sie sich in China angesiedelt, und Rußland ist dasjenige Land, das infolge seiner Nachbarschaft den meisten chinesischen Thee verbraucht. London hingegen, das früher den Hauptstapelplatz für chinesischen Thee bildete, hat nicht nur Rußland eingebüßt, sondern auch auf dem eigenen Markte an Boden verloren, so daß schon 1886 von je 100 Pfund verkauftem Thee nur noch 50 Pfund chinesisch und 41 indisch waren.

Hankau-Wutchang-Hanjang.

Man sollte annehmen, daß infolge des großen Nutzens, der sich für den Staatssäckel und den Nationalwohlstand Chinas aus dem Theehandel ergiebt, dieser Teil des Reiches den Fremden wohlgesinnter sein müßte als die andern, aber gerade das Entgegengesetzte ist der Fall. In den Provinzen Honan, Hupe und Ngan Hwei kann sich kein Europäer blicken lassen, ohne daß ihm „Roter Teufel" (Fan-quai-tze) oder andere Schimpfworte nachgerufen werden, und an den Ufern des Yangtsekiang war es, wo 1891 die Unruhen gegen die Missionsanstalten ausbrachen.

Damals beeilte sich die Regierung, in energischer Weise gegen die Tumultanten vorzugehen und dadurch ein Zerwürfnis mit den Mächten zu vermeiden. Von welchen Beweggründen dieselbe geleitet wurde, ergiebt sich aus der Denkschrift „Das nachsichtige Auftreten gegen die Fremden", welche der Admiral Peng Yü-lin und der Gesandte in Washington Hsü Ching-chu verfaßt haben:

„Den Umgang mit den Ausländern kann man mit einer chronischen Krankheit vergleichen, die uns verhindert, das zu thun, was wir im gesunden Zustande thun würden. Seit dem Abschluß der Verträge hat China auf mancherlei Weise gelitten. Man vergleiche beispielsweise die Verträge Englands und Amerikas mit den unsrigen! Aber wir sind hilflos, gerade jetzt. Man darf jetzt nicht vom Kriege sprechen, da wir noch von den Opiumkriegen und dem Taipingaufstande geschwächt sind. Es würde nur dazu dienen, daß wir Land einbüßen und hohen Schadenersatz zahlen müssen. Außerdem befinden sich in allen Provinzen heimliche Verbindungen. Solange wir mit den Fremden Frieden halten, können wir diesen die Spitze bieten, sobald wir aber mit den Ausländern in Kollision kommen, dürfen wir sicher sein, daß unsere inneren Feinde die Gelegenheit zur Empörung benutzen. Daher ist es für uns notwendig, nachzugeben *bis wir zum Kriege vorbereitet sind.*

Die Länder des Westens sind nicht so hochsinnig wie wir, sondern unablässig bemüht, Vorteil zu ziehen. Jede der großen Nationen trachtet nach chinesischem Gebiet; wenn sie erst einen Hafen haben, verlangen sie nach mehreren. Nur gegenseitige Eifersucht und teilweise internationale Vereinbarungen legen ihnen Zügel an, nicht das chinesische Heer und unsere Flotte. *Die europäische Eifersucht und Uneinigkeit ist ein Vorteil, den der Himmel China sendet,*

damit es sich vorbereiten kann. Wenn alles zum Kriege bereit ist, dann werden wir mit einem Schlage die Vergangenheit rächen. Inzwischen werden wir herausfinden, welche Nation uns wirklich freundlich gesinnt ist und wir werden eine heimliche Alliance mit ihr eingehen." —

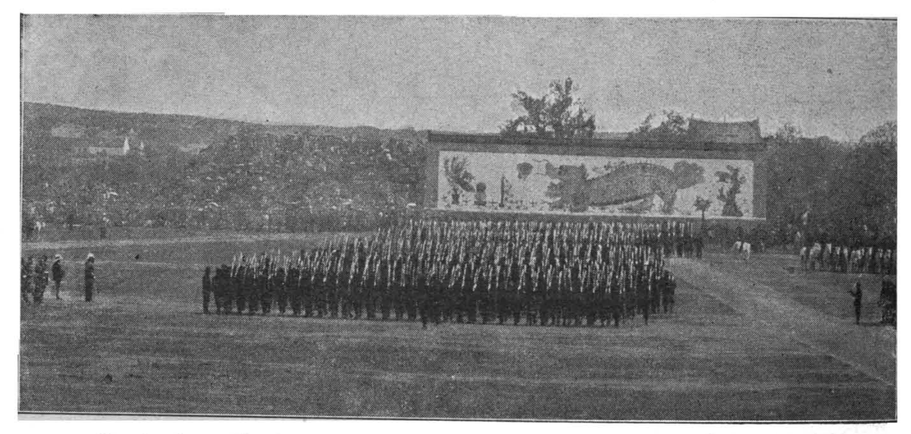
Diese wenig bekannte Denkschrift, welche die Grundlage für die neuere chinesische Politik bildet, ist in Wutchang, einer der drei vorgenannten Städte, ins Praktische übertragen worden. Der Vizekönig Chang-Chi-tung, einer der bedeutendsten chinesischen Staatsmänner, verfolgt die Kulturfortschritte Europas mit größter Aufmerksamkeit, aber nur, um sein Vaterland zu stärken und es für die „große Abrechnung" zu befähigen. Sein Lieblingsplan war die Herstellung einer gewaltigen Eisenbahn, die von Kanton über Hankau nach Peking reicht, um das feldtüchtig ausgebildete Militär in wenigen Tagen an jeden bedrohten Punkt werfen zu können, doch scheiterte die Absicht an dem Widerstande der Pekinger Behörden; dagegen gelang es ihm, die Abneigung seiner Landsleute gegen alles Fremde so weit zu besiegen, daß eine Telegraphenverbindung zwischen Hankau und Peking hergestellt wurde.

Chan-Chi-tung würde den europäischen Interessen unabsehbaren Schaden zugefügt haben, wenn er nicht in Geldsachen ziemlich unpraktisch wäre und dadurch den auf ihn neidischen Kollegen Gelegenheit gäbe, seine „Mißwirtschaft" an höchster Stelle in ungünstiges Licht zu rücken. Er hat für sich selbst nie Nutzen herauszuschlagen gesucht, sondern ist arm geblieben, obgleich ungezählte Millionen durch seine Hände gegangen sind, aber er hat es sich gefallen lassen müssen, daß man ihm von Peking schrieb „daß, obschon Se. Exzellenz seine Amtspflichten bisher mit Ernst und Energie erfüllt habe, die Regierung ihm doch empfehlen wolle, sich mehr mit den ihm zugesellten höheren Beamten zu beraten, um eine bessere und sparsamere Weise auszufinden, seine Pläne zur Ausführung zu bringen."

So ganz unrecht hatte die Regierung allerdings nicht. Mit scharfem Blicke hatte Chang-Chi-tung erkannt, daß man von Deutschland am meisten lernen könne, und er ließ deswegen unter Leitung von deutschen Offizieren und Ingenieuren eine Anzahl industrieller Etablissements errichten, die, da sie im größten Stile angelegt waren, sich nicht sofort verzinsen konnten, sondern finanzielle Schwierigkeiten herbeiführen mußten.

Er ließ eine große Seidenweberei einrichten, um den einheimischen Export zu heben. Er legte eine Baumwollspinnerei an, um die in-

dische Baumwollware zu verdrängen, doch sind indische Arbeitskräfte womöglich noch billiger als chinesische, so daß von einem Nutzen keine Rede sein konnte. Er bestellte in Bochum Schiffsladungen von Maschinen und Schienen für die von ihm projektierte Eisenbahn und ließ durch deutsche Baumeister die einige hundert Kilometer lange Strecke von Wutchang nach Schih-hui Yao bauen. Er ließ ferner zahlreiche deutsche Ingenieure kommen, um Eisenbahnschienen im Lande selbst anzufertigen. Die hohen Schornsteine der zu diesem Zweck nach neuester Konstruktion angelegten Schmelzöfen nehmen sich ganz sonderbar neben der alten Stadtmauer und den Tempeln von Hanjang aus, aber Nutzen brachten sie nicht, und der Vizekönig mußte sich 1898 entschließen, diese Eisenwerke unter schwerem Verlust zu verkaufen.



Parade eines chinesischen Bataillons vor dem Prinzen Heinrich in Wutchang.

Es versteht sich unter diesen Umständen von selbst, daß der Vizekönig eine Gewehrfabrik, eine Geschützgießerei und eine Munitionsfabrik hat bauen lassen, daß er die Truppen seiner Provinz durch deutsche Offiziere ausbilden läßt und daß er auch eine Militärakademie für junge Offiziere nach dem Muster der deutschen Kriegsschulen eingerichtet hat.

Die Truppen des Vizekönigs sind 27000 Mann stark und zerfallen in Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Pioniere. Die von deutschen Offizieren ausgebildeten Truppen werden als „Lehrtruppen" bezeichnet, die ebenfalls nach deutschem Muster, aber von chinesischen Offizieren ausgebildeten Truppen als „Linie". Als Formations-Einheit gilt die Kompagnie, welche 250 Mann stark ist und in drei Züge zerfällt. Das gesamte Waffenmaterial ist aus Deutschland geliefert: die

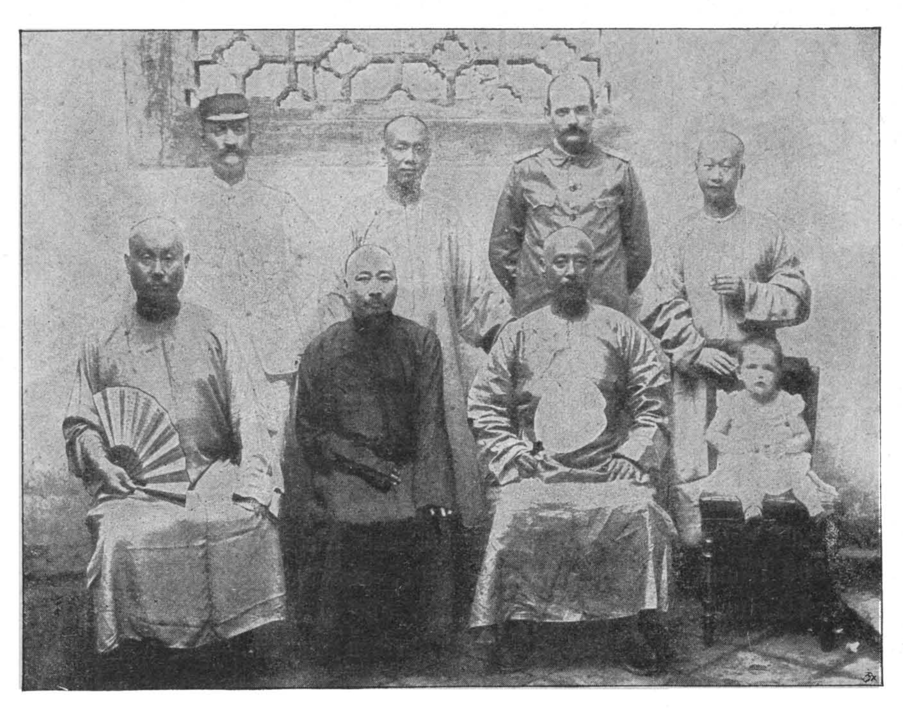


Eine religiöse Prozession in der Umgebung der Stadt Nanking.



Infanterie hat das Gewehr M. 88, die Kavallerie Karabiner, Säbel und Lanzen, die Artillerie Kruppsche Gebirgsgeschütze von 4,7—7,5 cm Kaliber. Ebenso ist das Exerzier- und das Felddienst-Reglement dem deutschen gleich.

Jeder Soldat muß aus unbescholtener Familie stammen, lesen und schreiben können und bei seiner Einstellung mindestens 18, höchstens 22 Jahre alt sein. Er muß sich auf zehn Jahre verpflichten und erhält eine monatliche Löhnung von 20 M., wovon 9 M. für das



Graf Bernstorff und Leutnant Hoffmann mit chinesischen Generalen.

Essen in Abzug gebracht werden; der Leutnant hat 70 M., der Hauptmann 120 M. Gehalt.

Man darf wohl sagen, das die deutsche Dressur hier ein wahres Wunder gewirkt hat, denn die von den Leutnants Hoffmann und Graf Bernstorff (die natürlich in der chinesischen Armee einen wesentlich höheren Rang einnehmen) ausgebildeten Soldaten könnten manchen europäischen Truppen als Vorbild dienen, und die von den Leutnants von Strauch, Fuchs und Wetzel unterrichteten 120 Zöglinge der Militärakademie zeigen sich ebenso fleißig und diensteifrig wie diejenigen

in Tientsin. Der Unterricht umfaßt Exerzieren, Schießen, Turnen, Taktik, Geländelehre, Aufnahmen, Fortifikation, Artilleriedienst u. s. w., und die jungen Leute leisten in körperlichen Übungen, im Schießen und im Zeichnen recht Bedeutendes. Als Prinz Heinrich am 29. April 1899 Wutchang besuchte, konnte er nur, nachdem er einer Truppenparade nebst Gefechtsexerzieren beigewohnt und die Militärschule besichtigt hatte, den deutschen Instrukteuren wegen ihrer Thätigkeit und ihrer Erfolge seine Anerkennung und seine Glückwünsche aussprechen.

Zur nämlichen Zeit war aber bereits ein Ereignis eingetreten, welches zeigte, daß man sich in Peking entschlossen hatte, neue Bahnen zu wandeln. Der japanische Staatsminister Marquis Ito verstand es, bei der chinesischen Regierung den Glauben zu erwecken, daß Japan die einzige Nation sei, welche es wirklich gut mit China meine, und die Staatsmänner des letzteren schlossen daher, gemäß dem vorher von uns mitgeteilten Programm, eine heimliche Alliance mit China. Gegen Zusicherung besonderer Vergünstigungen bei der Einführung seiner Industrieerzeugnisse und Erteilung namhafter Aufträge auf Kriegsmaterial, erklärte sich Japan bereit, durch eigene Offiziere die chinesische Armee auszubilden und die Fähnriche bezw. Offiziere auf den Kriegsschulen Japans unentgeltlich zu unterrichten.

Vizekönig Chang-Chi-tung hatte gerade durch seine deutschen Offiziere einen großen Plan ausarbeiten lassen, wie die gesamte chinesische Armee nach dem Vorbild seiner eigenen ausgebildet und innerhalb eines vierjährigen Zeitraums eine kriegstüchtige Armee von 400000 Mann geschaffen werden sollte, als die Nachricht von der Depossedierung des Kaisers eintraf und alle geplanten Reformen auf Befehl der Kaiserin-Witwe eingestellt werden mußten. Die deutschen Instrukteure sollten, sobald es angehe, entlassen und durch japanische ersetzt werden, während gleichzeitig einige hundert Kriegsschüler die Reise nach Japan antraten, um auf dortigen Akademien ausgebildet zu werden.

Es ist leicht erklärlich, daß unter den fremden Nationen, die sich um Chinas Gunst bewerben, Japan und Rußland den anderen den Rang ablaufen. Die Angehörigen dieser beiden Völkerschaften unterhalten fast gar keinen Verkehr mit den anderen Fremden, sondern suchen so schnell als möglich sich der Sprache und den Gewohnheiten des Landes anzupassen und daraus den größten Vorteil zu ziehen. Die russischen Theekaufleute gehen selbst in das Land hinein und ersparen dadurch die Kosten für den Zwischenhändler. Aber Rußland

ist an sich kein industrielles Land, und wenn es daher auch größere Strecken Chinas in Besitz nehmen sollte, so werden Handel und Industrie des Abendlandes dadurch keinen Schaden, sondern eher noch Nutzen haben. Japan dagegen hat sich die Erfahrungen und Erfindungen Europas zu Nutzen gemacht, es hat industrielle Etablissements von größtem Umfange angelegt und vermag, wenn auch nicht so gute, so doch billigere Waren anzufertigen. Schon heute hat Japan einen nicht unbeträchtlichen Teil des Ein- und Ausfuhrhandels von China an sich gerissen, japanische Waren überschwemmen mehr und mehr den chinesischen Markt — und alles dieses natürlich auf Kosten der schon länger ansässigen englischen und deutschen Handelswelt. —

Doch nun genug von diesen politischen und kommerziellen Interessen, und jetzt noch schnell ein Blick auf die hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten der drei Städte, von denen Hankau die Handelsstadt, Hanjang die Beamtenstadt, Wutchang die Garnisonstadt bildet.

Die Chinesenstadt Hankaus besteht auch zwei endlosen schmalen Straßen, von denen sich zahllose Nebengassen abzweigen. Es herrscht ein unendlich lebhaftes Getriebe dort, aber trotzdem machen die Läden einen ärmlichen Eindruck. Eine sehr hübsche Einrichtung verdient jedoch Erwähnung: vor den Theestuben und den besseren Läden stehen nämlich große Krüge mit kaltem Thee und leere Tassen daneben, damit die ärmeren Passanten, welche Durst haben, einen Trunk des einheimischen Getränks nehmen können, ohne dafür zahlen zu müssen. Ein Hotel nach europäischem Vorbild giebt es noch nicht, so daß derjenige, der keinen Bekannten hat, dessen Gastfreundschaft er in Anspruch nehmen kann, sich ein Boot mieten und auf demselben wohnen muß. Sehr hübsch ist das Fremdenviertel angelegt. Der „Bund“ (Boulevard) erstreckt sich fast vier Kilometer am Ufer entlang und ist nach der Landseite mit villenartigen Gebäuden eingefaßt, in dem die Konsuln, Kaufleute und Missionare ihr Heim aufgeschlagen haben. Die Mitte der Straße wird in ihrer ganzen Länge durch einen grünen Rasen-Teppich ausgefüllt, der ab und zu durch Lawntennis-Plätze unterbrochen ist. Für uns ist es natürlich von besonderem Reiz, zu erfahren, daß im vergangenen Jahre in Gegenwart des Prinzen Heinrich der Grundstein zu einem deutschen Viertel „Deutschland zur Ehre und zur Förderung der deutschen kaufmännischen Interessen am Yantse“ gelegt wurde. Die Regierung hat zu diesem Zweck ein Terrain von rund 50 Hektaren „für ewige Zeiten“ gegen ein jährliches Pachtgeld von 360 Mark erworben. Auf demselben darf sich kein Nicht-Deutscher

ohne Genehmigung des Konsulats ansiedeln, und wird es ihm gestattet, so untersteht der Betreffende der deutschen Gerichtsbarkeit.

Ziemlich menschenleer sind die Straßen von Hanjang, und allenthalben sprießt das Gras durch das Steinpflaster, so daß wir glauben, eine dem Aussterben nahe Stadt vor uns zu haben. In der Wirklichkeit wohnen aber zahlreiche hohe Beamten, berühmte Litteraten und reiche Kaufleute dort. In China verbirgt sich der Reichtum ja stets hinter einer ärmlichen Außenseite, und so sehen wir nur die hohen kahlen Mauern, während sich die dahinter liegenden Gärten und schmucken Häuschen völlig unseren Blicken entziehen.

Lebhaftes Treiben herrscht hingegen wieder in Wutchang, und wenn wir Zeit haben, verlohnt es sich wohl, in einige der dortigen Läden und Handwerksstätten einzutreten. In einem Stadtteil sehen wir einen Spielkarten-Fabrikanten neben dem andern sein Gewerbe ausüben, während in einer anderen Straße jedes Haus von einem Spielzeugmacher bewohnt wird. Auch in den Porzellanwaren-Geschäften, sowie bei den Kunst- und Altertumshändlern findet sich manches Stück, das der Beachtung wert und wesentlich billiger als in Peking zu erwerben ist. Ebenso verlohnt sich der Besuch des „Turms zum grünen Drachen", einer achteckigen, vier Stockwerke hohen Pagode, die auf einem Hügel erbaut ist und einen prachtvollen Rundblick über den Fluß und die an ihm liegenden drei Städte gewährt. Die Mönche sind geschäftskundig genug gewesen, dieses große Gebäude in ein Theehaus zu verwandeln, das den Mittelpunkt für die müßige Jugend bildet. Man findet alle Stockwerke dicht gedrängt voll Besuchern, die gleichzeitig mit einer trefflichen Tasse Thee die herrliche Aussicht genießen wollen.

Die Städte am Yantsekiang.

Der Schiffsverkehr bei Hankau übertrifft fast noch denjenigen bei Tientsin. Während er sich jedoch bei letzterem Orte nur auf einige Kilometer erstreckt, gleicht er auf dem Yantse bis Schanghai, also auf einer Strecke von 1115 Kilometer, etwa dem Wagenverkehr in einer der Hauptadern unserer europäischen Großstädte. Das Gedränge wird wesentlich dadurch hervorgerufen, daß in China weder in der Stadt, noch auf dem Lande, noch auf dem Wasser nach Sonnenuntergang Sicherheit vorhanden ist: bei Einbruch der Dunkelheit gehen die Räuber und Piraten an ihre Arbeit. Infolgedessen setzen nur die großen Dampfer während der Nacht ihre Reise fort, die Dschunken und Flöße

bleiben aber bei den Ortschaften unter dem Schutze der Strompolizei liegen. Von der Wichtigkeit der Schiffahrt sind übrigens alle Chinesen derartig durchdrungen, daß während des Taiping-Aufstandes die feindlichen Parteien, die an den Ufern des Yantse einander gegenüber lagen, das Geschützfeuer einstellten, sobald europäische Dampfschiffe von



Pagode in Wutchang.

Schanghai aus sich näherten, einander aber wieder ihre Kugeln zusandten, sobald diese vorüber gefahren waren.

Wir müssen überhaupt auf dieser Strecke manchmal von Erinnerungen zehren, denn nur zu viel ist während der Aufstände von 1853 und 1891 zu Grunde gegangen. Beispielsweise war Kiu-kiang, die nächste Stadt von Bedeutung, zu der wir gelangen, früher der

Mittelpunkt der chinesischen Porzellan-Manufaktur, da sich in ihrer Umgebung die unerschöpflichen Kaolin-Lager befinden, welche seit mehr als tausend Jahren das Material für das feinste Porzellan geliefert haben. Zwar ist die Stadt noch heute der vornehmste Sitz der Porzellan-Fabrikation, aber die Industrie hat unter den Wirren derartig gelitten, daß die modernen Erzeugnisse weder in der Form noch im Farbton den alten auch nur im entferntesten gleichkommen. Man muß sich nur vorstellen, daß, nachdem die Aufständischen fast zehn Jahre lang die friedlichen Orte bedrückt und geplündert hatten, die Regierungstruppen sie vollständig niederbrannten und die Einwohnerschaft bis auf das Kind an der Brust massakrierten, unter dem Vorwande, daß die Rebellen dort unterstützt worden wären. Schließlich blieb der Regierung nichts übrig, als Bauern aus der Nachbarprovinz Hu-pe heranzuziehen, um nur das Yantse-Thal wieder etwas zu bevölkern. Die alten Familien, in denen sich das Töpfer-Handwerk Jahrhunderte lang vererbt hatte, sind daher zum großen Teile ausgerottet, und die neue Industrie, deren Alter kaum auf dreißig Jahre zurückblickt, hat keine Erfahrung, sondern beschränkt sich auf die mehr oder weniger gelungene Nachahmung alter Muster.

Kin-kiang mag jetzt wieder 60000 Einwohner haben und ist gegen neue räuberische Überfälle durch moderne Befestigungswerke geschützt; es hat auch eine hübsch angelegte, aber nur kleine Fremdenniederlassung, in welcher hauptsächlich Russen ihr Heim aufgeschlagen haben.

Nunmehr beginnt die Fahrt landschaftlich überaus interessant zu werden, und wird, was die bizarren Gebirgspartieen an den Ufern und die eigenartig gestalteten Inseln im Flußbett anbetrifft, kaum von irgend einer anderen Scenerie im Innern des gewaltigen Reiches übertroffen. Vielfach ähneln die Felsen und Inseln in ihrer Gestalt riesigen versteinerten Tieren und, gerade wie bei uns, knüpfen sich an solche sonderbaren Felsgestaltungen uralte Sagen.

Kurz vor Tungliu fahren wir an einigen derartigen Inseln vorbei, über deren Entstehung der Volksmund erzählt:

Eines Tages kenterte im Yantse ein Boot, in dem sich ein Mann, seine Frau und zwei kleine Mädchen befanden. Die Eltern ertranken, aber die Kinder retteten sich auf den Rücken einer großen Schildkröte, die eben aus dem Wasser auftauchte. Das Tier trug die Mädchen den Fluß hinauf, doch ermüdete das jüngste derselben bald und glitt von dem Rücken der Schildkröte hinab. An der Stelle, wo es ver-

schwand, erhob sich eine kleine Insel, die den Namen „Klippe der kleinen Waise“ (Little Orphan) erhielt. Als die Schildkröte eine Strecke weiter geschwommen war, ermattete auch das ältere Kind und, wo es in die Wogen sank, erhob sich eine zweite, größere Insel, welche „Klippe der großen Waise“ (Great Orphan) genannt wird. Die Schildkröte vermochte ihren Weg nur noch kurze Zeit fortzusetzen, dann wurde auch sie ein Opfer der Fluten, und ihr Rücken zeigt sich als „Schildkrötenfels“ (Tortoise Rock) noch heute über dem Wasser.

Über eine andere Insel, „Frauenschuh“ (Schi-ku-schan) genannt, wird berichtet:

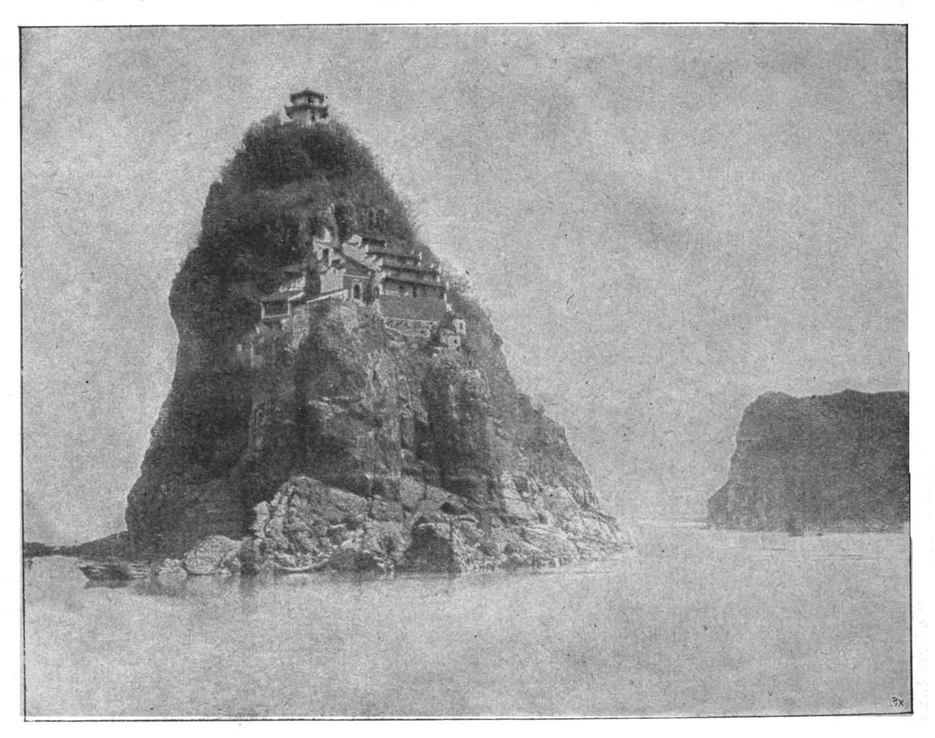
Ein Fischer verlor einmal seinen Bootsanker und konnte ihn nicht wiederfinden. Ein Priester, den er um Rat frug, klebte ihm einen Zettel an die Stirn und hieß ihn, nochmals unterzutauchen. Diesmal entdeckte er den Anker und daneben eine wunderbar schöne Meerjungfrau, welche schlief und ihren einen Fuß gegen den Anker gestemmt hatte. Der arme Fischer hatte nie ein so schönes Weib gesehen und stand lange fassungslos in ihren Anblick versunken. Dann aber besann er sich seines Zweckes, zog leise den Anker fort und damit zugleich den Schuh von dem allerkleinsten Fuße der Meerjungfrau. Beseligt suchte er mit dem unverhofft erlangten Schatz die Oberfläche zu gewinnen, aber die Jungfrau war durch die Bewegung aufgewacht und verfolgte ihn. Den schweren Anker mußte er fallen lassen, den Schuh jedoch warf er mit Blitzesschnelle nach oben, und so der Last entleichtert, vermochte er sein Boot zu erreichen, ohne daß die Meerjungfrau seiner habhaft wurde. Als er sich nun nach dem Schuh umsah, bemerkte er, daß derselbe nicht weit von ihm auf der Oberfläche des Stromes sichtbar war, er hatte sich aber in einen Felsen verwandelt.

Man sieht, daß die Sagenbildung Chinas sich nicht sehr von unserer eigenen unterscheidet. — Wir müssen uns nun aber die „kleine Waise“ nicht als ein gewöhnliches, sondern als ein Riesenkind vorstellen, denn der schroffe kegelförmige Felsen, der diesen Namen trägt, hat eine Höhe von über hundert Meter. Auf seiner Spitze, die wegen ihrer Steilheit fast unerreichbar erscheint, erhebt sich inmitten einer reichen Vegetation ein kleiner Tempel, während an der Westseite in halber Höhe ein großes Kloster fast in das Gestein hineingebaut ist, dessen glasierte Ziegel von dem vierfachen Dach weit hinausleuchten.

Bald gelangen wir zu der Stadt Nyang-king, die aber nicht mit Nanking zu verwechseln ist. Sie ist nicht dem Fremdenverkehr ge-

öffnet, und diese Verordnung wird so streng durchgeführt, daß den Dampfschiffs-Gesellschaften nur gestattet worden ist, am Strand kleine Buden für den Billetverkauf zu errichten, „fremde Teufel" aber nicht in die Stadt hineingelassen werden. So müssen wir uns begnügen, außerhalb der Mauern einen Spaziergang zu machen, bis das Ein- und Ausladen der Waren und bezopften Passagiere beendet ist.

Am besten lenken wir unsere Schritte zu einer achteckigen Pagode, welche sieben Stockwerke hoch ist und zu den schönsten derartigen

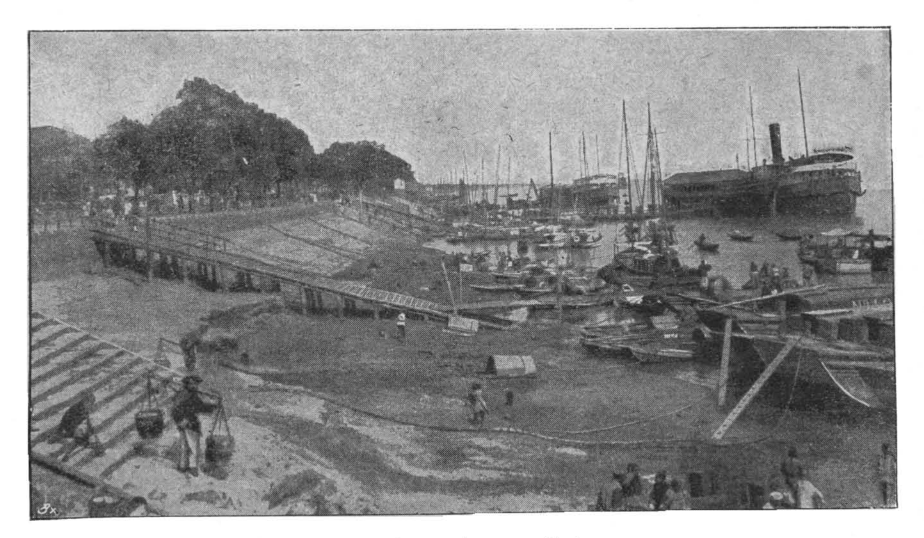


Die Felseninsel „Die kleine Waise".

Gebäuden Chinas gezählt wird. Die weißen Mauern derselben und ihre sieben hellbraunen Dächer gewähren ein farbenprächtiges Bild, während die vielen Glocken und Glöckchen an den Balkonen und Dächern durch jeden Windzug in leichte Bewegung gesetzt werden und weithin die Luft mit einem harmonisch klingenden, leisen Geläute erfüllen. Von hier aus betrachtet erscheint die Stadt mit ihren engen winkligen Straßen altertümlich, doch wenig einladend. Immerhin geben ihr die Wachttürme, sowie die hohen Dächer einiger Tempel und eines großen palastartigen Gebäudes ein großstädtisches Gepräge.

Recht unterhaltend ist es auch, mit den Augen den zahllosen Scharen von Raben, Elstern, Kormorans, Wildgänsen, Wasser- und Raubvögeln zu folgen, die, unbeirrt um die Fischer und Schiffer, im Rohr und in den Wassertümpeln ihre Nahrung suchen. Sie wissen recht gut, daß man ihnen mit Pfeilen und Steinschloßflinten wenig anhaben kann und haben sich in diesem Teile des Yantsethales in solchen Unmassen eingenistet wie vielleicht in keiner anderen Gegend der zivilisierten Welt.

Die Stadt Wuhu, zu der wir nunmehr gelangen, ist ein nicht unbedeutender Handelsplatz mit etwa hunderttausend Einwohnern. Vor fünfzig Jahren wurde ihr Name viel genannt, da hier der Tai-



Am Landungsplatz von Wuhu.

ping-Aufstand seinen Anfang nahm. Berühmt ist Wuhu durch seine Seilfabrikation und durch seinen Reishandel. Das Seilflechten geschieht von leichten Gerüsten aus, die 15 bis 20 Meter über dem Erdboden befestigt sind, und der Arbeiter flicht von oben nach unten, nicht wie bei uns auf horizontaler Ebene. Nicht minder eigenartig wird der Reis gedroschen. Acht Kulis stehen zu je vier einander gegenüber und schlagen mit Steinkeulen im Takt auf die Garben, so daß die geringste zu langsame Bewegung den Betreffenden der Gefahr aussetzt, von seinem Gegenüber empfindlich verletzt zu werden.

An hervorragenden Gebäuden hat die Stadt eine Pagode aufzuweisen, die so alt ist, daß, der Sage nach, sich alljährlich zu einer

bestimmten Stunde alle anderen Türme Chinas vor ihr verneigen. Sie ist zur Hälfte zerstört: Sträucher sprießen aus den Ritzen ihrer Mauern und aus dem Dache schießen große Bäume hervor, aber trotzdem wird sie die neueren Gebäude Chinas überleben, die infolge ihrer leichtsinnigen Bauart dem Zahn der Zeit nicht zu widerstehen vermögen.

Etwas weiter gelangen wir zu einer Stelle, an welcher der Fluß durch zwei Felsen verengt wird. Sie erheben sich ganz isoliert aus einer Ebene, die sie völlig beherrschen und führen den Namen die „Zwei Säulen“. Man glaubt, unter dem dichten Grün, mit dem sie bewachsen sind, allerhand Tempel und Klöster zu erkennen, in der Wirklichkeit sind es aber ziemlich starke Befestigungswerke, die wohl im stande wären, einem feindlichen Kriegsschiffe die Durchfahrt zu versperren.

Die alte Hauptstadt Nanking, der wir uns nun nähern, hat wenig von ihrer früheren Herrlichkeit behalten. Einst berühmt als Hauptsitz der Wissenschaften und der Seidenindustrie, würde sie zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgesunken sein, wenn sie nicht noch Sitz des Vizekönigs von Kiang-Nan wäre. Ist sie doch seit dem Taiping-Aufstande ihrer Würde als Residenzstadt entkleidet und führt in offiziellen Aktenstücken nicht mehr ihren altberühmten Namen, sondern die einfache Bezeichnung Kiangning.

Von den alten Bauwerken der Stadt sind nur einige Staatsgebäude und die aus blaugrauen Ziegelsteinen erbaute Stadtmauer der Zerstörung durch die Rebellen entgangen. Die letztere erreicht an einzelnen Stellen eine Höhe von zwanzig Meter, ihre Breite ist durchschnittlich zwölf Meter, und die ganze Länge, welche über mehrere Bergrücken hinwegführt, beträgt 48 Kilometer. Aber innerhalb dieser riesigen Grundfläche, die einst die Zahl der Bewohner kaum zu bergen vermochte, ist heute nur ein kleiner Teil mit engen Gäßchen und armseligen Häusern bedeckt und mag höchstens einer viertel Million Menschen Obdach gewähren. Sobald man die wenigen Hauptstraßen verläßt, befindet man sich auf freiem Felde, das zum Teil bestellt, zum Teil mit kleinen Bambushainen bewachsen ist, und nur gelegentlich trifft man eine Hütte, ein verfallenes Gehöft, einen verlassenen kleinen Tempel oder ein verwahrlostes Wirtshaus, um so öfter aber rauchgeschwärzte Trümmer. Noch trauriger sieht es in der Tatarenstadt aus, die, wie in Peking, von der Chinesenstadt durch eine besondere Mauer getrennt ist. Hier haben die Aufständischen keinen Stein auf

dem anderen gelassen und man schreitet allenthalben über fußhohe Schutthaufen hinweg, aus denen hübsch ornamentierte Ziegel und anderer zerbrochener Hauszierrat hervorragen und an verflossene Zeiten erinnern.

Selbst der berühmte Porzellanturm, den unsere Voreltern unter die Weltwunder rechneten, ist der Wut der Horden zum Opfer gefallen. Kaiser Yung Lo ließ ihn zum Andenken an seine Mutter errichten. Man baute neunzehn Jahre (1412—1431) daran, und trotz des billigen Arbeitslohnes kostete er rund zwei und eine halbe Million Taels. Er war achteckig, bestand aus neun Stockwerken und hatte eine Gesamthöhe von 253 Fuß. Im untersten Stock war ein als Tempel dienender Saal, der hundert Fuß Tiefe hatte und sein Licht durch drei kolossale Thore empfing. Allerdings war der Turm nicht, wie man in Europa auf Grund der lügnerischen chinesischen Angaben glaubte, völlig aus Porzellan erbaut, sondern die Wände bestanden aus einfachen Lehmziegeln. Diese waren außen mit Platten aus feinstem weißen Porzellan bekleidet, die so sorgsam an einander gefügt waren, daß man kaum die Fugen entdecken konnte, während die vorspringenden Dächer jedes Stockwerks mit grünen Porzellanziegeln bedeckt waren. Die Innenwände der Pagode waren mit Porzellan von gelber und roter Farbe geschmückt, das vielfach mit dem Basreliefbilde Buddhas versehen war. Der mit Ting-po-Kupfer, einem wie Gold glänzenden, unverwüstlichen und stets blank bleibenden Metall, gedeckte Turm war zehn Meter hoch und trug auf seiner Spitze eine riesige vergoldete Metallkugel, die durch neue eiserne Ringe zusammengehalten wurde. Von der Zinne hingen acht eiserne Ketten herab, an deren jeder neun Glocken befestigt waren und an den Dachecken des ersten Stockwerks waren achtzig Glocken angebracht, so daß insgesamt 152 Glocken vorhanden waren, welche durch den Wind in Bewegung gesetzt wurden. Während der Nacht wurde der Turm im Innern durch zwölf, außen durch 128 Lampen erhellt, an Öl wurden durchschnittlich täglich 85 Pfund verbraucht, und die chinesischen Astronomen behaupteten, daß der Lichtschein bis in den dreiunddreißigsten Grad des Himmels dringe.

Über die Bedeutung des Wortes „Pagode" ist man sich bisher noch im Unklaren; uns scheint, daß die durch Professor Rousset versuchte Auslegung die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat und wollen sie daher an dieser Stelle wiedergeben. Dieser Herr fand auf einer Marmorplatte einer bei Lantscheufu belegenen Pagode die Worte Pe-

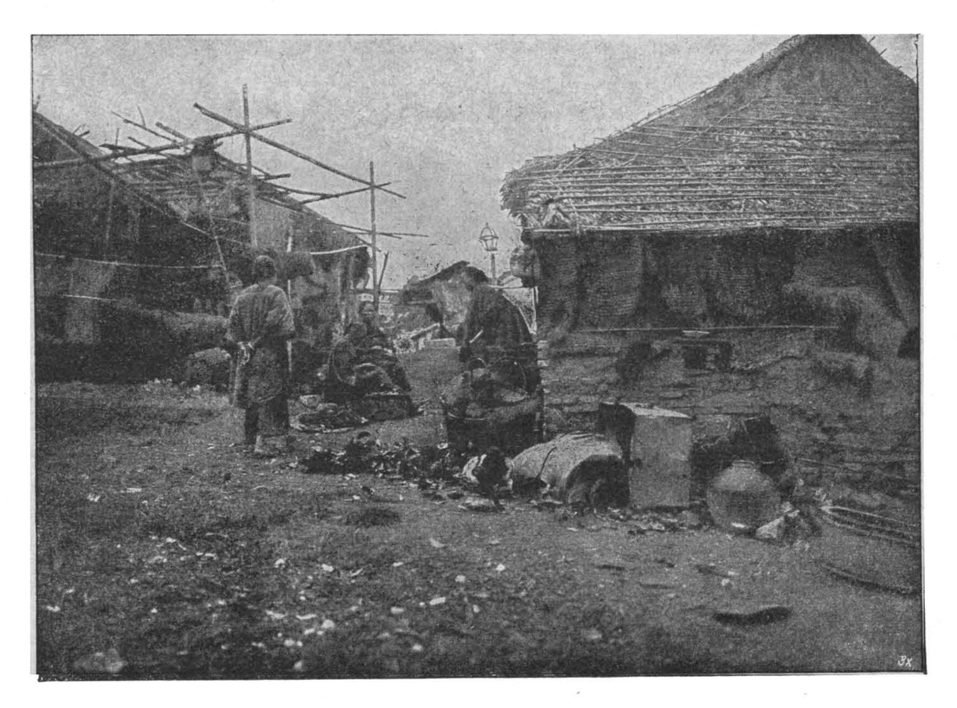
tu-ta, welche „Turm der gebleichten Gebeine“ bedeuten. Die Aussprache ist nun im chinesischen Reich aber keineswegs überall gleich, sondern dieselben Worte werden in Kanton Pa-ko-ta oder Pa-kok-ta ausgesprochen, woraus die Portugiesen Pagoda machten, welcher Ausdruck allgemein in Europa beibehalten worden ist. Man pflegt heute das Wort irrtümlich auf alle Tempel anzuwenden, aber die Chinesen haben für sie die Bezeichnung „Miao“. Als Pagode darf daher von rechtswegen nur solch Turm bezeichnet werden, der zu Ehren eines Toten errichtet ist und in welchem dessen Gebeine beigesetzt sind. Der Porzellanturm darf also als Pagode bezeichnet werden, denn er wurde nicht nur zum Andenken einer Kaiserin errichtet, sondern einer uralten Tradition gemäß soll dort von einem Mönch vor mehr als zweitausend Jahren ein Teil der Gebeine Buddhas begraben worden sein.

Auch an dem Grabe des ersten Ming-Kaisers, Tait-su, der von 1368—1399 regierte, haben sich die Aufständischen vergriffen. Alles ist verwüstet: von den Inschriften, Säulen, Altären, Springbrunnen, Thoren und Brücken sind nur Trümmer übrig geblieben, und selbst die steinernen Figuren, welche die Gräberstraße einfaßten, sind zum teil böswillig verstümmelt worden.

Daß Nanking eine Kriegsschule hat, an der einige deutsche Offiziere unterrichten, und ein 1875 von dem Engländer Mac Artney angelegtes Arsenal, in dem man schlechte Kanonen nach guten europäischen Modellen anfertigt, verdient kaum Erwähnung, dagegen müssen wir noch ein Wort über die Seidenfabrikation sagen. Früher war Nanking der Mittelpunkt dieser Industrie, welche hauptsächlich in den Provinzen Tschekiang und Kiangsu betrieben wird, und jährlich für etwa 120 Millionen Mark Waren exportiert. Auch heute noch befinden sich die kaiserlichen Seidemanufakturen in Nanking und liefern, wie man sich durch die Schaufensterauslagen einiger größerer Läden überzeugen kann, ebenso kostbare als geschmackvolle Stoffe, doch ist die Stadt nur noch wenig an der Ausfuhr beteiligt.

Über den Ursprung der Seidenzucht haben die Chinesen folgende merkwürdige Sage: Unter der Regierung Kao-Hsins (etwa um 2450 v. Chr.) wurde ein wohlhabender Mann auf einem Spazierritt von Wegelagerern überfallen, und sein Pferd kehrte herrenlos nach Hause zurück. Ein volles Jahr entschwand, ohne daß man etwas über den Verbleib des Hausherrn ermitteln konnte und die über den Verlust des Vaters untröstliche Tochter wollte weder Speise noch Trank zu sich nehmen. Da schwor die Mutter, daß derjenige, welcher den Vater

wieder gesund zu den Seinigen bringen würde, die Hand der Tochter erhalten solle. Viele junge Leute aus der Nachbarschaft gingen infolgedessen auf die Suche, kehrten aber unverrichteter Dinge zurück. Das Pferd hatte ebenfalls den Schwur gehört; es riß sich los, und nach einigen Tagen kam auf seinem Rücken der Vater wohlbehalten zurückgeritten. Seit diesem Tage wieherte das Pferd unaufhörlich, und als der Hausherr erstaunt nach der Ursache fragte, erfuhr er die Geschichte von dem Schwur der Mutter. Darauf beruhigte der Vater die Seiner.



Im Tatarenviertel von Nanking.

„Schwüre gelten nur Menschen, aber nicht Tieren, und wer hätte je davon gehört, daß sich ein Pferd mit einem menschlichen Wesen verheiratet hätte!“ Jetzt gab der Vater dem Tiere täglich die doppelte Ration Futter, doch wollte es nicht fressen und riß sich jedesmal los, wenn die Tochter über den Hof ging. Darüber ergrimmt nahm der Hausherr endlich Pfeil und Bogen und schoß das Pferd tot. Als er das Fell desselben zum Trocknen ausgebreitet hatte, ging die Tochter zufällig vorbei und wurde sofort von der Haut umschlossen und durch die Lüfte entführt. Nach zehn Tagen sahen Nachbarn das

Fell hoch oben auf einem Baume und dabei eine weiße Raupe, die Blätter fraß und seidene Kokons spann, damit daraus Kleider für das Volk verfertigt werden könnten — es war die Tochter, die in eine Seidenraupe verwandelt worden war. Die Eltern waren ebenso betrübt als beschämt und wollten ihrem Leben durch Hungern ein Ende bereiten. Da erschien ihnen ein Wolkenwagen, der von dem getöteten Pferde gezogen wurde, und in ihm saß ihre Tochter. „O meine teuren Eltern", rief sie, „grämt euch nicht, ich bin für meine kindliche Liebe zur Göttin der Seidenraupen erkoren und habe Unsterblichkeit erhalten. Seid nicht mehr um mich in Sorge." Dann war sie den Blicken der Eltern entschwunden. — Noch heute huldigt das Volk jährlich an einem bestimmten Tage der Seidenraupen-Göttin und man sieht sie vielfach mit einer Pferdehaut über den Schultern als Thonfigur dargestellt. —

Bei Itchang, der nächsten Station, liegen hunderte und aber hunderte von Dschunken vor Anker, um das Hauptprodukt jener Gegend, das Salz, das unter Mattenbedeckung in endlosen Stapeln am Strande aufgebaut ist, zu verladen. Der Salzverkauf geht in China unter so eigenartigen Bedingungen vor sich, daß es unsere Leser interessieren dürfte, näheres darüber zu erfahren, wobei wir unseren Ausführungen den Bericht des bereits genannten Herrn Exner zu Grunde legen wollen.

China ist in eine gewisse Anzahl (7?) von Salzdistrikten geteilt, von denen jeder seine eigenen Salzgewinnungsplätze besitzt. Das an den letzteren durch Einkochen und Verdunsten von Seewasser gewonnene Salz darf nur innerhalb des eigenen Distrikts verkauft werden. Der Versuch des Verkaufs nach einem anderen Distrikt wird als Schmuggel bestraft und das betreffende Salz wird beschlagnahmt.

Alles gewonnene Salz muß an den Staat zu einem von der Regierung festgesetzten Preise verkauft werden, und der Staat verkauft es dann zu einem entsprechend höheren Preise an die Salzkaufleute weiter. Salzkaufmann darf nur derjenige sein, der einen vom kaiserlichen Salzkommissar oder dem betreffenden Distrikts-Gouverneur ausgestellten Gewerbeschein besitzt. Dieser Gewerbeschein gilt für unbeschränkte Zeit und kann nicht nur vererbt, sondern sogar verkauft werden; er repräsentiert also einen beträchtlichen Verkaufswert, der in den einzelnen Distrikten zwischen 40000 bis 60000 Mark schwankt.

Der Gewerbeschein berechtigt den Kaufmann, jedesmal, wenn sein Vorrat zu Ende ist, zum Ankauf von 500 Yin (etwa 2250 Kilozentner)

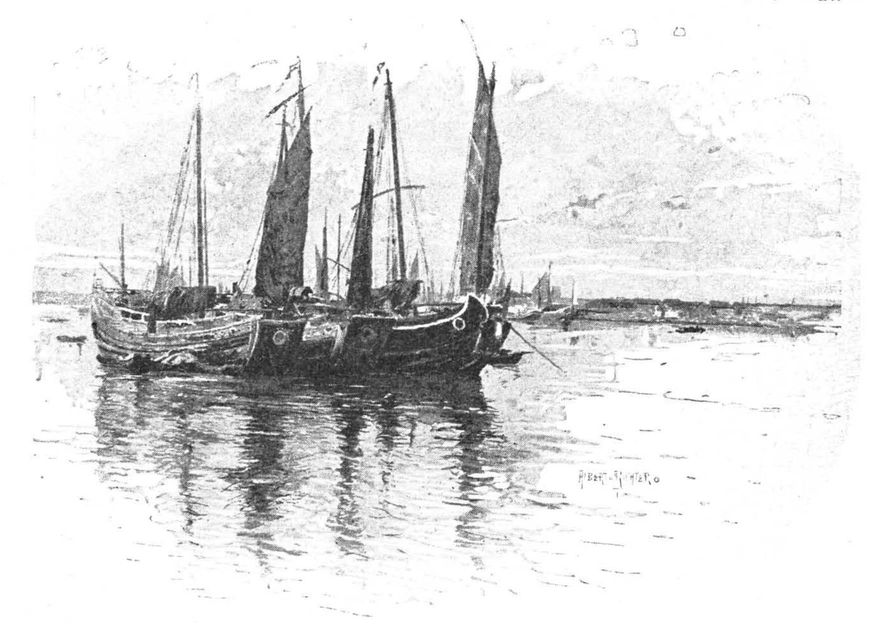
Salz, die er nach einem beliebigen Marktplatz innerhalb seines Distrikts transportieren lassen kann. Dort darf er aber nicht an jeden Beliebigen seine Ware verkaufen, sondern wie er sie vom Staate gekauft hat, so muß er sie auch durch den Staat wieder verkaufen lassen. Der letztere hat zu diesem Zweck an jedem Salzmarktplatz einen oder mehrere Schuppen errichtet, die unter Aufsicht eines Wei-yuen (Unter-Salzkommissar) stehen, aus denen die Ware nach der Reihenfolge des Eingangs zu einem staatlich ebenfalls festgesetzten Preise (der natürlich höher als der Einkaufspreis ist) verkauft wird. Ist das letzte Pikul Salz verkauft, so empfängt der Kaufmann seinen inzwischen deponierten Gewerbeschein, sowie den aus dem Verkauf gelösten Betrag nach Abzug von ebenfalls feststehenden Verwaltungsspesen ausgehändigt und kann nun ein neues Salzquantum ankaufen.

Der Gewinn des Kaufmanns zwischen Einkauf und Verkauf steht also auf Heller und Pfennig fest. Dagegen hängt die Höhe seines Jahresverdienstes davon ab, wie oft es ihm gelingt, innerhalb dieses Zeitraums das Quantum von 500 Yin umzusetzen. Es kommt mithin für ihn darauf an, stets einen jener Marktplätze auszusuchen, an dem die Vorräte nicht allzu groß sind, dabei aber zu erwägen, daß seine Konkurrenten ebenso klug sein und möglicherweise schon vor ihm nach dort ihre Warensendungen richten werden. Es hängt also alles von der geschickten Kombination des Kaufmanns ab, den geeignetsten Verkaufsplatz zu wählen.

Selbstverständlich ist die Zahl der Gewerbescheine beschränkt und steht im Verhältnis zum Salzkonsum des Landes. Jede Vermehrung der Scheine verringert den schnellen Umsatz und den Verdienst der Salzkaufleute, so daß, als vor einer Reihe von Jahren der damalige Salzkommissar die Zahl der Scheine um dreihundert vermehren wollte, er auf so erbitterten Widerstand der Salzkaufleute stieß, daß er sich mit der Neuausgabe von sechzig begnügen mußte, die ihm übrigens eine recht anständige Einnahme verschafft haben dürften.

Das Salz ist also ein Monopol des Staates, doch ist der Preis in den einzelnen Distrikten nicht der gleiche; immerhin läßt sich berechnen, daß der Gewinn nach Abzug aller Verwaltungskosten sich auf etwa $1\frac{1}{2}$ Tael für das Pikul belaufen muß. Die letzte Verbrauchsstatistik über den Salzkonsum stammt aus dem Jahre 1801, ist also gerade ein Jahrhundert alt; aber die Bevölkerungsziffer dürfte sich seitdem — trotz aller Verschiebungen im einzelnen — nicht allzu sehr verändert haben, so daß der Konsum heute wie damals auf rund

zwanzig Millionen Pikuls veranschlagt werden kann. Eigentlich müßte der Staat daher 30 Millionen Taels jährlich am Salz verdienen, während die wirkliche Einnahme sich auf noch nicht 10 Millionen zu belaufen scheint. Das Volk bringt durch diese indirekte Besteuerung mithin eine gewaltige Summe auf, von der jedoch zwei Drittel an den Händen der höheren Beamten kleben bleiben, ohne daß sich jemand über diese offenkundige Thatsache ereifert. Daß natürlich, da der Preis in den Distrikten verschieden ist, außerdem noch an allen Grenzen im Innern ein überaus lebhafter und umfangreicher Salzschmuggel



Salz-Dschunken auf dem Yantsekiang.

entwickelt hat, versteht sich ganz von selbst, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die große Unsicherheit während der Nacht zum guten Teil auf diese Schmugglerbanden zurückzuführen ist, die durch die Verhältnisse immer weiter und weiter auf die abschüssige Bahn getrieben werden.

An der Stelle, wo der Kaiser-Kanal in den Yantsefluß mündet, liegt die befestigte Stadt Tschinkiang. Sie hat, seitdem die auf dem Gelben Meere verkehrenden Dampfer den gesamten Personen- und Güterverkehr an sich gerissen haben, ihre Bedeutung für das Innere des Landes ziemlich verloren, ist aber an dem Ausfuhrhandel noch stark beteiligt.

Die Stadt selbst bietet nichts. Sie wurde am 22. Juli 1842 trotz des heftigen Widerstandes der Tataren-Besatzung von den Engländern genommen. Als diese aber die eigentliche Festung betraten, fanden sie kein lebendes Wesen mehr vor, sondern diejenigen Soldaten, die nicht durch die Kugeln der Angreifer gefallen waren, hatten ihre Frauen und Kinder erdrosselt und dann sich selbst den Tod gegeben. Kaum hatte eine neue Bevölkerung den Platz der alten einzunehmen begonnen, so brach der Taipingaufstand aus und die Stadt wurde von den Rebellen erobert. Wenige Jahre später wurde sie von den



Auf dem Yantse bei Tschinkiang.

chinesischen Regierungstruppen erstürmt, und wo etwa noch ein Stein auf dem andern geblieben war, wurde er sicher heruntergestoßen. Von allen diesen Kriegsschrecken hat sich die Stadt nicht wieder erholen können; trotzdem war sie am 14. Februar 1889 schon wieder der Schauplatz eines Aufstandes. Diesmal ging die Bewegung von der „Weißen-Lilien-Genossenschaft" aus und richtete sich gegen die Fremden. Das englische Konsulat, eine Kirche und die Häuser einiger Missionare wurden eingeäschert, das amerikanische Konsulat und andere Gebäude geplündert. Da die Bewohner selbst sich hatten flüchten können, ohne daß jemand von ihnen verletzt worden war, so wurde die Sache unter

dem üblichen Austausch diplomatischer Förmlichkeiten und dem Salutschießen eines englischen und eines amerikanischen Kriegsschiffes beigelegt.

In der Nähe der Stadt liegen die „Goldinsel“ und die „Silberinsel“. Die erstere ist eigentlich keine Insel, sondern eine Halbinsel. Auf ihr befindet sich außer zahlreichen kleineren Tempeln ein größeres Gebäude, in dem eine berühmte Statue Buddhas nebst den Bildsäulen seiner vornehmsten Schüler und mancherlei anderes Schnitzwerk aufbewahrt wird. Auf der Spitze der Halbinsel steht ein siebenstöckiger Turm, von dem man in früheren Zeiten einen herrlichen Rundblick über die Landschaft genossen haben muß; jetzt ist er aber so morsch, daß er nicht mehr bestiegen werden kann.

Die Silberinsel besteht aus einem Bergkegel von bienenkorbartiger Gestalt, der etwa zweihundert Fuß aus dem Wasser hervorragt und vom Fuß bis zum Gipfel mit Bäumen bedeckt ist, aus denen die Dächer vieler Tempelchen hervorlugen. Da die Insel den Fluß in zwei Arme teilt, so hat die chinesische Regierung an dieser zur Verteidigung vorzüglich geeigneten Position vier Forts, die mit Kruppkanonen armiert sind, angelegt.

Von jetzt ab beginnt die Flußmündung sich derartig zu erweitern, daß man die Ufer nicht mehr sehen kann, sondern auf dem Meere zu schwimmen vermeint. An einzelnen Stellen ist das Flußbett drei deutsche Meilen breit, und es dauert auch nicht mehr lange, bis wir Schanghai und damit zugleich das Chinesische Meer erreicht haben.



Schanghai und seine Umgebung.

Die Fremdenniederlassung in Schanghai.

Solange China den Fremden verschlossen war und der geschäftliche Verkehr noch nicht auf dem Meere, sondern auf dem Kaiserkanal und den vielen Wasserstraßen im Innern vor sich ging, war Schanghai eine ziemlich unbedeutende Stadt, obschon seine günstige Lage an der Mündung des Yantsekiang schon um 1750 Agenten der Ostindischen Kompagnie bewogen hatte, die Errichtung einer Faktorei daselbst in Vorschlag zu bringen — ein Gedanke, der aber erst vierzig Jahre später verwirklicht wurde. Der sich daraus entwickelnde Export und Import veranlaßte die Engländer nach der Beendigung des Opiumkrieges (1842), die Oeffnung Schanghais als Vertragshafen zu fordern und in der Stadt festen Fuß zu fassen.

Der Fremde, der von der See aus in Schanghai anlangt, ist daher um so mehr erstaunt, daß die Einfahrt in den Yantsekiang ebenso versperrt ist, wie diejenige in den Peiho. Die „Barre" von Wusung bildet ein vollkommenes Gegenstück zu der Barre von Taku. Größere Schiffe müssen mitunter Tage lang warten, bis ihnen die Einfahrt gelingt, und die chinesische Regierung hat es trotz aller Reklamationen der Fremden verstanden, dieses Hindernis, welches sie als ein vorzügliches Landesverteidigungsmittel betrachtet, bestehen zu lassen.

Noch bis vor vierzig Jahren war Schanghai einer der ungesundesten Orte an der ganzen Küste, so daß die Europäer einander bei der Begegnung nicht „Wie geht es Ihnen?" sondern „Geht es Ihnen heute etwas besser?" zu fragen pflegten, worauf dann gewöhnlich eine Verneinung erfolgte; selbst die Eingeborenen litten stark unter dem Klima. Der ganze Boden ist thatsächlich nichts als angeschwemmtes sumpfiges Erdreich, das sich kaum über dem Wasser-

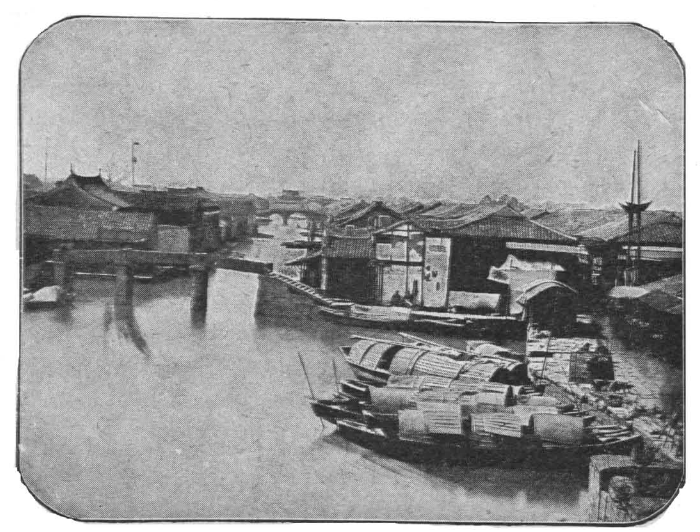
spiegel erhebt, und da wenige Fuß unter der Oberfläche Wasser steht, so mußten die ersten europäischen Gebäude auf Pfählen gebaut werden. Aber auch das war nicht so einfach, denn Steine und Holz fehlten, so daß man diese erst von weither kommen lassen mußte. Dafür gestaltete sich aber das Geschäft um so besser, und dieser Grund veranlaßte die französische und die nordamerikanische Regierung, dort ebenfalls Niederlassungen zu begründen. Inzwischen sind, wie bekannt, noch Angehörige anderer Nationen dort erschienen, und die Zahl der Geschäftsfirmen verteilte sich bereits 1886 auf die einzelnen Nationen in folgender Weise: Engländer 252, Deutsche 65, Amerikaner 28, Japaner 25, Franzosen 18, Russen 11. Der deutsche Handelsstand war also damals schon der zweitstärkste in Schanghai, während Frankreich während der fünfzig Jahre kaum nennenswerte Fortschritte gemacht hatte.

Da die Kolonialfrage heute für uns so große Bedeutung erlangt hat, erscheint es doch notwendig, die Gründe zu erfahren, warum Frankreichs Kolonialbestrebungen so geringen Erfolg haben, und wir wollen daher wiederholen, was der bereits mehrfach genannte österreichische Botschafter, Freiherr von Hübner, darüber zu einer Zeit sagte, als von den europäischen Nationen die Engländer und die Franzosen sich fast allein als Konkurrenten gegenüber standen:

„Die große Verschiedenheit zwischen dem französischen Nationalcharakter und dem englischen drängt sich überall auf, wo die Flaggen beider Länder neben einander wehen. Jede britische Ansiedlung ist die Schöpfung von Privatleuten, denen ihre Regierung moralische Unterstützung und vorübergehend auch den Schutz der Waffen gewährt. Die französischen Niederlassungen hingegen sind das Werk der Regierung und kommen teils mit, teils ohne Mitwirkung von Privaten zu stande. Die amtlichen Vertreter Frankreichs schreiten an der Spitze ihrer Kolonisten, die englischen Staatsbeamten bilden die Reserve und den Nachzug der britischen. Erstere geben ihren Staatsangehörigen den Antrieb und die Richtung, letztere beschützen die ihrigen und kühlen ihren zuweilen unbescheidenen Eifer. Die Regierungsorgane beider Länder liefern ihren Landsleuten fortwährend Stoff zur Kritik. Die Engländer sagen: unser Konsul mischt sich in alles; die Franzosen: unser Konsul kümmert sich um nichts. In Wirklichkeit sehen sich die britischen Behörden weniger veranlaßt, zu leiten als zu kontrollieren, während die französischen Konsuln zu regieren genötigt sind. Würde an einem Orte der englische Vertreter abberufen, so würden seine

Landsleute zusammentreten und für die Aufrechterhaltung der Ordnung sorgen. Zöge hingegen der französische Konsul fort, so würden seine Landsleute ebenfalls abziehen und die wenigen Zurückbleibenden sich mit den Eingeborenen verschmelzen." —

Seine eigentliche Bedeutung erlangte Schanghai während des Taiping-Aufstandes, besonders aber während der Jahre 1860—1863. Da jedes chinesische Schiff, das den Yantse hinauffuhr, von den Rebellen gekapert wurde, so hatten die Lebensmittel, namentlich das Salz, im Innern des Landes einen kolossalen Preis erreicht. Die chinesischen Kaufleute mieteten infolgedessen alle nur verfügbaren euro-



Am Kanal in Schanghai.

päischen Dampfschiffe zu exorbitanten Preisen als Schlepper, um ihre vollbeladenen Dschunken anzuhängen und durch die feindlichen Linien bugsieren zu lassen, wobei sie immer noch einen übermäßigen Verdienst einheimsen konnten. Die Europäer verkauften außerdem alle nur erdenklichen ausrangierten europäischen Feuerwaffen, ferner Zeugstoffe und Lebensmittel, derjenigen der beiden kriegführenden Parteien, welche am meisten zu zahlen vermochte. Endlich strömten wohlhabende Chinesen, die ihres Lebens und Eigentums nicht mehr sicher waren, von allen Seiten scharenweise nach Schanghai und zahlten Unsummen für Bauplätze, um sich auf den, den Fremden reservierten Stadtteilen niederlassen zu dürfen und dadurch den Schutz der europäischen Konsulate zu erlangen. Die französische Ansiedlung, die damals fast am

Aussterben war, erwarb durch das Vermieten brachliegenden Terrains die nötigen Mittel, um Wege, Straßenbeleuchtung, Polizei u. s. w. einrichten und ihren Stadtteil in einen den europäischen Verhältnissen entsprechenden Zustand setzen zu können. Die Engländer hingegen verlegten sich, ihrer Neigung entsprechend, auf kaufmännische Spekulationen, und ernteten dabei solchen Gewinn, daß Schanghai in kurzer Zeit eine ganze Reihe von Kaufleuten besaß, die auf die Bezeichnung „Handelsfürst“ Anspruch erheben konnten. Nun gestaltet der Engländer aber auch seinen Hausstand seinem Vermögen entsprechend, und so entstanden jene palastähnlichen Bauten, die schon äußerlich den Reichtum der Stadt und ihrer Bewohner bekunden.

Die Stadt Schanghai erstreckt sich weder am Meer, noch am Yantsekiang, sondern an einem Nebenflusse des letzteren, dem Hoangphu. Die Fremdenniederlassung umfaßt einen Flächenraum von zehn Quadratkilometer und der „Bund“ ist der schönste in ganz China. Engländer, Deutsche und Amerikaner haben für ihr Viertel einen gemeinsamen Magistrat eingesetzt, der aus neun Mitgliedern besteht und von den drei Nationen jährlich etwa drei Millionen Mark Steuern für Verwaltungszwecke erhebt. Hiervon werden für die Polizei etwa 350 000 M., für Instandhaltung der Straßen 750 000 M., für Straßenbeleuchtung 150 000 M., für Unterhaltung des Freiwilligenkorps 50 000 M. verausgabt, so daß man aus diesen Summen schon genugsam den Reichtum der fremdländischen Bevölkerung ersehen kann. Ebenso existiert für die Angehörigen dieser Nationen ein gemeinschaftlicher „Gemischter Gerichtshof“, während die französische Ansiedlung sich vollständig von den übrigen getrennt hat und ihre eigene Verwaltung, eigene Polizei und eigenes Gericht besitzt. Natürlich haben die einzelnen Nationen noch ihre besonderen Centren. Als Mittelpunkt für die Deutschen und Oesterreicher dient der „Deutsche Klub“, während die in deutscher Sprache erscheinende Wochenschrift „Ostasiatischer Lloyd“ die gemeinsamen Interessen nach außen vertritt.

Die Gesamtzahl der Fremden beläuft sich auf etwa 5000 und es bedarf kaum einer besonderen Erwähnung, daß man in Schanghai neben jeglichem europäischen Komfort auch alles findet, wodurch sich der Fremde den Aufenthalt in dem heißen Klima erträglicher und bequemer gestalten kann. Für geistigen Genuß sorgen Theater, Konzerte und eine Bibliothek, Naturgenuß gewähren Exkursionen auf den zahlreichen Wasserläufen der Umgegend, der Sportfreund kann sich auf den herrlichen Spielplätzen ergehen, und dem Jagdfreund bietet das

Geflügel, das die Flußufer bevölkert, mehr als hinreichend Gelegenheit, dem edlen Waidwerk zu huldigen.

Geradezu verschwenderischer Luxus wird aber mit dem Dienstpersonal getrieben. Es ist ja sehr vernünftig, daß man die Außenmauern der Häuser durch breite Veranden gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen schützt und daß an den Decken der Wohnräume große Fächer angebracht sind, welche durch einen Kuli vom Flur aus in Bewegung gesetzt werden, um einen künstlichen Luftzug zu erzeugen. Dagegen beweist das Leben in Kairo und New-Orleans, die unter demselben Breitengrade liegen, zur Genüge, daß der Kaukasier zwar um die Mitte des Tages Siesta zu halten gezwungen ist, während der übrigen Tagesstunden aber sehr wohl die gewöhnlichen Verrichtungen selbst auszuführen vermag.

In Schanghai jedoch finden wir in allen besseren Häusern drei obere Bedienten, nämlich einen Inspektor, einen Leibdiener und einen Koch, eine Schar gewöhnlicher Diener, die als Sänftenträger, Vorläufer, Pförtner, Wächter, Gärtner, Hausdiener thätig sind, endlich ein Heer von Kulis, das die grobe Arbeit verrichtet. Die besseren Diener stammen fast alle aus Kanton und beziehen einen recht beträchtlichen Lohn; man muß ihnen auch zugeben, daß sie ihren Dienst mit Eifer und Geschick erfüllen, denn sie studieren die Gewohnheiten ihres Herrn derartig, daß sie seine Wünsche erraten, ohne daß es auch nur eines Winkes bedürfte. Ferner haben sie die landesüblichen Untugenden, das Lärmen und die Unsauberkeit, völlig abgelegt und erziehen ihre Landsleute so, daß die gesamte Arbeit lautlos verrichtet wird und man vergeblich irgendwo ein Stäubchen suchen würde. In derselben Minute jedoch, in welcher der Dienst des Einzelnen beendet ist, überläßt er sich völligem Nichtsthun oder, was noch schlimmer ist, dem Spiel und anderen Leidenschaften seiner Rasse. Glaubt er nach einigen Jahren, genug verdient zu haben, um selbständig vorwärts kommen zu können, so läßt er sich innerhalb des französischen Fremdenviertels, in dem bereits so viele seiner Stammesgenossen wohnen, nieder und beginnt ein Faulenzerleben als Vermittler oder Agent, wobei er die Europäer und seine Landsleute in gleichem Maße auszubeuten sucht.

Man kann sich denken, daß unter diesen Umständen die chinesische Bevölkerung Schanghais sich nicht allzu sehr durch ihre Moral auszeichnet. Seit Alters her waren an der Mündung des Yantse die Sitten leichter als in anderen Teilen des Landes. Zwischen Jangtschou (am Einfluß des Kaiserkanals in den Yantse) und Sutschou (westlich

von Schanghai) befanden sich aus der Zeit, als noch Nangking die Hauptstadt war, viele kaiserliche Paläste, und es berichteten schon im sechszehnten Jahrhundert Jesuiten von Jangtschou: „Die Einwohner erziehen ihre Töchter mit großer Sorgfalt, lassen ihnen Unterricht in Gesang, Musik, Malerei und allem, was zur höheren Ausbildung des weiblichen Geschlechts gehört, erteilen, um sie sodann den vornehmsten Mandarinen als Kebsweiber zu verkaufen“. Das ist vielfach bestritten worden; die kleinen Füße aller Sängerinnen beweisen aber genugsam,



Die Eisenbahn-Station in Schanghai.

daß letztere von ihren Eltern für diesen Beruf von frühester Jugend an bestimmt werden, trotzdem er als unehrenhaft gilt.

Jangtschou hat längst seine Bedeutung eingebüßt; dafür wurde Sutschou der Tummelplatz derjenigen chinesischen Jugend, welche sich beeifert, das von den Eltern sorgsam, wenn auch nicht immer auf besonders ehrliche Weise zusammengescharrte Vermögen unter die Leute zu bringen. Sutschou war das chinesische Paris oder Venedig, der Sitz der Eleganz, des guten Geschmacks, der Künste und — des flotten Lebens. Man nannte es Meï-Jen, „die schöne Tochter“, weil seine Bewohner, namentlich der weibliche Teil derselben, als die schönsten

im ganzen Reiche gelten. „Um auf Erden glücklich zu sein“, sagt ein altes Sprichwort, „muß man in Sutschou geboren werden, in Kanton leben und in Liaotscheou sterben“ Kanton gilt nämlich als derjenige Ort, dessen Bewohner am wohlhabendsten sind, während Liaotscheou durch seine dauerhaften und geschmackvollen Särge berühmt ist.

Der Taiping-Aufstand fegte all die eleganten Herren und zweifelhaften Damen aus Sutschou heraus und sie flohen, wie so viele



Chinesische Schauspieler in Frauenrollen.

andere, nach Schanghai und setzten dort, wo eben die Millionen in immer rascherem Tempo zu rollen begannen, ihr altes Leben unter glänzenderem Flitter, aber innerlich noch hohler, fort. Die sich mehr und mehr aus dem Bedientenstande rekrutierende chinesische Bevölkerung, deren Ideal sich in Nichtsthun, Genußsucht und leichtem Gelderwerb verkörpert, unterstützt dieses Treiben nicht nur nach Möglichkeit, sondern nimmt es auch mit den Sitten und Gewohnheiten im eigenen

Familienkreise nicht sehr genau, so daß die boshafte Welt recht häufig Stoff zum Klatschen hat. Beispielsweise wird im übrigen China das Theater nur von Männern besucht, in Schanghai dagegen bildet die Frauenwelt ein starkes Kontingent der regelmäßigen Theaterbesucher. Ferner treten sonst nur Männer auf der Bühne auf; in Schanghai giebt es im Gegenteil mehrere kleinere Theatergesellschaften, die nur aus Damen bestehen, und in denen diese natürlich auch die Männerrollen spielen. Hierbei möge übrigens bemerkt sein, daß die Männerwelt in China keineswegs so patriarchalisch ist, wie man häufig annimmt, sondern daß sie einen starken Hang zur Sinnlichkeit hat. Selbst in besseren Kreisen werden oft Dinge besprochen, und zwar mit unglaublicher Ausführlichkeit, die in Europa nur in den verworfensten Lokalen den Gesprächsstoff bilden können, und man findet überall an den Schaufenstern Photographien ausgestellt, die keine europäische Polizei dulden würde.

Im chinesischen Teile Schanghais ist das alles aber noch viel schlimmer als anderswo, und man kann sich denken, welch Dorn dieser Sündenpfuhl im Auge der älteren Herren ist und wie oft er sie schon zur Verzweiflung gebracht hat. Schickt da, beispielsweise, eines Tages ein Vizekönig einen Brief an die Examinationskommission in Peking, daß sein Sohn sich auf der Reise nach dort befinde, daß der junge Mann sehr ernst, fleißig und begabt sei und deswegen die Prüfung hoffentlich mit Glanz bestehen werde. Und richtig! Als nach Abschluß der Prüfung das Resultat verkündet wird, wird der Name des Jünglings unter denen der Besten genannt. Er wird vorgerufen, um besonders belobt zu werden, aber Niemand meldet sich — man staunt, man forscht in ganz Peking nach ihm; umsonst, man findet ihn nicht. Nach einigen Wochen stellt sich dann heraus, daß der junge Mann in Schanghai ausgestiegen ist und daß es ihm dort so gut gefallen hat, daß er überhaupt nicht nach Peking gefahren ist, sondern sich in Schanghai amüsiert hat, statt unter Klausur Prüfungsarbeiten zu machen. Die Sache war für alle Beteiligte gleich unangenehm, aber schließlich weiß man sich auch in China zu helfen. Zur nächsten Prüfung schickte der Vizekönig seinen Sohn wieder nach Peking, aber diesmal vorsichtshalber unter Aufsicht eines älteren Tugendwächters. Dann kam der Tag der Verkündung des Resultats, und der Jüngling erhielt unter vielen Worten der Belobigung das Zeugnis, das man im Vorjahre für ihn ausgestellt hatte — nur die Jahreszahl war ausradiert und abgeändert!

Theehallen, Restaurants und Tingel-Tangel.

Da sich die europäische Niederlassung mit ihren Handelspalästen, Wohngebäuden, Straßen, elektrischen Lampen, Equipagen, Polizisten, Radfahrern und sonstigen Straßentypen kaum von einer englischen Stadt unterscheidet, so entschließt sich der Besucher schnell, einen der „sprachkundigen“ Chinesen, die sich ihm in großer Zahl als Führer und Diener aufdrängen, zu engagieren und unter seiner Aegide das chinesische Schanghai kennen zu lernen. Das „Englisch“, dessen die Mehrzahl der eingeborenen Diener und Kaufleute mächtig ist, ist das „Pidjen-Englisch“, ein entsetzliches Kauderwälsch, das aus einer Anzahl englischer Worte und einigen Brocken anderer Sprachen besteht. Das schlimmste ist die jämmerliche Aussprache der Chinesen, welche jedes Wort derartig verhunzt, daß das Ohr erst einer längeren Gewöhnung bedarf, um das Gehörte verstehen zu können. Dazu kommt, daß der Wortschatz ein sehr geringer ist und jeder Ausdruck so und so viel verschiedene Begriffe vertreten muß. Trotzdem ist das Verständnis dieses Jargons von großem Nutzen, denn man vermag sich mit dessen Hilfe so ziemlich durch alle Lebenslagen, in welche man auf seinen Streifzügen durch Schanghai kommen kann, hindurchzuhelfen. Auch die Firmenschilder der chinesischen Kaufleute sind vielfach in dieser famosen Sprache abgefaßt, nur ist ihre Enträtselung noch schwieriger, da die bezopften Herren Schildermaler ganz eigenartige Anschauungen über die englische Orthographie haben.

Ein Spaziergang durch Futschou Road, der Hauptstraße der chinesischen Ansiedlung innerhalb der europäischen (französischen) Konzession, gehört zu den interessantesten Unterhaltungen, die man sich denken kann. Die Menschen und Wagen, die sich durch diese mit Gas, elektrischem Lichte und sonstigen Errungenschaften der modernen Kultur ausgestattete Straße in unabsehbarem Zuge bewegen, gewähren ein Spiegelbild von Jahrtausenden. Neben dem fast nackten Kuli, der an den Urzustand der Menschheit erinnert, schreitet gravitätisch der wohlhabende Chinese, der eine verflossene Kulturperiode repräsentiert und der Europäer, in dem sich die Jetztzeit verkörpert. Der unbehilfliche Lastwagen, dessen Entstehung in eine sagenhafte Zeit zurückgreift, schleppt sich mühsam neben der modernen Equipage einher, in welcher eine reiche chinesische Kaufmannsfamilie protzenhaft Platz genommen hat; diese wird von dem Dandy überholt, der nach Art der europäischen Sonntagsreiter das Pflaster unsicher macht, und an ihm

schwirrt im Fluge ein bezopfter Jüngling auf dem Zweirad vorüber. Die Zwischenstufe zwischen den Vertretern härtester Arbeit einerseits und völligen Nichtsthuns andererseits bilden die Barbiere, Kuchenbäcker, Obsthändler, Bücherverkäufer, Wahrsager und Gaukler, welche, ihren Kram auf den Schultern balancierend, die bescheidenen Lebensbedürfnisse auf der Straße zu erwerben suchen und von uns noch an anderer Stelle eingehend geschildert werden sollen.

Am bequemsten ist es, dieses Leben und Treiben von dem Fenster eines der vielen Restaurants zu betrachten, die nach europäischem System eingerichtet sind. Von den Fremden allein könnten diese Lokale natürlich nicht bestehen, sondern sie rechnen besonders auf die wohlhabenden chinesischen Kaufleute, die der Abwechslung wegen manchmal in kleinerem Kreise eine Mahlzeit nach europäischer Art zu sich nehmen, namentlich aber ihre europäischen Geschäftsfreunde lieber dort als in ihrer eigenen Wohnung bewirten. Gewöhnlich pflegt man einen Dollar für die Mahlzeit zu bezahlen, in welchen Preis jedoch Getränke nicht einbegriffen sind. Vielfach sind auch Billards oder Kegelbahnen vorhanden, auf denen es die bessere eingeborene Bevölkerung zu großer Fertigkeit gebracht hat, da man gern vor dem Essen eine Partie spielt, um sich „Appetit zu verschaffen“, und nach der Mahlzeit eine zweite, um „besser zu verdauen“.

Meist pflegen in den oberen Stockwerken dieser Restaurants, deren Eigentümer gewöhnlich ein bei irgend einem Schanghaier Geldfürsten als „Inspektor“ reich gewordener Chinese ist, noch Dinge betrieben zu werden, die viel Geld einbringen, aber nicht sonderlich mit der Moral im Einklang stehen. Entweder finden wir dort einen Tingel-Tangel, eine Spielhölle oder Opium-Rauchsalons.

Zweifellos sind die ersteren nach unseren Begriffen die anständigsten dieser drei Kategorieen, denn es geht dort — wenigstens in der Oeffentlichkeit — nichts vor, was gegen die guten Sitten verstieße. Täglich finden zwei Aufführungen statt, deren erste um 6 Uhr abends, die zweite um 9 Uhr beginnt. Der Eintrittspreis beträgt 80 Cash (etwa 20 Pfennig), wofür der Besucher außerdem ohne weitere Bezahlung soviel Tassen Thee erhält, als er während der Vorstellung trinken mag. Auf einer niedrigen Bühne sitzen etwa sechs bis zehn Sängerinnen, zierliche Gestalten mit turmhohen Frisuren und reich gestickten, grellfarbigen seidenen Kleidern, und singen, eine nach der anderen, ein Lied — so schauerlich schön, wie es eben nur eine Chinesin fertig bringt. Mitunter belehrt uns ein bedeutungsvoller

Blick der Sängerin und die sich anschließende Heiterkeit des Auditoriums, daß die betreffende Stelle ein wenig zweideutig war, aber, um das zu verstehen, muß man es in der Kenntnis des Chinesischen schon ziemlich weit gebracht haben, denn wenn man ein Wort etwas anders betont, hat es gleich einen völlig anderen Sinn, so daß sich Wortspiele in keiner anderen Sprache leichter bilden lassen, als in der chinesischen.

Sonderbar erscheint es dem Fremden, daß sich die Zahl der Sing-Sang-Mädchen während der Vorstellung allmählich verringert, bis schließlich nur noch ein paar auf dem Podium zurückbleiben. Der



Eine Straße in europäisch-chinesisch Schanghai.

Grund ist folgender: Die wohlhabenden Chinesen sind große Freunde von Soupers im Kreise von sechs bis zwölf Personen, bringen aber gemäß der Landessitte nie ihre Frauen zu solchen Schmausereien mit. Wird ihnen die Sache langweilig, so schickt einer aus der Gesellschaft eine Sänfte nach einem der benachbarten Theehäuser und läßt irgend eine Sängerin, die ihm gerade gefällt, bitten, die Herren-Gesellschaft dort und dort durch ein Lied zu erheitern. Bald folgt ein zweiter dem Beispiel, und nach und nach ist das Ewig-Weibliche ziemlich stark im Kreise vertreten. Nun läßt immer abwechselnd eine der Damen ein Lied erschallen, während die übrigen die Becher der Herren mit

frischem Trunk versehen. Man kann nicht sagen, daß irgend welche Unziemlichkeiten vorkämen, sondern die Sängerinnen stimmen allein durch ihre Gegenwart, ihre Anmut und ihren Gesang die Gesellschaft fröhlich — natürlich nur die chinesische, denn dem Europäer ist die fingerdicke Schminke, der wackelnde Gang und das entsetzliche Gekreisch der „Goldenen Lilien“ ein Greuel.

Soweit es sich schätzen läßt, liegt das Alter derselben zwischen 16 und 26 Jahren, und angeblich sind alle in Sutschou geboren, was in den Augen der Chinesen als besondere Empfehlung gilt, denn die dortigen Mädchen haben „Wangen wie die Mandelblüte, Lippen wie die Pfirsichblüte, Augen so glänzend wie die im Sonnenstrahl tanzende Welle des Baches, und Fußtapfen wie Lotosblumen“. Ihr Handwerkszeug besteht in einer Art Laute zur Begleitung des Vortrages, einem Papierfächer, der zur Kühlung dient und auf dem gleichzeitig das Repertoire der jungen Dame „zur Auswahl“ verzeichnet ist, einem Taschentuch, das sie bei sentimentalen Liedern zur Erhöhung des Effekts vor die Augen drückt, und einem kleinen Spiegel, den sie nach Schluß des Liedes schleunigst hervorzieht, um sich zu vergewissern, ob das Taschentuch auch nicht das Rot der Wangen und Lippen verwischt hat.

Das Vergnügen ist übrigens gar nicht so billig, denn jede Sängerin erhält drei Dollars, wovon sie jedoch dem Besitzer der Konzerthalle die Hälfte abgeben muß. Das scheint um so weniger gerechtfertigt, weil die Singmädchen von diesem gar kein Honorar bekommen, sondern ohne jede Entschädigung auftreten, also auf das Verdienen in Privat-Cirkeln angewiesen sind. Die vielen Brillantringe, welche die zierlichen Fingerchen dieser Schönen bedecken, lassen allerdings den Verdacht aufsteigen, daß sie hin und wieder auch anderen Nebeneinnahmen nicht abhold sein könnten, aber wer weiß, ob diese glitzernden Steine auch wirklich alle echt sind, und ein Verdammungsurteil läßt sich daher nicht ohne weiteres aussprechen. Was allerdings aus diesen teilweise blutjungen Dingern in reiferem Alter werden mag, ist eine andere Frage. Immerhin wäre es sehr wohl möglich, daß sie, nachdem sie durch ihren Sing-Sang ein kleines Vermögen erworben haben, in ihre Vaterstadt, wo man freier denkt, zurückkehren und tüchtige Hausfrauen werden. Für den Chinesen ist ja Geld das Ideal seiner Träume, der Leitstern seines ganzen Lebens und Strebens: Geld und Glück ist ihm gleichbedeutend; ist er reich, so ist er auch glücklich. Um Geld dreht sich seine Unterhaltung Tag für Tag. Dem kleinen Knaben bindet

man eine Münze an das Ende seines Zöpfchens, damit er sein ganzes Leben lang keinen Mangel zu leiden haben möge. Der Straßenhändler steckt sich morgens Sapeken in Mund und Ohren, damit er am Tage gute Geschäfte machen möge, ja früher bettete man selbst die Toten auf Münzen — je nach ihren Verhältnissen auf kupferne oder silberne — um ihnen eine süße Grabesruhe zu sichern. Infolge der vielen Leichenräubereien ist diese Sitte zwar abgeschafft, aber man giebt selbst dem ärmsten Verstorbenen ein paar Casch in die Hand, um ihn im Jenseits vor Mangel zu schützen.

Wesentlich unmoralischer geht es in den vielen „Japanischen Theehäusern“ zu, die ihren Namen aus früherer Zeit behalten haben, wo namentlich Japanerinnen in ihnen als Schenkmädchen beschäftigt waren. Die japanische Civilisation ist, was wir so leicht vergessen, erst allerneuesten Datums. Vor fünfunddreißig Jahren noch waren die Japaner im Verhältnis zu den Chinesen wahre Barbaren, ihre Anschauungen über Ehe und Unzucht für Europäer unbegreiflich. Arme Hausväter verkauften ihre Töchter in zartem Kindesalter an den Staat, der damit zugleich die Verpflichtung, sie zu „erziehen“, übernahm. Sie wurden im Lesen, Schreiben, Musizieren und in Handarbeiten unterrichtet und, wenn sie erwachsen waren, je nach ihren körperlichen und geistigen Vorzügen, in Thee- und Blumenhäusern ersten bis vierten Ranges untergebracht. Diese Häuser lagen in bestimmten, unter staatlicher Aufsicht stehenden Stadtvierteln, und der Eintrittspreis in die Häuser ersten Ranges, welche blos in den größeren Städten zu finden waren, war auf zwei Dollars festgesetzt, während in den Lokalen untersten Ranges als Eintrittsgeld nur eine Bronze-Münze, Tempo genannt, zu entrichten war. Der Beruf eines Theemädchens galt deshalb auch keineswegs als ein entwürdigender, sondern die ärmeren Japaner pflegten ihre Ehefrauen aus der Zahl derselben zu wählen. Damals war es nicht schwer, junge Japanerinnen durch große Versprechungen, die nie gehalten wurden, zu bewegen, nach China überzusiedeln, und da nach den japanischen Gesetzen die Auswanderung ein Verbrechen war, das mit dem Tode bestraft wurde, so mußten sie wohl oder übel in der Fremde bleiben. Heute sind Japanerinnen in den chinesischen Theehäusern selten geworden. An ihre Stelle sind Europäerinnen und Amerikanerinnen niedrigster Klasse getreten und helfen den fremden Matrosen, in wüsten Gelagen ihr Geld zu verjubeln.

Spielhöllen und Opiumkneipen.

Eine unbändige Spielwut beherrscht den Chinesen. Auf den öffentlichen Plätzen, vor den Thüren der Tempel, bei festlichen Vorstellungen, kurz überall, wo sich eine größere Menschenmenge zusammendrängt, sieht man Spieltische offen oder unter Zelten aufgestellt. Das beliebteste Spiel, „Fantang“, hat mit unserem „Gleich oder Ungleich?“ große Aehnlichkeit, und seiner Einfachheit wegen sieht man oft genug junge Burschen, ja selbst Kinder, als Bankhalter.



Im Innern einer chinesischen Theehalle.

In seiner gewöhnlichen Form, wie man es auf der Straße spielt, geht das Spiel in folgender Weise vor sich. Auf dem Tische liegt ein großer Haufen Münzen, von denen der Bankhalter schnell einen Teil zusammenrafft und mit einem Teller bedeckt. Nun setzen die Spieler auf „Eins“ oder „Nichts“. Darauf hebt der Bankhalter den Teller auf und zählt die unter demselben befindlichen Geldstücke in der Weise, daß er mit zwei Holzstäbchen immer zwei und zwei Münzen beiseite schiebt. Geht die Zahl glatt auf, so haben die „Nichts“-Pointeure gewonnen und erhalten das Doppelte ihres Einsatzes: bleibt



Mandschurin mit Wasserpfeife und Chinese mit Opiumpfeife.



aber eine Münze auf dem Tisch liegen, so haben diejenigen gewonnen, die auf „Eins“ gesetzt haben. Die Gewinnchancen für den Bankhalter sind mithin sehr bescheiden und seine ganze Hoffnung besteht darin, daß ein Teil seiner Kunden so lange pointiert, bis der letzte Casch ausgegeben und ein Weiterspielen für sie unmöglich ist.

In den besseren Lokalen sind die Chancen dadurch wesentlich verändert, daß nicht zwei, sondern vier Münzen gleichzeitig abgezählt



Eine Spielhölle.

werden, so daß am Schluß eine, zwei, drei oder gar keine Münze auf dem Tisch übrig bleiben können. Man kann daher auf vier verschiedene Nummern pointieren und erhält, wenn man das Richtige getroffen hat, das Dreifache seines Einsatzes als Gewinn, kann aber auch sehr viel leichter verlieren. Es ist auch gestattet, gleichzeitig auf zwei Möglichkeiten zu pointieren, also auf Null und drei oder eins und zwei u. s. w., doch wird, wenn eine der beiden gesetzten Nummern

gewinnt, der Gewinn nur doppelt ausgezahlt. An diesen Spielbanken werden recht beträchtliche Summen gewonnen und verloren. Ihre Einrichtung ist sehr einfach, aber eigenartig. Die Mitte des mäßig großen Zimmers wird durch den Spieltisch ausgefüllt, um den die einfachen Kunden, welche selten über einen halben Dollar auf einmal setzen, herumstehen oder sitzen. Etwa sechs Fuß über dem Erdboden befindet sich eine hölzerne Gallerie, auf welcher die Honoratioren Platz genommen haben. Jeder von ihnen läßt seinen Einsatz in einem kleinen Körbchen am Bindfaden herab und ruft dem Croupier zu, was damit geschehen soll. Der gewöhnliche Einsatz der „Oberen“ beträgt zwei bis fünf Dollars, doch sind zehn bis zwanzig Dollars keine Seltenheit; über tausend Dollars nimmt aber keine Spielbank an. An dieser Beschränkung liegt es vielleicht, daß die Aufregung und die fieberhafte Hast und Gier, die sich bei den europäischen Spielbanken oft so widerwärtig bemerkbar macht, in China völlig fehlt: keine Muskel zuckt im Gesicht des Einzelnen, wenn der Einsatz verloren geht, dagegen huscht zuweilen ein frohes Lächeln über seine Miene, wenn er einen beträchtlichen Gewinn einstreichen kann. Will der Spieler einen Augenblick pausieren, so begiebt er sich in ein Nebenzimmer, in dem Zigarren, Tabak, Thee, Wein, Samschu und Leckereien zur unentgeltlichen Verfügung stehen.

In einzelnen Hafenorten sieht man auch Spielhäuser, in denen mit Karten gespielt wird. Die chinesischen Spielkarten haben eine ganz eigenartige Form; sie sind 10 Centimeter lang und kaum 3 Centimeter breit. Die Chinesen, die diesem Spiel obliegen, machen ebenso wie die Bankhalter einen wenig vertrauenswerten Eindruck, so daß man sich am besten völlig von ihnen fernhält und nicht in die Geheimnisse dieses Spiels, das übrigens ziemliche Zeit in Anspruch nimmt, einzudringen sucht. —

Wesentlich abstoßender als die Spielhöllen wirken die Opiumsalons, deren es allein in der chinesisch-europäischen Ansiedlung Schanghais fast tausend giebt, die jährlich etwa dreißigtausend Taels Kommunalsteuer entrichten müssen. Opium ist der Milchsaft der unreifen Frucht des Mohns. Ritzt man die unreife Mohnkapsel, so tritt ein weißer Saft hervor, der bald einzutrocknen beginnt und dabei braun und zäh wird — das ist das Opium. Dieser Saft besitzt einen unangenehmen, narkotisierenden Geruch und einen bitteren, scharfen Geschmack. Zum Aufschneiden der Kapseln pflegt man sich eines eigenartigen Messers zu bedienen, das mehrere Klingen nebeneinander hat;

der ausfließende Saft wird in Schalen geknetet, in Fässern eingedickt und für den Großhandel zu Kugeln von zwei Kilogramm oder Tabletten von ein Kilogramm Gewicht geformt. Opium als Heilmittel war schon den Alten bekannt; der Mißbrauch scheint von Persien ausgegangen zu sein, wo man sich desselben statt des durch den Koran verbotenen Weins bediente, um sich in einen außergewöhnlichen Zustand zu versetzen. Nach China wurde das Opium seit 1685 eingeführt, als der Ostindischen Kompagnie die Errichtung einer Zweigniederlassung in Kanton gestattet worden war. Lange Zeit wurde es ungehindert als „ausländisches Arzneimittel“ eingeführt und war wegen seines hohen Preises nur den Reichen zugänglich. Noch im Jahre 1821 betrug der Gesamtimport nicht mehr als 4628 Kisten, deren jede den kolossalen Durchschnittspreis von 1325 Dollars brachte. Dann fiel der Preis der Kiste plötzlich etwa auf die Hälfte, nämlich auf 723 Dollars, und infolgedessen stieg der Konsum von Jahr zu Jahr. Schon 1825 hatte er sich verdoppelt und betrug 9621 Kisten; 1830 hatte er sich fast wieder verdoppelt und umfaßte 18760 Kisten, zwei Jahre später belief sich der Import auf 23670 Kisten.

Jetzt hielt es die chinesische Regierung für notwendig, einzugreifen. Bereits 1828 hatte der Vizekönig von Kanton die Einfuhr verboten, aber es gab genug andere Hafenstädte, über welche der Import erfolgte und Schmuggler, die das Gift in das Innere einführten. Einer der sechs Pekinger Zensoren wurde mit der Untersuchung der Frage beauftragt und gab ein Gutachten ab, welches, wie alle Auslassungen dieser Behörde, sich durch seine Offenherzigkeit auszeichnet:

„Ich habe in Erfahrung gebracht, daß die Opiumraucher nach diesem schädlichen Medikament ein so heftiges Verlangen haben, daß sie alles aufbieten, um sich dessen Genuß zu verschaffen. Wenn sie das Opium nicht zur gewohnten Stunde erhalten, fangen ihre Glieder an zu zittern, dicke Schweißtropfen fließen ihnen von der Stirn und über das Gesicht, und sie sind unfähig, die geringste Beschäftigung vorzunehmen. Bringt man ihnen aber eine Pfeife mit Opium, atmen sie einige Züge davon ein und sind sogleich geheilt.

Das Opium ist daher für alle, die es rauchen, ein notwendiges Bedürfnis geworden, und man darf sich gar nicht wundern, daß sie, wenn sie von der Ortsbehörde zur Verantwortung gezogen werden, weit lieber jede Züchtigung ertragen, als den Namen desjenigen offenbaren, der ihnen das Opium liefert. Zuweilen erhalten die Ortsbehörden auch Geschenke, um dieses Übel zu dulden oder um eine eingeleitete Unter-

suchung aufzuhalten. Die meisten Kaufleute, die Handelsartikel nach Kanton bringen, verkaufen auch Opium als Schmuggelware.

Ich bin der Ansicht, daß Opium ein weit größeres Übel ist als das Spiel und daß man daher den Opiumrauchern keine geringere Strafe auferlegen sollte als den Spielern. Nun bestimmt das Gesetz, daß die Spieler, welche nicht gestehen wollen, von wo sie ihre Spielmaterialien bezogen haben, als Mitschuldige der Verkäufer zu betrachten sind und deswegen mit hundert Bambushieben und dreijähriger Verbannung bestraft werden sollen. Ebenso soll jeder überführte Spieler achtzig Hiebe erhalten und, falls er ein öffentliches Amt bekleidet, noch um einen Grad strenger bestraft werden; der Opiumraucher dagegen, der seinen Lieferanten nicht namhaft macht, wird bisher nur zum Pranger verurteilt.

Ich beantrage daher, daß überführte Opiumraucher, die sich weigern, den Namen des Verkäufers zu nennen, als Mitschuldige desselben betrachtet und, sofern sie ein Amt im Staate bekleiden, noch um einen Grad strenger bestraft werden. Das Gesetz wird dann durch seine Strenge einerseits diejenigen, die sich dieser traurigen Leidenschaft ergeben haben, auf den rechten Weg zurückführen, andererseits die übrigen verhindern, dem bösen Beispiel nachzuahmen.

Es scheint, daß das Opium zumeist durch unwürdige Beamte von außerhalb eingeführt wird, die im Einverständnisse mit gewinnsüchtigen Kaufleuten es ins Innere des Landes befördern, wo zuerst junge Leute aus guter Familie, reiche Private und Kaufleute sich dem Genuß zuwendeten, der sich endlich auch beim gemeinen Mann verbreitete. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß sich in allen Provinzen nicht allein unter den Civilbeamten, sondern auch in der Armee Opiumraucher befinden. Während die Beamten der verschiedenen Bezirke durch Edikte den gesetzlich verbotenen Verkauf des Opiums von neuem einschärfen, rauchen ihre Eltern, Verwandten, Untergebenen und Diener nach wie vor, und die Kaufleute benutzen das Verbot, den Preis zu steigern. Selbst die Polizei, die ebenfalls dafür eingenommen ist, kauft diesen Artikel, statt zu seiner Unterdrückung beizutragen, und dies ist auch der Grund, weshalb alle Verbote und Verfügungen unberücksichtigt bleiben.“ —

Daraufhin wurde 1833 ein verschärftes Gesetz erlassen, das für jeden Opiumraucher hundert Hiebe und zweimonatliche Ausstellung am Pranger festsetzte. Wer den Namen des Kaufmanns nicht anzeigen wollte, von dem er sein Opium gekauft hatte, sollte als dessen Mit-

schuldiger zu hundert Hieben und dreijähriger Verbannung verurteilt werden. Mandarinen, welche Opium rauchten, sollten um einen Grad strenger bestraft werden, als Privatleute; ferner wurden die Gouverneure der Provinzen verpflichtet, in ihren Jahres-Rapporten einen Bericht über diesen Gegenstand abzustatten.

Das Laster hatte aber schon viel zu große Ausdehnung angenommen, als daß es sich durch einen behördlichen Federstrich hätte aus der Welt schaffen lassen. Nicht nur, daß der Schmuggelhandel



Opiumraucher, welche den „Kang" zur Strafe tragen müss....

von Jahr zu Jahr größeren Umfang annahm, sondern man begann mit stillschweigender Genehmigung der betreffenden Lokalbehörden im Innern des Landes, namentlich den Provinzen Honan, Setschuan und Kweitschan, Mohnbeete anzulegen und das Gift im Lande selbst anzufertigen. Deswegen brachte der „Opiumkrieg", den England 1841 begann, um die ungehinderte Einfuhr seines ostindischen Opiums in China zu erzwingen, ihm auch nur halben Erfolg, denn die Einfuhr des fremden Opiums steigerte sich zwar bis zum Jahre 1854 auf 77 379 Kisten, nahm aber während des letzten halben Jahrhunderts keine weitere Ausdehnung an, sondern ging zuweilen sogar ziemlich be-

trächtlich zurück. Die einheimische Produktion dehnt sich dagegen fortgesetzt weiter aus, da sie lohnender als der Gemüsebau ist, und in einzelne Provinzen dringt überhaupt kein fremdes Opium ein.

Während die Kiste des importierten Malva-Opiums etwa 470 Taels kostet, soll sich das inländische stellenweise schon für 120—150 herstellen lassen, und die beiden besten Sorten, welche dem ausländischen wenig nachstehen, das Honan- und das Setschuan-Opium, etwa 260—320 Taels. Deswegen beziehen auch nur noch die wohlhabenden Kaufleute und oberen Beamten in den Küstenprovinzen importiertes Opium, die übrige Bevölkerung begnügt sich dagegen mit dem einheimischen Produkt.

In neuerer Zeit hat man vielfach zu beweisen versucht, daß es mit dem Laster gar nicht so schlimm stehe, daß in den nördlichen Provinzen erst auf tausend Seelen jährlich eine Kiste Opium käme und daß selbst in den südlichen Provinzen Kwangtung, Fokien, Tschekiang und Kiangsi der Verbrauch nur um ein Viertel, höchstens um die Hälfte, größer sei. Man darf aber nicht vergessen, daß Frauen und Kinder außer Betracht bleiben müssen und daß von den 265 Millionen Chinesen höchstens 60 Millionen als erwachsene männliche Bevölkerung zu betrachten sind. Auf diese verteilt sich also der jährliche Gesamtverbrauch von etwa 20 Millionen Kilogramm Opium, d. h. auf jede männliche Person kommt durchschnittlich $^1/_3$ Kilogramm. Das ist aber gar kein unbeträchtliches Quantum, da jede Pfeife nur einen ganz geringen Gewichtsteil Opium faßt, viele sich mit einer einzigen begnügen und selbst für die weitaus größte Mehrzahl der Gewohnheitsraucher zwei bis drei Pfeifen vollkommen hinreichen, um sie in den erwünschten Schlaf zu versenken. Man kann also — wenigstens für die südlichen Provinzen — getrost annehmen, daß dort das Opiumrauchen fast ebenso verbreitet ist, wie bei uns das Tabakrauchen.

Ferner darf man für das Kilogramm Opium nicht etwa den Durchschnitts-Großpreis von 25 Mark annehmen, sondern der Preis im Kleinhandel stellt sich auf etwa das Doppelte. Dieser trifft aber auch nur für jene zu, die ihr eigenes Heim haben, das Gift lotweise kaufen und dem Genuß zu Hause fröhnen. Das kleinste Quantum, das in der schmierigsten Opiumhöhle abgegeben wird, kostet etwa vierzig Pfennige, und dieser Preis ist auch deswegen einigermaßen erklärlich, weil der Raucher eine besondere Lagerstätte bis zu seinem Erwachen, das etwa acht Stunden später eintritt, in Anspruch nimmt.

Es ist bekannt, daß der Raucher während dieser Zeit völlig besinnungslos ist und nicht aufgeweckt werden kann. Mit halbgeöffneten Augen, aus denen jedoch die Pupille verschwunden zu sein scheint und nur die weiße Hornhaut sichtbar ist, liegt er einem Leichnam gleich mit völlig abgestorbenem Gesichtsausdruck und welken Gliedern da. Die Lagerstätte in den schmutzigen Kneipen pflegt im Süden aus einer einfachen Bretterbank, im Norden in einer steinernen zu bestehen, und nur unter den Kopf wird ein Lumpenbündel oder ein schmieriges Kissen geschoben.

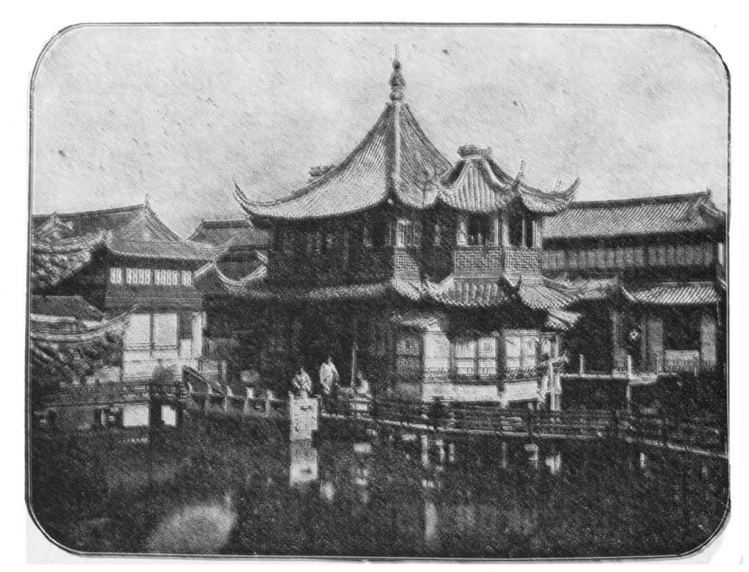
Hierzu steht nun der Komfort der Opiumsalons in gar keinem Verhältnis. Der Raucher zahlt dort den doppelten Preis, erhält aber besseres Opium, befindet sich in einem Salon mit zierlich geschnitzten Möbeln und hat eine Lagerstätte, deren Rückenlehne mit grünlichen, dem Jaspis ähnlichen Steinen ausgelegt ist, und die nach dortigen Begriffen nichts an Bequemlichkeit zu wünschen läßt. Für den wohlhabenden Mann stellt sich dieses Laster also billiger, als wenn er ein paar Glas Wein nach dem Abendessen trinken würde; der kleine Handwerker aber, dessen Tagesverdienst überaus bescheiden ist, ruiniert sich und seine Familie dadurch, und das ist das Traurigste an der ganzen Sache!

Das chinesische Schanghai.

Begiebt man sich von diesem chinesisch-europäischen Schanghai, das ja auch viele Schattenseiten hat, aber immerhin auf einer modernen Kulturstufe steht, nach dem rein-chinesischen Schanghai, so kommt man in eine Welt, die um ein paar Jahrhunderte zurückgeblieben zu sein scheint. Genau wie alle anderen Orte ist die Chinesenstadt Schanghai von einer hohen baufälligen Mauer umgeben, und der davor liegende Graben strömt Düfte aus, wie sie entsetzlicher nicht gedacht werden können. Die benachbarte europäische Kultur ist an der großen Masse der Bevölkerung spurlos vorübergegangen, und wenn unser Führer uns durch die engen Gassen geleitet, in denen manchmal kaum zwei Personen einander ausweichen können, so wälzt sich nicht nur eine Schar von Bettlern, Blinden und Kranken hinter uns her, sondern auch die übrige Bevölkerung begafft und folgt uns mit ebenso großen Augen wie nur in irgend einem Krähwinkel viele tausend Kilometer im Innern des Landes. Nur, wenn wir in ein größeres Theehaus unseren Fuß setzen, also an einen Ort, in dem die bessere Bevölkerung verkehrt, merken wir aus den zutraulichen Geberden einzelner Gäste,

daß wenigstens ein paar Leuten europäisches Wesen nicht mehr fremd und auch nicht unsympathisch ist.

Die Theehäuser sind aber auch fast die einzigen Sehenswürdigkeiten, die wegen ihres eigenartigen Charakters es verdienen, von Fremden besucht zu werden. Am bekanntesten ist das „Alte Theehaus", Hu-sing-ting, das in der Mitte eines künstlichen Teiches liegt, den man auf einer kuriosen, im Zickzack gebauten hölzernen Brücke überschreitet, die vor 1500 Jahren angelegt sein soll. Das Theehaus selbst ist auf einem Fundament von großen Steinquadern, in eigenartigem, aber sehr pittoresken Stil erbaut. Es setzt sich aus zwei



Das Theehaus Hu-sing-ting.

Stockwerken zusammen, deren unteres aus einer Glashalle besteht, die abends, wenn die Lampions und roten Kerzen im Innern angezündet sind, von fern einer großen roten Laterne gleicht. Beide Stockwerke sind nach chinesischer Art mit weit vorspringenden, vielfach verschnörkelten Dächern versehen, die mit leuchtenden buntfarbigen Ziegeln gedeckt sind und dem Gebäude ein prächtiges Aussehen verleihen. Von den Erkern des ersten Stockwerks aus sieht man einen Platz vor sich, auf dem sich ein lebhaftes Treiben, ähnlich wie bei uns auf den Jahrmärkten, abspielt. Neben Buden mit Obst oder Zuckerwerk werden tausenderlei Dinge feilgehalten, deren Preis für die ärmere Bevölkerung erschwinglich ist, wie billige Möbel und Wirtschaftsgegenstände, alter

Trödelkram, antiquarische Bücher und unechter Schmuck, und mitten hindurch führen Wahrsager, Taschenspieler und Quacksalber ihre Künste vor.

Nicht allzu weit davon liegt ein zweites Theehaus, das aber nur den Mandarinen zugänglich ist. Es ist eine vergrößerte und verfeinerte Kopie des vorher beschriebenen und allein in der Absicht begründet, den höheren Beamten Gelegenheit zu geben, ganz „unter sich" zu sein. In einem hübschen Garten mit gut gehaltenen Wegen, einem Teiche, einer Brücke, einigen künstlichen Hügeln mit geschmackvollen gärtnerischen Anlagen, einem Bogengange und mehreren Bildsäulen sind an verschiedenen Stellen Pavillons errichtet, in denen die Herren Mandarinen sich von des Tages Lasten und Mühen erholen und den eingeschluckten Aktenstaub mit einer Tasse Thee hinunterspülen können.



Der Schutzgott Schanghais.

Außer diesen beiden Theehäusern verlohnt es sich nur noch, den großen Tempel aufzusuchen, der dem Schutzgotte Schanghais geweiht ist und der mit seinen Nebengebäuden eine Bodenfläche von etwa dreitausend Quadratmeter bedeckt. Um ihn herum findet ein ähnliches Jahrmarktstreiben wie bei dem Alten Theehause statt. Haben wir uns glücklich durch dasselbe hindurchgedrängt, so stehen wir vor dem üblichen Ehrenthor, dessen gewaltige Thür mit lebensgroßen Mandarinfiguren bunt bemalt ist. Nun kommen wir zu einem viereckigen Gebäude, dem Theater, in welchem an gewissen Festtagen Vorstellungen gegeben werden, jedoch nicht im Innern, sondern auf dem flachen Dache, damit eine um so größere Menge von der Straße und den

umliegenden Häusern aus das Schauspiel genießen kann. Hinter diesem Gebäude folgt, von den Wohnhäusern der Priester eingefaßt, der eigentliche Tempel, dessen Inhalt überaus kurios ist, da er in grotesken Figuren den Gott nebst seiner Dienerschaft darstellt. In der Mitte thront auf einem hohen Sitze die Riesengestalt der Gottheit, von der jedoch fast nur das breite, rot bemalte Gesicht erkennbar ist, da von der Decke herabhängende Teppiche und lange farbige Papierstreifen das Übrige verdecken. Zu beiden Seiten dieser Figur stehen je drei große, unförmlich geschnitzte, schwarz bemalte Götzen mit feuerroten Lippen, welche die Leibdiener des Gottes vorstellen. An den Wänden lehnen vier weitere ungeschlachte Götzenbilder mit ähnlicher Bemalung, welche die Boten der Gottheit repräsentieren, und von der Decke hängen zwei Modelle von Kriegsdschunken zum Zeichen herab, daß der Gott auch auf dem Wasser herrscht. In einer Nische befindet sich, auf Marmorsäulen ruhend und von uralten steineren Löwen bewacht, ein Schrein mit einer Granittafel, in welche die Legende der Gottheit eingegraben ist. Natürlich fehlt es auch nicht an Räucherpfannen und sonstigen gottesdienstlichen Requisiten, und es ist in hohem Maße bedauerlich, daß der ganze Inhalt, der zwar nicht seines Kunstwertes, wohl aber seines Alters wegen erhalten zu werden verdiente, direkt durch Schmutz und Staub umkommt.

Geld und Gelderwerb in Schanghai.

Seit dreißig Jahren ist Schanghai das Ziel für viele unserer jüngeren Kaufleute, und nach Beendigung des gegenwärtigen Krieges wird der Andrang vielleicht noch größer werden. Da wir bisher nur geschildert haben, wie man Geld in China ausgeben kann, so möchten wir unseren Lesern auch die Kehrseite nicht vorenthalten, nämlich wie und was man dort verdienen kann, und zwar wollen wir hierbei den Ausführungen des schon mehrfach zitierten Herrn Exner folgen:

Bei den gesellschaftlichen Zusammenkünften geht es meist überaus kostspielig zu, die Zahl der Gänge ist eine sehr große und die Güte der Weine und Gerichte würde einer fürstlichen Tafel Ehre machen. Ob ein so großer Aufwand wirklich aus Repräsentationsrücksichten notwendig ist, ob nicht viel Übertreibung dabei mit unterläuft, ja ob nicht in manchen Fällen dieser Luxus in gar keinem Verhältnis steht zu dem Einkommen der betreffenden Firmen, will ich ununtersucht lassen; scheinen will es mir aber, als ob diese opulente Lebensweise noch ein Überrest jener goldenen Tage sei, wo nur wenige europäische

Firmen in Ostasien ansässig waren und gewaltigen Verdienst einheimsen konnten. Jene Zeiten aber, in denen sechzig, hundert und mehr Prozent auf den ein- oder ausgeführten Artikel verdient wurden, sind längst vorüber; die europäische Konkurrenz ist immer größer und der Chinese im Verkehr mit ihr immer schlauer geworden; wo früher hundert Prozent verdient wurden, werden jetzt häufig nur noch zehn bis zwanzig Prozent eingebracht. Der Luxus, den in früheren Jahren einige der wenigen großen Kaufmannshäuser betrieben, hat sich infolge der wachsenden Konkurrenz und der ständig steigenden Zahl der ansässigen europäischen Kaufleute etwas verringert; immerhin ist zu einem sehr großen Teile die kostspielige Lebensweise jener goldenen Tage noch heute beibehalten und die Repräsentationsspesen vieler Häuser dürften sich nicht im richtigen Verhältnis vermindert haben.

Naturgemäß muß dieser große Aufwand in der Lebensweise der Großkaufleute als ansteckendes Beispiel auf deren jüngere Angestellte wirken, und gar mancher der letzteren findet, daß er nach einer Reihe von Jahren überseeischen Aufenthalts statt des erhofften großen Vermögens sich eine große Schuldenlast gesammelt hat. Der junge deutsche Kommis, welcher zu Hause einen Monatsgehalt von zwischen 100 bis 150 Mark bezogen hat, wird nach hier anfänglich mit einem Durchschnittsgehalt von etwa 50 Dollars nebst freier Station engagiert. Das klingt entschieden glänzend, denn dem jungen Manne ist unbekannt, daß er hier für den Wert eines Dollars noch nicht soviel Genüsse sich verschaffen kann, wie in der Heimat für eine Mark. Wenige machen sich eine auch nur annähernd richtige Vorstellung von dem Leben, welches sie hier in Ostasien erwartet.

Die Hälfte der jungen Leute, welche sich in Hamburg oder Bremen, in Genua, Marseille oder Triest nach dem fernen Osten einschiffen, hat nur eine sehr unbestimmte Ahnung von den Anforderungen, welche hier draußen an sie gestellt werden. Meistens nur ungenügend mit dem ausgerüstet, was das Klima an Kleidungsstücken verlangt, sieht sich der Ankömmling schon am ersten Tage nach seinem Eintreffen genötigt, sich so ziemlich ganz neu zu equipieren. So ist, falls überhaupt vorhanden, der mitgebrachte Notpfennig sofort ausgegeben, und jetzt kommen die anderen notwendigen Ausgaben. Da giebt es in den großen Hafenplätzen Ostasiens verschiedene Klubs, denen beizutreten der Taipan (Chef der Firma) dem neu Angekommenen dringend empfiehlt. Der Klub soll dazu dienen, das Familienleben zu ersetzen, welches der selbst verheiratete Chef unmöglich allen seinen Angestellten

bieten kann. Diesen Zweck erfüllt denn auch der Klub bis zu einem gewissen Grade, aber das notwendige Eintrittsgeld, 20 Dollars, der erste Beitrag, 15 Dollars, und die Ausgaben für Kleider haben den Gehalt von mindestens zwei Monaten schon im voraus verschlungen.

Doch macht dies dem Jüngling zunächst keine Sorgen. Bares Geld braucht er nicht; wohin immer er sich begiebt, tönt ihm das magische Wörtchen „Kredit" entgegen. Überall wird eine kurze Bleifedernotiz über den betreffenden Dollarbetrag, mit seiner Unterschrift versehen, bereitwilligst als Zahlung entgegengenommen, ein überaus bequemes Mittel, binnen kurzer Zeit sehr viel Geld auszugeben. Ganz sich selbst überlassen, ohne jede Leitung, genießt der junge Ankömmling plötzlich eine Freiheit, die ihm in den bislang bekleideten unteren Stellungen zu Hause versagt gewesen ist, und je nach seiner Charakterveranlagung wird er infolge dieser großen Freiheit leicht auf Abwege geraten.

Trotzdem unser junger Mann mit guten kaufmännischen Vorkenntnissen ausgerüstet ist, gelingt es ihm doch erst nach Ablauf des zweiten Jahres mit den Verhältnissen des ostasiatischen Handels derartig vertraut zu werden, daß ihm von seinem Chef eine wichtigere Stellung, etwa die eines Shipping Clerk (Warenversendungs-Aufsehers) oder Salesman (Verkäufers) anvertraut werden kann. Bis dahin war der junge Mann kaum etwas besseres als eine Schreibmaschine, die vor dem um mindestens die Hälfte billigeren portugiesischen Kontoristen nur den Vorteil voraus hatte, der deutschen Sprache mächtig zu sein, ein Vorteil, der in den einzelnen Geschäften oder Geschäftsbranchen auch nur illusorisch ist. Nach zwei Jahren ist der Durchschnittsclerk soweit, daß er selbständig arbeiten und seiner Firma wirklich von Nutzen sein kann. Er bezieht jetzt durchschnittlich einen Gehalt von 80—120 Taels für den Monat bei freier Station.

Mit dem höhern Gehalt sind aber auch seine Anforderungen an das Leben gestiegen. Er hält sich gleich so vielen seiner Kollegen Wagen und Pferde, wettet hoch auf dem Rennplatz, verliert so manchen Dollar im Glücksspiel, hält eine Yacht und vielleicht auch noch ein Hausboot, mit welchem er höchst interessante und belehrende, aber etwas kostspielige Touren „ins Land" unternimmt. Intime Soupers, bei denen das ewig weibliche Element durchaus nicht die zweite Rolle spielt, sind ihm nichts Unbekanntes mehr und für einige Jahre fließt das Geld in Strömen. In allen Läden der Stadt genießt der junge Herr des besten Rufs, denn sein Prinzip war, stets alle Schulden mit

peinlichster Pünktlichkeit begleichen zu lassen — aber nicht aus eigener Tasche, sondern durch den Komprador, den chinesischen Geschäftsführer



Chinesischer Bazar in Schanghai.

der Firma. So steht der junge Mann vor der Welt groß da, nur nicht vor seinem Taipan, vor den er eines schönen Morgens zitiert wird.

Dem Komprador ist das hochgeschwollene Konto unheimlich geworden und so hat er sich um Bezahlung der Schuld des Angestellten an den Chef der Firma gewandt. Jetzt tritt der Ernst des Lebens an den Jüngling heran, und auch der Taipan befindet sich in keiner beneidenswerten Lage. Der jetzt mit allen Geschäftsangelegenheiten vertraute Angestellte repräsentiert für die Firma einen gewissen Wert. Soll dies Anlagekapital durch Entlassung des Missethäters verloren gehen, soll man ihm die Rückreise nach Europa bezahlen und auch noch die Kosten der Herreise für einen neuen Kontoristen, der wiederum zwei Jahre gebraucht, um sich einzuarbeiten? Soll die Schuld durch regelmäßige Abzüge am Gehalt getilgt werden? Beide Wege sind mißlich, und so entschließt sich die Firma häufig, die Schuld des Frevlers zu tilgen gegen dessen Versprechen, sich zu bessern, und auch der Herr Komprador wird angewiesen, den bisher so freigebig bewilligten Kredit einzuschränken.

Wer hier draußen — und das gilt nicht nur für China, sondern für alle überseeischen Gebiete — vorwärts kommen und eine geachtete Stellung in der deutschen Kaufmannswelt einnehmen will, der muß vor allen Dingen charakterfest sein. Nach diesen Ländern sollten nur solche jungen Kaufleute gesandt werden, die schon eine gewisse Lebenserfahrung besitzen. Es liegt in dieser Beziehung eine hohe Verantwortung in den Händen der Eltern und Angehörigen des jungen Mannes, die leider nur zu häufig die einschlägigen Verhältnisse nicht genügend kennen, wenn sie ein Mitglied ihrer Familie in die Fremde ziehen lassen. Wirklich tüchtige junge Kaufleute machen hier draußen eine oft überraschend schnelle Karriere, und ich kann mit Freuden konstatieren, daß ich eine ganze Reihe solcher charakterfesten, tüchtigen jungen Deutschen sowohl in China wie in Japan kennen gelernt habe. Solche junge Leute bringen es ausnahmslos im Laufe der Zeit zu einer geachteten Stellung. Gern wird ihnen die Prokura erteilt und bald sehen wir sie als Chefs von Filialen größerer Häuser in einer der kleineren Hafenstädte wie Tientsin, Amoy, Kobe, Nagasaki oder in Korea thätig.

Manche können es auch wagen, sich selbst zu etablieren, und besonders in China kommt ihnen dann ein mustergiltiges Vorleben zu gute. Die interessierten Chinesen sind nämlich vielfach weit besser mit dem Privatleben der jungen Leute bekannt als der Taipan selbst. Ist ihnen der junge Mann aus seiner seitherigen Thätigkeit bereits sympathisch und ist ihnen bekannt, daß sie es mit einem ehrlichen,

tüchtigen Kaufmann zu thun haben, so sind sie auch sofort bereit „give he numbet wan chancee“ d. h. ihm eine erstklassige Gelegenheit zu geben, Geschäfte zu machen. Sie protegieren ihn und bringen ihm Aufträge, so viel sie nur können, ins Haus. Dann ist es für den jungen Kaufmann auch nicht schwer, sich eine gesicherte Existenz zu schaffen, und in wenigen Jahren steht seine Firma angesehen und groß da, ein weiterer Stein im Gebäude des deutschen Ansehens und Einflusses im fernen Osten. —

Es mag manchem jungen Kaufmann vielleicht sonderbar erscheinen, daß sein Wissen für Europa, aber nicht für Asien ausreichen soll, und wir wollen daher noch einige Worte über die Eigenarten des Handels in China hinzufügen.

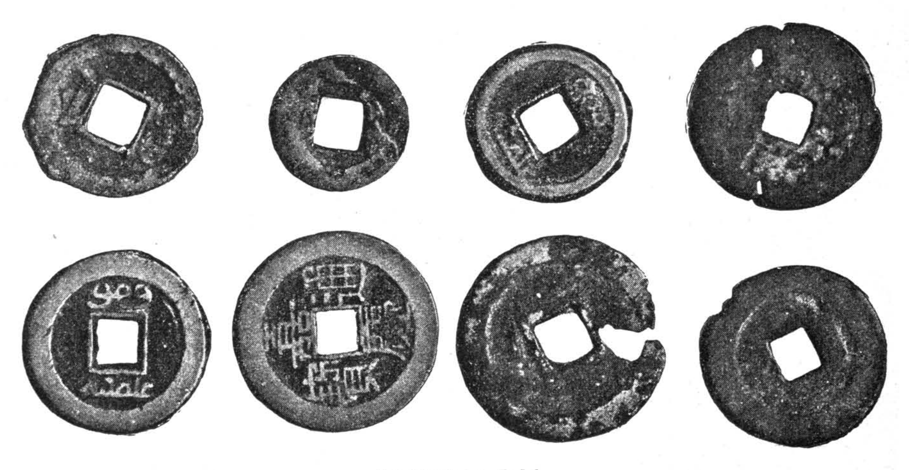
In dem Verkehr zwischen dem europäischen und dem chinesischen Großkaufmann spielt Treu und Glaube eine große Rolle. Der chinesische Kaufmann, der mit Fremden Geschäfte macht, ist mit wenigen Ausnahmen von gewissenhaftester Ehrlichkeit und somit das gerade Gegenteil seines japanischen Kollegen. Geschäfte, selbst in großem Umfang, werden meist nur mündlich abgeschlossen; eine kurze Notiz genügt ihm, und es ist überaus selten, daß der chinesische Kaufmann für ein abgeschlossenes Geschäft eine Unterschrift verlangt oder giebt. Dagegen verlangt er genaueste und sorgfältigste Ausführung seines Auftrages.

Es muß im Handelsverkehr mit den Chinesen nicht nur auf die peinlichste Übereinstimmung der zu liefernden Waren mit dem vorgelegten Muster, sondern selbst auf die Verpackung Bedacht genommen werden. Trotz wiederholter Hinweise und Darlegungen in der Fachpresse wird von den deutschen Fabrikanten immer wieder gegen letzteren Punkt verstoßen, und ihnen entgeht dadurch so manches nutzbringende Geschäft, das bereits als sicher abgeschlossen galt. Die Verweigerung der Annahme einer von einem chinesischen Kaufmanne bestellten Ware ist häufig einzig und allein durch die Art der Verpackung veranlaßt. Der ganze Geschäftsabschluß kann scheitern, wenn die Farbe der Papierumhüllung von dem eingereichten Muster abweicht, ja wenn auch nur der Bindfaden oder das Band, mit dem die Packete zugeschnürt sind, verschieden ist. Es ist gar nichts Außergewöhnliches, daß der chinesische Kaufmann beispielsweise die Annahme einer ganzen Sendung von Metallen verweigert, weil dieselbe eingeölt anlangt, also nicht den Glanz der polierten Muster besitzt, und daß selbst, wenn man vor seinen Augen das Öl abpoliert und die Gleichheit beweist

er nicht zur Annahme zu bewegen ist. Ja, es sind Fälle vorgekommen, daß die Abnahme der Ware als „nicht dem Auftrage entsprechend“ abgelehnt wurde, nur weil das auf der Etikette angebrachte amerikanische Sternenbanner zufällig einen Stern weniger zeigte als das Banner der früheren, inzwischen aufgebrauchten Umschläge.

Das sind Kleinigkeiten, über welche man lacht; aber den europäischen Kaufleuten kosten sie Millionen! —

Hierbei müssen wir noch ein Wort über das chinesische Münzwesen anschließen. Im ganzen kaufmännischen Verkehr rechnet man nach Taels, aber eine derartige Münze existiert weder, noch hat sie existiert. Der Tael ist nichts als ein „Begriff“, und noch dazu ein



Verschiedene Casch.

schwankender; in jeder Provinz, ja fast in jeder Stadt berechnet man seinen Wert verschieden und überdies hängt der letztere im internationalen Verkehr noch von dem jeweiligen Preise des Silbers ab. Für Gold giebt es in China überhaupt keinen Kurs, und die Scheidemünze ist so schwer und unhandlich, daß man nichts damit anfangen kann. Die Casch oder Sapeken (chinesisch ts'ien genannt) sind roh gegossene, glanzlose Metallstücke aus einer Mischung von Kupfer und Zinn, die in der Mitte ein viereckiges Loch haben und einige Zeichen tragen, welche den Namen des Kaisers repräsentieren, unter dessen Regierung sie angefertigt worden sind. Zu allem Überfluß sind auch sie noch von verschiedener Größe und verschiedenem Wert, und die Pekinger gelten gerade zehnmal so viel, wie diejenigen in den anderen Provinzen. Von den gewöhnlichen Sapeken werden fünfhundert auf



Bestrafung von Opiumrauchern durch Bambushiebe.



eine Schnur aufgereiht, die man Tiao nennt, und drei solche Schnüre haben annähernd den Wert eines Tael. Der chinesische Zahlmeister auf unserem farbigen Bilde zu Heft 3 hat sechs solche Schnüre über dem linken Arm, die mithin einen Wert von kaum acht Mark repräsentieren, aber etwa neun Kilogramm wiegen. Wollte der Fremde daher bei einer Reise ins Inland Scheidemünze mitnehmen, so würde er für je zwanzig Mark einen besonderen Träger gebrauchen. Man hilft sich nun in der Weise, daß man in derjenigen Hafenstadt, von der aus man seine Reise antritt, sich ein Chekbuch ausstellen läßt und alle seine Einkäufe und sonstigen Ausgaben mit Cheks bezahlt. Das hat



Beladene Geschäftswagen.

in einer Beziehung eine große Annehmlichkeit für sich, denn ein Europäer wird selten von Räubern überfallen, da man weiß, daß er kein bares Geld bei sich führt, andererseits ist der Besitzer wegen des veränderlichen Wertes des Taels nie genau unterrichtet, wieviel der einzelne gekaufte Gegenstand kostet und wie hoch sein Bankguthaben sich noch beläuft, da die genaue Abrechnung erst bei seiner Rückkehr nach der Hafenstadt erfolgt.

Die chinesischen Kaufleute hingegen haben noch die alte Zahlungsweise, in der sich bereits Abraham mit Hephron bei dem Ankauf der Grabstelle Sarahs auseinandersetzte (1. Mos. 23, 16): sie wägen ihr Geld. Geprägte oder gegossene Silberstücke giebt es nämlich im Innern

des Landes nicht, sondern die Kaufleute führen Silberbarren, je im Gewichte von etwas mehr als ein Kilogramm, bei sich und schneiden mit einer großen Schere davon immer so viel ab, wie die Rechnung beträgt. Diese Abschnitte werden in Säckchen gesammelt und, wenn ein genügendes Quantum vorhanden ist, zum Wechsler gebracht und von diesem wieder zu Barren eingeschmolzen. Jeder Kaufmann besitzt daher eine Wiegeschale, die in einem Glaskasten aufbewahrt wird, an dem die Worte zu stehen pflegen: „Wage sei geschäftig, wiege täglich Waren viele tausend Taels wert“. Die chinesischen Kaufleute haben es beim Abschneiden der Silberbarren zu einer wunderbaren Geschicklichkeit gebracht, so daß beim Nachwiegen kaum ein Stückchen abgeknipst oder hinzugelegt zu werden braucht. Die böse Welt behauptet allerdings, daß der chinesische Silberwechsler im Hantieren der Wage eine noch größere Geschicklichkeit als im Gebrauch der Schere besäße und daß es stets einen kleinen Unterschied mache, ob er kaufe oder verkaufe. Jedenfalls gehören die Wechsler immer zu den reichsten Leuten der Stadt; aber es ist viel richtiger, ihnen diesen nicht ganz ordnungsmäßigen Extra-Vorteil zu gönnen, als in die Hände geriebener Gauner zu fallen, die das Silber mit minderwertigem Metall mischen oder, da ein scharfes Auge den Betrug unschwer erkennt, in die Mitte des Barrens ein Stück Eisen verstecken.

Um nun diesen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, rechnet und zahlt man in Schanghai mit Dollars; aber diese Münze ist nicht mit derjenigen der Vereinigten Staaten von Nordamerika identisch, sondern es ist der mexikanische Peso, der etwas weniger wert ist und den man mit der Bezeichnung „Handels-Dollar“ beehrt. Treten wir in irgend einen Laden dieses chinesisch-europäischen Viertels und fragen nach dem Preise eines Gegenstandes, so wird er uns in Dollars genannt, wobei jedoch zu bemerken ist, daß wenn der Kaufmann in seinem Pidjen-Englisch wan dalla hap (ein und einen halben Dollar) fordert, wir ihn sicher für hap dalla (einen halben Dollar) erhalten.

Sü-ka-wei.

Wie bei dem Opiumrauchen, so macht sich auch in Bezug auf die Kinderaussetzung und den Kindermord der Chinesen in neuerer Zeit bei vielen europäischen Schriftstellern das Bestreben bemerkbar, den Sachverhalt möglichst beschönigen zu wollen. Trotzdem läßt es sich unter keinen Umständen leugnen, daß ein gewisser Prozentsatz der neugeborenen Kinder weiblichen Geschlechts von den Eltern umgebracht wird.

Bei fast allen Völkern sind ja die Töchter weniger erwünscht als die Söhne, da sie weder den Namen fortzupflanzen noch das in der Familie herkömmliche Gewerbe weiterzuführen vermögen; auch wird es ihnen — selbst bei den jüngsten Errungenschaften der europäischen Kultur — schwer, sich bis in das höchste Alter selbständig zu ernähren. Da wir in unserem eigenen Vaterlande bei der Geburt des siebenten Sohnes den Landesherrn um Annahme der Patenstelle bitten dürfen, während die Geburt einer siebenten Tochter Spottreden verursacht, so ist es nicht wunderlich, daß in China der Vater zahlreicher Knaben als Liebling der Götter gilt und daß man die Geburt eines Jungen als „Herbeitragen von Edelsteinen", diejenige eines Mädchen als „Herbeischleppen von Backsteinen" bezeichnet. Im Volksmunde heißt es „ein Knabe ist zehn Mädchen wert" oder auch „es lohnt sich besser der Mühe, einen Sohn großzuziehen als zehn Töchter". Wird einem Hausvater ein Knabe geboren, so beglückwünschen ihn die Freunde „Ich höre, du hast tausend Unzen Gold bekommen" oder „du hältst eine glänzende Perle in deiner Hand", handelt es sich aber um eine Tochter, so sucht man ihn mit dem Trostwort zu beruhigen „Mädchen sind auch nötig". Ein Vater, der nach der Anzahl seiner Kinder gefragt wird, nennt nur die Zahl der Söhne; von den Töchtern spricht er nicht, sie sind Ballast. Ein chinesisches Lehrgedicht schildert das Verhältnis in folgender Weise:

Ein Sohn ist geboren,
Man legt ihn auf ein Bett
Und hüllt ihn in prächtige Decken ein;
Man giebt als Spielzeug in seine Hand ein kleines Szepter.
Er weint viel und häufig;
Seine Füße hüllt man in Purpurdecken:
Ein König, ein Landesfürst ist geboren!

Eine Tochter ist geboren,
Man legt sie auf den Boden
Und hüllt sie in gemeine Lappen ein;
Als Spielzeug giebt man in ihre Hand nur Ziegelsteine.
Es ist in ihr weder Gut noch Arg;
Mag sie nun lernen, Speis und Trank zu bereiten
Und mehr noch, nie ihre Eltern zu betrüben.

Dies alles können wir sehr wohl verstehen und es als „ländlich-sittlich" bezeichnen; daß es aber heute noch unter der ärmeren Be-

völkerung ein weit verbreiteter Gebrauch ist, die unerwünschten weiblichen Sprößlinge dem Tode zu überliefern, ist entsetzlich und erinnert an finstere Zeiten, die aus dem europäischen Kulturleben seit mehr als zwei Jahrtausenden ausgemerzt sind. Offiziell ist der Kindermord natürlich in China verboten, gerade so wie das Opiumrauchen; aber es ist bezeichnend, daß der Oberrichter der Provinz Kwang-tung im Jahre 1848 dem Volke das Unrecht des Kindesmords dadurch einleuchtend zu machen versuchte, daß er sagte: „Bedenket, daß alle Tiere ihre Sprößlinge lieben. Wenn die eurigen den Mutterleib verlassen, sind sie so schwach wie ein Haar; wie könnt ihr es über euch bringen, sie aus dem Leben zu schaffen?“

Beamte und wohlhabende Leute sind von der Geburt einer Tochter wenig entzückt und das Kind liegt ihnen nicht am Herzen, aber sie nehmen das Schicksal hin, weil es nicht zu ändern ist. In den Provinzen mit vorzugsweise Ackerbau treibender Bevölkerung, die sich infolge einer überaus sorgsamen Ausnutzung des Bodens in einigermaßen leidlichen Verhältnissen befindet, ist die Tochter meist ebenfalls „geduldet“. In den ersten Jahren macht sie nicht viel Mühe — oder richtiger gesagt, man kümmert sich herzlich wenig um sie — dann wird sie angehalten, sich durch Feldarbeit oder Beaufsichtigung jüngerer Geschwister nützlich zu machen, und bald — etwa wenn sie acht bis zehn Jahr alt geworden ist — findet sich irgend eine Familie in der Nachbarschaft, die sie als ihre zukünftige Schwiegertochter für ihren zwölf- bis vierzehnjährigen Sohn aussucht, sie in ihr Haus aufnimmt und erzieht. Das Mädchen wechselt also seine Familie. Im Elternhaus war es nur geduldet; in der Familie, in die es hinein heiraten soll, erhält es sein Heim und seinen vollberechtigten Platz. Ebenso treten an seine Statt im Elternhause, das es verläßt, Schwiegertöchter aus fremden Familien und nehmen dort den Platz der Töchter ein.

Wesentlich ungünstiger gestalten sich aber die Aussichten für die Mädchen in den Industriebezirken. Die große Mehrzahl der Arbeiter hat kein eigenes Heim, sondern jeder von ihnen hat in der Werkstätte des Meisters eine Bank, die ihm als Eßtisch, als Ruheplatz und als Schlafstätte dient und über welcher der Sonntagsrock und die Pfeife an der Wand hängen. Diese Leute ziehen das ungebundene Leben vor: sie vergeuden den Überschuß ihres Lohns in Opium- und Spielhöllen und entschließen sich meist erst in vorgerückterem Alter dazu, einen Ehebund einzugehen, und dann ist allerdings überreicher Kinder-

segen nicht allzu angenehm. Wir haben bereits gesehen, daß in diesen Bezirken ein Teil der in günstigeren Verhältnissen lebenden Einwohnerschaft die Töchter zu dem wenig ehrenvollen Berufe einer Sängerin erzieht, ein anderer Teil läßt ihnen eine bessere Erziehung angedeihen in der Hoffnung, daß sie dereinst von wohlhabenden Leuten als Nebenfrauen — die der legitimen Ehefrau untergeordnet sind — auserwählt werden; die Ärmeren endlich halten ihre Töchter teilweise zu einem noch schimpflicheren Berufe an.



Ein Missionsdiener trägt Findlinge heim.

Ein gar nicht unbeträchtlicher Teil der Bevölkerung fühlt aber, namentlich wenn bereits mehrere Kinder vorhanden sind, gar keine Lust, seine Töchter auf ungewisse Zeit zu unterstützen. Denn wenn es den letzteren schließlich wirklich gelingt, sich ein wenig ehrbares, notdürftiges Auskommen zu sichern, so haben doch die Eltern nicht den geringsten Nutzen davon, während die männlichen Kinder verpflichtet sind, sie im Alter zu ernähren. Daher entledigen sich viele Eltern der weiblichen Sprößlinge gleich nach ihrer Geburt, indem sie denselben jedwede Nahrung vorenthalten und sie entweder ins Wasser werfen oder, in eine alte Matte gewickelt, aussetzen.

Fast bei allen Städten im Süden Chinas giebt es alte zerfallene Pagoden, in deren Kellerraum die herzlosen Eltern ihre Kinder hinabstürzen, wo die kleinen Gebeine durch Grundwasser und Witterungseinflüsse vermodern. Den Lokalbehörden sind diese „Kindertürme“ wohl bekannt, aber sie beschränken sich meist darauf, von Zeit zu Zeit etwas ungelöschten Kalk hineinwerfen zu lassen, damit der Verwesungsprozeß schneller vor sich gehe.

So geteilt nun auch die Ansichten über den Nutzen der christlichen Missionen in China sind, so haben sie unbedingt insofern segensreich gewirkt, als sie diesem gräßlichen Kindermorde nach Kräften entgegengetreten sind und auch eine gewisse Besserung herbeigeführt haben. Sie haben eine Reihe von Findelhäusern errichtet, von denen diejenigen bei Schanghai, Kanton, Hongkong und Hankau die bedeutendsten sind; sie haben tausende von jungen Leben gerettet und dann durch ihre Erziehung dem Christentum zugeführt. Mehrere Vizekönige in den südlichen Provinzen haben nach diesem Muster ebenfalls Findelhäuser errichtet, und, wenn auch wegen der nie rastenden Bereicherungssucht der niederen Beamten meist zu wenig Ammen eingestellt werden, so daß die Sterbeziffer eine sehr bedeutende ist, wird doch niemand den Nutzen leugnen können.

Wer allerdings glaubt, daß dem greulichen Unwesen dadurch Einhalt geboten sei, befindet sich in großem Irrtum. Es fällt den Chinesen gar nicht ein, aus Mitgefühl für ihre armen Kleinen die wohlthätigen Anstalten aufzusuchen, sondern die Sendboten der letzteren sind beständig unterwegs, um die Häuser auszufinden, in denen kürzlich ein Familienzuwachs sich eingestellt hat. Die Eltern übergeben nun nicht etwa freudestrahlend dem Boten ihr Kind, sondern der Vater macht von dem ihm gesetzlich zustehenden Rechte Gebrauch, seine Kinder zu verkaufen, zu verpfänden oder zu verjagen. Es entsteht ein langes Hin- und Her-Feilschen, bis schließlich der Bote das kleine Wesen für einen viertel oder halben Dollar seinen Eltern abkauft. Sehr oft erwirbt der Bote allerdings nichts als eine kaum noch lebende Masse von Haut und Knochen, die vielleicht schon auf dem Wege oder an einem der nächsten Tage in der Anstalt an Entkräftung stirbt. —

Pfarrer Hartmann, der Seelsorger und Leiter des Berliner Findelhauses Bethesda in Hongkong, erzählt einige Beispiele, aus welchen Gründen Kinder von ihren Eltern verlassen wurden. Ein Mädchen war das fünfte Kind in der Familie. Seine Geburt statt der erhofften eines Sohnes erbitterte den Vater derartig, daß er sich weigerte,

das Kind aufzuziehen, und die Mutter außerdem auf das Grausamste schlug. Ein anderes Findlingsmädchen wäre, trotzdem die Familie schon mit vier Töchtern und drei Söhnen gesegnet war, wahrscheinlich von den Eltern aufgezogen worden, wenn nicht ein Wahrsager dem Kinde das Horoskop gestellt hätte, daß es über die ganze Familie Unglück bringen würde, wenn es die Eltern behielten und aufzögen. Ein Zwillingspaar wurde, weil es sich um die Erstgeborenen einer sehr jungen Mutter handelte, als böses Omen betrachtet, deswegen von den Eltern verlassen und zufällig von Missionaren aufgefunden. Ein anderes Kind war von den Eltern ausgesetzt, aber in Gnaden wieder aufgenommen worden, als es nach zwei Tagen noch lebte, da man glaubte, daß diese Lebenskraft und Ausdauer Hoffnung auf eine glänzende Zukunft gäben. Da es nun infolge der Vernachlässigung doch zu kränkeln begann, schlug die Stimmung der Eltern wieder um und es wurde von neuem seinem Schicksal überlassen. Eine Missionarin fand es, doch hatte das Kind derartig unter der Behandlung gelitten, daß es trotz sorgsamster Pflege nicht am Leben erhalten werden konnte. Zum Christentum bekehrte Chinesen und Chinesinnen leisten ausgezeichnete Hilfe, so daß im San-ou-Distrikt der Kindermord jetzt zum Glück sehr selten geworden ist.

Auch in der Umgegend von Schanghai hat der Kindesmord jetzt fast ganz aufgehört dank des Findelhauses und des Waisenhauses in Sü-ka-wei. Da Männern das Betreten des ersteren nur ganz ausnahmsweise gestattet wird, so mag der Bericht des Freiherrn von Hübner über dasselbe hier seinen Platz finden:

Die Gründerin der Société des religieuses auxiliatrices des âmes du purgatoire ist Fräulein Eugenie von Smet oder, nach ihrem Klosternamen Marie de la Providence, geboren zu Lille 1825, gestorben in Paris 1871. Die Oberin, eine junge Frau von angenehmem Äußern, mit einem sanften und geistreichen Gesicht, empfängt uns mit der ungezwungenen Anmut einer vornehmen Dame. Sie spricht französisch, wie man es im Faubourg St. Germain hört, aus dem sie eben gekommen scheint, um sich in dieser Einöde zu begraben, um hier ihre schönsten Jahre, ihre Gesundheit, wahrscheinlich das Leben den schweren Pflichten ihres Berufes zu opfern. Sie zeigt uns die ganze Anstalt und, als ausnahmsweise Gunst, auch das den Männern unzugängliche Pensionat.

Wir treten in einen großen Hof, umgeben von kleinen Zimmern, in welchen die Mädchen, von fünf bis sechzehn Jahren in Alters-

gruppen geteilt, einen ihren künftigen Verhältnissen entsprechenden Unterricht erhalten. Sie haben alle ein gesundes Aussehen, sind sehr rein gehalten und einfach, aber anständig gekleidet. Keine schien mir hübsch zu sein, aber vielleicht bin ich noch zu wenig an Menschen und Dinge in China gewöhnt, um die weibliche Schönheit nach landesüblichen Begriffen zu beurteilen. Die jungen Personen fühlten offenbar die größte Lust, Europäer, die keine Patres sind, zu betrachten, aber sie fügten sich der Regel, welche in Gegenwart der Vorgesetzten verdoppelten Eifer vorschreibt. So entwickelten sie denn die größte Lern-



Chinesische Frauen und Kinder.

begier: die einen, ein Buch in der Hand, wiederholten ihre Aufgaben mit lauter Stimme, die anderen beugten sich emsig über ihre Nadelarbeit; einige bereits Meisterinnen dieser Kunst, saßen am Stickrahmen.

Nun wurden wir in das Findelhaus geführt, den Zufluchtsort neugeborener Kinder, welche entweder von ihrer Familie den Klosterfrauen gebracht oder auf offener Straße aufgelesen wurden. Diese armen Geschöpfe, alle Mädchen, kleine Bündel von Haut und Knochen, kaum noch atmend, sehr häufig schon an schmutzigen Krankheiten leidend und mit Wunden sowie Aussatz bedeckt, werden getauft, ge-

waschen, verbunden und gepflegt. Wenn sie mit dem Leben davonkommen, werden sie im Hause erzogen, später an Chinesen verheiratet oder in christlichen Familien als Mägde untergebracht. Wir treten in einen der Säle. Er ist geräumig, hoch, sehr rein gehalten und gut gelüftet. Längs den Wänden stehen Wiegen. Eine jede enthält zwei Kinder, die einander gegenüber liegen. Über sie geneigt sind Klosterfrauen mit ihrer Pflege beschäftigt. Welch seltsamer, welch wundervoller Umschwung in dem nur nach Stunden zählenden Dasein dieser kleinen Wesen! Am Rande des Grabes geboren, lagen sie noch gestern auf einem Misthaufen, einem langsamen Hungertode ausgesetzt oder



Gruppe von Handwerkern und Lehrlingen.

den Schweinen als Futter preisgegeben. Heute haben sie Mütter gefunden, die von den Enden der Welt zu ihrer Rettung herbeigeeilt sind! —

Mit dieser unter der Aufsicht frommer Schwestern stehenden Mädchenerziehungsanstalt ist eine große Jesuitenniederlassung verbunden. Im siebzehnten Jahrhundert gegründet, während der großen Christenverfolgungen zerstört, 1842 der Gesellschaft Jesu wiedergegeben, beim Anrücken der Taipings neuerdings verlassen und nach der Vertreibung derselben wieder bezogen, ist die Anstalt neu verjüngt wieder aufgeblüht. Fast alle Patres (etwa achtzig) sind Franzosen, kleiden sich in der Landestracht und tragen den langen schwarzen Zopf. Das

Institut ist nicht nur eine bloße Lehranstalt, auch höhere Unterrichtsgegenstände, selbst Kunst und Wissenschaft, werden hier gepflegt; es besitzt eine Bibliothek von reichlich zwanzigtausend Bänden, darunter wertvolle chinesische Manuskripte. In Verbindung mit dem Kollegium steht ein wertvolles Museum, ein Observatorium und die Knaben-Waisenanstalt, in der Kindern heidnischer Familien ein nützliches Handwerk gelehrt wird und sie im Christentum unterwiesen werden.

Wir wurden bei unserem Besuch, so erzählt Exner, von den Patres freundlich aufgenommen und besichtigten unter Führung eines deutsch redenden Geistlichen sämtliche Abteilungen, was uns volle vier Stunden in Anspruch nahm. Im Waisenhause befanden sich ungefähr zweihundert Knaben. So ziemlich jedes Handwerk ist darin vertreten: Tischlerei, Bildschnitzerei, Malerei, Lackieren, Zeichnen, Weben, Schuhmacherei, Schneiderei, Druckerei, Buchbinderei u. s. w. Bis zu seinem zwölften Jahre besucht das Waisenkind die Elementarschule; alsdann kann es sich eines der genannten Handwerke zu seinem künftigen Lebensberufe auswählen und muß nun eine Lehrzeit durchmachen.

Haben die Knaben diese beendet, so erhalten sie als Gesellen ein monatliches Gehalt; auch stellt man es ihnen dann frei, die Anstalt zu verlassen und anderswo Arbeit zu suchen. In letzterem Falle müssen sie sich jedoch verpflichten, das Institut drei- oder viermal im Laufe des Jahres zu besuchen, um dort jedesmal während einiger Tage Religionsunterricht zu erhalten. Mehrere hundert Handwerker, die hier ausgebildet worden sind, befinden sich augenblicklich in Schanghai, wo sie ihrem Beruf teils selbständig, teils als Gesellen nachgehen; in der Regel sind sie treffliche Arbeiter, die ihr Handwerk gründlich gelernt haben.

Das Waisenhaus in Sü-ka-wei steht unter der Leitung eines Missionars, dem vier Laienbrüder, nämlich zwei Europäer und zwei Chinesen zur Seite stehen. Die Europäer beaufsichtigen die Bildschnitzer-, Zeichner-, Tischler- und Druckerwerkstätten, die beiden Chinesen die Maler-, Schneider- und Schuhmacherabteilung. Sie haben ungefähr hundert Lehrlinge unter ihrer Aufsicht, von denen die weitaus größte Zahl in der Tischlerwerkstatt thätig ist, wo die verschiedenen, für die katholischen Kirchen nötigen Tischlerarbeiten angefertigt werden, wie Altäre, Beichtstühle, Kirchenstühle und ähnliches. Eine Menge derartiger Gegenstände wird stets auf Vorrat gearbeitet, und die meisten Kirchen Nordchinas, ja selbst die der Mongolei und Koreas, geben ihre Bestellungen nach hier.

In der Bildschnitzwerkstatt fertigt man Artikel, die ähnlichen in Europa hergestellten an Güte und Zierlichkeit nicht nachstehen. Der chinesische Schnitzer ist dem europäischen nicht nur in jeder Hinsicht gewachsen, sondern vielfach sogar überlegen; er braucht jedenfalls kaum halb so viel Zeit zu seiner Arbeit als der Europäer und liefert die Gegenstände zu erstaunlich billigen Preisen. Die Madonnen, Christusgestalten und Bilderrahmen, welche in dieser Abteilung angefertigt werden, können den besten ihrer Art im Westen zur Seite gestellt werden. Man hat oft über den Mangel an erfinderischem Geist beim Chinesen geklagt und es soll die Richtigkeit solcher Behauptung hier auch nicht bestritten werden, hat man uns doch versichert, daß es selbst den geschicktesten Arbeitern unmöglich ist, irgend etwas ohne ein gegebenes Modell zu schnitzen; andererseits aber, wenn sie ein solches vor sich haben, ist es in den meisten Fällen fast unmöglich, das Original von der Kopie zu unterscheiden, so getreu geben sie dasselbe wieder. — In der Schneider- und Schuhmacherabteilung werden alle Kleidungsstücke, welche man für das Waisenhaus bedarf, angefertigt, ebenso alle Schuhe, selbst diejenigen für die europäischen Missionare.

Als wichtigste Abteilung des Waisenhauses gilt die Druckerei. Eine enorme Zahl verschiedener Drucksachen ist von hier in die chinesische Welt gegangen. Bücher in mehr als einem Dutzend verschiedener Sprachen wurden hier gedruckt und einige derselben sogar mit ausgezeichneten Holzschnitten und Steindrucken illustriert; auch wird eine zweimal wöchentlich erscheinende chinesische Zeitung „Yi-wen-lu“ hier redigiert und gedruckt. Ebenso kommen sämtliche Traktate der Jesuitenmission in dieser Abteilung zum Verlag; die meisten derselben werden nach der ursprünglichen chinesischen Methode gedruckt d. h. die chinesischen Buchstaben werden in Holztafeln geschnitten, die Schwärze wird mittels einer gewöhnlichen Bürste aufgetragen, das Papier darauf gelegt und alsdann mit einer zweiten Bürste darüberhin gefahren.



Die Vertragshäfen am Ost-Meer.

Ningpo und Schusan.

Die großen europäischen Dampfer machen die Fahrt von Schanghai nach Hongkong ohne jede Unterbrechung, dagegen legen die Küstendampfer regelmäßig an drei Zwischenstationen, nämlich in Futschou, Amoy und Schatau an.

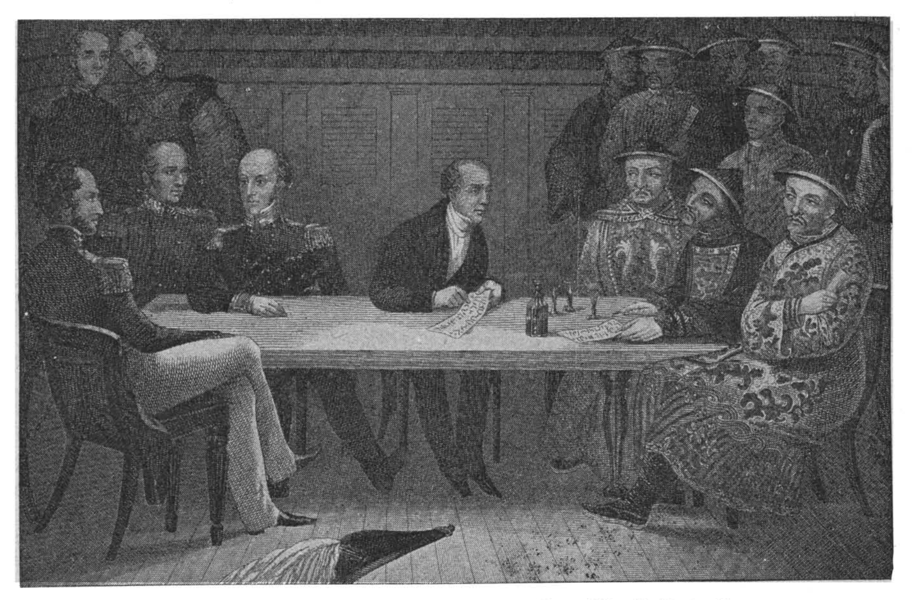
Zwischen Schanghai und Futschou befinden sich außerdem mehrere dem europäischen Handel geöffnete Vertragshäfen, unter denen Ningpo und Wentschou die erste Stelle einnehmen, doch verschlingen die größeren Häfen die kleineren, und es haben sich in den letzteren nur wenige Fremde angesiedelt, obschon der Erwerb dort vielleicht lohnender ist als in den Orten mit starker Konkurrenz.

Zu den im Niedergang begriffenen Städten gehört namentlich auch das auf unserem Wege zunächst liegende Hangtschou, die Hauptstadt der Provinz Tsche-kiang. Sie war einst die Hauptstadt Südchinas und Sitz der Kaiser der Songdynastie. Der alte Kaiserpalast, welcher einen Umfang von zehn englischen Meilen hatte, ist seit 1275 verwaist, als die Kaiserin-Mutter und der noch minderjährige Kaiser Hongtsong von den Tartaren gefangen genommen und an Kublai Khan ausgeliefert wurden. Die Stadt aber blühte trotzdem weiter und galt noch als eine Art Paradies, bevor der europäische Einfluß sich auszubreiten begann. Dann kam der Taipingaufstand, und seitdem hat die ehemals auf eine Million geschätzte Bevölkerung sich um ein Viertel verringert und auch die bedeutende Seidenindustrie viel an Umfang verloren.

Eine Zeit lang schien dieser Rückgang dem für die Schiffahrt bequemer gelegenen Ningpo zu gut kommen zu sollen, doch haben es sich die Chinesen selbst zuzuschreiben, daß diese Hoffnungen nicht in dem gewünschten Maße sich erfüllten. Der hauptsächlichste Ausfuhr-

artikel besteht nämlich in Binsen und daraus verfertigten Geflechten, wie Matten und Hüten, aber diese Waren wurden eine Zeit lang so schlecht gearbeitet, daß man sie in Europa nicht verkaufen konnte.

Um nach Ningpo zu kommen, muß man die Schusan-Inseln passieren, deren Name während des Opiumkrieges vielfach genannt wurde. Es ist eine Inselgruppe aus meist rotem und grauem Granit, der sich stellenweise bis zu fünfhundert Meter über dem Meeresspiegel erhebt, und von recht ungesundem Klima. Die Hauptstadt heißt Tinghai und hat etwa 30 000 Einwohner. Die Häuser sind überreich mit Holzschnitzereien und Vergoldung versehen und bekunden dadurch



Die Verhandlungen auf dem Admiralitätsschiff „Wellesley".

schon äußerlich die Wohlhabenheit der Bewohner. Überhaupt gilt diese Gegend als Mittelpunkt des Schnitzerei-Gewerbes, und die kolossalen geschnitzten Buddha- und Götzenfiguren in den vornehmen Tempeln zählen zu den besten derartigen Kunstwerken im ganzen Reich. Dagegen verpesten die breiten, durch alle Straßen geführten Rinnsteine mit ihrem übelriechenden, stagnierenden Inhalt den ganzen Ort.

Umgeben ist die Stadt von der üblichen Backsteinmauer, die eine Höhe von etwa $8\frac{1}{2}$ und eine Breite von mehr als 5 Meter hat, und an drei Seiten durch einen breiten Graben, an der vierten durch einen befestigten Hügel geschützt ist. Hierauf vertrauend glaubten die Chinesen

den Engländern Widerstand leisten zu können, als letztere wegen der Opium-Streitigkeiten mit Repressalien drohten und eine Besetzung der Schusan-Inseln planten.

Am 4. Juli 1841 erschien das englische Admiralsschiff „Wellesley“ mit dem Kommodore Bremer an Bord vor Schusanhafen, begleitet von den Schiffen „Conway“ und „Alligator“. Das erstere war mit 74 Kanonen ausgerüstet, die beiden anderen mit je 26 Kanonen; eine weitere Anzahl Kriegsschiffe traf am folgenden Tage ein. Die Schiffe nahmen einem Hügel gegenüber Aufstellung, auf dem ein großer Tempel stand.

Am Abend sandte Sir Bremer eine Botschaft an den chinesischen Gouverneur, die Inseln zu übergeben. Der letztere begab sich in Begleitung von zwei Mandarinen nach dem Admiralitätsschiff und suchte zu verhandeln. Unser Bild stellt die Unterredung dar: an dem Schiffstische sitzen rechts der Gouverneur Chang, der Kapitän der im Hafen ankernden chinesischen Kriegsdschunken und der Bürgermeister von Schusan; links Kommodore Bremer und die Schiffskapitäne Sir Henry Darell und Baronet Burell, und zwischen beiden Gruppen ein Deutscher, der Missionar Gützlaff aus Stettin, welcher als Dolmetscher fungierte. Im Hintergrunde sind noch einige höhere chinesische Beamte, der englische Kapitän Maitland und der militärische Gesandtschaftssekretär Lord Jocelyn.

Der Gouverneur erklärte, daß es ihm zum Widerstande an Macht fehle, daß er jedoch ohne Befehle von Peking die Übergabe nicht vornehmen dürfe und daher um Aufschub bäte. Dieser wurde ihm jedoch nicht zugestanden, sondern der Beginn der Feindseligkeiten angekündigt, sofern nicht bis zum nächsten Morgen die Übergabe erfolgt sei.

Um $2^1/_2$ Uhr morgens donnerte der erste Schuß des „Wellesley“ und, was nun erfolgte, läßt sich in wenigen Worten sagen. Die Kriegsdschunken und Strandbatterien antworteten, aber jetzt ließen die englischen Schiffe ihre vollen Breitseiten gegen die Hafenbefestigungen spielen, und in neun Minuten waren Hafen, Fort und Häuser am Strand ein dampfender Schutthaufen. Die Truppen landeten an der verlassenen Küste, die mit zerbrochenen Spießen, Säbeln, Schilden, Flinten und einigen Toten bedeckt war, und zogen vor die Wälle von Tinghai, wo sie lagerten. Durch die Mannschaften der inzwischen eingetroffenen weiteren Schiffe verstärkt, legten sie am nächsten Morgen Sturmleitern gegen die kaum verteidigten Mauern und waren nach wenigen Minuten Herren der Stadt.

Dieser mühelose Sieg wurde der Welt sofort mit folgenden bescheidenen Worten verkündet: „Den Morgen des 5. Juli 1841 hatte das Geschick als den denkwürdigen Tag bezeichnet, an dem zuerst die Fahne Ihrer Majestät von England über der schönsten Insel des himmlischen Mittelreichs wehen sollte, das erste europäische Banner, welches siegreich über diesen blühenden Fluren stand“.

Wie es mit der „schönen“ Insel beschaffen war, haben wir bereits geschildert. So billig die Engländer den Sieg erkauft hatten, so teuer kam ihnen später die im Friedensschluß vom 26. August 1842 festgesetzte Bedingung zu stehen, daß eine englische Garnison so lange in Tanghai bleiben sollte, bis China die Kriegsschuld völlig abgetragen habe. Die ungesunde Luft forderte eine Menge Menschenleben, und die englische Garnison pries sich schließlich glücklich, als die Bedingungen erfüllt waren und der letzte Mann zurückgezogen werden konnte. —

Der Inselgruppe gegenüber liegt Tschinhai, der Vorhafen von Ningpo. Hier versuchten 1884 die Franzosen, die neuen dort stationierten chinesischen Kreuzer zu kapern, doch vermochten sich diese durch schleunige Flucht zu retten. Tschinhai hat eine nicht unbeträchtliche Garnison, die in einem weiten Lager außerhalb der Stadt untergebracht ist, und eine ziemliche Anzahl moderner Geschütze, die jedoch wenig gefährlich sind, da die Munition im Lande selbst angefertigt wird. In dem Städtchen selbst herrscht das übliche Menschengewirr und der hinreichend bekannte Geruch, der um so unerträglicher ist, weil die Bewohner hauptsächlich vom Fischfang leben und der von diesem Gewerbe unzertrennliche Duft nebst dem Verwesungsgeruch faulender Fische zu der sonstigen Unreinlichkeit der Chinesen hinzukommen.

Fahren wir den Fluß, dessen Name Young ist, zwölf Seemeilen hinauf, so erreichen wir Ningpo. Den Engländern war es im Anfange des 18. Jahrhunderts erlaubt worden, hier Handel zu treiben, doch brachte es die Eifersucht der Portugiesen und Russen dahin, daß diese Erlaubnis später zurückgezogen wurde und die Hong-mun (rotborstigen Barbaren) die Stadt verlassen mußten. Um so lebhafter gestaltete sich dann die Handelsverbindung mit Japan, und Ningpo wurde der Hauptstapelplatz für japanische Waren, für welche Seide und Thee, namentlich aber Baumwolle, die allenthalben in der Nachbarschaft angebaut wird, im Tauschhandel gegeben wurde.

Diese Handelsbeziehungen erhielten während des Opiumkrieges einen empfindlichen Stoß. Die schlechte Behandlung der Mannschaft

des Transportschiffes „Kite“ durch die aufgeregte eingeborene Bevölkerung bot den Engländern den erwünschten Vorwand, kriegerisch einzugreifen. Kontreadmiral Sir W. Parker fuhr mit den Kriegsschiffen Modeste, Columbine, Bentink, Sesostris, Queen, Nemesis und Phlegethon in den Youngfluß ein und ließ eine starke Abteilung Matrosen und Soldaten landen. Die Wälle von Ningpo wurden überhaupt nicht verteidigt, die Thore ließen sich durch wenige Axtschläge zertrümmern, und ohne auch nur einen Schuß abzufeuern, konnten die Engländer unter Vorantritt der Musikkapelle des achtzehnten Regiments ihren Einzug halten. Damit war das Schicksal der Stadt besiegelt und sie mußte, als der Friede geschlossen wurde, dem britischen Handel als Vertragshafen geöffnet werden.



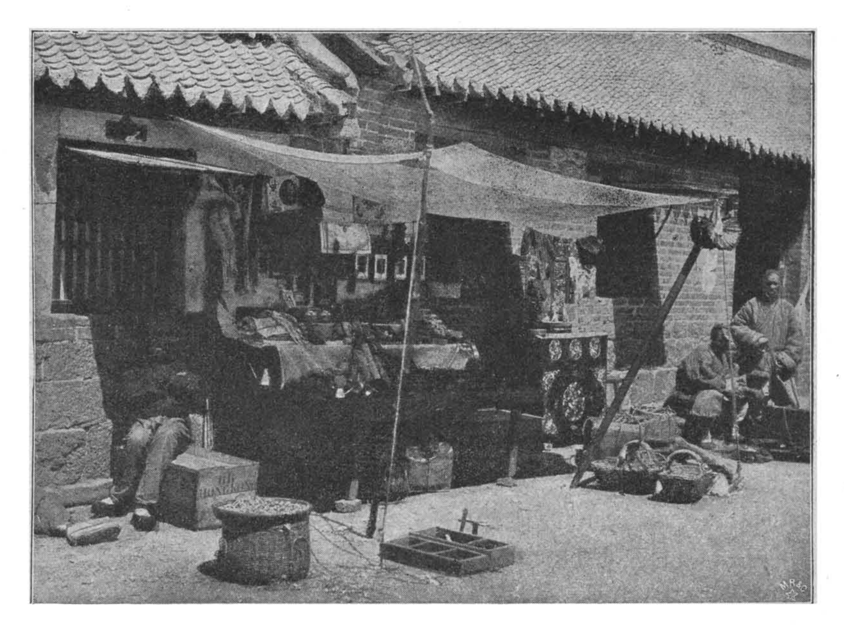
Eine Straße in Ningpo.

Die Zahl der Fremden hat bis jetzt noch nicht fünfzig Köpfe erreicht, und der Wert des gesamten Außenhandels beläuft sich jährlich auf wenig über zwanzigtausend Taels — eine Summe, die im Verhältnis zu den hohen Ziffern der durch regelmäßige Dampferverbindung bevorzugten Häfen überaus bescheiden ist. Dennoch macht die kleine europäische Ansiedlung mit ihren villenartigen Häusern einen recht freundlichen Eindruck.

Der chinesische Stadtteil hat zwar leidlich breite Straßen und viele reiche Kaufläden, enthält aber fast kein einziges älteres, hervorragendes Gebäude, was um so sonderbarer ist, weil die Wohlhabenheit sich seit vielen Generationen vererbt hat. Auch manche bessere Kauf-

läden machen von der Straße aus einen ganz unscheinbaren Eindruck, und man ist erstaunt, welche Schätze dieselben bergen, wenn man den Fuß über die Schwelle setzt.

Einen kleinen Begriff von der Wohlhabenheit bekommt man allerdings durch die stattlichen Gewänder vieler Passanten, die in tadellos weißes Baumwollenzeug, in reich gestickte Seidenröcke und im Winter in kostbares Pelzwerk gekleidet sind, aber das richtige Verständnis erhält man doch erst, wenn man zu der Privatwohnung eines reichen Kaufmanns Zutritt erlangt und dessen ererbte Möbel und Kunstschätze betrachten darf.



Ein Raritätenladen.

Besonders eigenartig sind die Tische und Schränke, welche allerlei figürlichen Schmuck tragen, der in verschiedenfarbigem Holz oder auch in Elfenbein eingelegt ist. Dergleichen Arbeit findet man in keinem anderen Teile des chinesischen Reiches. Ebenso wertvoll sind die geschnitzten Holzarbeiten und die schönen alten Porzellane, wobei der Besitzer nicht zu bemerken vergißt, daß altes Porzellan unglaublich lange Zeit Blumen und Früchte vor dem Verderben schützt. Dann sieht man aus Bambus geschnitzte Zierrate, sonderbar geschnitzte Pfirsichkerne, geschnitzte Rhinozeroshörner, Bronzegruppen, lackierte altjapanische

Tabletten und Dosen, Medaillen, Blumentöpfe mit seltenen Pflanzen, Vogelkäfige mit buntbefiederten Bewohnern und allerhand andere Raritäten und Kuriositäten, für welche die Chinesen trotz ihrer sonstigen Sparsamkeit übermäßig hohe Preise anlegen.

Die Wohlhabenheit kennzeichnet sich auch in dem vor etwa fünfzehn Jahren erbauten Tempel der Theehändlergilde, der wohl das prächtigste moderne Gebäude in ganz China ist. Die reichen, absonderlichen Schnitzereien und Dachverzierungen, die sorgsam gedrechselten Säulen mit den barocken Kapitälern, welche die Tempelhalle und die Rundgänge tragen und meist mit rotem Lack und Gold bemalt sind, vereinigen sich trotz der Überladung in den Einzelheiten zu einem höchst wirkungsvollen Ganzen.

Die einzige Sehenswürdigkeit aus älterer Zeit ist die Pagode Tien-foung-ta oder Tempel der himmlischen Winde. Sie ist achteckig gebaut, ungefähr fünfundvierzig Meter hoch und schon ziemlich in Verfall geraten, doch läßt sich die Treppe im Innern noch besteigen, und auf der Spitze bietet sich ein so hübscher Blick über die ganze Umgegend, daß es sich der Mühe wohl verlohnt, die vielen Stufen empor zu klimmen. Vielleicht verdient es noch Erwähnung, daß hier die Tempel meist mit Theatern verbunden sind. Die letzeren befinden sich in den Tempelhöfen und zwar derart, daß die Schaubühnen den beiden Tempelfronten gegenüber liegen, während die Zuschauer-Logen so aufgebaut sind, daß sie gleichzeitig in den Tempel und auf die Bühne Einblick gestatten. Auf diese Weise können nicht nur die Gläubigen nach dem Gebet sich sofort den Genuß eines Schauspiels verschaffen, sondern auch die Götter selbst können den Aufführungen zuschauen. —

Über den nächstfolgenden Vertragshafen, Wentschou, läßt sich wenig sagen. Die Stadt an sich ist alt, aber die Einwohnerschaft lebte, wie diejenige vieler dortiger Orte, Jahrhunderte lang von See- und Strandraub und steht daher auf einer sehr niedrigen Stufe. Dauernd sind Fremde hier fast überhaupt nicht ansässig, und selbst die Zahl der zum vorübergehenden Aufenthalt eintreffenden Europäer ist äußerst gering. Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel sind Thee, Apfelsinen und Papier-Regenschirme (Kittysols), doch kommt hiervon wenig nach Europa; das Meiste findet seinen Weg nach den zu Asien und Australien gehörenden Inseln.

Futschou und Amoy.

Futschou ist die Hauptstadt der Provinz Fukian und Sitz des Vizekönigs der Provinzen Fukian und Tschekiang. Sie liegt am Minflusse in einer von Bergen eingeschlossenen Ebene mit einer dichtgedrängten, zum Teil auf dem Flusse wohnenden Einwohnerzahl von angeblich 630000 Köpfen. Die Stadt ist seit 1842 dem britischen Handel geöffnet und seit 1846 Hauptsitz der amerikanischen Missionsgesellschaften; jetzt haben dort etwa vierzig Handelsfirmen ihren Sitz und vier Konsulate, darunter ein deutsches.

Für uns hat Futschou deswegen besondere Bedeutung, weil dort das erste chinesische Schiffsarsenal nach europäischem Muster errichtet wurde.

Als die chinesischen Regierungstruppen fortgesetzt von den Taiping-Rebellen geschlagen wurden, kam der damalige Gouverneur von Tschekiang, Tso-Tsong-Tang, auf den Gedanken, Europäer in Dienst zu nehmen und durch sie seine eingeborenen Truppen ausbilden und in die Schlacht führen zu lassen.

Damals spielten die Franzosen noch eine ziemlich bedeutende Rolle in China, so daß der Vizekönig auf sie sein Augenmerk richtete. Er berief verschiedene französische Offiziere an die Spitze seines Armeekorps und hatte diesen Schritt auch in keiner Weise zu bereuen, denn die Empörer wurden nunmehr empfindlich geschlagen und zwei der Kommandanten, Le Brethon und de Moidray, starben den Heldentod an der Spitze der von ihnen geführten Truppenteile.

Noch mehr gefielen dem Gouverneur aber die französischen Kriegsschiffe, und als er nach Niederwerfung des Aufstandes zum Vizekönig befördert wurde, engagierte er die Marineoffiziere Giquel und d'Aiguebelle, um einen Plan zur Erbauung einer Schiffswerft für Kriegsschiffe in Foutschou auszuarbeiten. Der Plan fand 1866 die Billigung der Pekinger Regierung, und der Vizekönig berief sofort aus Frankreich eine Anzahl Techniker und Maschinenkonstrukteure. Man begann nun gleichzeitig mit der Einrichtung der Werft und mit der Eröffnung einer technischen Schule, in welcher chinesische Ingenieure und Handwerker in allen für den Schiffs- und Maschinenbau nötigen Fächern unterrichtet werden sollten; und nachdem alle Vorarbeiten getroffen worden waren, nahm der Schiffsbau seinen Anfang. Als jedoch im Jahre 1874 eine Anzahl Kriegsschiffe fertig geworden waren, glaubte man, der europäischen Beihilfe nicht weiter zu bedürfen, sondern ent-

ließ das gesamte Instruktionspersonal. Es mochte dazu kommen, daß in dem vorhergehenden Jahre die erste französische Invasion nach Tonkin versucht worden war; jedenfalls hatte der französische Einfluß in China damit sein Ende erreicht. —

Fahren wir vom Meer aus in den Mingfluß ein, so erinnert uns die kleine Pagode von Lingpou an ein anderes historisches Ereignis. Als nämlich 1840 die Engländer mit ihren Feindseligkeiten begannen und auch Futschou einen unerwünschten Besuch abzustatten versuchten, rollten die Chinesen dort große Steinblöcke vom Kuchanberge in den Fluß und erreichten durch diese Barre wirklich, daß die Engländer die Einfahrt nicht erzwingen konnten. In den seitdem verflossenen sechzig Jahren ist infolge dieses Hemmnisses der Flußlauf mehr und mehr versandet — aber was kümmert dies die chinesischen Behörden; glaubt man doch, dadurch besser gegen feindliche Überfälle gesichert zu sein.

Hier auf diesem Flusse lernen wir auch eines jener Wasserdörfer kennen, von denen in den Beschreibungen Chinas so viel die Rede ist.

Im Gegensatz zu unserer Schiffahrt treibenden Bevölkerung, die ihren Kahn nur, so lange es die Arbeit erfordert, als Wohnung benutzt, ihren festen Wohnsitz aber auf dem Lande hat, bildet der fast einem Holzschuh ähnliche Kahn das einzige Heim für den südchinesischen Schiffer; ja es kommt nicht selten vor, daß auf einem solchen „Sampan“ mehrere Generationen derselben Familie leben. Die Kähne sind in geraden Reihen neben einander verankert, doch so, daß zwischen denselben Wege, genau wie Straßen auf dem Festlande, hindurchführen. Man glaubt also thatsächlich, ein großes Dorf vor sich zu sehen und dieser Eindruck wird noch dadurch verstärkt, daß auf manchem Kahn in Kästen und Töpfen ein kleiner Garten angelegt ist, in welchem Blumen und Grünkram gezogen werden. Eine zahllose Schar Kinder spielt auf den Kähnen herum und zwischen den Reihen bewegen sich Boote, deren Besitzer Lebensmittel, Kleidungsstücke und Geräte aller Art zum Kauf anbieten. Einen eigentlichen Winter giebt es dort nicht, und so ist für einen Aufenthalt auf dem Lande auch kein dringendes Bedürfnis vorhanden.

Nach dem chinesischen Gesetz darf die Schifferbevölkerung überhaupt nicht auf dem Lande leben, noch weniger Grundbesitz erwerben. Man überläßt ihr das Wasser, aber Anrecht auf das Festland hat sie nicht. Man betrachtet sie sogar als eine fremde, nicht-einheimische Rasse, während es sich vermutlich um die Reste der ursprünglich ein-

geborenen Bevölkerung handelt, die in vorhistorischer Zeit von den Chinesen unterjocht wurde. Weder Kinder noch Enkel der Schiffer werden zu einem Staatsexamen zugelassen, denn dieser Beruf gilt als „unehrenhaft“; der Abkömmling einer solchen Familie muß den Nachweis liefern, daß mindestens drei Generationen hindurch keiner seiner Vorfahren das Schifferhandwerk betrieben hat, bevor ihm gestattet wird, die Litteraten-Laufbahn einzuschlagen.

An Arbeit fehlt es dem Schiffer gerade nicht, denn fast nichts wird dort auf Landwegen transportiert, sondern alles zu Wasser.



Auf dem Hinterdeck eines Sampan.

Namentlich befinden sich in jener Gegend umfangreiche Waldungen, aus denen Schanghai und das Yantse-Thal mit Nutzholz versehen wird. Sammelt der Schiffer aber nirgends in der Welt große Reichtümer, so vermag er in Südchina kaum das Leben zu fristen. Er wächst ohne jegliche Erziehung auf, verbringt seine Kindheit auf dem Hinterteil des Kahnes zu Füßen der Mutter, der seit undenklicher Zeit die Führung des Steuerruders obliegt, und kennt kein anderes Spielzeug und keine anderen Spielgefährten als seine Geschwister. Alte Matten, die nicht mehr als Segel brauchbar sind, werden zu einem

gewölbten Dach zusammengefügt, das den einzigen Schutz gegen Sonne, Regen und Frost bildet, und der Vater hantiert halbnackt am Vorderteil des Schiffes, stakend oder rudernd, und jeden Augenblick bereit, in das Wasser zu springen und den Kahn abzubringen, wenn er auf eine der zahllosen Sandbänke geraten ist. So gestaltet sich die Jugend, so der Lebenslauf der Schiffer, und es ist wahrlich kein Wunder, daß das Piratenwesen und der Strandraub dort unausrottbar sind. —

Die Stadt Amoy, die nächste auf unserem Wege, war nicht so glücklich wie Futschou, sondern hat während des Opiumkrieges recht unangenehme Bekanntschaft mit den englischen Waffen machen müssen.

Am 25. August 1841 erschienen die Engländer vor der Stadt und wurden von der Hafenbatterie mit einigen Kugeln begrüßt, welche die Fregatte „Modeste“ erwiderte. Tags darauf kam ein Mandarin mit der Parlamentärflagge und erklärte, daß eine so starke Flotte schwerlich in friedlicher Absicht erschienen sei; dieselbe möge sich daher sofort entfernen, wenn sie nicht vernichtet werden wolle. Der Admiral Sir Henry Pottinger antwortete mit der bekannten englischen Höflichkeit, daß er nur aus Mitleid mit den Bewohnern in die sofortige Übergabe der Stadt und Festung willige, die er bis zum Friedensschluß besetzen werde; die Tataren und übrigen Besatzungstruppen dürften sich zurückziehen.

Die Chinesen, welche den Wert europäischer Waffen und Disziplin noch nicht kannten, glaubten auf ihre Wälle und ihre Kanonen vertrauen zu dürfen. Das eine Fort war mit neunzig Geschützen armiert, das zweite hatte zweiundvierzig Kanonen größten chinesischen Kalibers; bei Kulangsu, dem Schlüssel zu Amoy, standen sechsundsechzig Geschütze; weitere Batterien und Befestigungen deckten die anderen Seiten des Platzes.

Der englische Angriffsplan war sehr einfach. Die Schiffe, unter denen „Modeste“, „Blanche“ und „Druide“ die bedeutendsten waren, näherten sich unter fortgesetztem Feuern den Wällen von Kulangsu, dann landeten die Seesoldaten unter Kapitän Ellis und ein Teil des sechsundzwanzigsten Regiments unter Major Johnston und vertrieben nach kurzem Widerstand die chinesischen Truppen. Dann lief die „Modeste“ in den inneren Hafen ein und brachte schnell die Hafenbatterien zum Schweigen; sie erbeutete dabei sechsundzwanzig Kriegsdschunken mit hundertachtundzwanzig Geschützen, die von der Mannschaft verlassen waren. Bei der langen Batterie leisteten die Tataren dem

vereinigten Feuer von fünf englischen Schiffen hartnäckigen Widerstand, aber das Landungskorps kam ihnen in den Rücken und richtete ein vernichtendes Blutbad an.

Jetzt war kein Halten mehr. Die Chinesen flohen nach allen Richtungen; ihr Oberbefehlshaber ertränkte sich im Fluß und ein anderer hervorragender Führer zog, als er sich verfolgt sah, sein Schwert und stieß es sich ins Herz.

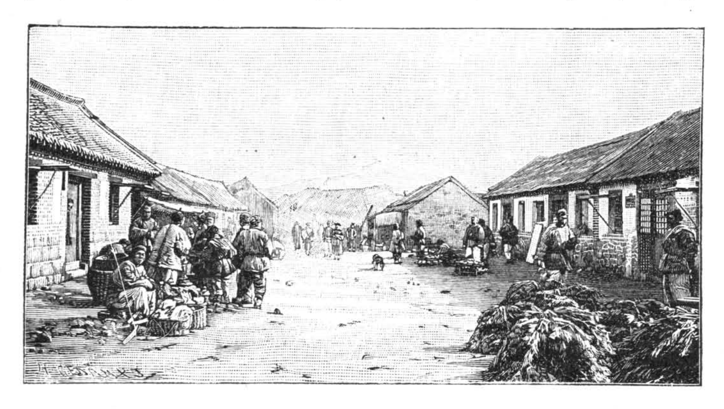
Aber auch hier kam die Hiobspost für die Engländer nach! Fieber und Cholera wüteten, namentlich zur Zeit des Südwestmonsum, in so argem Maße, daß beispielsweise im Herbst 1843 das 18. (irländische) Regiment täglich zwei bis drei Mann verlor und der englische Begräbnisplatz erweitert werden mußte. Deswegen waren die britischen Militärbehörden überaus froh, als im Frühjahr 1845 ein Teil der Kriegsschuld bezahlt wurde und beeilten sich, alle Truppen aus der gefährlichen Gegend zurückzuziehen.

Heute ist dieselbe Insel Kulangsu, die damals so viele Opfer erforderte, der Wohnplatz der Fremdenkolonie, und wir wollen das freundliche Bild, das der österreichische Linienschiffsleutnant v. Jedina von ihr entwirft, im Auszug folgen lassen, zumal wir dadurch gleichzeitig einen Einblick in die Verhältnisse der Fremden auf chinesischem Boden und in das Leben eines Marineoffiziers erhalten.

„Die Küsten und Landschaften Chinas geben im allgemeinen keinen hohen Begriff von der Naturschönheit dieses Landes. Vorwiegend eintönig, scheint eine Landschaft der anderen zum Verwechseln ähnlich, gleich den Einwohnern des Reichs, von denen man jeden recht genau betrachten muß, um ihn nicht mit einem anderen seiner Landsleute zu verwechseln. Dagegen muß man zugeben, daß das bergige Küstenland im Südosten Chinas, besonders dort, wo sich die Flüsse den Weg zum Meere bahnen, trotz der Baumlosigkeit manche recht malerische, ja großartige Scenerie aufweist.

So auch bei Amoy, das auf einer großen Insel an der Mündung des Drachenflusses liegt, der sich in eine weit ins Land einschneidende Bucht ergießt. Schon die vorliegenden kleinen Inseln mit dem Leuchtturme und einige Batterien fallen durch sonderbare Gestaltung auf und heben sich mit ihrem lichtgelben Felsentone wirksam vom blauen Wasserspiegel ab. Noch effektvoller ist das Bild weiter gegen innen zu, wo durch die kleine Insel Kulangsu der eigentliche Hafen gebildet wird. Hier öffnet sich plötzlich dem Auge ein ungewohntes großartiges Panorama.

Zwischen flachen Buchten türmen sich hohe Felswände auf, oft fast senkrecht zum Meere abfallend. Riesige schwarze Granitblöcke, bunt durcheinander geworfen, vorherrschend in Lagen, die den Gesetzen der Schwere zu spotten scheinen, bringen durch ihre Farbe eine malerische Abwechslung in die gelbe Felsmasse. Dann entdeckt man wieder ausgedehnte senkrechte, tafelartige Felsplatten, fast jede mit einer weit sichtbaren chinesischen Inschrift bedeckt und von einem spärlichen, aber immerhin wohlthuenden Grün von Kiefern und Gesträuch bekränzt. Hierzu eigentümliche Bauten, vornehmlich Tempel, Pagoden und Grabmäler, und endlich auf einer flach verlaufenden Spitze die Häuserfront der Stadt mit einer stattlichen Menge von Fahrzeugen auf dem Flusse. Der Stadt gegenüber liegt die Insel Kulangsu, die womöglich noch interessanter erscheint. Sie hat die gleiche auffallende,



Dorf bei Amoy.

stets wechselnde Felsenformation in schwarz und gelb wie drüben, dabei aber an jedem dazu geeigneten Punkte eine freundliche Villa mit üppigem Garten. Eine ansehnliche Reihe von Gebäuden, durch die bunten Nationalflaggen als Konsulate gekennzeichnet, und hart am Ufer eine belebte kleine chinesische Niederlassung, so zeigt sich dieser Hauptaufenthaltsort der Europäer Amoys.

Amoy ist ein wichtiger Handelsplatz, der Ausfuhrhafen der umliegenden Theedistrikte, und schon seit Jahrhunderten der Stapelplatz für die Produkte Formosas. Auch werden hier lebhafte Handelsbeziehungen mit Manila unterhalten, was durch eine bedeutende Kolonie spanischer Mischlinge auch sichtbar zum Ausdruck kommt. Dies hindert jedoch nicht, daß sowohl das Handelsviertel als auch der davon getrennte befestigte Teil der Chinesenstadt zu den schmutzigsten und

elendesten Ansiedlungen Chinas gehören. Wenn man die am Ufer liegenden Häuser spanischer Bauart passiert hat und in die mitunter nur mannsbreiten Straßen gelangt, heißt es vor allem, Überschuhe gegen den Schmutz mitzunehmen. Aber wie der Berührung mit den meist halbnackten, krankhaft aussehenden Kulis, den zahlreichen, unappetitlichen Kindern und den ebenso häufigen, widerlichen schwarzen Schweinen ausweichen? Das ist eine um so schwierigere Aufgabe, als die vorhandenen Läden und Werkstätten auch nicht einladend sind. Obwohl die letzteren mehr Ställen als menschlichen Aufenthaltsorten gleichen und überfüllt sind, wird nichtsdestoweniger sehr fleißig in denselben gearbeitet. Doch mit Ausnahme einiger Kuriositätenläden fehlen auch die Verkaufslokale mit buntem Kram und reicher Ausschmückung, wie solche in anderen chinesischen Städten das Auge fesseln.



Südchinesische Bauern.

Entgegen dem wenig freundlichen Eindruck, den wir von Amoy empfingen, gefiel uns Kulangsu um so mehr. Hier fanden wir von neuem die Bestätigung der Regel, je kleiner eine Fremdenkolonie, um so lustiger und gastfreundlicher ist sie.

Wie überall in Ostasien sind auch in Kulangsu die Engländer tonangebend. Den gesellschaftlichen Mittelpunkt bildet stets das Haus des englischen Vertreters, dann kommen die etwa vorhandenen Berufskonsuln, der Kommissionar des chinesischen Zollamts und dessen höhere Beamten, meistens auch Engländer, und schließlich die angeseheneren Kaufleute.

Wegen der geringen Mitgliederzahl dieses Kreises findet ein festes Aneinanderschließen statt und herrschen recht angenehme gesellige Beziehungen. Bei jeder passenden Gelegenheit werden Zusammenkünfte

in Form von Diners, Picknicks, Spielen im Freien und in der kühlen Jahreszeit auch Tanzkränzchen veranstaltet.

Immerhin bringen die für gesellige Vergnügungen meist sehr empfänglichen Offiziere eines Kriegsschiffes diesem Kreise eine recht erwünschte Abwechslung. Es pulsiert dann das gesellschaftliche Leben doppelt so schnell. So war es auch beim Eintreffen der „Fasana“ (diese, an deren Bord sich Se. k. u. k. Hoheit der Erzherzog Leopold Ferdinand befand, besuchte in den Jahren 1887—89 fast alle bedeutenden Hafenorte Asiens. D. Verf.). Und dies um so mehr, als der englische Konsul Mr. Forrest in Amoy auch unsere Vertretung besorgt, wie dies in Asien in allen jenen Orten der Fall ist, wo Österreich-Ungarn kein eigenes Konsulat besitzt. Es gab Einladungen nach allen Seiten, und selbst die Reserve gesetzten Alters mußte ausrücken, damit der Stab der „Fasana“ allen gesellschaftlichen Verpflichtungen nachkommen konnte. Doch war dies sicherlich kein Opfer und das Picknick bei den „Zehntausend Felsen“ wird beispielsweise allen Teilnehmern in angenehmer Erinnerung bleiben.

„Zehntausend Felsen“ heißt eine Lehne der sich hinter der Stadt Amoy auftürmenden Berge. Allerdings ist bei der Unzahl der dort kunterbunt durcheinander liegenden Granitblöcke die Zahl etwas willkürlich angenommen, doch ist die Benennung bezeichnend genug, um dort keine makadamisierte Straße zu erwarten. Trotzdem verschmähte die zahlreiche Herrengesellschaft unter Führung des Herrn Forrest die bereitstehenden Sänften und wandelte zu Fuß den holperigen Pfad hinan. Wir passierten die große senkrechte Felsplatte, wo eine lange Inschrift dem Andenken Koxingas, des chinesischen Seeräubers, gewidmet ist, der im 17. Jahrhundert die Holländer aus Formosa vertrieben hat, sodann ein recht viel Elend und Schmutz bekundendes Dorf und erreichten endlich einen Höhepunkt, der uns einen Ausblick auf ein ziemlich weites Thal gewährte.

Ein seltsames Bild bot sich uns dar. So weit das Auge reicht nichts als Gräber. Auf den hervorragendsten Punkten größere und schönere in der gebräuchlichen Hufeisenform, in der Thalsohle, mit mathematischer Genauigkeit geradlinig gereiht, kleinere, kofferartig gemauert und mit einem unscheinbaren Gedenkstein versehen; alle schneeweiß getüncht. Hier sind die Gebeine der in den Gefechten mit den Franzosen auf Formosa gefallenen Soldaten beerdigt. Das „dankbare“ Vaterland ist dabei jedenfalls etwas pietätlos mit seinen Verteidigern umgegangen; denn nach chinesischen Begriffen ist eine Lage, welche eine

freie, schöne Aussicht bietet, in erster Linie bei der Wahl einer Grabstätte zu berücksichtigen. Unglücksfälle in einer Familie werden oft dem Umstande zugeschrieben, daß die Geister der verstorbenen Angehörigen mit der Aussicht unzufrieden sind, weshalb in einem solchen Falle gewöhnlich die Gebeine umgebettet werden. Hier zeigt sich wieder einer jener schroffen Gegensätze mit unseren abendländischen Ansichten, die in China so oft auffallen. Der Europäer baut sein Haus womöglich auf einem erhöhten Punkte und beerdigt seine Toten gern in einem abgelegenen ruhigen Thale oder in der Ebene; der Chinese macht dies umgekehrt.

Doch mit diesem ungeheuren Friedhofe waren die Gräber nicht zu Ende. Kaum hatten wir im weiteren Verlaufe des Weges eine Vorstadt Amoys mit einigen recht seltsamen Ehrenbögen durchschritten, so breiteten sich links und rechts wieder große Flächen mit Gräbern aus. Auch zeigten sich längs der Straße häufig kleine Schreine mit großen irdenen Töpfen, welche nach der Erklärung unseres heiteren Gastgebers „Eingemachte Ahnen“ enthielten. Bei aller Achtung für die Pietät, die dieser Sorgfalt für die Grabstätten der Vorfahren zu Grunde liegt, muß man sich doch fragen, ob mit der Zeit in China noch Platz für die Lebenden übrig bleiben werde. Zum Glück fühlen sich die Geister der Verstorbenen nur in einem Terrain gemütlich, das schattenlos ist, und als die „Zehntausend Felsen“ erreicht waren, hatte es mit der Gräberstaffage sein Ende. Dafür bot die Berglehne, welche nun in ihrer ganzen Ausdehnung vor uns lag, einen wahrhaft großartigen Anblick.

Die wildeste Phantasie kann sich die eigentümlichen Kombinationen der hier in regellosem Durcheinander herumliegenden großen Granitblöcke nicht vorstellen. Da sieht man eine große Platte auf zwei Blöcken ruhen, als ob sich ein Riese ein Ruheplätzchen zurecht gemacht hätte; dort steht ein Koloß auf einer schmalen Schneide, und man huscht rasch an demselben vorüber, weil man jeden Augenblick seinen Fall erwartet. Natürlich fehlt es nicht an Gebilden, die in auffallender Weise an Tiere oder Menschen erinnern. Die interessanteste Gruppierung ist aber jedenfalls der sogenannte „Schaukelstein“. Es ist dies ein keilförmiger Block von etwa 12 bis 13 Meter Länge, welcher senkrecht auf der Kante eines anderen Felsstückes und zwar derartig ausbalanciert ruht, daß die Schulterkraft zweier Knaben genügte, um die Masse von über hundert Tons Gewicht in eine schwingende Bewegung zu versetzen. Zweifellos ist dieses Naturspiel staunenswert.

noch mehr Bewunderung verdient aber der sonderbare Geschmack des Bauern, welcher sich unmittelbar unter einem Ende dieses wuchtiger Damoklesschwertes seine Hütte gebaut hat. Wir geboten dem Ungestüm der Knaben Einhalt, fürchtend, den Koloß doch schließlich auf die Bauernhütte stürzen zu sehen.

Der Aberglaube der Chinesen hat sich begreiflicherweise dieser wunderlichen Naturspiele bemächtigt. An den hervorragendsten Punkten der Berglehnen erheben sich Tempel, zumeist von Bananenbäumen umgeben. Hierdurch wird der ungewöhnliche Eindruck des Bildes noch erhöht. Hier sahen wir den Tigerrachen-Tempel, wo der klaffende Zwischenraum zwischen zwei runden Blöcken den Rachen des Raubtieres darstellt, während ein weiß angestrichenes Geländer die Besucher dieses Aussichtspunktes an das Gebiß erinnert. Der Hirsch-Tempel, durch vier aneinander lehnende Blöcke gebildet, kann auf unübertroffene Einfachheit der Bauart und auf Bombenfestigkeit Anspruch erheben. Schließlich erwähne ich des Tempels der Buße, dessen Name wohl im Zusammenhange mit seiner Lage auf einem schwer zu erklimmenden Felsengewirr stehen dürfte. Natürlich entbehren solche interessante Orte nicht der landesüblichen Wahrsager. Oft läßt man durch einen hierzu abgerichteten Vogel die Auswahl zwischen mehreren mit Nummern versehenen Marken treffen. Die derart gefundene Glückszahl wird dem Wahrsager eingehändigt. Dieser befragt damit das mysteriöse Orakelbuch und händigt sodann den Schicksalsspruch, auf einen Papierstreifen ausgefertigt, dem Kunden ein. Jedenfalls gehört viel Menschenkenntnis und Geschicklichkeit dazu, um immer einigermaßen passende Antworten zu geben, da man sich die an das Orakel gestellte Frage nur denkt, keineswegs aber dem Wahrsager bekannt giebt. Wir waren jedenfalls verblüfft, auf die unter uns ausgemachte, aber nicht ausgesprochene Frage, ob wir den eben signalisierten Taifun in See treffen dürften, die Antwort zu erhalten, daß, wenn wir in den nächsten zwei Tagen auslaufen sollten, wir einen schweren Sturm zu bestehen haben würden.

Das Erklimmen der Felsen und der scharfe Nordostwind hatten unsern Appetit geschärft, Gräber und Wahrsager hatten demselben auch nicht geschadet, und so sahen wir uns mit Vergnügen am Ende des Bußweges, wo uns vom Tempel eine Prachtaussicht auf die Stadt geboten war, und auf dem verlängerten Opfertische ein reichliches Mahl erwartete. Mit der Benutzung des Tempels zu so profanem Zwecke begeht man durchaus keine Tempelschändung, denn seltsamerweise werden in China und Japan oft Fremden Tempel zum Wohnorte

angewiesen, und das Einnehmen einer Mahlzeit in Gegenwart der Götter scheint sogar ein wohlgefälliges Werk zu sein. Natürlich unter der Voraussetzung, daß dabei die Gottheit, durch den Priester oder Tempelhüter vertreten, nicht leer ausgehe.

Natürlich fehlte es in dem Maße, als der Inhalt der zahlreichen Flaschen geleert wurde, nicht an Toasten, und bald ging man auch zum Gesang über. Es kamen da alle möglichen Studenten- und Nationallieder zum Vortrage; allerdings nicht immer ganz im Sinne des Komponisten, aber entschieden mit bedeutendem Nachdruck. Bedenklich sahen die angeräucherten Götzen auf dieses ihnen ungewohnte Bild gemütlichen Frohsinns. Bedenklich schien es aber auch, angesichts



Feng-schui-Steine.

des Heimweges, auf dem die Felsen den Gleichgewichtsgesetzen Hohn sprechen, diese unsererseits auf die Probe zu stellen. Darum wurde im richtigen Moment aufgebrochen. Ohne andere Widerwärtigkeit als das Bellen der Hunde, das Auseinanderstieben des schleppbäuchigen Borstenviehes und der erschreckten Kinder, wenn gerade beim Passieren einer Ansiedlung ein besonders gefühlvolles Lied angestimmt wurde, erreichten wir sehr befriedigt unser schwimmendes Heim.“ —

Swatau ist ein Handelsplatz, dessen Bedeutung noch nicht gesichert ist. Es befindet sich aber ein deutscher Vizekonsul dort, und der deutschen Firma Lauts & Haesloop wurde 1888 die Erlaubnis zur Einrichtung einer Dampferlinie Swatau-Deli (auf Sumatra) erteilt.

Der Hafen von Kanton.

Die überseeischen Dampfer landen nicht in Kanton, sondern in Hongkong, das seit 1841 englischer Kolonialbesitz geworden ist. Den Verkehr mit Kanton vermitteln vier große Raddampfer der Hongkong-Kanton und Macao-Dampfschiffahrtsgesellschaft, die täglich bis zu 8000 Personen befördern. Die Entfernung beträgt ungefähr 80 Seemeilen, die Fahrt dauert sechs bis sieben Stunden.

Die erste Klasse besteht aus zwei Salons auf dem Vorderdeck, von denen der größte ausschließlich für die Europäer reserviert ist, während in dem kleineren auch reiche Chinesen zugelassen werden. Der Preis von vier und einem halben Dollar einschließlich Frühstück ist in Berücksichtigung des gebotenen Komforts und der meist nur geringen Anzahl von Passagieren nicht übermäßig hoch. Die zweite Klasse, die sich auf dem Achterdeck befindet, wird ausschließlich von gutsituierten chinesischen Kaufleuten benutzt und ist fast immer überfüllt. In die dritte Klasse, dem Zwischendeck, werden die Passagiere einfach eingepfercht; einige hundert sind stets darin, mitunter erreicht die Zahl aber sogar ein und ein halbes tausend Köpfe. Dabei sind sämtliche Ausgänge durch eiserne Gitterthüren abgesperrt, und vor denselben halten bis an die Zähne bewaffnete Matrosen Wache. Leider scheint diese Vorsicht, zumal bei den Nachtdampfern, nicht ganz überflüssig, denn von Zeit zu Zeit ereignet es sich immer mal wieder, daß ein kleinerer Dampfer durch Seeräuber, die sich als Passagiere eingeschmuggelt haben und mit einem lauernden Piratenschiff in Verbindung stehen, überfallen wird. Deswegen ist auch die Ausrüstun der ersten Kajüte trotz aller Bequemlichkeiten eine recht kriegsmäßig und scharfgeladene Repetiergewehre und Revolver nebst blanken Säbel und Bajonetten stehen zum sofortigen Gebrauch in offenen Gestelle an den Wänden bereit.

Neben diesen Personendampfern finden zahlreiche chinesische Sege schiffe dadurch Beschäftigung, daß sie Lebensmittel und allerhand Ware für den täglichen Gebrauch nach der englischen Insel schaffen un dafür europäische Artikel und anderes Frachtgut nach dem Festlan zurücknehmen.

Im Gegensatz zu Hongkong, auf dessen ungesundem Boden nu wenig gedeiht, ist die Umgebung Kantons äußerst fruchtbar. Sowohl auf den vom Flusse gebildeten Inseln, als auch auf dem Lande wächst Reis in Menge. Die Flut wird durch Dämme abgehalten und

der Boden kann nach Belieben überschwemmt werden; die Dämme selbst sind auch wieder ausgenutzt und mit Pisangfeigen bepflanzt. Von anderen Fruchtbäumen sind noch zu erwähnen: der Mangobaum, Guava, Wangpen, Apfelsinen, Pumenos und Bananen; auch Zuckerrohr wird in beträchtlicher Menge gezogen.

Eine recht bedeutende Einnahme für die Kantonesen bildet auch die Entenzucht, und zwar wird sie auf künstlichem Wege betrieben. Paul Lindenberg schildert diese eigenartigen Anstalten in folgender Weise: Man tritt in einen großen Raum ein, einer Scheune ähnelnd; in flachen, breiten Körben wibbeln und kribbeln hunderte kleiner gelben Entchen durcheinander, die nach einigen Tagen auf die „Weide", große Wiesenflächen zu beiden Seiten des Perlflusses, gebracht werden. Der uns führende Chinese öffnet eine der an der rechten Wand angebrachten Thüren, eine Backofenhitze strömt uns entgegen, auf Gestellen liegen in Körben tausende von Enteneiern, jedes von einer gleichmäßigen Hitze erwärmt und zwar so heiß, daß man sie kaum anzufassen vermag. Auf Hühnersteigen klettern wir zum ersten Stockwerk empor, hier ists etwas luftiger, gleichfalls in Körben tausende von Eiern, aber weniger warm, dann gehts zum zweiten Stockwerk, hier knisterts und knasterts überall. Der Chinese hält mir ein Ei ans Ohr, man hört deutlich, wie sichs darin bewegt und regt, dann holt er aus einem anderen Korbe ein Ei und legt es mir in die Hand, mich, natürlich pantomimisch, bittend, die Uhr herauszuziehen — in zwei Minuten, bedeutet er, würde ich etwas am Ei sehen. Und noch ist nicht die kurze Frist um, da pochts und hämmerts an der Schale, und ein breites Entenschnäblein ragt neugierig in die Welt. — In anderen Körben konnten wir dem Auskriechen zusehen, viele der Tierchen krochen noch mit ihren Schalen herum, alle aber schienen sich höchst vergnügt ihres neuen Lebens zu freuen.

Nach einigen Tagen werden die jungen Gelbschnäbel auf ein Entenschiff verladen, das mit seinem kribbelnden und wibbelnden Inhalt unter- oder oberhalb der Stadt am Ufer anlegt, wo dann die Tierchen ihre Nahrung suchen, die namentlich nach der Reisernte ergiebig ist, weil noch zahllose Körner umherliegen. Nur des Nachts über bleiben die Enten im Boot, sie gedeihen bei diesem höchst angenehmen Leben gut, bis im Herbst unter ihnen furchtbare Musterung gehalten wird; die Mehrzahl wird dann geschlachtet, und zum Trocknen in der Sonne ausgespannt, da die Chinesen mehr für „Dauerware" sind und diese getrockneten Enten den frisch geschlachteten vorziehen. —

Schon daraus, daß diese Entenzucht zum guten Teil auf dem Wasser vor sich geht, kann man ermessen, wie lebhaft der Schiffsverkehr auf dem Perlfluß ist. Natürlich besitzt Kanton, ebenso wie Futschou, ein Wasserdorf, und zwar berechnet man die Zahl der dort heimischen Schiffe und Kähne auf 80000 — was jedoch, wie alle sonstigen chinesischen Zahlenangaben, viel zu hoch gegriffen sein dürfte. Immerhin ist die Zahl der Dschunken, Sampans, Hausboote, Fischerkähne, Händlerboote u. s. w. so bedeutend, daß die Dampfschiffe bei Annäherung an die Stadt sich nur noch langsam und unter fortwährendem Läuten vorwärts bewegen können.



Blumenboote in Kanton.

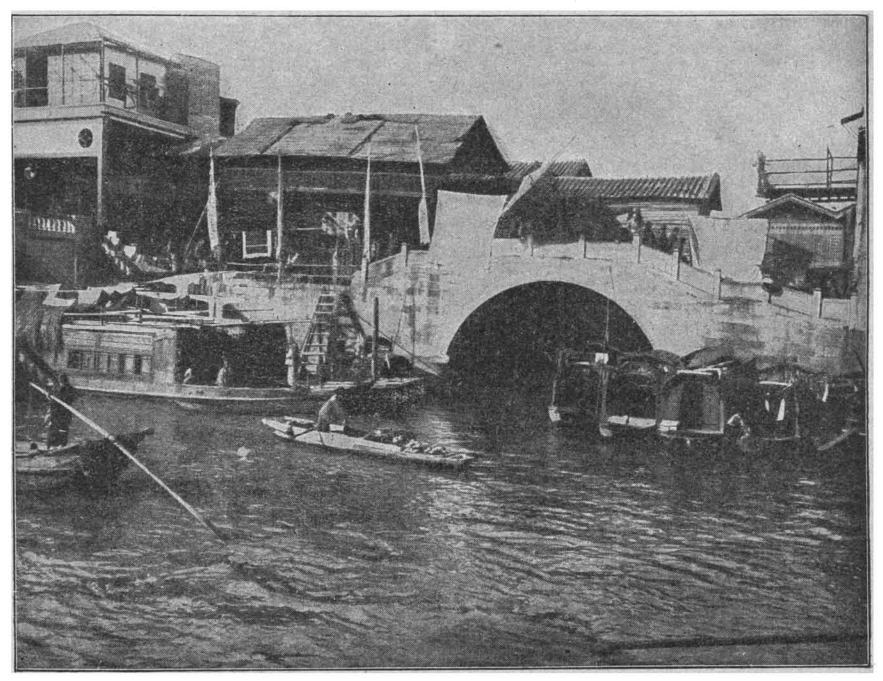
Zwei Arten Schiffe verdienen aber doch noch besondere Erwähnung, da sie über die ganze Welt berühmt geworden sind, nämlich die Tretschiffe und die Blumenboote. Die ersteren erinnern an die ehemaligen Galeerenschiffe. Es sind große Kähne, die an hundert Passagiere mit ziemlicher Schnelligkeit befördern. Am Hinterteil tritt ein Dutzend fast nackter Kulis auf Schaufeln, die ein unter dem Steuer angebrachtes Rad in Bewegung setzen. Um nicht zu stürzen, müssen die Leute sich an Querbalken festhalten und feuern sich dabei gegenseitig noch durch unablässiges Schreien zur Arbeit an.



Das Toilettezimmer einer chinesischen Kaufmannsfrau.



Sehen wir auf diesen Tretschiffen die Ärmsten unter den Armen, so sind die Blumenboote ausschließlich den Reichen reserviert. Es sind Restaurants mit Damenbedienung, die aber nicht auf dem Festlande, sondern auf dem Wasser befindlich sind und in denen das eigentliche Leben erst in den Abendstunden beginnt. Es giebt einige Dutzend derartiger Schiffe, die abends neben einander am Bollwerk liegen, am Tage aber ihren Platz verlassen müssen und diese Zeit zur Lüftung und Reinigung der Räume, Erneuerung der Lichter und



Eine Brücke in Kanton.

Ballons, sowie zur Ausschmückung mit frischen Blumen und reichen Guirlanden benutzen, woher auch ihr Name entstanden ist. Das Innere des Schiffes besteht aus einem oder zwei Salons, die mit Spiegeln, Bildern, Goldleisten, Schnitzereien, Lampions und kristallenen Armleuchtern ausgeputzt und deren Möbel gewöhnlich mit rot-seidenem gestickten Stoff bezogen sind. Die wohlhabenden Chinesen essen hier, meist in Gesellschaft einiger Freunde, ihr Abendbrot und hören gleichzeitig dem Gesange der buntgekleideten Sängerinnen zu, die, soweit sie nicht beschäftigt sind, in durchaus ehrbarer Weise an den Tischen Platz

nehmen und die Getränke kredenzen. Im Gegensatz zu dem Brauch in anderen chinesischen Orten dehnt sich hier das lustige Treiben nicht selten bis über die Mitternachtsstunde aus. — Es giebt übrigens auch zahlreiche schwimmende Wirtshäuser für die am Flusse arbeitende Bevölkerung und sogar schwimmende Hotels. Da alle chinesischen Städte zur Abendzeit geschlossen werden, so können die aus dem Innern eintreffenden Geschäftsleute oft nicht mehr in die Stadt gelangen und müssen daher in einem dieser Logierhäuser übernachten. —

Diese ruhigen Gewässer sind schon oft genug Zeugen kriegerischer Unternehmungen gewesen. Bekanntlich nahm der Opiumkrieg in Kanton seinen Anfang. Die chinesische Regierung, welche mit Güte den Import des Opiums nicht zu verhindern vermochte, zwang die englischen Kaufleute, die vorhandenen 20283 Kisten dieses Giftes, welche einen Wert von 80 Millionen Mark haben sollten, auszuliefern und ließ den Inhalt in den Perlfluß schütten. Damit waren die Engländer natürlich nicht einverstanden und es kam zunächst zu einem kleinen Seegefecht bei Tschüanpi.

Der Haupteingang des Perlflusses war durch die Forts von Tschüanpi und Tycokto gedeckt. Westlich von denselben befindet sich zwar ein ausgedehntes, von vielen Wasserarmen durchschnittenes Delta, doch sind diese Flußläufe alle so seicht, daß sie nur mit flachen Barken befahren werden können. Der Perlfluß hat zwischen Tschüanpi und Tycokto eine Breite von etwa zwei englischen Meilen. Von Tschüanpi wendet sich die Küste ostwärts nach Anunghoy, einem Fort, das damals mit hundertundvierzig chinesischen Geschützen armiert war. Vor Tschüanpi liegen die Inselchen Süd- und Nord-Wantong, von denen die letztere mit hundertfünfundsechzig Kanonen versehen war. Zwischen Anunghoy und Wantong wurde täglich bei Sonnenuntergang eine Sperre von starken eisernen Ketten, die in verschiedenen Abständen durch verankerte Holzflöße gehalten wurden, gezogen. Die Chinesen waren auf diese mehr als primitive Befestigung, die gerade imstande war, ein paar Handelsschiffe an der Einfahrt zu verhindern, so stolz, daß sie der Flußmündung den Namen „Tigerrachen" (Bocca Tigris) beigelegt hatten und mit Ruhe einem Zusammentreffen mit den Engländern entgegen sahen.

Nun kam hinzu, daß nur die beiden englischen Kriegsschiffe „Volage" und „Hyacinth" anwesend waren, aber Kapitän Smith war überzeugt, daß auch diese schon genügen würden, um die Einfahrt zu forcieren. Als er daher am 7. September 1839 Anstalten hierzu traf,

legten sich ihm sechzehn Kriegsdschunken in gerader Linie gegenüber, während sich dreizehn Brander als Außenlinie davor lagerten; über alle wehte die schwarze Kriegsflagge. Der erste Schuß des Volage brachte einen Brander zum Sinken, der zweite traf das Pulvermagazin einer Kriegsdschunke und sprengte diese in die Luft. Nach einer dreiviertel Stunde war die chinesische Flotte zerstreut oder vernichtet; vier Dschunken waren gesunken, mehrere so beschädigt, daß sie verlassen werden mußten.

Damals zeigte sich an den chinesischen Geschützen bereits derselbe Fehler, der auch heute noch fast allen dort angefertigten Kanonen anhaftet: es fehlte ihnen jedwede Vorrichtung zum Höher- oder Niedriger-Stellen. Deswegen erlitten die englischen Schiffe auch nur geringfügigen Schaden an Raen und Tauwerk, blieben aber sonst unverletzt.

Aus dieser schmählichen Niederlage zogen die Chinesen nicht den geringsten Nutzen; ihre Überhebung und Lügenhaftigkeit hinderte sie daran — allerdings wohl auch der Umstand, daß besiegte Feldherren dem Tode unrettbar verfallen sind.

Also setzte sich der Kommissar Lin hin und berichtete folgendes nach Peking: „Die britischen Boote baten inbrünstig, den „Tigerrachen“ passieren zu dürfen. Sie versuchten erbärmlicherweise sich durchzuschleichen, aber ihre Bitten wurden nicht erhört. Kwan (der Admiral) tötete viele von ihrer Rotte, so daß die übrigen, wenn sie klug gewesen wären, sich hätten aus dem Staube machen sollen. Statt dessen wagten sie, ihr Feuer zu erneuern, welches die Wirkung hatte, als wenn man mit Eiern gegen eine Felswand wirft. Kwan wurde in der Kajüte von einem Splitter verwundet, und vier Matrosen fielen ausgleitend ins Wasser und ertranken. Kwan feuerte seine Leute an und entfaltete den ganzen Schrecken seines Namens. Er ließ eine volle Lage geben, welche manches Dutzend der Barbaren tötete. Von jetzt ab werden sie daher niemals wieder wagen, heimlich ihren Kopf in den „Rachen des Tigers“ zu stecken.“ — Statt also an eine Verbesserung der Geschütze zu denken, begnügte sich die Regierung mit einer Rangerhöhung des braven Admirals und ging dadurch schwerem neuen Ungemach entgegen.

Als die Verhandlungen zu Anfang des Jahres 1841 noch immer nicht vom Fleck gekommen waren, entschlossen sich die Engländer zu erneutem Vorgehen gegen Tschüanpi, zumal inzwischen ihre Kriegsflotte bedeutend verstärkt worden war und ein Landungskorps von etwa fünfzehnhundert Mann zur Verfügung stand. Der Angriff er-

folgte gleichzeitig gegen die Flotte und gegen die Forts, und der Sieg war nicht viel mühevoller als der frühere.

Kapitän Belcher, der die Flotte befehligte und die „Nemesis“ zum Flaggschiff bestimmt hatte, griff die in der Ansonsbai ankernden Kriegsdschunken an. Schon die erste Brandrakete drang durch die Planken in die Pulverkammer einer Dschunke, sodaß diese mit der ganzen Mannschaft in die Luft flog. Nach kurzer Zeit waren elf Dschunken einschließlich des Admiralsschiffes zerstört und die übrigen suchten in wilder Flucht ihr Heil.

Die Aktion zu Lande nahm einige Stunden mehr in Anspruch. Man hatte durch Rekognoszierung festgestellt, daß ein wichtiger Hügel, der sowohl das chinesische Lager als die Forts beherrschte, von den Chinesen unbesetzt geblieben war. Allerdings mußte man bei feindlichen Geschützen vorbeikommen, einige Gräben überschreiten und den nicht sehr bequem zugänglichen Berg erklimmen, aber alle diese Aufgaben waren, wenn auch mühselig, so doch wegen des schlechten Schießens der Chinesen nicht gerade gefährlich.

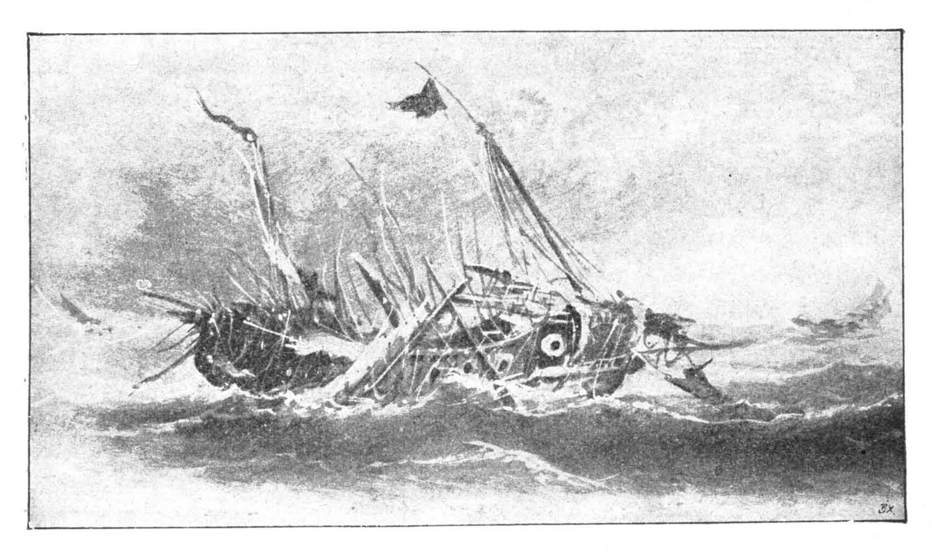
Die Überwindung der Schwierigkeiten war dann auch nach Verlauf von kaum zwei Stunden fast ohne Verlust geglückt und ein starkes Detachement Seesoldaten, unterstützt von Abteilungen des 26. und 27. Regiments unter Befehl des Brigademajor Pratt, hatte sich der Bergspitze bemächtigt. Bald trafen zu ihrer Unterstützung noch eine vierundzwanzigpfündige Haubitze und zwei Feldgeschütze ein, welche von Matrosen des „Blenheim“ und „Melville“ unter Befehl des Kapitän Knowles gezogen worden waren.

Die Chinesen sahen mit Staunen und Besorgnis auf die Entfaltung einer so bedeutenden Kriegsmacht oberhalb ihrer Köpfe und wußten nichts besseres zu thun, als in ein furchtbares Kriegsgeschrei auszubrechen und mit Gongons und anderen Instrumenten einen betäubenden Lärm zu verursachen, dem schließlich eine allgemeine Kanonade folgte, die aber wegen der Unmöglichkeit zu zielen, absolut zwecklos war. Die Engländer gingen daher in Geschwindschritt bis an den Graben, der das Binsenhüttenlager der Tataren umgab, sprangen hinein und fanden, als sie an der anderen Seite wieder heraufkletterten, das Lager von der Besatzung geräumt. Sie stiegen den dahinter liegenden Hügel hinan, der ebenfalls ohne Widerstand aufgegeben wurde, und pflanzten auf dem Wachtturm die englische Fahne auf.

Als nun die Engländer noch weiter vorrückten, suchten die Chinesen jede kleine Schutzwehr auszunutzen und feuerten, sich langsam zurück-

ziehend, auf ihre Verfolger. Das bezeichneten die Engländer aber als „eine feige Art der Kriegsführung", erteilten keinen Pardon mehr und metzelten auf diese Weise etwa 600 Mann nieder. Der gesamte Verlust auf englischer Seite bestand in einem Toten und dreißig Verwundeten, wovon jedoch mehr als die Hälfte durch das zufällige Auffliegen eines Pulvermagazins verletzt wurde. —

Ein ähnliches Heldenstücklein führten die Engländer einige Wochen später aus. Es galt, die Forts von Anunghoy und Nord-Wantong zu nehmen und zwar standen hierzu zwölf Linienschiffe und vier Kriegsdampfer zur Verfügung. Außerdem hatten die Chinesen wieder die



Eine zusammengeschossene Dschunke.

Hauptsache vergessen, nämlich die Insel Süd-Wantong zu befestigen. Die Engländer landeten also dort in aller Seelenruhe eine Haubitzenbatterie, und dann beschoß diese das Fort von der einen Seite, die Kriegsschiffe „Calliope" und „Samarang" von der anderen. Wenige Minuten genügten, um die Chinesen aus dem Fort zu verjagen, und die Landung ohne Widerstand zu bewerkstelligen.

Die unmenschliche Scene, welche nun folgte — so sagt ein englischer Bericht — wird stets ein Gegenstand tiefen Bedauerns für die englischen Offiziere bleiben. Die Chinesen waren nämlich, als sie aus den Verschanzungen fliehen wollten, in die Gräben gefallen, so daß diese buchstäblich jetzt mit hilflosen, um Gnade flehenden Soldaten

angefüllt waren. Umsonst befahlen, drohten, baten die englischen Offiziere die Sipoys (eingeborene Soldaten des indisch-britischen Heeres d. Verf.), den widerstandslosen Feind zu schonen. Sei es nun aus eingewurzeltem Nationalhasse oder weil sie die Sprache ihrer Befehlshaber nicht verstanden(??): unablässig feuerten sie ohne Gnade in diese jedes Widerstands unfähige Masse menschlicher Wesen.

Kanton hat noch mehrmals mit der britischen Kriegsführung Bekanntschaft machen müssen, aber diese Beispiele, welche etwas stark an die Art erinnern, wie die Spanier sich die Eingeborenen Amerikas unterthänig machten, dürften vollauf genügen. Später ist es von den Taipingrebellen belagert und dann, während der Jahre 1858—61, von einer vereinigten englischen und französischen Flottenmacht besetzt gehalten worden. Damit hängt es denn wohl auch zusammen, daß in keiner anderen chinesischen Stadt der Fremdenhaß so stark ist, wie gerade hier.

Einen Beweis, daß die Regierung der Volksstimmung auch heute noch nicht traut, erhalten wir, sobald wir in die Fremdenniederlassung eintreten. Die letztere liegt auf einer etwa einen Kilometer langen und etwas über 300 Meter breiten Insel, welche Schamin heißt und zu der nur einige Brücken führen. Jede derselben ist durch eine starke Militärwache besetzt, welche keinen Chinesen, der sich nicht legitimieren kann, durchläßt. Die Bewaffnung der Truppen ist nach unseren Begriffen allerdings geradezu lächerlich, denn Hellebarden, Sensen und Streitkolben sind die hauptsächlichsten Ausrüstungsstücke der Wachtstuben, zu denen sich nur noch einige Bogen mit Pfeilen und einige alte Wallbüchsen gesellen, aber die etwaigen Angreifer verfügen über keine besseren Waffen und zum Glück ist mindestens immer ein fremdes Kriegsschiff in Kanton oder Hongkong anwesend.

Die Fremdenniederlassung selbst bietet so wenig Neues, daß wir unsere Schritte nunmehr gleich nach der Chinesenstadt, dem eigentlichen Kanton, lenken wollen.

Die Stadt Kanton.

Vor dem „Schamin-Hotel" finden sich stets Führer und Sesselträger, und sobald wir unsere Taschen mit einer Menge kleinster Silbermünzen gefüllt haben, um jeder an uns herantretenden Bettelei genügen zu können, kann die Reise nach der Chinesenstadt, deren Betreten den Fremden früher streng untersagt war, beginnen.

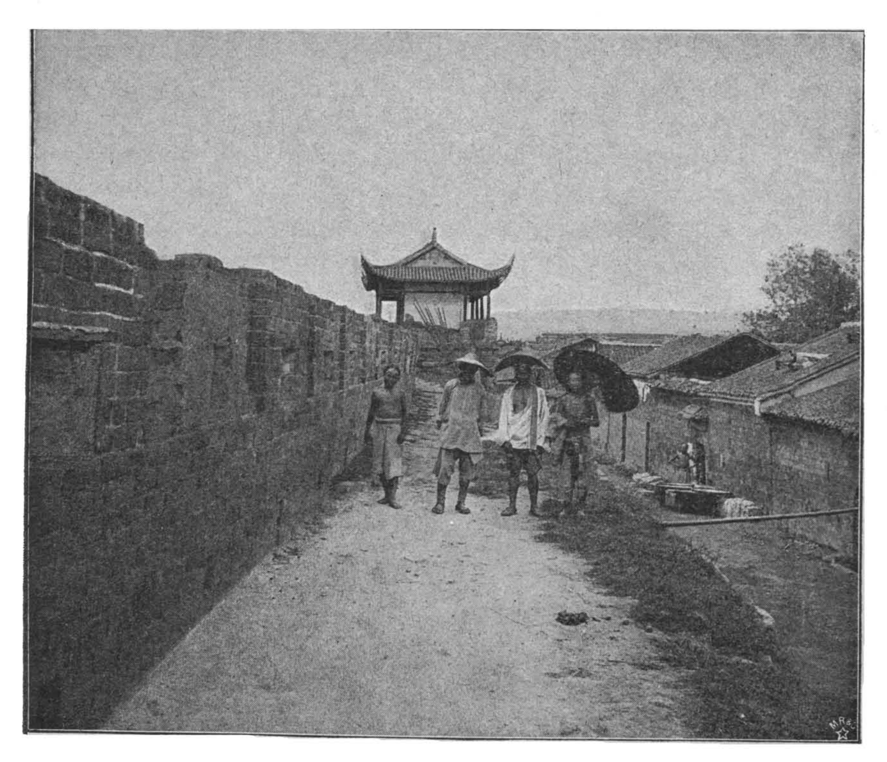
Kanton ist natürlich von einer Stadtmauer umgeben, und zwar ist sie durchschnittlich 8 Meter hoch, während ihre Breite zwischen 5 und 8 Meter schwankt. Auf einer steilen Holztreppe können wir hinaufsteigen und einen Spaziergang unternehmen, doch sind uns die zerfallenen Schießscharten und die total verrosteten Kanonenrohre schon von anderen Städten her bekannt. Außerhalb derselben liegen, soweit das Auge reicht, Gräber — ungezählte Millionen sind hier zur ewigen Ruhe gebettet worden.

Auf der Stadtmauer selbst erreichen wir nach einem längeren Spaziergange die „fünfstöckige Pagode“, die aber nicht die sonst übliche Gestalt hat, sondern einem gewöhnlichen breiten Hause gleicht, das aus fünf über einander liegenden offenen Hallen besteht. Die vier unteren sind leer, in der obersten befindet sich ein Altar mit zwei großen vergoldeten Götzenstatuen, deren lange Bärte aus natürlichem Haar bestehen und von deren Köpfen rote Bänder bis zu den Schultern herabhängen. Auf beiden Seiten des grell bemalten Altars stehen zwei andere Götzenbilder, das eine mit freundlichem, das andere mit grimmigem Gesicht und einer Lanze in der Hand. Rings herum sind Tische und Stühle aufgestellt, an denen man Thee trinkt und gleichzeitig die herrliche Aussicht genießt. Die Zahl „fünf“, die hier in den Stockwerken zum Ausdruck gelangt, muß für Kanton eine besondere Bedeutung haben, denn sie wiederholt sich in anderer Weise bei vielen dortigen Tempeln.

Nur wenige Minuten von diesem Bauwerk entfernt befinden sich die Überreste einer uralten mohamedanischen Moschee, die jetzt fast völlig zerfallen ist, aber an der Thür und den Mauern noch viele arabische Schriftzeichen erkennen läßt. Sie wurde noch zu Mohameds Lebzeiten, von dem Araber Wa Abi Kascha erbaut. Dieser, ein Vetter des Propheten, besuchte den chinesischen Kaiser um das Jahr 630. Letzterer nahm den Gesandten gnädig auf und gestattete ihm, das in Rede stehende Gebäude aufzuführen. Nach Vollendung der Arbeit kehrte der Gesandte nach Arabien zurück, um seinem Vetter Bericht zu erstatten, doch war der Prophet in der Zwischenzeit gestorben. Wa Abi Kascha ließ nun eine Abschrift der Werke des Propheten anfertigen und begab sich damit wiederum nach Kanton, wo er kurz darauf starb. Sein Grab befindet sich außerhalb der nördlichen Stadtmauer und bildet noch jetzt das Hauptziel aller Mohamedaner der Umgegend.

Die Straßen, durch die wir nun passieren müssen, sind genau so eng wie in allen anderen chinesischen Städten, nur kommt noch die

Eigentümlichkeit hinzu, daß eine jede an ihren beiden Enden durch hölzerne Thore eingefaßt ist, die während des Tages so weit geöffnet sind, daß man bequem hindurchgehen kann, während sie zu einer bestimmten Abendstunde geschlossen und nur unter mancherlei Umständlichkeiten geöffnet werden. Diese Sonderbarkeit erklärt sich dadurch, daß Kanton wohl die reichste Stadt Chinas ist, und daß nicht nur in den Privatwohnungen große Reichtümer aufgestapelt, sondern auch die

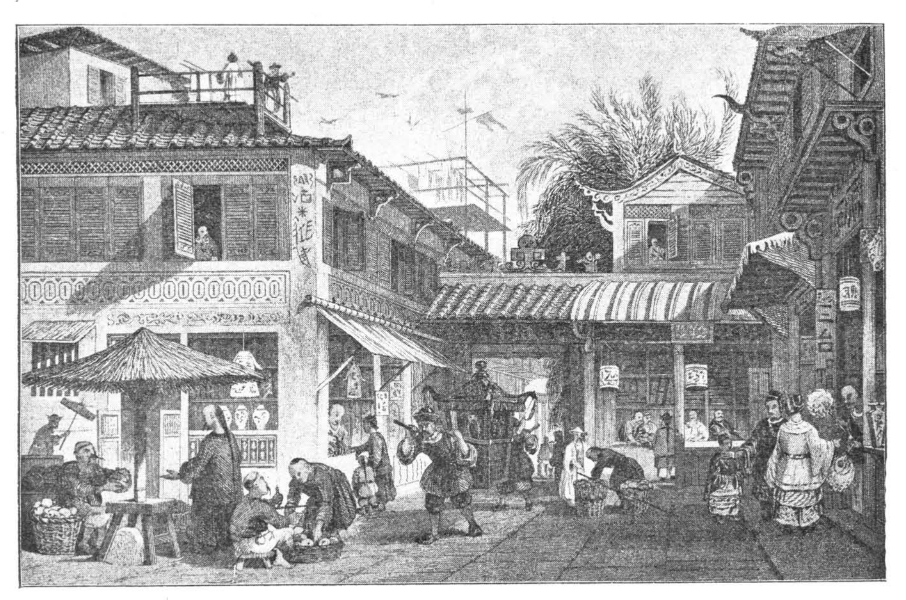


Auf der Mauer von Kanton.

Läden mit überaus kostbaren Gütern angefüllt sind. Daneben giebt es aber eine unsäglich arme und zu Verbrechen jeder Art hinneigende Bevölkerung, vor welchen die Wohlhabenden sich gar nicht würden schützen können, wenn nicht das „Entwischen“ so sehr erschwert wäre. Sobald irgendwo der Ruf „Haltet den Dieb“ erschallt, fliegen die Thore an den Enden der Straße zu und der Dieb sitzt in der Falle. Da nun überdies die Strafen äußerst hart und grausam sind, so ziehen die Meisten doch vor, im Schweiße ihres Angesichts um die tägliche

Portion Reis zu arbeiten, als sich auf ihre langen Finger zu verlassen.

Die Straßen führen meist poetische Namen. Da giebt es eine „Straße des langen Lebens“, „Zu den zehntausend Glückseligkeiten“, „Des ruhenden Drachens“, „Barmherzigkeit und Liebe“, „Ewige Dankbarkeit“, „Der milden Lüfte“, „Eintrachtsstraße“ und was dergleichen wohlklingende aber nichtssagende Bezeichnungen mehr sind. In den ärmeren Vierteln haben die Häuser meist nur ein Stockwerk, in den Geschäftsstraßen dagegen ist das untere Stockwerk jeden Hauses zum



Straßenscene in Kanton.

Laden eingerichtet, während der Besitzer mit seiner Familie in der darüber befindlichen Etage wohnt. Die Mitglieder eines jeden Gewerks wohnen — wie das auch in Europa früher der Fall war, als der Brotneid noch keine solche Rolle spielte — neben einander in derselben Straße; deswegen hat auch jede Gasse ihren eigenen Schutzgott, der zugleich Beschützer der Straße und der in ihr wohnenden Gilde ist. Jeder Laden und jede Handwerkstätte hat außerdem noch einen Hausaltar, auf welchem morgens und abends demselben Gotte geopfert wird, und auf dem zugleich die Ahnentafel aufbewahrt steht. Tritt ein Käufer in einen Laden, so wird sofort ein Theetopf mit

zwei oder drei kleinen Tassen hereingetragen und auf den Zahltisch gestellt; es ist dies eine Artigkeit, die dem Fremden andeuten soll, daß er sich hier wie zu Hause befinde. Fast über jeder Ladenthür ist ein roter Zettel mit den Worten „Möge der fünffache(!) Segen über dieses Haus kommen" angebracht, aber es fehlt auch nicht an Reklamen und Anpreisungen wie „Verkäufer und Käufer machen ein gleich gutes Geschäft hier", „Niedrige Preise, aber kein Kredit" oder „Himmlische Vorteile und Pünktlichkeit garantieren wir".

Eine der sonderbarsten Einrichtungen sind die Pfandhäuser oder „Taitongs". Sie liegen nicht, wie dies in Europa meist der Fall ist, in Nebengassen, sondern direkt in den Hauptstraßen, und die Häuser zeichnen sich schon von weitem durch ihre außergewöhnliche Höhe aus. Unter fünf Stockwerken haben sie selten, oft genug besitzen sie deren aber sieben; auch sind sie meist aus Ziegeln erbaut und mit Granit bekleidet, um gegen Diebes- und Feuersgefahr gleich gut gesichert zu sein. Das unterste Stockwerk pflegt keine Fenster zu haben; in den oberen sind die Fenster durch eiserne Laden gesichert, die von Sonnenuntergang bis -aufgang geschlossen werden, da man grundsätzlich kein Licht in diesen Häusern anzündet. Der Eingang ist durch starke Holzbohlen verrammelt, aus denen während des Tages zwei herausgenommen werden; doch wird dieser schmale Eingang durch einen Querbalken gesperrt. Sobald ein Besucher erscheint, wird der Balken herausgenommen, aber nach dem Eintritt sofort wieder eingesetzt; mehr als zwei Personen werden nie gleichzeitig abgefertigt, so daß weitere Kunden vor der Thür warten müssen, bis einer das Haus verläßt. Von den Ladeninhabern oder deren Angestellten sind stets mehrere anwesend und überdies gut bewaffnet, so daß ein Überfall nicht leicht zu befürchten ist.

Nach chinesischen Begriffen ist das „Versetzen" eine reine Geschäftsangelegenheit ohne jeden anstößigen Beigeschmack. Man bringt Winterkleider nach dem Pfandhaus, um sie vor Motten zu schützen, man trägt seine Kostbarkeiten dorthin, wenn man auf Reisen geht und sie im eigenen Hause für nicht genügend gesichert hält, man schafft sein ganzes Besitztum hin, um das nötige Kapital für irgend eine größere Spekulation zu erhalten. Deswegen müssen die Leihhäuser auch alles, was auf ehrliche Weise erworben zu sein scheint, als Pfand nehmen und es darf nicht vor sechzehn Monaten, unter Umständen erst nach drei Jahren verfallen, dagegen dürfen die Pfandhäuser einen jährlichen Zinssatz von sechsunddreißig v. H. nehmen. Sie stehen unter staat-

licher Aufsicht und müssen, um zugelassen zu werden, ein recht beträchtliches Vermögen nachweisen, so daß der Besitzer meist nicht eine einzelne Person, sondern ein Konsortium ist. Bei dieser Sachlage häuft sich im Laufe der Jahre natürlich ein überaus umfangreiches und auch wertvolles Besitztum in diesen Häusern an. Zur leichteren Auffindung muß daher nicht nur jeder Gegenstand mit einer Nummer versehen in das Tagebuch eingetragen werden, sondern in jedem Stockwerk wird eine besondere Art von Waren untergebracht, in der einen Wintersachen, in der anderen Mobiliar, in der dritten gestickte Gewänder u. s. w., das oberste ist gewöhnlich für Gold- und Silbersachen und ähnliche Kostbarkeiten reserviert. —

Das höchste und stolzeste Gebäude in der ganzen Stadt, dessen Türme noch die größte Pagode überragen, ist die katholische Kirche. Sie ist auf derselben Stelle, wo sich einst das Yamen des fremdenfeindlichen Vizekönigs Yeh befand, von der französischen Regierung errichtet. Der Bau wurde während der Jahre 1863—1880 ausgeführt; der Stil ist gotisch, das Material heller Granit. Daneben befinden sich die bischöfliche Residenz mit Seminar, eine Knabenschule und das Waisenhaus der französischen Mission.

Tempel soll Kanton nicht weniger als 125 besitzen und wir müssen uns daher auf einige der wichtigsten beschränken.

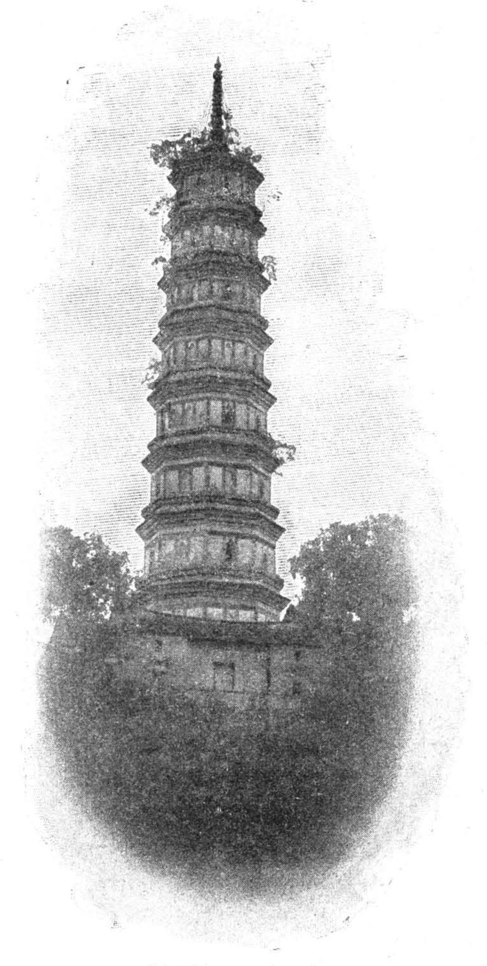
Der reichste und berühmteste von allen ist der Tempel „der 500 Weisen" oder Wa-Lan-tse, welcher 1300 Jahre alt sein soll. Im Tempelhof findet das übliche Jahrmarktstreiben statt, das wir schon kennen, dann treten wir in das erste Gebäude, in dem sich drei Figuren Buddhas befinden. Von da besuchen wir einen Pavillon, in dem sich eine siebenstöckige Marmorpagode befindet, eins der vortrefflichsten Werke der chinesischen Bildhauerkunst, das Kaiser Kien Lung (1735 bis 1795) geschenkt hat. Das Denkmal ist etwa 20 Meter hoch und mit vielen Inschriften bedeckt. Nun kommen wir zu dem eigentlichen Tempel, in dem die 500 vergoldeten Bildsäulen der Weisen d. h. der Schüler Buddhas aufgestellt sind. Alle haben einen echt chinesischen Typus und sind kahlgeschoren, nur eine einzige Figur macht eine Ausnahme, sie trägt einen pelzverbrämten Hut, einen starken Knebelbart und europäische Schuhe. Es handelt sich um die Bildsäule des berühmten venetianischen Patriziers Marco Polo, der von 1277—1294 in China weilte und in seinem Reisebericht der abendländischen Welt zum ersten Male Kunde von den Leuten und Sitten im östlichen Asien gab. Ihm als großen Forscher haben die Chinesen hier mitten

unter ihren Landsleuten aus Dankbarkeit und Anerkennung ein Denkmal gesetzt, und die jetzigen Priester des Tempels, deren Zahl sich auf etwa achtzig beläuft, nutzen die schöne Gelegenheit aus, um den fremden Besuchern recht viele Trinkgelder abzupressen.

Nicht weit davon befindet sich der „Tempel der Schrecken", der seinen Namen davon trägt, daß in einem großen Nebenraum in grellen Farben an die Wand gemalt ist, welche Strafen die Sünder einst in der Hölle erleiden werden. Die grausamsten Torturqualen, die man sich nur denken kann, sind hier bildlich dargestellt; dafür sind die Priester um so freundlicher und gefälliger. Sie haben aber auch glänzende Einnahmequellen. Kein Bewohner und keine Bewohnerin Kantons unterläßt es, sich hier Rat zu holen, wenn irgend eine Frage von Bedeutung ihr Gemüt beschäftigt. Auf dem Hauptaltar steht ein Bambusbecher mit vielen kleinen Stäbchen, sogenannten Schicksalsstäbchen, deren jedes eine besondere Nummer trägt. Der Fragende ergreift den Becher und schüttelt ihn so lange, bis ein oder einige Stäbchen herausfallen. Das ihm zunächst liegende ist das richtige. Er sieht nach der Nummer, und wendet sich dann an einen der Priester um Auskunft. Dieser schlägt das „Schicksalsbuch" auf und teilt dem Fragenden mit, welcher Spruch bei der betreffenden Nummer verzeichnet steht. Es bleibt dann den Auskunftsuchenden überlassen, sich den meist recht orakelhaft lautenden Vers zu deuten.

Durch ihre Höhe zeichnet sich die „Blumen-Pagode" aus. Sie liegt außerhalb der eigentlichen Geschäftsstadt und hat neun Stockwerke, die zusammen eine Höhe von etwa 55 Meter haben. Das Bauwerk soll angeblich zwölfhundert Jahr alt sein, und es ist daher nicht verwunderlich, daß allenthalben Strauchwerk und Bäumchen hervorsprießen, deren Grün der Pagode ihren Namen verschafft hat. Dies bildet auch einen recht malerischen Gegensatz zu den weißen, mit roten Streifen versehenen Mauern. Früher war auf der höchsten Spitze noch eine Wetterstange, von der die Sage behauptete, daß sie der Stadt großes Unglück bringen würde, wenn sie herabfiele. Vor mehr als 230 Jahren stürzte sie plötzlich herab und bald darauf drangen die Tataren in die Stadt und plünderten sie. Wiederum befestigt hielt sich die Stange bis in den Sommer 1856, wo sie abermals herunterfiel, und wenige Monate später beschossen die Engländer Kanton. Um weiteres Unheil zu vermeiden, ist man nun auf den guten Gedanken gekommen, die Stange überhaupt nicht wieder aufzusetzen und das hat sich bis jetzt auch recht gut bewährt.

Eine ähnliche Sage knüpft sich an eine Wasseruhr, die sich auf dem Tempel der „fünf Genien“ oder „fünf Böcke“ befindet. Sie ist aus vier kupfernen Glockenschalen, die über einander angebracht sind, sehr sinnreich zusammengestellt. Die oberste Schale ist bis zum Rande mit Wasser gefüllt, das durch eine kleine Öffnung (ähnlich unseren Sanduhren) langsam in die zweite, von hier in die dritte, dann in die vierte abfließt. Ist die letzte voll, so hebt sich eine schwimmende Merkstange hoch und zeigt mit großer Genauigkeit den verflossenen Zeitraum an. Ein Wächter giebt davon durch ein Zeichen den Bewohnern der Stadt Nachricht. Zweimal an jedem Tage wird das Wasser in das oberste Becken gefüllt und einmal im Monat wird es erneuert. Bei der Belagerung im Dezember 1857 wurde aus der zweiten Glocke durch eine englische Kugel ein Stück herausgeschlagen; jeder war sicher, daß dies ein Unglück bedeute, und richtig zogen die Engländer am nächsten Tage in die Stadt ein.



Die Blumen-Pagode.

Von den übrigen Tempeln ist noch derjenige des „Langen Lebens“ zu erwähnen, der aus einer siebenstöckigen vergoldeten Pagode besteht, die im Jahre 1573 errichtet ist und neunundsiebzig Bildnisse Buddhas enthält, sowie der „Kaisertempel“ mit einer Nachbildung des Pekinger Drachenthrones, vor dem sich am Neujahrstage die höchsten Beamten Kantons in den Staub

werfen, um einer roten Tafel mit dem Namenszuge des Kaisers zu huldigen.

Im Südosten der Stadt liegen die Examen-Hallen, in denen die Jugend der beiden dortigen Provinzen alle drei Jahre das Kü-yan, d. h. den zweiten litterarischen oder Doktor-Grad, erwerben kann. Es ist ein Terrain von fast einer halben englischen Quadratmeile, zu dem man durch das „Thor der Gerechtigkeit“ gelangt. Auf einer ziemlich breiten und langen Allee kommen wir an einen Turm, in dem sich die Figur des Schutzpatrons der Wissenschaft befindet, dann gelangen wir zu einer offenen Halle, deren aus lauter kleinen geschliffenen Austerschalen bestehendes Dach auf hohen Pfeilern ruht und in welcher während der Prüfungen die Examinations-Kommission tagt.

Zu beiden Seiten sind die Zellen angelegt, deren Zahl sich auf 11616 belaufen soll. Sie haben ein fast pferdestallartiges Ansehen, sind aus Lehm und Steinen erbaut, etwa $1^1/_2$ Meter lang, 2 Meter hoch und 1 Meter breit; die Rückwand ist offen.

In jede dieser Zellen kommt ein Prüfling. Seine Kleider werden untersucht, wenn er eintritt. Licht und Luft erhält er durch die offene Wand, seine Zelle enthält nichts als ein Tischchen, einen Stuhl, Papier und Schreibgerät; von seinen beiden Nachbarn ist er durch Wände getrennt, von der nächsten Reihe sieht er nichts als die ihm zugekehrte Steinwand. Außerdem gehen Mitglieder der Prüfungs-Kommission durch die einzelnen Gänge und revidieren. Eine Durchstecherei erscheint völlig unmöglich und doch soll es einem Examinanden, der über die nötigen Mittel verfügt und das Glück hat, daß einer seiner beiden Wandnachbarn ein pfiffiger Mensch ist, gar nicht so schwer fallen, unter die Wand hindurch die Aufgabe seitenweise zugesteckt zu erhalten, so daß er nur die Mühe des Abschreibens hat.

Schamin gegenüber erstreckt sich eine lange, schmale Insel, auf der die Vorstadt Honan liegt. Wie in allen Vorstädten der Welt, so zeigt sich auch hier inmitten einer überaus armen Bevölkerung ein äußerst lebhafter Straßenverkehr. Unmassen schmutziger Kinder, Herden von Bettlern und Kranken, streitende Fischer und Schiffer, Hausierer und Ausrufer stoßen und drängen sich um uns herum.

Was uns hierher führt, ist das große im Jahre 1600 begründete Buddhakloster, das so ziemlich das berühmteste in ganz China ist. Zwei riesenhafte, aus Thon geformte Figuren, welche die beiden alten Krieger Chin-ky und Chin-long vorstellen sollen und in grellen Farben bemalt sind, schützen das Eingangsthor. Hinter diesem gelangen wir auf einen großen Platz mit mächtigen alten Bäumen, dessen Wege mit

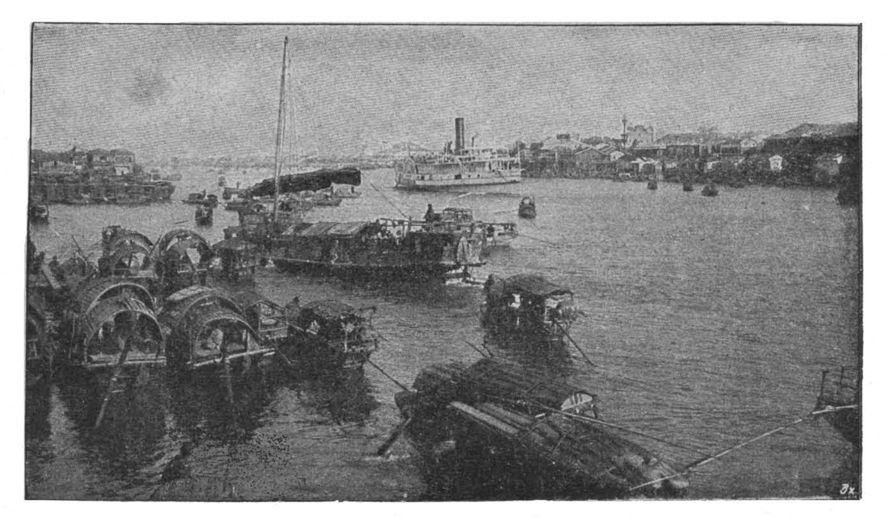
Granitfliesen gepflastert sind. Wir kommen durch mehrere andere Thorbogen mit großen vergoldeten Inschriften und stehen endlich vor dem Haupttempel, der in verschiedene Hallen und Säle zerfällt, die alle mit gleicher Pracht geziert sind. Der Boden der Haupthalle ist mit einem Teppich bedeckt, während die Wände mit rotem Stoff bekleidet sind, zwischen dem zahlreiche Inschrifttafeln sich bemerkbar machen. Die Decke ist mit grotesken Verzierungen versehen, in den Ecken bemerkt man fliegende Drachen und vergoldete Schlangen. Im Mittelpunkt des Saales stehen drei große, stark vergoldete Bildsäulen, welche die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft repräsentieren. Vor jeder befindet sich ein Altar mit Räuchergefäßen. Rings an den Wänden stehen kleinere Bildsäulen, welche die Lohan oder niederen Heiligen und die ersten Schüler Buddhas darstellen.

Zu einem der Nebengebäude haben nur Frauen Zutritt. Dort ist nämlich eine Bildsäule der Kwan-yin, der Schutzheiligen des weiblichen Geschlechts, aufgestellt und eine solche der Chin-ti, die als Symbol ihrer starken Gewalt mit einer großen Anzahl von Armen versehen ist. Man sieht, daß die Frauen sehr opferfreudig sind, denn vor diesen Bildern brennen fortwährend Lampen und die Luft ist unausgesetzt mit Weihrauchdämpfen erfüllt.

Fast noch interessanter ist das Klostergebäude an sich, das von mehreren hundert Priestern und Mönchen bewohnt wird. Während einige derselben deutlich die Spuren größten Wohllebens auf dem Gesicht tragen und in reiche Gewänder gekleidet sind, sieht man wieder andere in Lumpen gehen und mit unverkennbaren Zeichen der größten Entbehrungen. Neben dem Kloster befindet sich ein Schweinestall, dessen Bewohner so reichlich gefüttert werden, daß sie sich kaum noch zum Futtertroge zu begeben vermögen. Buddha wollte nicht, daß tierisches Leben vernichtet würde, sondern daß man dem Tiere mit Liebe entgegenkomme. Die armen Priester bethätigen die letztere nun dadurch, daß sie die Schweine nach bestem Vermögen füttern; dagegen ist es ihnen verboten, Fleischspeisen zu genießen, und sie können daher nie den leckeren Braten auf ihren Tisch bringen, sondern müssen ruhig abwarten, bis das Tier an Altersschwäche oder Überfütterung stirbt und ihm dann noch obendrein ein würdiges Leichenbegängnis veranstalten. Inzwischen hat dann schon irgend ein Chinese ein krank gewordenes Schwein, das für ihn keinen Wert mehr hat, dem Kloster geschenkt und dadurch ein wohlgefälliges Werk gethan, und die Priester haben von neuem ihre liebe Mühe, das Tier gesund zu machen und langsam

zu Tode zu füttern, obschon es manchem unter ihnen viel nötiger wäre, etwas für den eigenen Magen zu thun.

In einem besonderen Gebäude befindet sich das Wertvollste, eine ungeheure Vase aus weißem Marmor, in der sich etwas Asche von der Leiche Buddhas befinden soll. Rings um dieses Heiligtum herum brennen unausgesetzt Lampen und farbige Laternen; kleine Gefäße mit

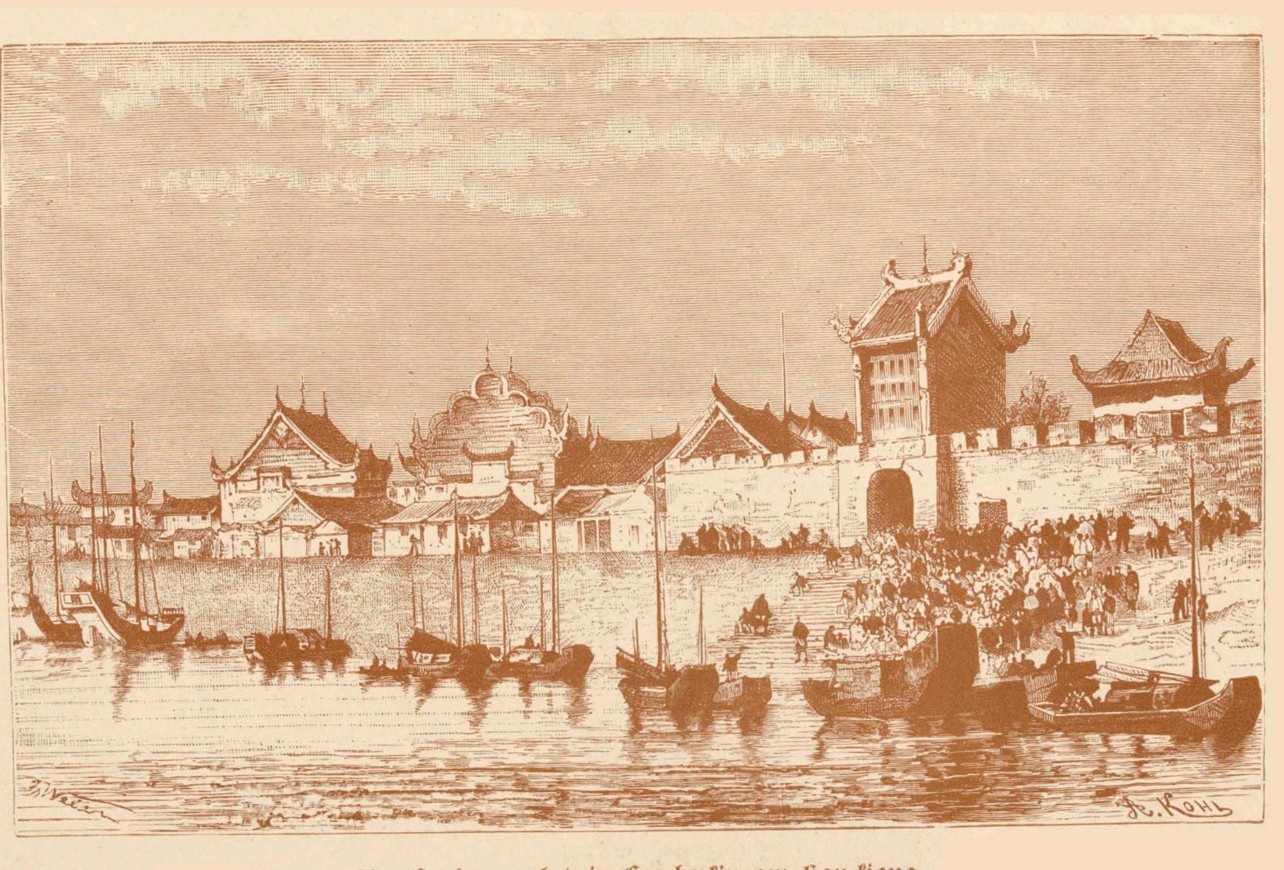


Der Hafen von Kanton.

geweihtem Wasser stehen in der Nähe. Man kann nicht anders sagen, als daß dieser Raum durch seine feierliche Stille und seinen Ernst einen überaus würdigen Eindruck macht. —

Und nun wieder hinaus in das wüste Straßenleben, vorbei an den Buden mit allerhand Spielsachen, Süßigkeiten, Lebensmitteln, Möbeln, Götzenfiguren und Spielhöllen, vorbei an den Bettlern und Aussätzigen, bis wir glücklich wieder die kleine Brücke passiert haben und uns in der europäischen Ansiedelung, in Schamin, befinden.





Am Landungsplatz in Lao-ho-kin am Han-kiang.



Religion, Philosophie und Aberglaube.



Konfuzius-Tempel in Peking.

Der Buddhismus.

Eine eigentliche Staatsreligion giebt es in China nicht. Die Anhänger Buddhas, Lao-tses und Fos sind gleichberechtigt, der Mohamedanismus ist geduldet, das Christentum war und ist gesetzlich noch heute gestattet, und der sogenannte gebildete Chinese giebt überhaupt nichts auf Religion, sondern hält sich an die Philosophie des Konfuzius. Aber wie es bei allen freireligiösen Völkern zu gehen pflegt, so wuchert auch in China der Aberglaube um so ärger, und der höchste Beamte wie der niedrigste Bettler sind in gleicher Geistesfinsternis befangen. Ist es doch noch gar nicht so lange her, daß

der aufgeklärteste und mächtigste Mann Chinas, Li-hung-tschang, sich vor einer kleinen Wasserschlange in den Staub niederwarf, um durch diese Demütigung vor dem „Gotte des Wassers" das schreckliche Elend zu lindern, das damals durch Überschwemmung eines großen Teils der Provinz Tschili entstanden war.

Beginnen wir mit der ausgebreitetsten der in China eingebürgerten Religionslehren, dem Buddhismus.

Buddha, d. h. der „Erweckte", soll nach chinesischer Rechnung im Jahre 1027 v. Chr. geboren sein, während er nach europäischer Annahme von etwa 623—543 lebte. Sein eigentlicher Name war Siddhartha, sein Vater der König Suddhodana von Kapilavastu, einer indischen Stadt nördlich vom Ganges im alten Lande Magadha, seine Mutter die Königin Maja.

Der indischen Legende genügte es aber nicht, daß Buddha ein Königssohn war, sondern sie schmückte seine Geburt mit einer eigenartigen Wundererzählung aus: Als der König und die Königin einmal in ihrem Palast schliefen, erfüllte sich das Schlafgemach plötzlich mit himmlischer Musik. Dann erschien ein weißer Elephant mit rotem Kopf und sechs gewaltigen Fangzähnen, der auf seinem Rücken eine geschlossene Lotosblume trug, und legte sich zu Fußenden des Bettes nieder. Darauf erschloß sich die Lotosblume, und aus ihr entstieg der Gott Prabhapala, von einem glänzenden Lichtschein umflossen, und sagte: „Horche auf, Maja, was ich dir anzukündigen gekommen bin. Ich will in deinen Körper einziehen und durch dich Einzug halten in die irdische Welt zum Heile und zur Errettung der der Sünde verfallenen Menschheit. König Suddhodana soll mein Vater, du sollst meine Mutter sein, und durch euch will ich Menschengestalt annehmen".

Der König und die Königin hielten diese Erscheinung für eine Ankündigung, daß ihr lange gehegter Wunsch, einen Thronfolger zu erhalten, in Erfüllung gehen werde. Als nun die Zeit herankam, gab der König seinem ganzen Volke ein großes Fest in dem Ahnengarten des Rambini-Parkes, in dem die herrlichsten Bäume und Sträucher wuchsen, unter ihnen auch der Wunderbaum Asoka (Schmerzlose) mit seinen leuchtenden, herrlich duftenden Blüten.

Während des Mahles bat der König seine Gemahlin, ihm eine Blüte des Wunderbaumes zu pflücken, und als sie ihre Hand danach ausstreckte, öffnete sich ihr Gewand und ihrer rechten Seite entsprang, schmerzlos für sie, ein Knäbchen. Gleichzeitig öffnete sich vor ihren

Füßen eine gewaltige weiße Lotosblume, die wie eine Wiege das Kind umfing, von dessen Körper ein blendender Glanz ausstrahlte. Das Kind erhob sich gleich darauf, ging drei Schritte vor- und vier rückwärts und sprach dann mit der Stimme eines Löwen: „Mir allein von allen Wesen im Himmel, über und unter dem Himmel gebühren die höchsten Ehren!“ Die Himmel öffneten sich und alle Götter, Göttinnen und Geister stiegen herab, dem Kindlein zu huldigen.

Sieben Tage nach der Geburt dieses Wunderkindes starb Maja, und die Tante Gautami leitete nunmehr die Erziehung des Knaben. Er erhielt zweiunddreißig der lieblichsten Frauen aus dem Schackja-Stamme zur Bedienung; acht mußten ihn abwechselnd auf den Armen tragen, acht hatten ihn zu waschen, acht sollten ihn mit Milch versorgen und acht mußten ihn unterhalten und aufheitern. Bei dieser guten Pflege entwickelte sich das Kind überaus schnell; es glich, als es drei Jahre alt war, einem Knaben von doppeltem Alter und hatte das Benehmen und die Klugheit eines erwachsenen Mannes.

Dann aber scheint der Königssohn inmitten allen Reichtums und Glücks völlig seinen göttlichen Beruf vergessen zu haben, denn nach Vollendung seines 16. Lebensjahres ließ er sich ruhig zum Thronerben proklamieren, verheiratete sich mit der schönen Prinzessin Yasodhara und nahm zum Überfluß noch zwei Nebenfrauen. Dreizehn Jahre lebte er so mit seinen Frauen auf seinen Schlössern und überließ sich ganz den Freuden der Welt, als er eines Tages auf einem Spaziergange vier verschiedene Dinge erblickte, die ihn zum Nachdenken und zur völligen Änderung seines Lebens brachten. Zuerst begegnete er einem alten gebrechlichen Manne, dann sah er einen Aussätzigen am Wege sitzen, darauf führte ihn sein Weg an einem von Würmern zerfressenen Leichnam vorüber und schließlich traf er einen Priester. Das waren für ihn die Vorbilder von Alter, Krankheit, Tod und Entsagung des weltlichen Lebens.

Schon in der nächsten Nacht verließ er heimlich sein Schloß, vertauschte sein reiches Gewand mit einem einfachen gelben Rock und schnitt sich zum Zeichen der Buße die Haare ab. Als Bettler zog er durch das Land, kam zu dem Tempel der alten Brahmanen und lauschte eifrig ihren Lehren. Doch bald genügten ihm diese nicht mehr; er überredete fünf Zöglinge, sich ihm anzuschließen, und zog mit ihnen in eine Einöde nahe der Stadt Radschagriha, um sich durch Selbstkasteiungen und Fasten für seine Absicht, die Welt zu erlösen, vorzubereiten. Auf dieses Einsiedlerleben deutet der ihm häufig beigelegte

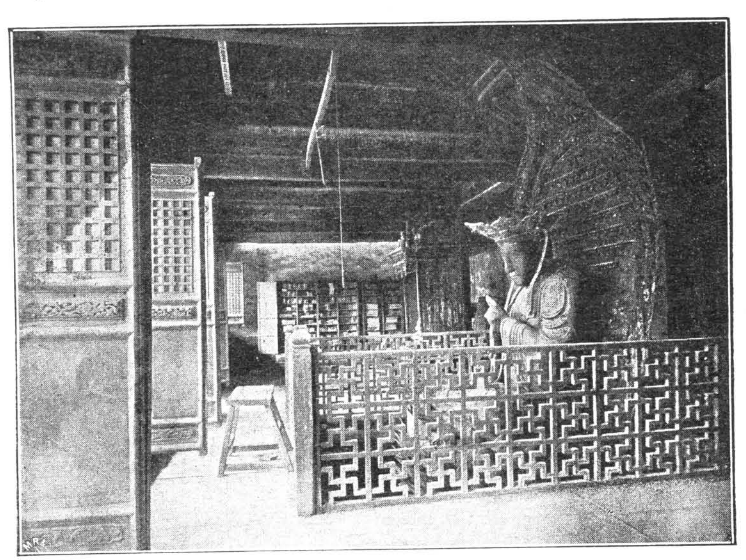
Name Sakjamuni, d. h. der Eremit aus dem Geschlecht der Sakja. Nach sechs Jahren hielt er sich für genügend vorbereitet und zog nun bis an das Ende seines Lebens als Prediger von Ort zu Ort, um durch Rede und Vorbild das Volk auf den Weg der Tugend zu leiten. Hier setzt die Sage wieder ein und dichtet unzählige Wunder, die der Königssohn auf seinen Reisen vollbracht haben soll, namentlich gab es keine noch so verriegelte Thür, die nicht aufsprang, wenn er daran klopfte, und, wenn sich ihm Verrat oder Gewalt nähern wollte, fuhr er durch die Lüfte davon. Er starb in der Stadt Kusinagara, wo sein Leichnam unter großer Feierlichkeit verbrannt und die Asche an acht Städte verteilt wurde. Jede Stadt barg den ihr zugekommenen Teil in eine goldene Urne, die in eigens dazu erbauten Tempeln zur öffentlichen Verehrung aufgestellt wurde; später wurden dann noch kleine Teilchen weiter abgegeben, so daß heute zahllose Tempel im angeblichen Besitz von Stäubchen der Asche Buddhas sind.

Buddha selbst hat keine geschriebenen Lehren hinterlassen, und deswegen traten bald nach seinem Tode seine Schüler, deren bedeutendster Mahakasjapa ist, zusammen, um die Lehren ihres Meisters zu sammeln und festzustellen.

Diese ist aus der brahmanischen Religion hervorgegangen und teilt mit ihr das Gefühl der Leiden und der Vergänglichkeit alles Irdischen. Während aber die Brahmanen diesem angeborenen Leiden durch das Aufgehen in Brahma, d. h. dem Urgrund alles Seins, zu entrinnen suchen, strebt Buddha die Loslösung der Seele durch Aufgehen in das Nirwana, d. i. Erlöschen der Existenz, an. Im übrigen nimmt Buddha das Bestehen zahlloser Welten und zahlloser Wesen an, und zwar füllen die letzteren als Götter, Dämonen, Menschen und Tiere das Weltall aus. Diese Maßlosigkeit in der Vervielfältigung aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge hat schließlich auch zu einer Vervielfältigung Buddhas selbst geführt, und die Lehre geht dahin, daß unausgesetzt Buddhas erscheinen müssen, um der Sünde zu steuern, wie auch vor ihm schon zahllose aufgetreten, jedoch nicht erkannt waren.

Der Buddhismus verbreitete sich namentlich infolge der Umwälzungen, die durch den Einfall Alexanders des Großen in Indien hervorgerufen wurden. Seit dem 3. Jahrhundert entstanden ihm jedoch gefährliche Gegner in dem wieder auflebenden Brahmanismus und später in der Lehre Mohameds. Heute herrscht der Buddhismus noch in China, wo er sich im Jahre 61 n. Chr. auszubreiten begann, in Japan, Korea, Birma, Siam und Tibet.

Die Buddha-Priester leben, wie wir bereits gesehen haben, in Klöstern zusammen. Armut und Gehorsam sind die Vorbedingungen; die Novizen treten schon in jugendlichem Alter ein. Durch Anlegung der gelben Kleider und vollständiges Kahlscheren des Hauptes werden sie unter feierlichen Zeremonieen aufgenommen; sobald sie das 20. Lebensjahr vollendet haben, werden sie Priester. Sie haben alle möglichen Gelübde abzulegen, namentlich: nicht zu töten (auch keine Tiere), nicht zu stehlen, nicht zu lügen, keine berauschenden Getränke zu genießen (Opium ist nicht verboten), keusch zu leben, dem Nächsten zu helfen, zu fasten und zu beten. Um nun fortwährend an diese Gelübde erinnert zu werden, wird ihnen bei Ablegung jedes einzelnen Gelübdes



Buddhafigur in einem Tempel.

am Hinterkopf, beziehungsweise an den Armen, ein Zeichen in die Haut gebrannt, das, so lange sie leben, als weißer Flecken erkennbar bleibt. Der „gute Ton“ erfordert es, daß jeder von Zeit zu Zeit ein neues Gelübde ablegt und wenn er sich dazu eine noch so unglaubliche Pflicht oder Entbehrung auferlegen soll, so daß ein alt gewordener Bonze am Hinterkopf und an den Armen geradezu tätowiert erscheint.

Für alle diese Qualen genießt er herzlich wenig Ansehen. Er hat diesen Beruf genommen, wie ein Anderer den eines Kaufmanns oder Handwerkers, und wenn man mitunter in das spitzbübische Auge eines Bonzen schaut, dann muß man den Eltern recht geben, daß sie ihn für das Mönchtum bestimmten, denn sonst hätte er längst am

Galgen geendet. „Trinkgeld“ ist die Fahne, unter der er kämpft. Er nimmt es seinen Landsleuten in der Form von Speisen ab und sagt ihnen dafür ihr Schicksal, und dann nimmt er es den Europäern in Gestalt einer kleinen Silbermünze ab und erklärt ihnen dafür mit freundlicher Miene, wie dumm seine Landsleute sind. Der Fremde kann, wenn er nicht etwa als Missionar sich kund giebt, auf seinen Reisen fast in jedem Tempel zuvorkommende Aufnahme, Erquickung und Nachtlager finden und man zeigt ihm mit Freuden alles, was das Haus und die Nachbarschaft nur an Interessantem und Sehenswertem bietet. Man verlangt auch gar nicht, daß er die Götzenbilder und sonstigen Kultusgeräte mit respektvollem Auge betrachte, sondern wenn ihm die Sache ein Lächeln abnötigt, so zeigt sich ein fröhlicher Widerschein auf dem Gesichte des Führers. Man erwartet als Abschluß eine Belohnung und zwar drängen sich beim Fortgehen so ziemlich sämtliche Priester mit einer Büchse, einer Schale oder mit der offenen Hand an ihn heran, aber sie machen alle ein so vergnügtes Gesicht und sind mit einer so kleinen Gabe zufrieden, daß noch niemand mißmutig aus einem solchen Kloster geschieden ist.

Die Gegner der Mönche sind die „Gebildeten“ im Lande selbst, die Anhänger des Konfuzius. Sie verachten den Mönch, weil er sich den Sorgen und Mühen des täglichen Lebens entzogen und mit eigener Hand die fünf heiligen Bande zerrissen hat, die nach landesläufiger Ansicht den Menschen vom Tier unterscheiden. Er zahlt weder Steuern noch nimmt er an den politischen Vorgängen teil und erfüllt daher nur unvollkommen seine Pflichten gegen den Herrscher und das Land. Er heiratet nicht und erzieht keine Kinder; er sinkt daher in ein Junggesellengrab, und seinen gequälten Geist trifft nach dem Tode dieselbe Vernachlässigung und die gleiche Mißachtung der geheiligten Gebräuche, die bereits einen Schatten auf das Grab seiner Eltern warfen. Er verzichtet auf alle brüderlichen Bande und beraubt sich dadurch des Trostes und der Unterstützung der Liebe eines Bruders. Er trennt sich von der Welt und ihren Freuden, und die Freundschaft hat keinen Reiz für ihn. Er hat keinen Namen mehr, sondern eine „religiöse Benennung“ statt des Vaternamens angenommen, als er Eltern, Brüder, Freunde und Heimat an der Thür des Tempels vergaß und niemand kann an ihn die übliche Höflichkeitsphrase richten: „Wie ist dein ehrenwerter Name?“

Allerdings mag diese Verachtung zum guten Teil daher kommen, daß die Mönche es mit ihren Gelübden nicht allzu ernst nehmen,

denn das Trinkgeldernehmen widerspricht der Armut, und das Genießen der dem Gott dargebrachten Opferspeisen läßt sich nicht mit dem Mäßigkeitsgelübde in Einklang bringen; auch sollen sie es mit der Keuschheit nicht allzu genau nehmen — aber Vollkommenheit ist doch nirgends zu finden! —

Die Religionslehre des Fo unterscheidet sich sehr wenig vom Buddhismus und selbst diejenige des Lao-tse ist, soweit Äußerlichkeiten in Betracht kommen, ziemlich in denselben aufgegangen. Der Laotsismus hat seine Anhänger fast nur in den unteren Schichten der Bevölkerung und leistet das Meiste auf dem Gebiete des Aberglaubens.

Lao-tse ist ein Chinese. Er wurde 604 v. Chr. im Dorfe Khioschin in der Provinz Honan geboren, brachte es zum Archivar am Hofe der Tschen-Dynastie, zog sich aber dann in die Einsamkeit zurück und schrieb den Taoteh-king, ein philosophisches Lehrbuch, das in dem Satze gipfelt: „Das Thun des Menschen nützt nichts, sondern schadet nur; man lasse deshalb allen Dingen ihren Lauf, sei still und lege nur alle Verkehrtheiten an sich und anderen ab“.

An Verkehrtheiten fehlt es aber bei den Laotsisten (oder, wie sie gewöhnlich genannt werden, Taoïsten) durchaus nicht; sie glauben an eine Unsterblichkeit, hoffen diese aber durch allerhand Geheimmittel, namentlich durch Wundertränke, erhalten zu können. Ihre Priester gehen gewöhnlich mit einem Staubwedel und einem kleinen Schwerte herum, um damit die Luft von den umherfliegenden bösen Geistern zu reinigen. Durch diese und ähnliche Zauberthaten erwerben sie ihren Lebensunterhalt. Ein Hauptgeschäft ist es für sie, Krankheiten zu bannen und zwar schreiben sie heilige Sprüche auf schmale Papierstreifen, verbrennen diese und übergeben die Asche dem Kranken, der sie dann gewöhnlich in einer Schale Wasser auflöst und als Medizin einnimmt. Auch durch die Anfertigung von Amuletten zum Schutze gegen Dämonen verdienen sie ein schönes Stück Geld, und bei Beerdigungen erscheinen ihrer gleich mehrere, um die Geister zu beruhigen. So verleben die Laotsisten-Priester, wenn das Geschäft geht, herrliche Tage, denn sie brauchen sich keinerlei Entbehrungen aufzuerlegen; ja, es steht ihnen sogar frei, zu heiraten, nur dürfen die Frauen nicht innerhalb der Mauern des Klosters wohnen.

In der Buddhisten-Hölle.

Wir haben bereits von dem Kolossalgemälde im Buddha-Tempel zu Kanton gesprochen, das die Hölle darstellt; ähnliche Schreckensscenen finden sich in vielen anderen Klöstern abgebildet. Das Thema ist in mehrfacher Beziehung wichtig. Es zeigt uns einmal den Gipfel der Ausgeburten des Buddhismus und bietet mancherlei Parallelen zu den in Europa am Ausgange des Mittelalters geltenden Anschauungen; es bietet zweitens die Vorstufe zum Verständnis der in China üblichen Körper- und Todesstrafen, welche wir weiterhin behandeln werden, und es erklärt drittens die Freude des niedrigen Volkes an schrecklichen Marterscenen. Ist es doch bei der gegenwärtigen Boxerbewegung wieder beobachtet worden, wie einzelne Personen neue Strafen ersannen, um den Tod des verhaßten Feindes recht qualvoll und langwierig zu gestalten. Einen zum Christentum übergetretenen Chinesen hatten sie an den Erdboden gefesselt und über seinem Gesicht ein spitz zulaufendes, mit Streusand angefülltes Gefäß aufgestellt. Aus einem ganz kleinen Loche im Boden rieselte der feine Sand über Nase, Mund und Augen des Gefesselten, jedes Zucken erhöhte die Qual, bis schließlich der Erstickungstod den Armen von seinen Leiden erlöste.



Buddha-Priester.

Der Grundgedanke ist folgender: Wer durch völlige Bezähmung seiner Begierden und durch das gänzliche Aufgeben seines Ichs es soweit gebracht hat, daß er nichts mehr will, nichts mehr denkt und nichts mehr fühlt, hat sich von dieser Erde losgelöst und geht in den ersten Himmel ein, wo er weiter geläutert wird, dann kommt er in den nächsten Himmel und so fort, bis schließlich sein letztes Atom in den höchsten Ort der Glückseligkeit, in das Nirwana — das völlige Nichts — versinkt.



Taoïsten-Priester.

Wer es aber nicht soweit gebracht hat, muß die Seelenwanderung durchmachen und kommt durch die Hölle, in der er, je nachdem, geringere oder härtere Strafen erleidet, als neues, umgeformtes Wesen wieder auf die Erde. Haben im allgemeinen seine guten Thaten überwogen, so wird er als Gelehrter, Mandarin oder gar Kaiser sein neues Leben führen; hält sich Gut und Schlecht die Wage, dann wird er einfach umgetauscht: aus Mann wird Weib, aus dem Weib ein Mann, aus dem Handwerker ein Kaufmann oder umgekehrt; überwiegt das Schlechte, so wird er Bettler, Kuli oder Schiffer; ist endlich gar nichts gutes an ihm zu finden, so muß er ein Tier werden: der Stolze wird in eine Löwenhaut gesteckt, der Mörder in einen Bären verwandelt und aus dem Wollüstigen wird ein Schwein, ein Hund oder ein Hase.

In diesem zweiten Leben kann er sich dann weiter erhöhen, aber auch tiefer erniedrigen; die Höllenstrafen, die er durchgemacht hat, sollen ihm eine Warnung sein. Da er diese aber auf der Seelenwanderung vergißt, so sind sie zur Warnung der Lebenden in den meisten Taoïstenklöstern und in mehreren Buddhatempeln in den grellsten Farben an die Wand gemalt, ja mitunter sogar plastisch dargestellt.

Die Unterwelt zerfällt in zehn Gerichtshallen und die meisten derselben haben 16 Folterkabinette oder Höllen zur Verfügung, so daß

ein Sünder, der alle Strafen durchmachen muß, 138 Folterkabinette oder Höllen zu passieren hat. Sobald er mit einer Marter fertig ist, wird sein Körper — oder richtiger Schatten — wieder neu hergestellt, so daß er der nächsten Hölle in unverletztem Zustande überliefert wird. Zur Beruhigung unserer Leser wollen wir jedoch von vornherein bemerken, daß nur Selbstmörder und solche Personen, die eins der zehn großen Verbrechen begangen haben, auf welche Todesstrafe durch Zerstückelung, Enthauptung oder Erdrosselung gesetzt ist, alle 138 Folterqualen durchmachen müssen; die meisten Sünder werden nur einer oder einzelnen Gerichtshallen zugeführt.

Die erste Gerichtshalle befindet sich im Innern der Erde unter dem „Felsen der Reinigung", und entspricht etwa dem Fegefeuer der katholischen Kirche: Jeder Verstorbene wird sofort von höllischen Geistern vor dieses Tribunal gebracht. Früher war Jenluo-uany hier Richter; da er aber allzu milde war, mußte er mit seinem Kollegen von der fünften Halle tauschen und jetzt führt daher Tsin-kuang in der ersten Halle das Szepter. Er hat das große Register der Thaten jedes Einzelnen vor sich und giebt Befehl, den Neuankömmling auf die Wage zu bringen, damit beurteilt werden kann, ob die guten oder schlechten Thaten desselben überwiegen. Diese Wage erinnert an unsere alten Kaufmannswagen, die heute nur noch bei Lumpensammlern in Gebrauch sind: der eiserne Haken wird dem Neuankömmling durch den Rücken geschlagen, das Gewicht gestellt und dann das Resultat ausgerufen. Stellt sich nach dieser kleinen Schindung heraus, daß die guten Handlungen den schlechten die Wage halten, so wird der Glückliche sofort nach der zehnten Halle gebracht und ohne weitere Qualen von neuem auf die Erde geschickt. Überwiegt aber das Böse, so wird der Schuldige zunächst vor einen riesigen Spiegel geführt, der die Überschrift trägt: Nie tjing ts'ien, mu hao gin, d. h. vor diesen Lasterspiegel wird keine tugendhafte Seele geführt. Mit einem Male überschaut der Schuldige in diesem Spiegel alle Frevelthaten, die er während seines ganzen Lebens begangen hat und wird sich nun erst seiner ganzen Schuld bewußt. Darauf schleppen ihn Teufel vor ein zweites Tribunal derselben Gerichtshalle, wo der Thürhütergott und der Gott des häuslichen Herdes, die täglich seine schlechten Handlungen mit ansehen mußten, gegen ihn als Ankläger auftreten. Der Richter urteilt nun, welcher Gerichtshalle der Sünder zu überweisen ist, was jedoch erst zur Ausführung gelangt, nachdem man ihn gehörig gepeinigt und ihm dadurch eine Art Vorgeschmack der ihn erwartenden

Strafen verschafft hat. Zurückgehalten werden nur leichtsinnige Buddhapriester und Selbstmörder; die ersteren, um gleich ihre Strafe abzubüßen, die anderen, um nochmals zur Erde zurückgeführt zu werden.

Buddhapriester nämlich, welche beim Hersagen der vorgeschriebenen Gebete einzelne Worte oder ganze Sätze überschlagen oder falsch ausgesprochen haben, werden in eine Arrestzelle eingeschlossen, die nur durch eine trübe Öllampe notdürftig erhellt ist. Bei dieser elenden Beleuchtung müssen sie ihre Gebete ablesen und alles, was sie verstümmelt oder ausgelassen haben, hundertfach wiederholen. Sind sie damit fertig und haben sich sonst nichts Böses zu Schulden kommen lassen, so werden sie der zehnten Gerichtshalle überwiesen, um dort umgewandelt und wieder auf die Erde gesandt zu werden. Gewöhnliche Leute jedoch, die beten, ohne dafür bezahlt zu werden, erhalten für mangelhaftes oder verkehrtes Beten keine Strafe, denn es kommt bei ihnen nur auf das Herz, nicht auf den Buchstaben an.

Die Selbstmörder werden zunächst gesondert. Wer aus Liebe zum Vaterlande oder zu den Eltern, um seine Keuschheit zu wahren oder aus wahrer Freundschaft sich getötet hat, erhält eine Belohnung und wird dann der zehnten Gerichtshalle überwiesen. Wer aber aus anderen Gründen sein Leben durch Erhängen, Halsabschneiden, Ertränken oder Vergiften geendet oder wer sich auch nur mit ernstlichen Selbstmordgedanken getragen hat, kommt zunächst in die Hunger- und Durstkammer, wo er viel leiden muß. Dann aber wird er auf die Erde, zu dem Ort seiner That zurückgeführt und muß hier lange Zeit dieselben Schmerzen, wie im Augenblicke seines Todes erleiden. Er darf weder die Speisen, die zu gewissen Zeiten von seinen Verwandten auf das Grab gesetzt werden, anrühren, noch wird er der zu seinem Andenken veranstalteten Totenopfer teilhaftig. Ist diese Zeit vorüber, dann wird er in die Hölle zurückgeschleppt und gefoltert, und muß nun der Reihe nach die Strafen sämtlicher zehn Gerichtshöfe durchmachen.

Auch diejenigen Soldaten, welche ihr Leben für den Kaiser und das Vaterland geopfert haben, kommen — so groß auch sonst ihr Sündenregister sein mag — direkt in die zehnte Halle und erhalten außerdem noch eine Belohnung. Dieser Umstand erklärt teilweise auch das mutige Vorgehen einzelner Boxer. —

Der zweiten Gerichtshalle werden alle diejenigen überwiesen, die junge Leute heimlich mit sich fortführen, um sie zu verkaufen; diejenigen, welche ihnen anvertraute Gegenstände unter irgend einem

Vorwande unterschlagen haben; diejenigen, welche sich selber oder einem Andern den Zopf abgeschnitten oder eines Auges, Ohres, Beines, Armes oder der Nase beraubt haben; die Heiratsvermittler, welche Mann oder Frau betrogen haben, indem sie ein unrichtiges Alter angaben oder Fehler verheimlichten; endlich die Quacksalber, die nichts von der Arzneikunst verstehen und nicht den Puls fühlen konnten.

Diese zweite Gerichtshalle befindet sich südlich vom „Felsen der Reinigung“ und als Richter fungiert Tschu-tsan. Er hat sechzehn Folterkammern zur Verfügung und kann die Sünder in einzelne der Kammern oder auch in alle senden. In der ersten brausen beständig schwarze Wolken und dichte Sandstürme, in der zweiten versinken die Sünder in Schlamm und Schmutz, in der dritten werden sie mit fünfzackigen Gabeln gespießt, in der vierten erleiden sie gräßlichen Hunger, in der fünften brennenden Durst, in der sechsten baden sie in Blut und Eiter, in der siebenten werden sie in einem Kessel mit kochendem Wasser gebrüht, in der achten ist ein Kessel mit siedendem Fett, in der neunten müssen sie schwere eiserne Panzer tragen, in der zehnten werden sie auf die Folter gespannt und gestreckt, in der elften werden sie von Raubvögeln angefressen, in der zwölften müssen sie Kalkwasser trinken, in der dreizehnten werden sie in Stücke zerhackt, in der vierzehnten werden sie auf Messer und Schwerter gespießt, in der fünfzehnten werden sie von Füchsen und Wölfen angefallen, in der sechzehnten endlich erfrieren sie unter Eis und Schnee. —

Der dritten Gerichtshalle werden alle Beamte zugeführt, welche die Wohlthaten des „Sohnes des Himmels“ vergessen hatten, das Volk unterdrückten und den Kaiser betrogen; ferner die Frauen und Nebenfrauen, die ihren Männern untreu waren; die Söhne, die ihre Pflichten gegen die Eltern nicht erfüllt haben; die Kaufleute, welche ihre Teilhaber oder Kunden betrogen haben; Verbrecher, die aus dem Gefängnis entwichen sind; Grabschänder, Falschmünzer und Fälscher von Dokumenten und Unterschriften; diejenigen, welche die Gräber ihrer Ahnen haben verkommen lassen; diejenigen, welche ohne Veranlassung ihre Verlobung abgebrochen oder eine fremde Verlobung hintertrieben haben.

Diese Halle liegt südöstlich vom „Felsen der Reinigung“ und umfaßt ebenfalls sechzehn Folterkammern. In der ersten erhalten die Seelen nur Salz und werden vom brennendsten Durst gepeinigt, in der zweiten müssen sie den bekannten Holzkragen „Kang“ tragen, in der dritten werden sie fortwährend durch die Rippen gestochen, in der

vierten wird ihr Gesicht mit eisernen Kämmen zerrissen, in der fünften kratzt man das Fett von ihren Körpern, in der sechsten werden Herz und Leber mit Zangen gerissen, in der siebenten bohrt man ihnen die Augen aus, in der achten wird ihnen die Haut abgezogen, in der neunten hackt man ihnen die Füße ab, in der zehnten werden ihnen die Nägel von Fingern und Zehen gerissen, in der elften wird ihnen das Blut ausgesogen, in der zwölften hängt man sie an den Füßen auf, in der dreizehnten werden ihnen die Schulterblätter zerschmettert, in der vierzehnten werden sie von Würmern und Maden zernagt, in der fünfzehnten zerbricht man ihnen die Kniee und in der sechzehnten wird ihnen das Herz ausgerissen. —



Der Seelen-Holer (Tod).

In die vierte Gerichtshalle kommen alle, welche die Zollämter betrügen, keine Miete bezahlen, falsche Wiegschalen gebrauchen, wertlose Medizin verkaufen, falsches Geld in Umlauf setzen, ihre Schulden nicht bezahlen, Blinden und Krüppeln etwas in den Weg legen, trotz ihrer Wohlhabenheit keine Almosen geben, Bedürftigen kein Geld leihen, zerbrochenes Geschirr und Schutt auf die Straße werfen, das Eigentum des Nachbars durch Zerstörung oder Hexerei schädigen, sowie feige Soldaten, welche während der Schlacht fortgelaufen sind.

Die vierte Halle liegt unter dem Stillen Ozean, und ihre Folterkammern sind im Verhältnis zu den vorgenannten Vergehen, die in einem modernen Staatswesen teils überhaupt nicht, teils nur mit einer leichten Polizeistrafe geahndet werden, gewiß nicht als milde zu bezeichnen. In der ersten Kammer werden die Seelen aufgehängt und mit kochendem Wasser begossen, in der zweiten müssen sie auf Ketten und nadelscharfen Bambusspitzen knieen, in der dritten verbrüht man ihre Hände mit kochendem Wasser, in der vierten werden sie so lange geschlagen, bis das Blut den Körper überströmt, in der fünften werden die Muskeln durchschnitten und die Knochen herausgerissen, in der sechsten sticht man ihnen mit einer Mistgabel in die Schulter und scheuert ihre Haut mit harten Bürsten, in der siebenten werden Löcher ins Fleisch gebohrt, in der achten müssen sie auf Messern und Nägeln sitzen, in der neunten kommen sie in die „eiserne Jungfrau", in der zehnten werden sie durch aufgehäufte Holzstücke, Steine und Erde dem Erstickungstode nahe gebracht, in der elften sticht man ihnen die Augen aus, in der zwölften verstopft man ihnen den Mund mit Sand und Kalk, in der dreizehnten erhalten sie ekelhafte Medizinen zum Trinken, in der vierzehnten müssen sie auf geölten Bohnen gehen, so daß sie beständig hinfallen, in der fünfzehnten durchsticht man ihnen die Zunge und in der sechzehnten wird der Körper unter Steinen begraben und nur der Kopf bleibt frei. —

Die fünfte Gerichtshalle ist für die Herzlosen bestimmt. Zunächst kommen alle dahin, die gottlos gewesen sind und an der Lehre Buddhas gezweifelt haben; dann diejenigen, die lebende Wesen gequält oder getötet, ihr Gelübde nicht erfüllt oder an falsche Lehren geglaubt haben; Personen mit unzüchtigem Lebenswandel, Zauberer und andere Betrüger sowie Geizhälse, die armen Leuten nicht helfen wollten; Diebe, welche die Schuld auf andere zu schieben versuchten; Leute, die falsche Gerüchte verbreiteten, Religionsbücher verbrannten, den Priesterstand zu verdächtigen versuchten, Wälder anzündeten, tote Katzen und Hunde nicht vergruben, Salz zwischen Pflanzen streuten, Leichen ausgruben, Brunnen zuschütteten und dergleichen mehr.

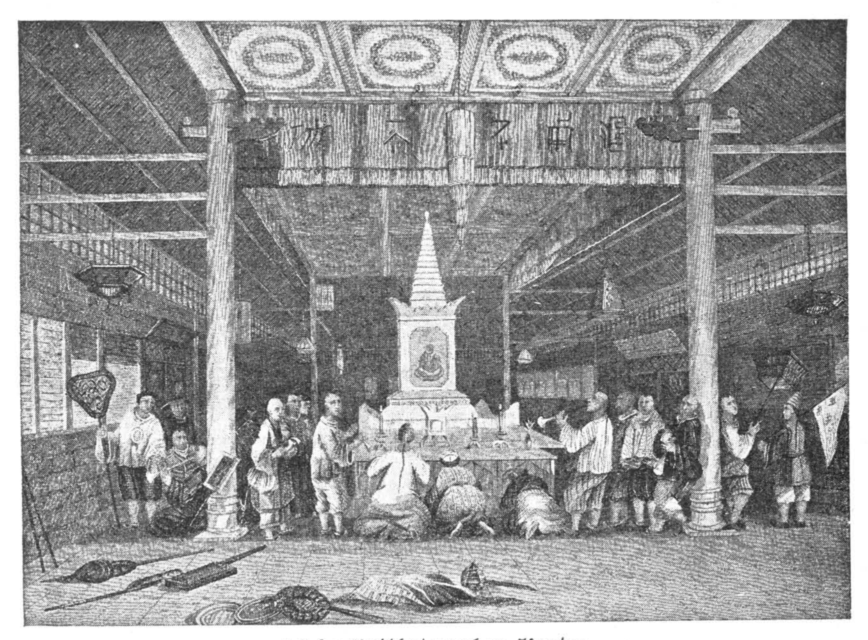
Die Einrichtung dieser Halle unterscheidet sich wesentlich von den vorhergehenden. Ihr hauptsächlichstes Ausrüstungsstück ist ein hoher Turm, von dem die Seele noch einen letzten Blick auf ihre frühere Heimat werfen kann. Und alles, was sie sieht, betrübt sie; alles ist gerade entgegengesetzt geschehen, wie sie es in ihren letzten Wünschen und Anordnungen bestimmt hat. Über das Eigentum, das sie mit

Mühe und auf unrechte Weise zusammengescharrt hat, sind die Erben in Streit geraten, das Meiste geht bei dem entstandenen Prozeß verloren, der Rest wird durchgebracht oder an Fremde verkauft und für die Kinder bleibt nichts übrig; der überlebende Gatte denkt bereits daran, sich von neuem zu verehelichen; Schulden, die längst bezahlt worden sind, werden von neuem eingefordert; dagegen können ausstehende Gelder aus Mangel an Beweisen nicht eingetrieben werden. Alle Schuld fällt auf den Verstorbenen, seine Verwandten und Freunde verwünschen ihn, seine Kinder fluchen ihm. Aber es wird noch schlimmer: der überlebende Gatte kommt durch ein Versehen des Verstorbenen in falschen Verdacht, wird von Henkersknechten gepeinigt und verfällt in eine schreckliche, unheilbare Krankheit; eine Feuersbrunst zerstört das Haus, eine Überschwemmung verwüstet die Ländereien. Alles ist schließlich hin — das ist der Lohn für seine Sünden. Hat die Seele nun diese Herzenspein durchgemacht und kann vor Thränen nicht mehr die Augen offen halten, so kommt sie in die Folterkammern, die alle nur den Zweck haben, das Herz, welches zu Lebzeiten des Verstorbenen kein Mitgefühl gekannt hat, möglichst zu peinigen. In der einen Kammer wird es gestochen, in der anderen gezwickt, dann geknetet, gebraten, in Stücke zerschnitten, herausgerissen, von Schlangen angefressen, den Wölfen vorgeworfen u. s. w. —

Der sechsten Gerichtshalle werden alle überwiesen, die sich über Wind und Wetter, Hitze oder Kälte, Regen oder Schnee zu beklagen pflegten, die von den Buddha-Bildsäulen die Vergoldung abkratzten oder ihnen die als Augen dienenden Glasperlen entwendeten, die den Namen der Gottheiten mißbrauchten, beschriebenes Papier zu niederen Zwecken verwendeten, sich nicht des Genusses von Rind- und Hundefleisch enthielten, unzüchtige Schriften kauften und lasen, angesichts des Mondes oder der Sonne schmutziges Wasser ausgossen, Tempel nicht reinfegten oder mit Drachen- und Phönix-Ornamenten bestickte Gewänder trugen.

In den Folterkammern dieser Abteilung werden folgende Strafen ausgeteilt: in der ersten müssen die Sünder auf eisernen Spitzen und Kugeln knieen, in der zweiten stehen sie bis an den Hals im Schmutz, in der dritten wird ihnen auf einer Mühle jeder Tropfen Blut aus dem Körper gequetscht, in der vierten wird ihr Mund mit Zangen aufgerissen und mit Nadeln gestochen, in der fünften werden sie von blutgierigen Ratten angefallen, in der sechsten werden sie in ein Dornennetz geworfen und durch Heuschrecken angenagt, in der siebenten

werden sie von oben nach unten durchgesägt, in der achten werden sie in Mörsern zerstoßen, in der neunten müssen sie Feuer schlucken, in der zehnten werden sie geröstet, in der elften müssen sie widrige Dünste und Gerüche einatmen, in der zwölften werden sie von Ochsen gestoßen und von Pferden geschlagen, in der dreizehnten wird ihr Herz zerkratzt, in der vierzehnten werden ihre Schädel so lange gedreht, bis die Hirnschale abfällt, in der fünfzehnten werden sie von oben nach unten gespalten und in der sechszehnten wird ihnen die Haut abgezogen und dafür ein Überzug aus hartem Stroh umgelegt. —



Fest im Buddhatempel zu Kanton.

Zur siebenten Gerichtshalle werden diejenigen geführt, die durch den Genuß von Mennige unsterblich zu werden versuchten, Kinder stahlen, um sie zu verkaufen, Kleider und Geld aus Särgen raubten, Menschengerippe ausgruben, um daraus Medizinpulver herzustellen oder Porzellanglasur zu bereiten, endlich diejenigen, die ihre weiblichen Kinder ertränkten oder erstickten — alle diese vorbenannten Sünder werden, nachdem sie sämtliche Foltern dieser Abteilung erlitten haben, auch noch der achten Gerichtshalle zur Bestrafung überwiesen — ferner die Lehrer, welche die ihnen anvertrauten Kinder nicht fleißig unterrichtet haben und diejenigen, welche vor Greisen keine Achtung hatten oder durch ihr Geschwätz Unfrieden stifteten.

In der ersten Folterkammer dieser Gerichtshalle werden die Seelen gezwungen, ihr eigenes Blut zu trinken, in der zweiten durchsticht man ihnen die Beine und läßt sie in Feuer braten, in der dritten wird ihnen die Brust aufgeschnitten, in der vierten stopft man ihnen den Mund voll Haare, in der fünften wird ihr Fleisch von Hunden be-



Die erste Gerichtshalle mit Tsin-kuang und dem Lasterspiegel.

nagt, in der sechsten wird ihr Kopf mit schweren Steinen belastet, in der siebenten werden Löcher in ihren Schädel gebohrt, in der achten müssen sie Kröten verschlucken, in der neunten wirft man sie Schweinen zum Fraß vor, in der zehnten werden sie von Raubvögeln zerhackt, in der elften werden sie an den Zehen aufgehängt und geprügelt, in der zwölften reißt man ihnen die Zunge aus und durchbohrt die Kiefer,

in der dreizehnten werden ihnen die Eingeweide herausgerissen, in der vierzehnten werden sie von Mauleseln zerstampft und von Dachsen gebissen, in der fünfzehnten werden ihre Hände durch heiße Bügeleisen verbrannt und in der sechzehnten werden sie in Öl gesiedet. —

In der achten Gerichtshalle kommen solche zur Aburteilung, die ihre Eltern nicht geehrt oder ihnen Kummer und Sorge bereitet haben, die bei dem Begräbnis ihrer Verwandten nicht zugegen waren oder ihre Geschwister gehaßt haben.

Die Strafen werden in folgender Weise ausgeteilt: in der ersten Kammer werden die Seelen an Räder gebunden und von hohen Bergen herabgerollt, in der zweiten werden sie in Kessel eingeschlossen, in denen sie einem langsamen Erstickungstode entgegengehen, in der dritten werden sie in lauter kleine Stücke zerhackt, in der vierten werden ihnen Mund, Nase und Augen zugestopft, in der fünften schneidet man ihnen das Zäpfchen aus dem Halse, in der sechsten werden sie mit dem Kopfe nach unten in Kloaken gesteckt, in der siebenten werden ihnen Hände und Füße abgeschnitten, in der achten bratet man ihre Eingeweide, in der neunten wird das Mark aus ihren Knochen gebrannt, in der zehnten flicht man Knoten in ihre Eingeweide, in der elften wird ihr Inneres ausgebrannt, in der zwölften werden sie ausgeweidet, in der dreizehnten wird ihr Schädel gespalten und das Gehirn Schweinen vorgeworfen, in der vierzehnten reißt man ihnen alle Zähne aus, in der fünfzehnten werden ihnen Nägel in den Kopf getrieben und in der sechzehnten werden sie durch Blitze zerschmettert. —

Der neunten Gerichtshalle werden zumeist nur diejenigen Sünder überwiesen, die verurteilt sind, die Qualen sämtlicher Höllen erleiden zu müssen. Außerdem werden noch die Brandstifter und Giftmischer hierher gebracht, sowie die Verfertiger und Verkäufer unzüchtiger Bücher und Bilder. Die letzteren werden noch zum Abschied, nachdem sie die sechzehn Folterstrafen dieser Abteilung durchgemacht haben, in Öl getaucht und an einer langen Kupferstange geschmort; hierauf werden ihnen Hände und Füße abgeschlagen und das Herz aus dem Leibe gerissen. Sie müssen dann ihr Herz so lange im Munde tragen, bis alle durch ihre Bilder und Schriften Verführte gestorben sind, ihre Höllenstrafe erlitten haben und geläutert wieder auf die Erde gesandt sind.

Die sechzehn Strafen dieser Abteilung sind folgende: in der ersten werden die Sünder geröstet, in der zweiten werden ihnen die Muskeln herausgerissen und die Knochen zerschlagen, in der dritten wird ihre Leber und Herz von Enten gefressen, in der vierten verzehren Hunde

ihre Lungen und Eingeweide, in der fünften werden sie mit erhitztem Öl beträufelt, in der sechsten wird ihnen die Zunge herausgerissen, jeder Zahn ausgeschlagen, der Schädel durch einen eisernen Ring eingeschnürt, in der siebenten wird ihnen das Gehirn herausgenommen und dafür ein Igel eingesetzt, in der achten wird ihr Kopf in glühender Asche geröstet, in der neunten werden sie durch Rindvieh bis zur Unkenntlichkeit herumgeschleift, in der zehnten werden sie auf Gabeln gespießt und unter einer Presse zermalmt, in der elften wird ihr Herz in einer Mühle zermahlen, in der zwölften bringt man sie unter eine Douche mit siedendem Wasser, in der dreizehnten werden sie von Wespen zerstochen, in der vierzehnten durch Ameisen und Stechfliegen gequält, darauf geschmort und schließlich wie nasses Zeug ausgerungen, in der fünfzehnten werden sie durch Skorpione gestochen und endlich in der sechzehnten von Giftschlangen verfolgt. —

Damit hat die eigentliche Qual ihr Ende erreicht, denn in der zehnten Halle wird nur noch festgestellt, in welcher Gestalt die Seele wieder auf der Erde erscheinen soll. Zuerst erhält sie eine Betäubungssuppe, durch welche die Erinnerung an das frühere Erdenleben sowie an die erlittenen Höllenqualen völlig ausgelöscht wird, dann wird sie durch den „Roten Fluß“ zur Läuterung getrieben und gelangt schließlich in einen Ventilator, aus dem sie in irgendwelcher menschlicher oder tierischer Gestalt durch sechs verschiedene Ausgänge wieder auf die Erde geblasen wird.

Schwarzkunst und Teufelsspuk.

Diese Höllenqualen sind schrecklich erdacht, und deswegen noch um so entsetzlicher, weil die Folterung nicht etwa im schnellen Tempo erfolgen soll, sondern die chinesische Boshaftigkeit sich an einer rechten Verlängerung derselben weidet. Der Aufenthalt in jeder einzelnen Folterkammer wird auf mehrere Jahre veranschlagt.

Dem gegenüber ist es ein Glück, daß man sich schon zu Lebzeiten ohne allzu große Mühe von den Strafen mehrerer dieser Gerichtshallen loskaufen kann. Zur Vermeidung der achten Gerichtshalle muß man täglich morgens und abends ein kurzes Gebet vor seinem Hausgötzen verrichten; der siebenten entgeht man schon, wenn man sich morgens nüchtern den Mund ausspült und dabei Buddha anruft; der sechsten, wenn man vier Tage im Jahre fastet; der fünften, wenn man einmal im Jahre das Gelöbnis ablegt, derartige Sünden nicht wieder begehen zu wollen. Es bleiben also nur wenige Hallen übrig,

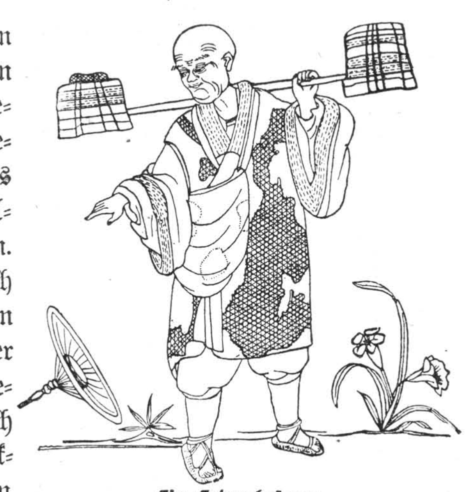
und für diese läßt sich durch gute Worte und entsprechende Geschenke — sofern man nicht ein mit Todesstrafe bedrohtes Verbrechen begangen hat — auch noch die Fürbitte eines eifrigen Priesters erreichen. —

Da sich der Chinese die Luft mit allerhand guten und bösen Geistern, sowie wandernden Seelen erfüllt denkt, aber auch in der Erde und im Wasser geheimnisvolle Einflüsse vermutet, so kann er kein Haus bauen, keinen Begräbnisplatz finden, keinen Brunnen graben, ja nicht einmal einen Baum pflanzen, ohne vorher einen Erdwahrsager um Rat gefragt zu haben. Jeder Chinese hat eine „Glücksader“ (Fung-schui) im Erdboden, aber sie muß aufgefunden werden und zweitens muß dafür gesorgt werden, daß sie in keiner Weise unterbrochen werde; außerdem schreitet ein guter Geist in Form eines weißen Tigers auf der Erde, während ein anderer, der die Gestalt eines grünen Drachens hat, durch die Lüfte fliegt; er muß also sorgen, daß diese zu ihm gelangen können.

Um den Drachen anzulocken, stellt man Stangen mit einer Bürste an der Spitze auf, auf welcher der Drache sich niederlassen und dann an der Stange herabrutschen soll. Man findet solche Stangen ebenso auf dem Lande, meist in der Umgebung von Geschäftsläden, wie auf Kähnen. Benutzt der Drache die Stange, so ist das Glück gesichert; es wird „Silber ins Haus regnen“ und die Kunden werden einander die Hacken abtreten, weil alles dahin strömt. Das Aufführen hoher Gebäude und das Errichten ungehöriger Stangen hindert aber den Drachen, sich zu nähern, und das trifft nicht nur einen Einzelnen, sondern unter Umständen die Bewohner mehrerer Ortschaften, ja einer ganzen großen Stadt. Deswegen hauptsächlich wird das Anlegen von Telegraphenleitungen und die Errichtung von Kirchen so sehr angefeindet.

Der Tiger wird durch bunt angestrichene Bretter angelockt, die man über der Thür oder unter dem Fenster befestigt; auch stellt man an der Südseite des Hauses gern einen Zuber und einen Besen auf, den ersteren, damit der Tiger sich darin ausruhen könne, den zweiten, um schädliche Geister, welche ihm den Weg verlegen wollen, abzuwehren. Der Tiger geht aber grundsätzlich keine geraden, sondern nur gewundene Wege, doch ist es ihm durchaus nicht gleichgiltig, ob der Weg diesen oder jenen Bogen beschreibt, und es ist daher unbedingt nötig, einen Erdwahrsager zu Rate zu ziehen, um die richtige Krümmung bei der Anlage neuer Wege herauszubekommen. Der Tiger

haßt aber auch alle scharfen Kanten und es ist daher mitunter zweckmäßig, daß man einen Felsen, der zu eckig geformt ist, an seiner Spitze abrundet, oder seinem Fuße durch dagegen geschüttete Steine eine angenehmere Gestalt giebt. Zuweilen stehen ihm auch zu viele Bäume im Wege, oder ein Bach schlängelt sich durch denselben, oder ein Thal ist zu tief oder ein Hügel zu hoch; kurz, der Tiger ist nicht so leicht heranzubekommen, so daß einer abgelegenen Gemeinde schließlich oft nichts anderes übrig bleibt, als eine Pagode zu erbauen, um dadurch den Tiger auf sich aufmerksam zu machen und sein Wohlwollen zu erwerben.


Ein Erdwahrsager.

Die Glücksader wiederum kann aber durch das Graben tiefer Brunnen oder das Bestatten unbekannter Toten gestört werden und dann ist es unbedingt um die fernere Wohlfahrt des Betreffenden geschehen. Wenn er auch noch so reich war, so wird er nunmehr ein armer Bettler. Keines seiner Kinder kann ein Examen bestehen und wenn es auch noch so gut veranlagt wäre, Krankheiten und Seuchen werden bald alle Familienglieder hinraffen, und nichts kann helfen, denn das Glück ist eben unwiederbringlich zerstört, sofern es nicht gelingt, die Ursache der Unterbrechung der Glücksader zu entdecken und zu beseitigen.

Das alte Sprichwort „Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“ findet in folgender Sage vom grünen Drachen seine Bestätigung. Ein reicher Mann, der viele Äcker sein eigen nannte und in herrlichen Palästen wohnte, wollte seine Besitzung noch vergrößern, doch stand ihm hierbei die Hütte eines Armen im Wege. Er bot dem letzteren eine ansehnliche Summe Geldes für das kleine Besitztum, aber obschon der Arme mit Kindern überreich gesegnet war, wollte er sich von der ererbten Scholle nicht trennen, da sich auf derselben das Grab seiner Eltern befand. Darüber erbost ließ der Reiche eine hohe Mauer vor dem Hause des Armen aufführen, so daß die Sonne nicht mehr in dessen Fenster scheinen und das Innere im Winter erwärmen konnte.

Als nun der Arme eines Abends im Mondschein vor seiner Hütte sitzt und sich über die Ungerechtigkeit seines Nachbars grämt, sieht er plötzlich den grünen Drachen durch die Luft schießen, um den Reichen zu besuchen. Die hohe Mauer täuscht ihn aber, er gleitet an ihr herab, jedoch auf das Grundstück des Armen. Der Letztere springt erschreckt auf und will schreien, aber der Drache berührt nur die Erde und erhebt sich sofort wieder in die Lüfte. Von diesem Augenblick an waren Glück und Unglück zwischen den beiden Nachbarn völlig ausgetauscht. Der Arme bemerkt am nächsten Morgen an der Stelle, wo sich der Drache niedergelassen hat, eine kleine Einsenkung, und als er nachgräbt, entdeckt er eine Kiste mit Silberbarren. Noch mit der Bergung seines Schatzes beschäftigt, hört er Klagegeschrei aus dem Palast des Reichen erschallen: der Sohn desselben ist während der Nacht gestorben. Der Arme läßt nun alle seine Knaben studieren; sie kommen allesamt zu Ehren und werden reich, und der Glanz der von ihnen erworbenen Auszeichnungen bestrahlt der Eltern Grab. Der Reiche hingegen stirbt aus Gram über den Verlust seines Sohnes, und der Arme kauft mit dem Geschenk des Drachens dessen Paläste und Ländereien. —

Bei dieser Sachlage sind Wahrsager und Teufelsbeschwörer natürlich selbst in dem kleinsten Dorfe zu finden, und in den größeren Städten sieht man fast in jeder Gasse einen alten weißbärtigen Mann mit gewaltiger Brille hinter einem kleinen Tische sitzen, auf dem Papier, Pinsel und Tusche bereit liegen, um Amulette zu fertigen oder Auskunft über die Zukunft zu geben. Auf einer Tafel ist die Taxe für die einzelnen Fragen vermerkt:

Vorhersagen eines einzelnen Ereignisses	8 Cash
„ „ „ „ mit Sandelholz . .	16 „
„ der Zukunft	28 „
„ „ „ mit Einzelheiten	50 „
„ „ „ durch Lesen in den Sternen . .	50 „
Festsetzung des Hochzeitstages	nach Übereinkunft.

Der Fragende setzt sich vor den Tisch. Verlangt er Auskunft über einen Einzelfall, so erhält er sofort die Antwort auf einem Streifen Papier. Will er dagegen sein Schicksal für einen längeren Zeitraum voraus wissen, so giebt er Jahr, Monat, Tag und Stunde seiner Geburt an; diese schreibt der Wahrsager auf ein Blatt Papier nieder und stellt dann durch Kombination der Zeichen seine Antwort fest.

Jeder kann natürlich Wahrsager werden, aber das Volk vertraut nur einem alten Manne und am meisten einem solchen, der blind ist, da man annimmt, daß derjenige, der von irdischen Dingen wenig oder nichts sieht, um so tiefer in die Zukunft schauen könne.

Da nun der Chinese, wenn es sich um ein für ihn wichtiges Ereignis handelt, gern mehrere Wahrsager befragt, so würde der Schwindel längst an das Tageslicht gekommen sein, wenn nicht gewisse Grundregeln aufgestellt wären und von allen Wahrsagern gleichmäßig beachtet würden. Ein großer Teil der letzteren besteht aus Leuten, die einmal ein Examen zu machen versuchten, aber durchfielen, sie benutzen später die erworbenen Kenntnisse, um sich mit den Grundregeln der Wahrsagekunst vertraut zu machen, wozu ein paar Monate völlig hinreichen, vorausgesetzt, daß der Betreffende über ein einigermaßen gutes Gedächtnis verfügt. Es handelt sich hauptsächlich darum, die Zeichen für die Monate, Jahreszeiten und Stunden zu lernen, und sich einzuprägen, in welchem Verhältnisse jedes einzelne zu den fünf sogenannten Elementen — Gold, Holz, Wasser, Feuer und Erde — steht. Die Geburtsstunde einer jeden Person läßt sich in acht Zeichen niederschreiben, und je nachdem nun in dieser Formel die einzelnen Elemente stärker oder schwächer vertreten sind, ergeben sich ganz bestimmte Resultate, die von jedem „gelernten" Wahrsager gleichmäßig gedeutet werden. Daher stimmen die Auskünfte in dem Grundgedanken stets überein und nur in den Einzelheiten kommen Verschiedenheiten vor, je nachdem der einzelne Wahrsager über mehr oder minder große Geschicklichkeit, Phantasie und Menschenkenntnis verfügt. Derjenige natürlich, dem die letztere am meisten zu Gebote steht, gilt bald als der Weiseste und wird demgemäß auch den größten Zulauf haben.

Auf dem Lande sind es hingegen zumeist alte Frauen, die wahrsagen und — worauf es dort vornehmlich ankommt — den Teufel beschwören. Fast jedes Dorf hat seine Teufelsbeschwörerin, und Fleisch, Eier, Brot und Wein sind es, mit denen man nach ihrer Ansicht am schnellsten den Widersacher zu bannen vermag. Ein kleiner Teil dieser Lebensmittel wird natürlich bei dem Hokuspokus verbrannt oder verschüttet, den größten aber bringt sie für sich und ihre Familie auf die Seite. Augenverdrehen, Händeklatschen und Absingen langer Gebete, die niemand versteht, sind ihre Hauptwaffen. Etwas Weihrauch wird angezündet, eine Kerze angebrannt und auf irgend einem Musikinstrument Lärm gemacht — dann kann die Beschwörung ihren Anfang nehmen. Zuerst wird der Teufel höflichst gebeten, von dannen zu

ziehen, doch nützt das selten. Darauf droht man ihm, aber mit gleich schlechtem Erfolg. Nun wird ein Teil der Speisen geopfert, und er zeigt sich schon gnädiger. Schließlich erklärt er sich bereit, gegen ein größeres Opfer abzuziehen; die Beschwörerin begleitet ihn bis zu einem Kreuzweg, macht dort von neuem ihren Hokuspokus und kehrt schließlich zurück, um die so mühevoll erworbene Belohnung für ihre Dienste einzuheimsen.

An Beschäftigung fehlt es dem männlichen oder weiblichen Teufelbeschwörer und Wahrsager nie. Erkrankt jemand in der Familie oder ein Stück Vieh, so muß sofort der Teufel vertrieben werden, was jedenfalls ein Stück Geld kostet, wenn es auch sonst keinen Nutzen hat. Erhebt sich ein Wirbelsturm und treibt die losen Staubmassen einem Dorfe zu, so giebt es wieder etwas zu verdienen, denn ein böser Geist steckt dahinter, den man am besten durch Aufhängen roter Papierstreifen und Cypressenzweige — natürlich nur unter gewissen Zeremonieen — von seiner Thür abhalten kann.



Ein Teufelsbeschwörer.

Ist etwas gestohlen, so muß der Teufelsbanner in dunkler Nacht kommen, ein Gefäß mit Wasser aufstellen, und aus ihm den Dieb erkennen. Er giebt dann auch ganz genau an, wie der letztere gekleidet war und zu welcher Zeit er den Diebstahl beging; überläßt es dem Bestohlenen aber, aus diesen bescheidenen Kennzeichen das weitere über die Person des Thäters selbst zu ermitteln.

Hat man einen Feind, an dem man sich rächen will, so schneidet der Teufelsbeschwörer dessen Bild aus Papier und versieht es mit den acht Buchstabenzeichen, die dessen Geburtsstunde bezeichnen. Der Geärgerte beschimpft nun das Bild seines Gegners, schlägt es mit einem Stock und thut ihm alle nur erdenkliche Schmach an. Ist er damit fertig, so spricht der Beschwörer eine Zauberformel und sofort empfindet der Feind alle Schläge auf seinem Rücken und die Schimpfworte gellen ihm in die Ohren, auch wenn er tausende von Meilen entfernt wäre.

Will ein Chinese wissen, an welchem Tage er eine Reise antreten, seinen Sohn zur Schule schicken, seine Saat bestellen, seine Hochzeit feiern oder einen Verwandten begraben lassen soll, so muß der Teufelsbanner mit Schildkrötenschalen und Wermutzweigen kommen, um festzustellen, welcher Tag unglückbringend und welcher für das betreffende Unternehmen glücklich ist. Will er einen Brunnen anlegen oder eine Mühle, einen Begräbnisplatz für seine Familie oder eine Anpflanzung, oder will er gar ein neues Haus bauen — immer muß



Eingangsthor eines Buddhistentempels.

der Wahrsager zur Hand sein, um zu berechnen, ob die Lage auch für den Drachen und den Tiger günstig ist und ob nicht etwa gar die Glücksader geschädigt werden könnte. Und dann hat man noch so viele geheime Wünsche, die in Erfüllung gehen sollen, und so viele sichtbare und unsichtbare Feinde, die unschädlich gemacht werden müssen — und da kann wiederum nur der Teufelsbanner durch Amulette helfen. Man sieht, daß das Beschwören in China ein recht einträgliches Geschäft ist; es giebt in Hülle und Fülle zu thun und die ganzen Auslagen beschränken sich auf ein wenig rotes Papier, einen Schreibpinsel und etwas Tusche — alles andere müssen die Kunden liefern!

Götter und Götzen.

Die Zahl der Götter und Götzen ist in China geradezu unendlich. Neben den allgemein anerkannten Göttern hat jeder Fluß, jeder Berg, jede Stadt, ja sogar jedes Haus seinen eigenen Götzen.

Teilweise sind die Gottheiten, wie einst die Halbgötter des altgriechischen Sagenkreises entstanden. Es waren ursprünglich gewöhnliche Sterbliche, die durch außerordentliche Thaten die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen auf sich lenkten und denen man zum Dank Altäre errichtete. Die Sage spann geschäftig ihre Fäden weiter, das Ansehen der Toten mehrte sich, einzelne begannen sie zu verehren, bis schließlich das ganze Volk sie als Gottheiten betrachtete. Der Kaiser hat ohne weiteres das Recht, Leute, die sich ausgezeichnet haben, zu Göttern zu erheben; einzelne werden vergessen, andere steigen dagegen im Laufe der Zeiten in Ansehen und Rang.

Die große Mehrheit der allgemein anerkannten Gottheiten ist aber aus der Beobachtung der Natur entstanden, d. h. man betrachtet die Himmelskörper und die Naturerscheinungen wegen ihrer Beweglichkeit als göttliche Wesen. Wir haben ja bereits gesehen, daß in Peking Sonne, Mond und Erde ihre eigenen Tempel haben und daß der Kaiser in jedem derselben zu bestimmten Zeiten seine Andacht verrichtet.

Nach der allgemeinen Annahme hat die Erde die Gestalt eines viereckigen Würfels, um den sich der Himmel dreht, den man als eine dünne, mit Sternen besetzte Glocke sich denkt. Die Sonne geht in die Erde unter und kommt am nächsten Morgen an der anderen Seite wieder hervor, der Mond dagegen verschwindet im Ozean und taucht auch wieder aus ihm empor. Tritt eine Mondfinsternis ein, so meint man, daß ein entsetzlich großer Hund ihn verschlingen wolle, und das Volk glaubt, das Ungetüm durch unaufhörliches Trommeln und sonstiges Lärmmachen verscheuchen zu sollen. Erdbeben entstehen durch Explosionen von Schwefel im Herzen der Erde; der Regenbogen bildet sich aus dem Atem einer ungeheuren Auster, die mitten im Meere lebt, und eine Sonnenfinsternis ist eine besondere Warnung für den Kaiser und seine Familie. Man spricht von der „Großmutter Erde“ und dem „alten Mann Himmel“; man betrachtet sie als etwas Zusammengehöriges, als eine Art Ehepaar; wenn man zu dem einen betet, so hat auch der andere seinen Anteil daran, und wenn man den Geburtstag des einen feiert, so schließt dies auch ein Fest für den anderen ein.

Am eigenartigsten ist die Auffassung von Donner und Blitz, die man sich ebenfalls als ein Ehepaar vorstellt. Das Blitzweib trägt dampfloses Feuer in einem großen Sack bei sich, und je öfter sie ihn öffnet, um so schneller folgen die Blitze einander. Ihr Gatte, der Donnergott, folgt ihr und bringt auf einem großen Rade, das mit trommelartigen Fäßchen versehen ist, das nötige Geräusch hervor. Mitunter ereignet es sich aber auch, daß sich beide gezankt haben und der Herr Gemahl seine Gattin allein ausgehen läßt; dann schleudert sie zwar auch ihr Blitze, aber es entsteht eben nur „Wetterleuchten“ ohne nachfolgenden Donner. Der Blitz thut keinen Schaden, sondern die Menschen werden vom Donner, in dem sich Donnerkeile befinden, erschlagen.

Wer sich nichts vorzuwerfen hat, braucht auch den Donner nicht zu fürchten, denn der Himmel bestraft nur die, die es verdient haben. In erster Reihe verfallen ihm Räuber, Mörder, Diebe, Kinder, welche den Vater geschlagen oder der Mutter geflucht haben, Brandstifter, Weiberentführer und ähnliche Bösewichter. Doch kommt es auch vor, daß längst verübte Verbrechen erst an Kindern oder Kindeskindern bestraft werden, so daß man nicht immer sagen kann, daß der Erschlagene selbst ein Verbrecher war. Der gewöhnliche Mann kann das aber nicht entscheiden und wird daher keinesfalls die Leiche anrühren oder bestatten. Nur ein Priester vermag darüber Auskunft zu geben, denn an den Leibern der Erschlagenen bleiben rote Zeichen zurück, die in einer nicht zu entziffernden Schrift die Schandthaten des Getöteten oder den Grund seines Todes angeben. Durch den Donner-Tod wird dem Erschlagenen Fleisch, Mark und Gebein genommen, es bleibt nur die leere Haut mit den Schriftzeichen übrig. Die Keile des Donnergottes verfehlen nie ihr Ziel; treffen sie keinen Bösewicht, so erschlagen sie irgend ein wildes Tier, das der Menschheit zum Schaden gereicht.

Bei dem Regen wirken ebenfalls zwei Gottheiten. Der eine, ein Jüngling, hat die Aufgabe, mit einem Wedel aus Pferdehaaren die Wolken zusammenzutreiben. Ist das geschehen, so kommt der Regengott, der inzwischen mit einem Maßstock die zu beregnende Fläche genau festgestellt hat, packt die Wolken in ein großes Sieb und schüttelt es so lange, bis der Inhalt in Tropfenform auf die Erde gefallen ist.

Der Hagel steht hingegen wieder unter Aufsicht eines besonderen Hagelgottes. Dieser ist ein strafender Gott und schüttet die Hagelkörner nur über die Grundstücke und Ernten solcher Menschen aus, die durch böse Handlungen die göttliche Strafe verdient haben.

Dann giebt es eine große Anzahl Wassergötter. Der oberste von ihnen ist Liung-uang, der Drachenkönig, dessen Herrschaft sich über alle Flüsse und Seen der Erde erstreckt. Er ist es, der alle Überschwemmungen und Wassernöte herbeiführt und dem fast an allen Flußufern Tempel errichtet sind. Daneben hat aber fast jedes Gewässer noch seine eigene Gottheit, und unter diesen ist Te-uang, der Gott des Gelben Flusses, einer der wichtigsten. Ein altes Sprichwort sagt: so lange ich noch nicht an den Gelben Fluß brauche, so lange habe ich immer Mut.

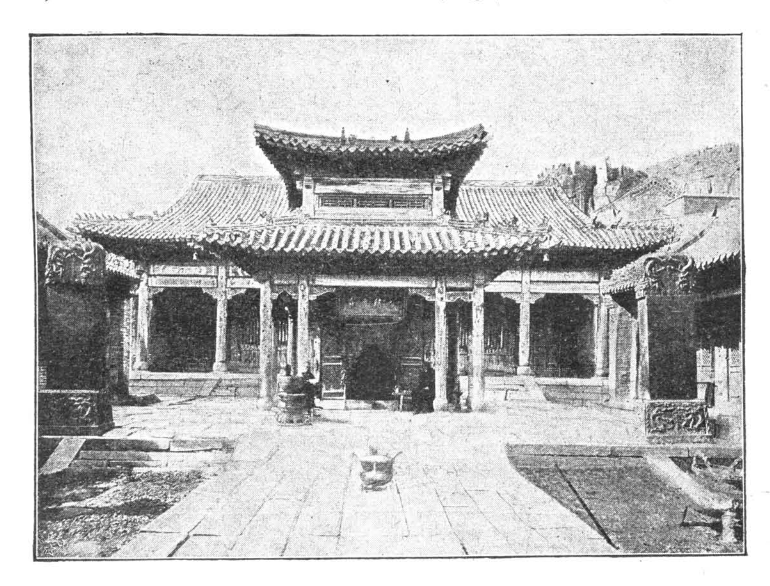
Zu Zeiten des Kaisers Kanghi lebte ein Großmandarin, namens Ho-schenn, der der Liebling des Fürsten war und von ihm in die geheimsten Pläne eingeweiht wurde. Ho-schenn wurde dadurch allmälig so stolz und anmaßend, daß er sogar die Dankbarkeit gegen seinen Herrn vergaß und im Geheimen danach strebte, die Kaiserwürde an sich selbst zu reißen. Als das dem Kaiser hinterbracht wurde, ließ er den Mandarin nebst dessen ganzer Familie hinrichten und die Leichen in den Gelben Fluß werfen, aber der Geist des Großmandarin konnte nicht zur Ruhe kommen. Er trübte das bisher so klare Wasser, daß es lehmig wurde, er beschleunigte den Lauf des Flusses, daß er für die Schiffahrt und die Fährbote gefährlich wurde, er zerriß die Ufer und vernichtete Land und Leute — alles nur aus Haß gegen den Kaiser. Dieser versuchte, den Geist seines ehemaligen Großwürdenträgers dadurch zu beschwichtigen, daß er ihm göttliche Ehren erwies, und das Volk baute ihm allenthalben Tempel, aber der turbulente Geist ist immer nur für eine kurze Zeit zu beruhigen, dann fällt es ihm wieder ein, Dämme zu durchbrechen und den Flußlauf in andere Bahnen zu drängen, bis neue Opfer und Ehrenbezeugungen ihn besänftigen.

Ferner giebt es eine große Anzahl von Gottheiten, die etwa den Nothelfern der katholischen Kirche entsprechen. Da giebt es einen Gott der Fruchtbarkeit, der gewöhnlich mit drei Köpfen und sechs Armen dargestellt wird, und den man als den Erzeuger des Lebens verehrt. Namentlich Frauen, denen es an Kindersegen gebricht, lenken ihre Schritte hierher. In anderen Landesteilen ist es wieder die „Großmutter", Lao-ne-ne, die in diesem speziellen Falle angerufen wird und die man als eine alte Frau, die von einer ganzen Kinderschar umringt ist, darzustellen pflegt.

Wird ein Pferd krank oder ist ein solches gestohlen, so nimmt man seine Zuflucht zum „Pferde-König"; hat man irgend einen anderen

Verlust erlitten, so wendet man sich an das „Tausend-Meilen-Auge", dem kein Frevel entgeht und geschehe er am entgegengesetzten Ende der Erde; ist üble Nachrede verbreitet worden, so helfen die „Günstigen Wind-Ohren", die alles hören, was auf der Welt vor sich geht. Kurz, es giebt für alle Lebenslagen, alle Krankheiten, alle Zufälle Gottheiten, die man um Rat und Hilfe anflehen kann, aber ihre Zahl, ihre Gestalt, ihr Name ist unendlich, denn in jedem Distrikt werden besondere Gottheiten bevorzugt.

Das rührt zum großen Teil daher, daß die Götzenbilder nicht aus hartem Stein oder aus Metall hergestellt werden, sondern im



Tempel der „Großmutter" in Taischan.

nördlichen China meist aus einfachem Lehm, im südlichen aus knorrigem Holz. Auch die Götterstatuen der Griechen hatten durchaus nicht immer dieselbe Gestalt, sondern sie änderten sich mit der wachsenden Geschicklichkeit der Bildhauer. Die chinesische Gottheit wird von irgend einem Töpfer auf gut Glück und nach seinem eigenen Geschmack aus Lehm geknetet und dann dick mit grellen Farben angestrichen. Nach einiger Zeit wird das Dach des Tempels undicht und der Regen wäscht zunächst die Farbe ab, dann verändert er das Aussehen des Gesichtes und der äußeren Formen, endlich fällt ein Arm oder ein Bein oder womöglich der Kopf ab, und die spätere Generation sieht ein Götzenbild vor sich, das mit dem ursprünglichen nicht die geringste

Ähnlichkeit hat. Meist wird das Bildwerk dann völlig vergessen; traut man ihm aber besondere Kraft zu, so wird es nachgebildet, erhält also eine völlig veränderte Gestalt, meist auch zur Unterscheidung einen neuen Namen, und die Sage knüpft dann neue Märchen und Erzählungen an die alte, mißverstandene Götzengestalt.

Noch planloser erfolgt aber die Herstellung der kleinen Hausgötzen, von denen fast jedes chinesische Haus und jeder Kahn einen aufzuweisen hat. Diese werden auf Vorrat angefertigt; der Bildschnitzer richtet sich nach den Ästen und Wurzeln des Holzes und schafft unter Benutzung derselben irgend eine bizarre männliche oder weibliche, sitzende, stehende oder hockende Figur; der Töpfer hingegen strengt sein Gehirn an, um irgend eine neue Figur mit recht verrenkten Gliedern, möglichst verzerrtem Gesicht und in denkbar verschrobenster Stellung zu ersinnen.

Der junge Hausvater, der eben sein neues Heim begründet hat, lenkt seine Schritte zu einem solchen Handwerker hin und sucht sich unter den vorrätigen Figuren diejenige aus, die seinem Geschmack am besten zusagt. Bis zu diesem Augenblick war die Figur nichts als eine Thonpuppe, jetzt wird sie durch den Ankauf zum Götzen erhoben. Der Käufer stellt sie auf einen kleinen Altar hin, verrichtet vor ihr seine Gebete, brennt vor ihr Weihrauch ab und vertraut ihr seine innersten Geheimnisse an. Sie wird für ihn und seine Frau in kurzer Zeit der alles leitende Hausgott und die Kinder lernen sie überhaupt nur in dieser Eigenschaft kennen. Erfüllt der Götze nun allerdings nicht die Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt hat, will das Glück nicht einkehren und das Haus hat fortgesetzt unter Not und Krankheit zu leiden, so wird er abgesetzt, d. h. zertrümmert und ein neues Götzenbild angekauft und an seine Stelle gesetzt. Das passiert aber nicht nur Hausgötzen, sondern auch größere Götzenbilder können, wenn sie sich als nutzlos erwiesen haben, mit Bambushieben bestraft oder aus ihrem Tempel hinausgeworfen werden. Der Chinese verlangt eben für seine Gebete und Opfer auch die entsprechende Belohnung — sonst wird er Atheist!

Die christliche Missionsthätigkeit.

Da in China keine eigentliche Staatsreligion vorhanden ist und in Bezug auf Neuschaffung von Gottheiten der denkbarste Liberalismus herrscht, so hat man fremden Religionen auch nie besondere Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Ist es zu solchen gekommen, so sind fast

immer politische oder andere Gründe die eigentliche Veranlassung gewesen.

Man kann bei den Bildschnitzern und in den Kuriositätenläden Südchinas oft genug Götzenbilder sehen, bei deren Anfertigung dem Bildner sicherlich ein Madonnenbild oder die Figur eines katholischen Heiligen in der Erinnerung vorgeschwebt hat. Wenn ein Buddhist eine solche Figur auf seinen Hausaltar setzt, warum sollte er es wohl einem Christen übelnehmen, einer ähnlichen seine Verehrung darzubringen? Ist doch für ihn der wichtigste Unterschied eigentlich nur der verschiedene Name! Hat man doch auch den Mohamedanismus ruhig so lange gewähren lassen, bis sich die Anhänger desselben zu einer politischen Gemeinschaft zusammenschlossen.

Das Christentum muß sehr früh in China Eingang gefunden haben oder doch wenigstens geduldet worden sein. In Kiang-si befindet sich noch ein eisernes Andreaskreuz, das den Namen des Kaisers Suin-u trägt, der um 230 regierte. Es ist in der Großen Königspagode aufgestellt, gilt bei den Chinesen als wunderthätig und man opfert ihm Weihrauch und Kerzen.

Im sechsten und siebenten Jahrhundert wurden sehr viele Chinesen zum Christentum bekehrt. Allerdings ging diese Bewegung nicht von der anerkannten katholischen Kirche, sondern von der Sekte der Nestorianer aus, aber das ändert an der Hauptsache nichts. Von der berühmten Steinplatte in Singnanfu, die aus dieser Zeit stammt, haben wir schon auf S. 127 ausführlich berichtet.

Dann hat augenscheinlich die Ausbreitung des Islam in Asien dem Christentum großen Schaden zugefügt, und erst unter Papst Innocenz IV. (1243—1254) begannen neue Missionsversuche, der sich auch die damaligen Kaiser der Mongolen-Dynastie keineswegs feindlich gegenüberstellten. Ein Franziskaner aus Monte Casino drang bis Khanbalik vor und ihm kam bald ein Mönch aus Köln, namens Arnold, zu Hilfe. Im Jahre 1307 konnten schon sieben christliche Bistümer in China errichtet werden, und die Zahl der Missionare und getauften Christen wuchs rasch.

Ein vollständiger Umschlag trat aber ein, als 1368 der erste Kaiser der Ming-Dynastie den Thron bestieg, und das war auch deswegen nicht so wunderbar, weil dieser Kaiser selbst ein buddhistischer Mönch gewesen war. Sein eigentlicher Name war Tschujuant-schang; er war der Sohn armer Bauersleute und als diese starben, siebzehn Jahre alt, in ein Kloster getreten. Dann kam der von Kwoh-Tsening

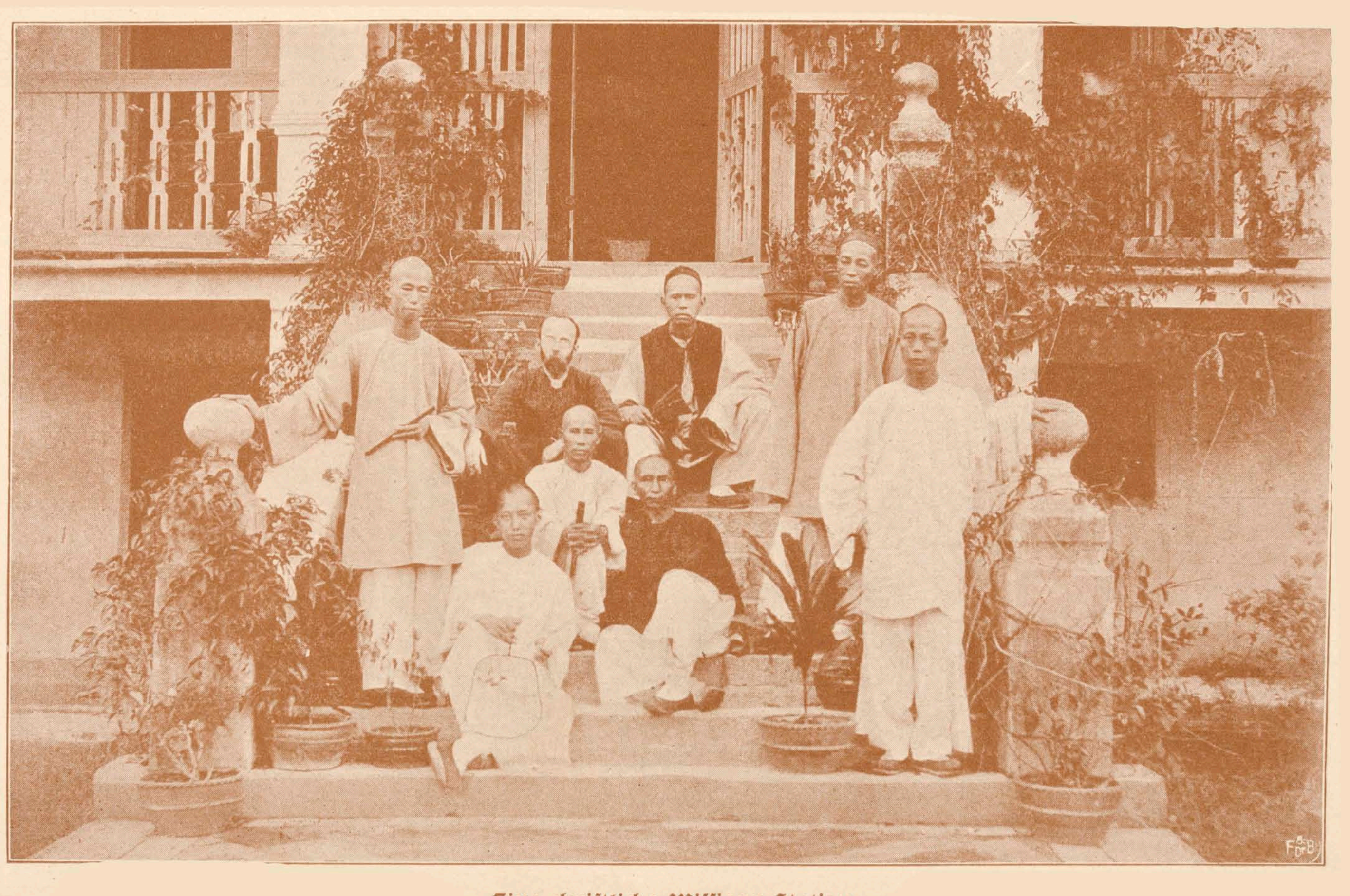
angezettelte Aufstand, und der junge Mönch lief aus dem Kloster, schloß sich den Insurgenten an und wurde Soldat. Er stieg von Rang zu Rang, ernannte sich selbst zum Herzog von Wu und wurde, da Kwoh-Tsening inzwischen gestorben war, zum Kaiser ausgerufen. Daß ein solcher Mann, der zugleich Mönch und Feldherr, Rebell und Kaiser war, in dem sich so schnell ausbreitenden Christentum eine der



Götzenbilder aus knorrigem Holz geschnitzt.

Regierung unter Umständen gefährlich werden könnende Macht erkannte, liegt auf der Hand, und er rottete es mit Stumpf und Stiel aus. Eine Abteilung von achtzig Priestern, die i. J. 1370 von Europa nach China gesandt wurde, verschwand spurlos.

Erst mehr als zwei Jahrhunderte später wurde von den Jesuiten ein neuer Versuch gemacht, das Christentum einzubürgern, und zwar wurde Macao, wo die Portugiesen 1557 festen Fuß gefaßt hatten,



Eine christliche Missions-Station.



zur Operationsbasis ausersehen. Ein Jesuit, namens Ruggieri, ein sehr geschickter Mann, mußte sich den portugiesischen Kaufleuten, die alljährlich einmal von Macao nach Kanton gingen, anschließen, um zunächst das Terrain zu sondieren. Erst nach Jahren wagte er, dem Vizekönig die Bitte vorzutragen, ihm und seinem Kollegen Ricci zu gestatten, drei Jahre im Lande bleiben zu dürfen, um Sprache, Sitten und Gebräuche kennen zu lernen. Der Vizekönig hatte nichts dagegen, und die Jesuiten hüteten sich natürlich, mit ihrer eigentlichen Absicht sofort vorzutreten. Erst nach sechszehn Jahren kamen sie einen beträchtlichen Schritt vorwärts, und zwar durch einen Zufall. Sie hatten verschiedene Reisen in das Innere unternommen, um Proselyten zu machen, waren aber auf einer solchen in das Gefängnis geworfen worden und man hatte ihnen ihr gesamtes Gepäck abgenommen. Unter diesem befand sich eine Schlaguhr, ein so wunderbares Ding in den Augen der Chinesen, daß man nicht zögerte, dieselbe durch einen Boten dem Kaiser zuzusenden. Dieser wollte den Mann kennen lernen, der ein solches Wunderwerk angefertigt hatte, und auf diese Weise gelangte Ricci 1600 nach Peking.



Adam Schall.

Allerdings galt es noch, mancherlei und teilweise recht schwere Stürme zu bestehen, aber man hatte wenigstens am Kaiserhofe Fuß gefaßt und hielt sich auch mit Glück und Geschick. Einer der hervorragendsten Jesuiten war der aus Köln stammende Adam Schall, dessen Namen wir bereits bei der Beschreibung des Pekinger Observatoriums genannt haben. Wie dieser Mann es verstanden hat, am

Hofe des letzten Ming-Kaisers eine hervorragende Rolle zu spielen und dann der Vertraute des ersten Mandschu-Kaisers zu werden, ist fast unbegreiflich.

Als die Revolution in Peking 1643 ausgebrochen war, war Schall es, der Kanonen für das kaiserliche Heer goß. Wahrscheinlich hätte man sich gegen die Aufständischen halten können, wenn nicht die kaiserlichen Feldherren mit diesen gemeinsame Sache gemacht hätten. Die Rebellen wüteten toll in Peking, aber sie verschonten Schall und die Seinigen. Dann erstürmten die Mandschu Peking und wiederum wurde Schall kein Haar gekrümmt; ja die neue Regierung nahm ausdrücklich die Missionare unter ihren Schutz. Und es dauerte gar nicht lange, da war Schall der vertrauteste Freund und Ratgeber des neuen Tataren-Kaisers Tschisutschang.

Dieser selbst trat zwar nicht zum Christentum über, ernannte aber, als er nach achtzehnjähriger Regierung starb, Schall zum Erzieher seines Sohnes und Thronerben, des nachherigen Kaisers Kanghi. Da dieser zunächst noch unmündig war, so ging es im Reiche eine Zeit lang wild her. Schall wurde von den Reichsverwesern ins Gefängnis geworfen und wäre auch hingerichtet worden, wenn nicht die Kaiserin-Witwe energisch ihre Unterschrift unter das Todesurteil verweigert und ihm wieder zur Freiheit verholfen hätte. Doch war Schall schon hochbetagt und starb bald darauf.

Sein Nachfolger war der Jesuit Verbiest, ein geborener Belgier. Er machte sich bei Kanghi, der inzwischen die Zügel der Regierung selbst ergriffen hatte, besonders dadurch beliebt, daß er ihm Kanonen goß und einen Kalender auf zweitausend Jahre mit sämtlichen Mondfinsternissen berechnete. Der Kaiser gestattete zum Dank, daß eine ganze Anzahl Jesuiten, Dominikaner, Franziskaner, Augustiner und andere Priester, die aber fast sämtlich aus Frankreich stammten, nach China kommen und ungestört das Christentum predigen durften.

Das war ein augenblicklicher Triumph für Verbiest, aber er hatte gleichzeitig der Mission den Todesstoß versetzt. Was Italiener und Deutsche in hundertjähriger Arbeit mit Mühe und vom Glück außerordentlich begünstigt erreicht hatten, machten die Franzosen in kurzer Zeit zunichte. Zunächst allerdings schienen sie ganz außerordentliche Erfolge zu erzielen. Verbiest starb schon 1688 und die französischen Jesuiten Gerbillon und Bouvill traten an seine Stelle. Sie hatten das große Glück, den Kaiser, der an Malariafieber erkrankte, durch ein Stückchen Chinarinde schnell gesund zu machen, und dessen Dank-

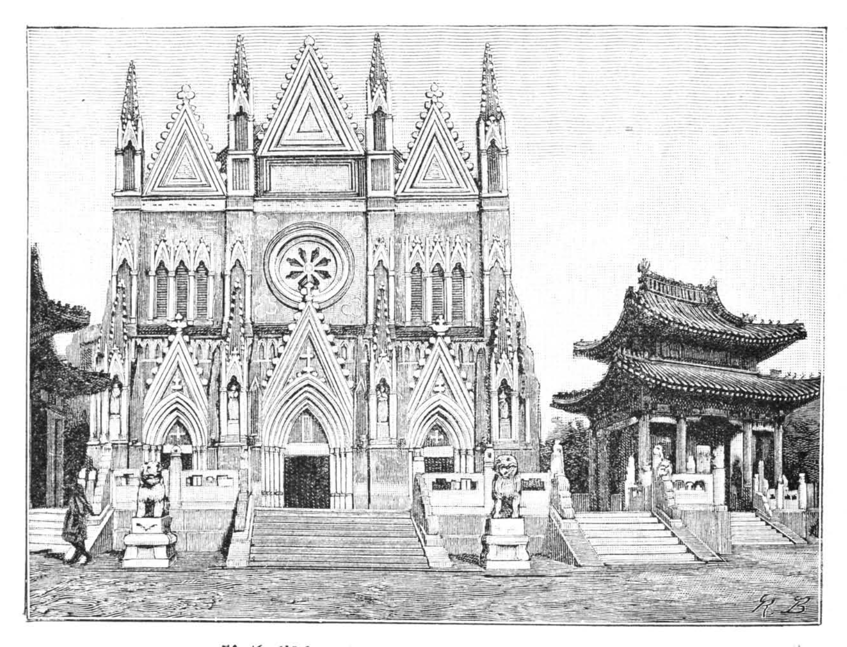
barkeit kannte nun keine Grenzen mehr. Erst schenkte er ihnen, gleichsam als Honorar, Goldbarren im Werte von etwa 200000 Franks, dann räumte er ihnen ein herrliches großes Haus ein, damit sie es in eine christliche Kirche umbauen könnten, darauf gestattete er ihnen, weitere französische Missionare kommen zu lassen und schließlich schenkte er ihnen nicht nur einen neuen Platz zum Bau einer wesentlich größeren Kirche, sondern ließ auch das Gebäude auf eigene Kosten aufführen. Diese neue Kirche wurde am 9. Dezember 1703 in Gegenwart von 12000 zum Christentum übergetretenen Chinesen eingeweiht; zwei Jahre später zählte die Pekinger christliche Gemeinde schon über 50000 Seelen und auch in den Provinzen entwickelte sich das Missionswerk mit Riesenschritten.

Dann kam der Rückschlag! Die älteren Jesuiten hatten — wie auch einst die Heidenapostel in Deutschland — eingesehen, daß das Bekehrungswerk viel leichter sei, wenn man gewisse, althergebrachte Anschauungen und Gebräuche dulde, sofern sie nur nicht direkt abergläubisch oder heidnisch seien. Die Angehörigen der anderen, strengeren Orden, die durch Verbiest und die französischen Jesuiten herangezogen waren, hielten diese „Zugeständnisse“ aber für unangemessen und unterbreiteten die Frage dem hl. Stuhle, indem sie auf die große Zahl der bereits zum Christentum Übergetretenen pochten. Dies blendete auch das Konsistorium in Rom und man entschied die Frage zu Gunsten der französischen Heißsporne. Dadurch geriet das ganze Gebäude ins Schwanken. Die Bekehrten wurden mißmutig, neue Proselyten waren nicht mehr zu gewinnen, und wenn der Kaiser selbst auch nichts direkt gegen das Missionswesen unternahm, so war sein Eifer für dasselbe abgekühlt, und er fand es nicht mehr für angemessen, dasselbe noch weiter zu unterstützen. Es mochte hinzukommen, daß die europäischen Nationen immer weiter in Asien Fuß zu fassen versuchten, daß man die Missionare im Verdachte hatte, politische Agenten zu sein und daß die den Chinesen unverständliche Schwenkung in Religionssachen diesen Argwohn nur vermehren mußte.

Kanghi starb 1723 und sein Nachfolger ging sofort energisch gegen die Missionen vor. Da sich eine beträchtliche Anzahl bekehrter Chinesen in Peking befand, gestattete er, daß dort eine Anzahl von Missionaren bleiben dürfte, alle anderen im Lande thätigen Geistlichen sollten aber nach Macao zurückgesandt und die Kirchen und Kirchengüter eingezogen werden.

Vielleicht wären unter Khianlung, der 1736 den Thron bestieg, die Verhältnisse für die christliche Kirche bessere geworden, zumal in

Rom gewichtige Stimmen dafür eintraten, daß man bei dem Bekehrungswerk in China weniger schroff auftreten solle. Leider wurde man aber durch neu eingeforderte Berichte irre geleitet und 1742 erließ Benedikt XIV. eine Bulle, worin jede Rücksichtnahme auf ältere Gewohnheiten verworfen und jeder Missionar angehalten wurde, einen feierlichen Eid zu leisten, Gebräuche, die nicht von der christlichen Religion vorgeschrieben seien, unter keinen Umständen zu dulden. Die nächste Folge waren ausgedehnte Christenverfolgungen in den Provinzen, bei



Katholische Kirche San Salvator in Peking.

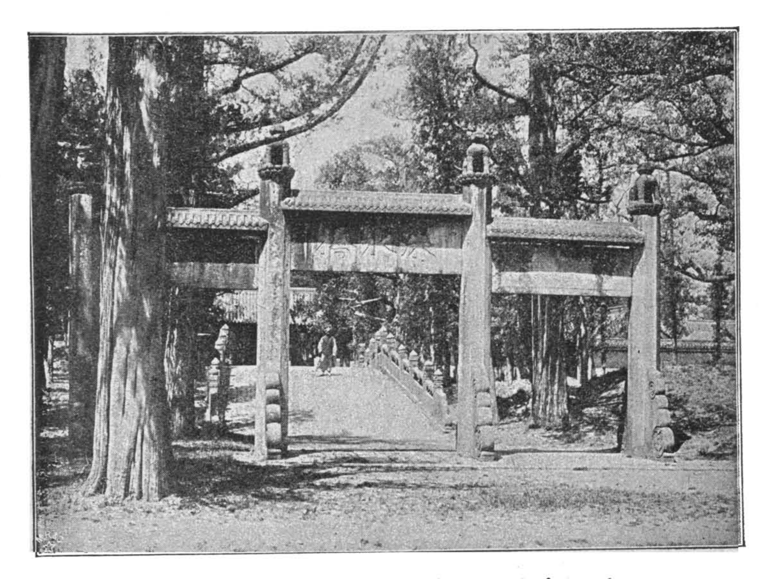
welchen viele Missionare ihr Leben einbüßten; besonders umfangreich waren sie in den Jahren 1746—1748.

In dem Jahre 1773 trat noch ein schwerer Schlag hinzu: der Jesuitenorden wurde aufgehoben. Dies war für China um so bedeutungsvoller, weil die Pekinger Missionare, die Jesuiten Attiret und Castiglione, gerade den Kaiser günstiger gestimmt und von ihm 75 000 Franks zum Wiederaufbau ihrer abgebrannten Kirche erhalten hatten.

Französische Lazaristen nahmen den Platz der Jesuiten ein, aber bald brach in Frankreich die Revolution aus: die Klöster und Seminare wurden aufgehoben und die bisher von dort ziemlich reich geflossenen Unterstützungsgelder hörten völlig auf. Fast zur selben Zeit

dankte der Kaiser ab, und sein ziemlich despotischer und grausamer fünfter Sohn Kiakhing bestieg den Thron. Dieser ließ die Pekinger Missionare unangefochten, schärfte aber das von seinen Vorgängern erlassene Edikt, wonach in den Provinzen die Thätigkeit christlicher Missionare verboten war, von neuem ein.

Das gab bereits zu verschiedenen Verfolgungen Anlaß. Als aber 1805 eine Karte aufgefangen wurde, die ein französischer Franziskanermönch angefertigt hatte und nach Rom schicken wollte zur besseren und leichteren Regelung der christlichen Grenzbezirke, da zweifelten die Chinesen nicht mehr daran, daß die ganze Mission keinen weiteren Zweck



Brücke und Cypressen-Allee vor dem Konfuziusgrabe.

habe, als das Land den europäischen Mächten in die Hände zu spielen. Im französischen Missionshaus zu Peking wurde strenge Nachforschung gehalten, die Bücher, deren Inhalt man nicht verstand, wurden verbrannt, viele Christen wurden verhaftet und gefoltert, Missionare, die trotz des Verbotes noch allenthalben im geheimen thätig waren, wurden ins Gefängnis geworfen, die einheimischen Christen, die ihnen Unterschlupf gewährt oder sie unterstützt hatten, wurden hingerichtet; kurz, in dem Zeitraume von 1805—1811 wurde so ziemlich mit den europäischen Missionen aufgeräumt, und nur in Peking sollten auch fernerhin vier Missionare thätig bleiben dürfen.

Obschon infolge der Opium-Streitigkeiten, die 1828 ihren Anfang nahmen, das Verhältnis zwischen Europäern und Chinesen sich immer mehr zuspitzte, waren 1839 doch schon wieder gegen hundert Missionare männlicher und weiblicher Orden, die letzteren meist Vincentinerinnen, Karmeliterinnen und Franziskanerinnen, im geheimen thätig, und es war daher eigentlich kein Wunder, daß einer derselben, Perboyre, der sich allzu offen zeigte, 1840 ergriffen und grausam erdrosselt wurde. Vier Jahre später erlangte Frankreich, als Schutzmacht der Christen, einen Toleranzvertrag, doch kümmerte sich die Volksleidenschaft nicht viel darum, und bis zum Jahre 1856 mußten noch verschiedene Missionare, weit mehr aber eingeborene Christen, ihren Glaubenseifer mit dem Leben bezahlen. Im Jahre 1870 erfolgte das Blutbad von Tientsin, das wir bei der Beschreibung dieser Stadt schon eingehend geschildert haben.

In der Provinz Schantung war die erste Missionsstation vor mehr als zweihundert Jahren errichtet worden; ein deutsches Missionshaus wurde 1874 eröffnet. Es stand zunächst wie alle christlichen Gebäude in China unter französischem Schutz; da sich dieser aber als sehr wenig wirksam erwies, stellte sich Missionsbischof J. B. von Anzer 1890 mit päpstlicher Genehmigung unter deutschen Schutz. Dieser Schritt war von größter Bedeutung. Dem energischen Eintreten des deutschen Gesandten gelang es, der deutschen Mission freie Bahn zu schaffen und sie durfte sogar in Jentschoufou, der Hauptstadt Süd-Schantungs und dem Geburtsort des Konfuzius, eine Niederlassung errichten. Leider erforderte das Jahr 1897 das Leben zweier deutschen Missionare, Nies und Henle, die der „Sekte vom langen Messer“ zum Opfer fielen, aber wiederum verfehlte das kräftige Eingreifen Deutschlands nicht seine Wirkung.

Man hat die Missionsthätigkeit in China vielfach getadelt. Wir haben bereits gesehen, daß der französische Übereifer viel geschadet hat, aber das ist es nicht allein, sondern unter den Missionaren scheinen sich auch Elemente zu befinden, die durch ihre Thätigkeit das Ansehen und den Ruf des Christentums nur in schlechtes Licht bringen können. Der französische Reisende Rousset erzählt darüber folgendes:

Als wir in dem Städtchen Pe-yang-tschen anlangten, wurden wir von der Bevölkerung in so neugieriger Art belästigt, wie uns dies auf unserer ganzen Reise noch nicht passiert war. Die Sache klärte sich nachher in folgender Weise auf: Zwei oder drei Tage vorher war durch denselben Ort ein Reisender gekommen, dessen ganzes Auftreten

die Neugier der Bevölkerung erregen mußte. Er war nach europäischer Art gekleidet und ihm folgten zwei Wagen, die mit kleinen Druckwerken in chinesischer Sprache vollgepropft waren. An jedem Orte, wo er Halt machte, wartete er, bis sich die durch das ungewohnte Schauspiel angelockte Menge recht zahlreich um ihn versammelt hatte, dann begann er plötzlich einen kleinen Vortrag über die Vorzüge der Religion von Ye-Sou (Jesus) und bot schließlich die Heftchen, die er mit sich führte, zum Kauf an. Der Preis derselben war übrigens billig: er hatte zwei Sorten, die größeren kosteten 65, die kleineren nur 20 Cash das Stück. Es war ein protestantischer Missionar, und die Broschüren, die er von Dorf zu Dorf anbot, waren Auszüge aus der Bibel in chinesischer Übersetzung. Man kann sich denken, welchen sonderbaren Eindruck diese reklamehafte Agitation nach amerikanischem Muster auf die Bevölkerung eines kleinen chinesischen Dorfes hervorbringen mußte; geht es doch schon uns über den Strich, wenn ein Missionar nach Art der Jahrmarkts-Hausierer Teile der hl. Schrift in derselben Weise wie Patentbleistifte oder Parfüm ausschreit. Vermutlich versprechen sich einige Missionare Erfolg von solchem Auftreten, aber mir scheint diese Annahme sehr illusorisch, denn wenn auch die Einwohner nicht das Gebahren vergessen und uns nur in der Erwartung belagert hatten, daß wir auch eine kleine Rede loslassen würden, so konnte man mir trotz aller Mühe doch nicht ein einziges Exemplar der Büchelchen zeigen, die der Herr Bibelreisende kurz vorher mit so viel Lärm an den Mann gebracht hatte. —

Man berechnet die Zahl der jetzt in China thätigen Missionare auf 1100, diejenige der zum Christentum Bekehrten auf nahezu eine Million. Das ist ja eine immerhin recht beträchtliche Anzahl, aber sie gleicht doch nur einem Tropfen im Meere, wenn man bedenkt, daß China über 400 Millionen Einwohner hat, daß man vor zweihundert Jahren dort schon 50 000, vor hundert Jahren etwa 300 000 Christen zählte. Allerdings waren die Zeitverhältnisse wenig günstig, aber sie erscheinen auch für die Zukunft nicht rosiger. In den Distrikten, die direkt unter fremder Herrschaft stehen, wird das Missionswerk zweifellos wesentliche Fortschritte machen, aber darüber hinaus wird die Arbeit immer wieder Störungen erleiden und schwere Enttäuschungen mit sich bringen.

Das Beamtentum.

Die Stufenleiter.

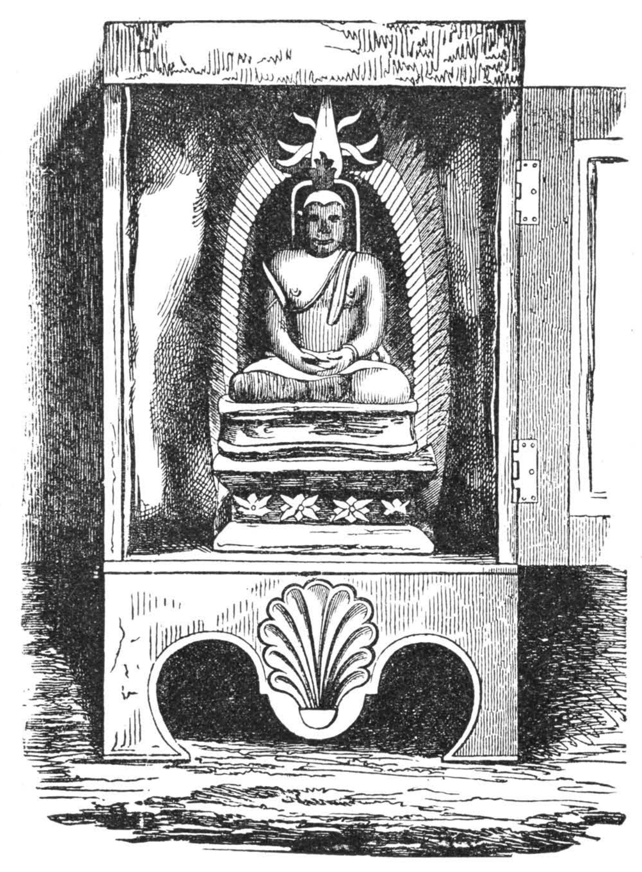
In China unterscheidet man vier Rangklassen:

Gelehrte,
Ackerbauer,
Handwerker,
Kaufleute.

Die beiden ersteren sind die geachteten und geehrten, sie gelten als die Aristokratie des Geistes und der Arbeit; die dritte findet ihren hauptsächlichsten Halt in ihrem eigenen Korpsgeist und dem Zusammenhalten in Innungen; der vierten werden gerade noch bürgerliche Ehrenrechte zugestanden — sie stehen also einen Grad höher als Schiffer, Fischer, Barbiere und ähnliche Hantierungen, die als unehrenhaft gelten und zu der eigentlichen Gemeinschaft des Volkes überhaupt nicht gezählt werden.

Das wird Manchem sehr wunderbar erscheinen und doch haben sich auch in Europa die Verhältnisse in gleicher Stufenfolge gebildet und sind erst in neuerer Zeit umgestaltet worden. In der Frühzeit des Mittelalters spielten außer den Fürsten nur die Geistlichen eine Rolle, sie waren damals die ausschließlichen Träger der Kultur. Um die Mitte jenes Zeitalters begann der Bodenwert zu steigen und aus den ansässigen Bauern wurden Herren, Ritter und Fürsten, die Ahnherren der großen Masse unseres heutigen Adels. In den letzten Jahrhunderten des Mittelalters begannen die Handwerker, indem sie sich zu Zünften zusammenschlossen, in den Städten das Regiment zu führen. Die Anfänge des Kaufmannstandes datieren hingegen erst von der Entdeckung Amerikas; seine Bedeutung beruhte Jahrhunderte lang nicht im Lande selbst, sondern in der Einführung fremdländischer Erzeugnisse, und erst das neunzehnte Jahrhundert hat auch dem inländischen Kaufmann, dem Krämer, ein gewisses Ansehen verschafft.

Eins zeichnet nun alle Stände Chinas gleichmäßig aus, nämlich der Fleiß, und wenn ja schon bei uns das Leben für die meisten mit harter Arbeit und reichlicher Sorge verknüpft ist, so zwingt die Übervölkerung Chinas den einzelnen dort zu einer noch weit größeren Anspannung seiner Kräfte. Der Bauer müßte verhungern, wenn er



Ein Schrein mit dem Bilde Buddhas.

das schmale ihm gehörende Besitztum nicht bis in den kleinsten Winkel ausnützen, es mehrere Male im Jahre bestellen und tagtäglich von den Insekten und deren Brut befreien würde. Der Handwerker könnte nicht leben, wenn er nicht vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht mit emsigstem Fleiß an seiner Arbeit thätig wäre, denn der Verdienst ist so gering, daß kaum mehr als das tägliche Brot dabei zu erwerben ist. Auch der Kaufmann öffnet seinen Laden in früher

Morgenstunde und schließt ihn erst recht spät, da die Buchführung so verwickelt ist, daß er eigentlich nie damit fertig wird. Wenn die „Stände“ schon so um das liebe Brot kämpfen müssen, so versteht es sich von selbst, daß der „arme Teufel“ überhaupt nie mit seiner Arbeit fertig wird, und daraus erklärt es sich auch, daß der Tod für die große Masse des chinesischen Volkes keinen Schrecken hat, sondern als „Ruhe“ empfunden wird.

In mancher Beziehung macht das Beamtentum eine wenig löbliche Ausnahme, aber wir werden auch diesen Stand verstehen, wenn wir uns mit seinen Verhältnissen etwas mehr vertraut gemacht haben. Ein ehrenhaftes niederes Beamtentum, wie bei uns, giebt es überhaupt nicht in China, sondern dessen Arbeit wird durch Diener, Läufer und allerlei nichtsnutziges Gesindel besorgt, das stück- oder tageweise gelohnt wird und durch sein Gebahren in den Augen der Fremden das gesamte Beamtentum diskreditiert.

Die erste Sprosse, um Ansehen unter seinen Mitbürgern zu erlangen und um sich Aussichten auf Staatsanstellung zu verschaffen, ist die Ablegung des ersten akademischen Examens, das der Erwerbung des in Deutschland nicht mehr üblichen, aber in England, Amerika, Frankreich und einigen anderen Ländern noch sehr verbreiteten Baccalaureatsgrades etwa entspricht. Seine Erlangung ist keineswegs leicht, wenn auch die gestellten Anforderungen nach unseren Begriffen lächerlich und thöricht sind und sicherlich keinen Beweis liefern, daß der Erfolgreiche sich für irgend ein Staatsamt qualifiziere. —

Schulen, die man als Vorbereitungsanstalten betrachten könnte, giebt es nicht. Wohlhabende Leute halten ihren Kindern vom sechsten Jahre ab einen Hauslehrer, doch findet sich fast auf jedem größeren Dorf ein Schullehrer, der sich bemüht, einen Teil seiner eigenen bescheidenen Weisheit der männlichen Jugend einzubläuen — die weibliche besucht überhaupt keinen Schulunterricht, und arme Eltern schicken auch ihre Knaben lieber zum Sammeln von Brennmaterial als in die Schule, zumal sie den Unterricht bezahlen müssen. Klassen in unserem Sinne kennt man daher nicht, sondern die Schülerzahl pflegt zwischen sechs und zehn zu schwanken.

Die Schulmeister sind fast ausschließlich Leute, die sich zum ersten Examen gemeldet haben; nur ist der größte Teil derselben durchgefallen, während der kleinere glücklich den Grad erworben hat und stolz den Knopf auf dem Hute trägt. Wie oft hat der deutsche Dorfschulmeister über sein Schicksal gemurrt, und doch hat sein chinesischer Kollege ver-

hältnismäßig nicht ein Viertel des Einkommens, dagegen das Vierfache an Arbeit. Der durch den „Knopf“ ausgezeichnete Lehrer ist zwar nicht in Bezug auf die letztere, wohl aber bezüglich seiner Einnahmen etwas besser daran; er läßt sich nicht auf dem Lande, sondern in einer Stadt nieder, er hat von vornherein das Vertrauen der Wohlhabenden, die ihm ein besseres Honorar bewilligen, er hat bald seine acht oder zehn Schüler zusammen, so daß die Klasse „voll“ ist, und wer dann noch hinein will, muß ein hübsches „Eintrittsgeld“ bezahlen.

Auch pflegt man in der Stadt zweierlei Lehrer zu unterscheiden, den Vorschullehrer oder „Milchmeister“ und den höheren Lehrer. Aber, wie so vieles in China unseren Verhältnissen direkt widerspricht, so steht auch der „Milchmeister“ im höheren Ansehen, denn er hat die Grundlage zu schaffen. Mag jemand noch so sehr in Ehren steigen, mag er längst einen viel höheren Rang als sein alter Lehrer bekleiden, so muß er, wenn er seine Vaterstadt besucht, zunächst seinen Milchmeister aufsuchen und ihn begrüßen und zwar muß er die höchste Ehrenbezeugung, das Kotu, vor ihm machen, d. h. sich auf die Erde werfen und mit dem Kopf den Boden berühren. Denn der Lehrer hat ihn zu dem gemacht, was er geworden ist, und der Milchmeister hat auch so viel Gewalt über seine Schüler, daß er sie zu Krüppeln schlagen könnte, ohne dafür bestraft zu werden. Mitunter erblüht selbst einem armen Dorfschulmeister mal das Glück, daß einer seiner Schüler sich zu einem höheren Range aufschwingt, und wir wollen ihn darum nicht beneiden, denn häufig genug besteht sein Einkommen außer aus Naturalien und Brennmaterial nur aus wenigen Taels. Hat ein „unbeknopfter“ Lehrer ein jährliches Einkommen im Wert von hundert bis hundertzwanzig Mark, wovon er sich jedoch völlig beköstigen muß, lebt er in einer einigermaßen wohlhabenden Gemeinde, so daß er darauf rechnen darf, hier und da eine Einladung zu Tisch zu erhalten, stehen ihm am Erntefeste und zwei oder drei anderen Festtagen noch einige Geschenke in Aussicht, so hat er eine „gute“ Stelle, um die ihn zahllose Kollegen beneiden.

Und dabei beginnt die Schule im Sommer um 5 Uhr morgens und währt bis in die anbrechende Nacht, und in der ganzen Zeit giebt es nur ein paar Eßpausen, die aber öfter noch durch „Nachsitzen“ abgekürzt werden. Ferien giebt es auch nicht, nicht einmal Sonntage, sondern nur einige wenige Festtage (Neujahr, Erntefest), an denen der Unterricht ausfällt. Doch darf der Knabe an den

Geburtsfesten seiner Eltern und Großeltern fehlen und wenn seine Ahnentafeln geehrt werden.

Wer sein Kind zur Schule schickt, glaubt jeder weiteren Sorge um dasselbe überhoben zu sein. Er thut nur eins noch; er kleidet es besser, als dies bei der sonstigen recht zerlumpten Straßenjugend der Fall zu sein pflegt, damit alt und jung sehen und sagen kann: „Dort geht einer, der „vielleicht“ einmal das Recht haben wird, einen Knopf auf seinem Hute zu tragen“.

Tritt ein Kind in das Schulzimmer, so beweist es zuerst dem Bilde des Konfuzius, das dem Eingange gegenüber angebracht ist, seine Hochachtung, dann dem Lehrer. An dem einen Thürpfosten ist zu lesen „Eis kommt von Wasser und ist doch kälter als Wasser“, an dem andern „Knöterich bringt Indigo hervor und doch ist Indigo blauer als Knöterich“. Diese beiden Sprüche sollen dem Kinde beweisen, daß es mehr erreichen kann als sein Lehrer; dieser bringt ihm jetzt die Wissenschaft bei, aber bei großem Fleiße könne es einst seinen Lehrer überflügeln. Ähnliche Sinnsprüche hängen an allen Wänden des Raumes. An der Bank des Lehrers sind häufig die Worte angebracht „Vor der Schule ausharren bei drei Fuß Schnee“. Sie beziehen sich auf folgende Geschichte, welche den Fleiß und die Ausdauer zweier Schüler beweisen und die heutige Jugend zum Nacheifern anspornen soll. Die beiden Schüler kamen an die Schulthür, fanden dieselbe aber verriegelt, da der Lehrer eingeschlafen war. Sie mochten ihn nicht aus seinem Schlummer wecken, sondern warteten ruhig draußen, obschon es unausgesetzt schneite und der Wind aus vollen Backen blies. So verging Stunde um Stunde; der Schnee hatte eine Höhe von drei Fuß erreicht und die Beine der Knaben waren völlig eingeschneit. Da endlich erwachte der Lehrer, öffnete seinen getreuen Schülern die Thür und lobte sie wegen ihres unentwegten Ausharrens.

Leider sind aber selbst in China solche Musterknaben selten; ja vielleicht hat der dortige Lehrer wegen des eigenartigen Lehrstoffes sogar noch etwas mehr Ärger als sein deutscher Kollege. Fingerklopfen, Ohrenkneifen und Stockprügel regnet es daher unaufhörlich; kann ein Kind sein Pensum nicht, so muß es nachsitzen. Da aber ohnehin den ganzen Tag Schule ist, so findet das Nachsitzen während der Pausen statt, und der betreffende Knabe kann daher nicht frühstücken, sondern muß lernen, so daß das Nachsitzen immer durch Fasten verschärft ist. Ist der Lehrer aber ganz unzufrieden, so malt er dem

Jungen um jedes Auge einen schwarzen Ring oder, wenn sein Zorn besonders stark ist, sogar mehrere. Dadurch werden dann nicht nur die Eltern in Kenntnis gesetzt, daß ihr Söhnchen faul oder unartig gewesen ist, sondern auch die Straßenpassanten merken, was für ein böses Früchtchen in den schönen Kleidern steckt.

Jeder Schüler hat sein eigenes kleines Tischchen, an dem er arbeitet. Gewöhnlich sind diese zu drei bis fünf, ähnlich unseren Schulbänken, hinter einander aufgestellt; je zwei oder drei stehen neben einander, doch ist ein Gang dazwischen gelassen. Der Lehrer hat seine besondere Bank, doch ist diese nicht angesichts sondern im Rücken der Schüler, was wieder insofern sehr vernünftig ist, weil sich der chinesische Lehrer viel mehr mit dem Rücken als mit dem Gesicht seiner Schüler beschäftigt und außerdem gelegentlich ein Mittagsschläfchen riskieren kann, ohne daß es bemerkt wird.



Höherer Lehrer und sein Schüler.

Bei dem Anfangsunterricht ist allerdings von Schlaf wenig die Rede. Jeder Knabe erhält eine Art Fibel, das Saen-tse-tjing, welches ihn mit dem Lesen der wichtigsten Worte bekannt machen soll. Der Lehrer sagt nun die ersten drei Worte mehrmals laut vor, dann muß sie der erste Schüler wiederholen, darauf der zweite, dritte u. s. w., schließlich wiederholt sie die ganze Klasse so lange, bis der Lehrer glaubt, daß die Worte festsitzen. Nun kommen in gleicher Weise die folgenden drei Worte an die Reihe, worauf alle sechs Worte wiederholt werden. Jetzt werden drei neue hinzugenommen, darauf wird wiederum das Ganze repetiert und so fort, bis der Lehrer das Pensum für den Tag hinreichend erachtet. Dann beginnt das Lernen, wie es bei uns als häusliche Arbeit aufgegeben wird, d. h. jeder Schüler muß das Gelernte seinem Gedächtnis einprägen, aber mit lauter Stimme, so daß ein wahrer Höllenlärm entsteht, den aber der Herr Lehrer be-

nutzt um seine Mittagsruhe zu halten. Ist er wieder aufgewacht, so müssen die Kleinen einer nach dem andern vor ihn treten und das Gelernte aufsagen, dabei drehen sie ihm aber ihre Kehrseite zu, damit er ohne Mühe dieselbe mit dem Bakel bearbeiten kann.

Thatsächlich besteht also, namentlich für die jüngsten Schüler, die Arbeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend in unaufhörlichem Schreien, so daß die Kleinen in der ersten Zeit thatsächlich jeden Abend stockheiser und todmüde sind. Erst in etwas reiferem Alter kommen Schreibübungen und Abschreiben des Gelernten hinzu, was ja, wie genügend bekannt, nicht mit Tinte und Feder, sondern mit Pinsel und Tusche geschieht.

Hat der Schüler das Bedürfnis, hinauszugehen, so muß er vom Katheder einen breiten, schwertförmigen Stab nehmen und denselben schräg in die Thüröffnung stellen. Auf der der Klasse zugewendeten Seite stehen die Worte geschrieben „Es ist nicht erlaubt, zu zweien hinauszugehen“, auf der anderen „Gehe mit Ehrfurcht hinaus, zeige Anstand beim Hineinkommen“. Eigentlich sollte man vermuten, daß bei so wenigen Schülern jeder auch ohne den Stab wissen müßte, ob ein anderer hinausgegangen ist; in China nimmt man aber an, daß jeder so fleißig sei, daß er gar nicht merke, was um ihn herum vorgeht.

Allerdings muß bei dieser Art Unterricht, der oft genug in einer Hitze von 30 bis 36° Celsius abgehalten wird, selbst der bestveranlagteste Schüler zur gedankenlosen Maschine werden, denn er prägt wohl die Zeichen für die am häufigsten vorkommenden Worte bald seinem Gedächtnis ein, aber er versteht den Inhalt des Auswendiggelernten nicht, da kein Satz in einfacher Sprache, sondern in den gewählten Ausdrücken der sinnbildlichen Schriftsprache abgefaßt ist. Beispielsweise lautet ein Satz in der Fibel „Der nicht gemeißelte Stein wird kein Gefäß, der nicht unterrichtete Mensch kennt das Wahre nicht“ — das ist ja sehr schön gesagt, aber nicht für die Begriffe eines ABC-Schützen geeignet.

Kann der Knabe die Fibel von A bis Z auswendig, dann lernt er in gleicher Weise die „Namen der hundert Familien“. Früher genügten nämlich hundert Namen, um alle Familien des Volkes bezeichnen zu können; als jedoch die Zahl der Einwohner immer größer wurde, mußten neue hinzugenommen werden, so daß es jetzt 350 Familiennamen giebt.

Nun folgt das „Buch von tausend Buchstaben“, das der um das Jahr 500 n. Chr. lebende Dichter Sutsoan in einer einzigen Nacht

verfaßt haben soll. Er war wegen eines schweren Vergehens zum Tode verurteilt worden; der Kaiser sagte ihm aber unter der Bedingung das Leben zu, daß der Unglückliche bis zum nächsten Morgengrauen aus tausend Buchstaben, die der Herrscher auf gut Glück aus den kalligraphischen Vorlagen eines Schönschreibers herausschnitt, ein Gedicht zusammengestellt hätte. Der Dichter vollbrachte das Werk und rettete sein Leben, aber sein bisher schwarzes Haar war während der einen Nacht völlig ergraut. Das Gedicht ist kein solches in unserem Sinne, sondern eine Zusammenstellung von Sinnsprüchen nach Art der jetzt modernen „Gedankensplitter“ und enthält viele treffliche Aussprüche, aber auch manche dunkle Stelle, ist also zum Schulbuch für die Kleinen so ungeeignet wie möglich.

Genau dasselbe ist mit dem „Gedicht auf den gut veranlagten Jüngling“ der Fall. Es enthält das Lob des Fleißes und der Wissenschaft in allen nur erdenklichen, fein stilisierten Redewendungen, die aber weit über das Verständnis von Kindern hinausgehen.

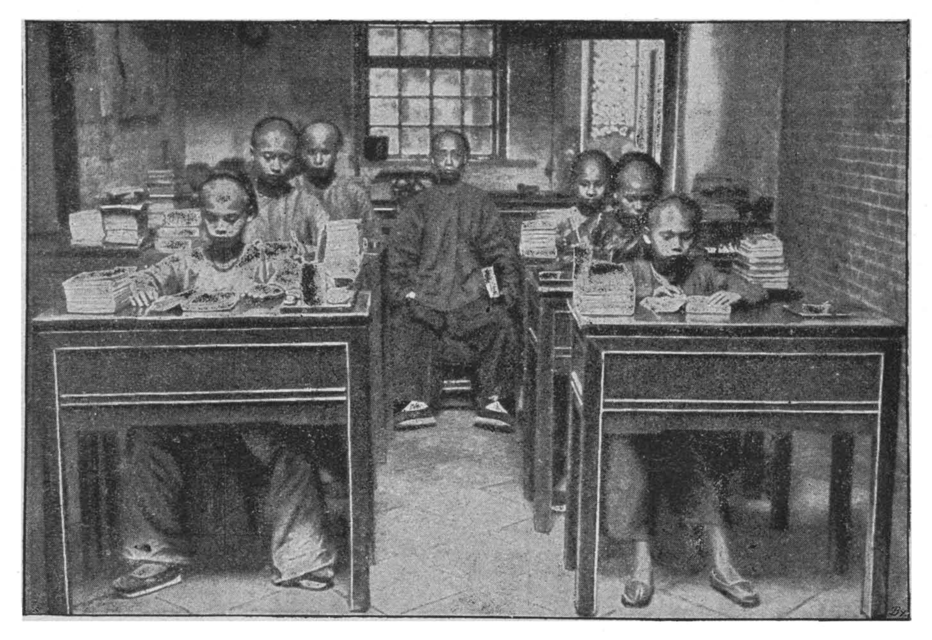
Kann der Schüler nun glücklich diese vier Werke ohne jeden Anstoß aus dem Kopfe herplappern, dann beginnt der Lehrer mit der Erklärung und Erläuterung jedes einzelnen Satzes und läßt ihn so und so oft abschreiben, und wenn dann auch dieses Pensum glücklich bewältigt ist, dann hat der eigentliche Schulunterricht sein Ende erreicht, denn was gelegentlich den gereifteren Schülern noch von der Erd- und Naturkunde mitgeteilt wird, ist einfach albern und muß die ohnehin starke Veranlagung des Chinesen zum Abergläubischen nur verstärken.

Das Motto für Schulmeister und Schüler ist in folgende fünf Regeln zusammengefaßt:

1. Zergliedere jeden Tag die vollendete Arbeit.
2. Wiederhole alle zehn oder zwanzig Tage, was du während dieser Zeit gelernt hast.
3. Beginne das Studium um 5 Uhr morgens und schenke ihm die nämliche Aufmerksamkeit, die ein Feldherr den Bewegungen seines Heeres schenken würde.
4. Unterbrich deine Studien unter keinem Vorwande auf sechs bis zehn Tage.
5. Fürchte nicht, zu langsam zu sein, fürchte nur, stehen zu bleiben.

Das erste Examen.

Für den Dorfjungen, der diese Schule glücklich durchgemacht hat, giebt es nun kaum noch eine andere Gelegenheit, sich weiter zu bilden, als durch Privatstudium. Er kauft sich die paar Bücher, über welche, wie er weiß, examiniert wird, lernt sie — wie es ihm ja so schön beigebracht ist — auswendig, erläutert sie sich nach eigenem Ermessen und — fällt natürlich schon bei dem Vorexamen glänzend durch. Er wird dadurch aber nicht gewitzigt, sondern lernt weiter, fällt wieder



Eine Schulstube.

durch, versucht es zum dritten und vierten Male, stets mit gleichem Mißerfolg. Das rührt ihn aber gar nicht, sondern mit der Starrköpfigkeit des Bauern meldet er sich immer wieder von neuem. Der chinesische Staatsanzeiger berichtete im Jahre 1889, daß sich unter den für die Herbstprüfung angemeldeten Kandidaten in der Provinz Fuchou 9 Kandidaten befänden, die über 80 Jahre alt wären und 2 älter als 90 Jahr; in Honan waren 13 älter als 80, 1 älter als 90 Jahr; in Anhui sogar 35 über 80 und 13 über 90 Jahre alt. Das erscheint lächerlich, ist es aber doch nicht so ganz, denn nach jeder Prüfung werden einige dieser Greise, welche regelmäßig durch-



Peking und die Prüfungs-Hallen, von der östlichen Stadtmauer (Observatorium) gesehen.



gefallen sind, zu Ngen-scheng, d. h. zu „Gelehrten in Gnaden" ernannt und auch bei Thronbesteigungen und anderen großen Ereignissen am Kaiserlichen Hofe werden etliche Greise in dieser Weise ausgezeichnet, so daß sie schließlich doch den Knopf, nach dem sie so unentwegt gestrebt haben, am Hute tragen dürfen.



Kui-sing, der Examens-Gott.

Der städtische Schüler nimmt hingegen seine Zuflucht zu einem Lehrer, dessen Institut mit unseren „Pressen" große Ähnlichkeit hat. Er beginnt mit dem Studium der „vier Schous", moralphilosophischer Bücher, die von Schülern des Konfuzius, namens Tsangfutse, Tßeße und Menze abgefaßt sind. Da es Vorschrift ist, daß die Themata für die Prüfungsarbeiten zumeist diesen Werken zu entnehmen sind, so lernen die Kandidaten den Inhalt dieser Bücher völlig auswendig und hören gleichzeitig die Vorlesungen ihres Lehrers über die einzelnen

Kapitel. Ist man damit fertig, so kommt das Buch über die „kindliche Liebe“ an die Reihe, dessen Verfasser Konfuzius selbst sein soll. Die Götter waren mit diesem Werk so zufrieden, daß sie nach seiner Vollendung einen großen Regenbogen am Himmel erscheinen ließen, der allmählich die Gestalt einer ungeheuren Perle annahm und dann auf die Erde herabfiel. Ist auch dieses Werk eingeprägt, so gilt es, sich in gleicher Weise mit den „fünf King“ vertraut zu machen, die ebenfalls dem Konfuzius zugeschrieben werden und als das hervorragendste Werk der chinesischen Litteratur gelten. Nebenbei wird noch etwas „Geschichte“ (natürlich nur chinesische) gelernt und eine Anzahl klassischer Werke durchgenommen. Das letztere geschieht hauptsächlich, um die Kandidaten in den Stand zu setzen, ihren eigenen Gedanken Ausdruck zu geben. Sie müssen über die verschiedenen Kapitel untereinander disputieren, mitunter greift auch der Lehrer selbst ein, und so wird jeder einzelne gezwungen, einen von ihm aufgestellten Gedanken auf seine Richtigkeit zu verteidigen. An diese Redeturniere schließen sich schriftliche Übungen, die den Kandidaten mit dem Stil und der Form des Ausdrucks vertraut machen sollen.

Hält sich nun jemand für genügend vorbereitet, so meldet er sich in seiner Kreisstadt für das nächste Examen, das in regelmäßigen Zwischenräumen von anderthalb Jahren abgehalten wird, und erhält dann eine Aufforderung, sich an dem und dem Tage mit den nötigen polizeilichen Attesten versehen zu einer Vorprüfung in der Kreisstadt einzufinden.

Diese Vorprüfung vor dem Kreismandarin hat eigentlich nur den Zweck, diejenigen Elemente, die entweder völlig unreif oder nach den gesetzlichen Vorschriften zur Ablegung des Examens nicht berechtigt sind, von vornherein auszuschließen. Wir haben schon mehrfach von den „unehrlichen“ Leuten gesprochen. Jeder Kandidat muß den Nachweis liefern können, daß unter seinen Vorfahren bis ins dritte Glied sich kein Schiffer oder Fischer, Barbier oder Fußnägelabschneider, Schneider oder Schuhmacher, Schauspieler oder Musikant, Polizist oder Scharfrichter befunden hat. Hat einer seiner Vorfahren ein so niederes Gewerbe betrieben, so ist der Sprößling ungeeignet, einen Grad zu erwerben oder ein Amt zu bekleiden; desgleichen sind die Kinder von Revolutionären ausgeschlossen. Auch der Abkömmling ehrlicher Eltern darf sich nicht zum Examen melden, wenn Vater oder Mutter innerhalb der letzten drei Jahre gestorben sind, denn drei Jahre lang soll er trauern und nicht daran denken, für sich selbst Ehren zu erwerben;

außerdem dürfen die Eltern nicht mit der Zahlung ihrer Steuern im Rückstande sein. Über alle diese Punkte muß der Kandidat ortspolizeiliche Bescheinigungen beibringen, und wenn sie nicht genügen, wird er sofort zurückgewiesen; anderenfalls erhält er einen Ausweis, der ihn zur Teilnahme an der Vorprüfung berechtigt.

Diese ist eigentlich sehr leicht. Sie dauert nur eine Stunde und der Kandidat hat nur nötig, sieben bis acht Reihen Schriftzeichen über das aufgestellte Thema zu Papier zu bringen; trotzdem genügt sie, um wiederum eine bedeutende Anzahl als „unreif" von der eigentlichen Prüfung ausschließen zu können. Das Thema besteht nämlich meist nur aus einem einzigen Wort. Wer die „vier Schous" ordentlich im Kopfe hat, weiß sofort, um welche Stelle es sich handelt, und wenn er ein wenig in der Dialektik geschult ist, kann er auch mühelos die Aufgabe lösen. Diejenigen, die „gepreßt" worden sind, bestehen daher fast ausnahmslos diese Vorprüfung, während solche, die nur die Dorfschule besucht haben, meist ebenso rettungslos durchfallen.

Diese Vorprüfung ist thatsächlich eine Notwendigkeit, denn in keinem Regierungsbezirk dürfen mehr als 60 Kandidaten bei jeder Prüfung zum Baccalaureus promoviert werden und doch kommen trotz aller Zurückweisungen bei den Vorprüfungen immer noch acht- bis zwölftausend Prüflinge zu dem eigentlichen Examen in den Regierungshauptstädten zusammen. Dennoch zeigt sich die Gutmütigkeit und die Anerkennung jedes Strebens darin, daß nach Schluß der Vorprüfung alle Erschienenen, gleichviel ob sie bestanden haben oder zurückgewiesen worden sind, zu einem gemeinsamen Festessen auf Kosten des Kreises sich vereinigen. Je acht Kandidaten setzen sich an einen Tisch zusammen und die Anzahl der Gerichte beläuft sich ebenfalls auf acht. Diejenigen aber, welche die zehn besten Noten erhalten haben, begeben sich zum Bezirksmandarin, um sich zu bedanken, und werden von ihm zu weiterem Eifer ermahnt, „denn sie haben noch viel Arbeit vor sich, und diese Prüfung war nur die erste von den vielen, die zu bestehen sind".

Das eigentliche Examen findet, wie schon gesagt, in der Regierungshauptstadt in Gegenwart des betreffenden Gouverneurs und unter Leitung eines aus Peking gesandten Oberexaminators statt, damit nicht etwa durch Verwandtschaften oder sonstige gute Beziehungen Bevorzugungen stattfinden könnten. Der Oberexaminator setzt die Prüfungstage in den einzelnen Regierungsbezirken fest, die sofort durch die ganze Provinz bekannt gemacht werden, damit jeder zur rechten Zeit

erscheinen kann, reist dann selbst nach der nächsten Regierungshauptstadt und bestimmt die Themata und deren Reihenfolge.

Nun strömen die Kandidaten von allen Seiten zusammen, und der Beginn der Prüfung wird durch einen Kanonenschuß der Bevölkerung kundgethan. Die Anlage der Prüfungsräume ist nicht überall die gleiche. An jenen Orten, wo auch die Examina für den zweiten Grad stattfinden, benutzt man die Zellen, wie wir sie bei der Beschreibung der Stadt Kanton geschildert haben, in den anderen werden die Prüflinge an Tische gesetzt und arbeiten bis zu dreihundert in einem einzigen Raume zusammen.

Jedes Zimmer steht unter Aufsicht eines Unterexaminators, der jedem Eintretenden einen bestimmten Platz anweist, den derselbe nicht wechseln darf. Sind alle Plätze gefüllt, so befiehlt der Aufsichtsführende strengste Ruhe und nimmt dann seinen Sitz ein, von dem aus er alle überwachen kann. Er hat einen großen Plan, wie die Plätze verteilt sind, vor sich und einen Kasten mit zehn verschiedenen Stempeln zur Hand. Sobald ein Prüfling gegen die Vorschriften verstößt, drückt er auf der betreffenden Nummer des Plans den Stempel, der den Verstoß bezeichnet ab, z. B. „Platz verlassen", „Papier gewechselt", „Papier unter den Tisch geworfen", Umhergeschaut", „Ungehorsam", „Stillschweigen gebrochen". Natürlich kann durch eine oder mehrere solcher Rügen das Endresultat sehr zu Ungunsten des Betreffenden beeinflußt werden.

Alle Prüflinge erhalten am frühen Morgen das gleiche Thema zur Bearbeitung und müssen die Ausarbeitung bis zum nächsten Morgen abliefern. Dann haben sie vierundzwanzig Stunden zur Erholung, während welcher sie nicht das Terrain der Prüfungshallen betreten dürfen. Am folgenden Morgen erscheinen sie wieder und erhalten unter gleichen Bedingungen die zweite Aufgabe. Nach wiederum vierundzwanzig Stunden Ruhe müssen sie sich zur Empfangnahme der dritten und letzten Arbeit melden. Es ist durchaus nichts seltenes, daß bei der Inspizierung einer oder der andere der Kandidaten ohnmächtig an seinem Platze gefunden wird, da ein Verlassen desselben unter keinen Umständen, auch nur auf einen Augenblick, gestattet wird, bevor der Prüfling nicht seine Ausarbeitung abliefert.

Gewöhnlich haben die Examinatoren ihre liebe Mühe, unter den vielen gleichmäßig genügenden Arbeiten die sechzig herauszufinden, denen sie den Preis zuerkennen sollen. Wirklich hervorragende Leistungen sind äußerst selten, denn die meisten Prüflinge denken nicht

selbständig, sondern geben nur das mehr oder weniger gut wieder was ihnen von ihren Lehrern eingetrichtert worden ist. Bei gleichmäßiger Begabung werden also diejenigen Schüler die größten Aussichten haben, die den tüchtigsten Lehrer gehabt haben und indirekt macht also dieser, nicht sein Schüler das Examen.

Vor der Verkündigung des Resultats begeben sich alle Prüflinge, Beamten und Examinatoren zu dem nächsten Konfuziustempel. Dort werfen sich alle dreimal zu Boden und berühren neunmal mit dem Haupte die Erde, dann verliest der Oberexaminator die Namen der sechzig Glücklichen. Diese treten hervor, knieen vor dem Gestrengen nieder und empfangen aus seinen Händen je eine kleine aus Pappe angefertigte, vergoldete Blume, die sie als Zeichen ihrer neuerrungenen Würde an den Hut stecken. Dann erfolgt eine neue Ehrenbezeugung vor dem Bilde des Konfuzius, und ein dröhnender Kanonenschuß verkündet der Bevölkerung, daß die Prüfung beendet ist.



Ein Baccalaureus betet vor der Ahnentafel seiner Familie.

Nun drängen sich von allen Seiten Eilboten und Schiffer heran, um auf die schnellste Weise zu Wasser oder zu Lande den Eltern der Promovierten die Freudenbotschaft zu überbringen. Ein wahrer Glückstaumel bemächtigt sich des Elternpaares — das dadurch allerdings nicht nur erfreut, sondern auch geehrt wird, da alle von den Kindern erworbenen Ehren sich auch auf die Eltern übertragen — es befestigt große Plakate zu seiten der Hausthür, welche von dem wichtigen Ereignis Kunde geben, es sendet die Nachricht auf roten Zetteln an alle Verwandten und Freunde und erwartet mit Ungeduld das Eintreffen des Sohnes, der nun die erste Stufe zu Ehre und Ruhm glücklich erklommen hat.

Dieser wird zunächst noch mit seinen glücklichen Kollegen vom Examinator zu einem Festessen geladen, bei dem er zum ersten Male in seiner Galatracht, nämlich mit einem reichgestickten Kragen um den Hals, erscheint; dann eilt er beflügelten Schrittes nach Hause. Schon

vor dem Heimatsorte wird er von Freunden empfangen, die ihn in einer Sänfte nach dem väterlichen Hause tragen. Nach herzlicher Begrüßung ist es seine erste Pflicht, vor der Ahnentafel seiner Familie zu beten und zu opfern, dann beginnt er seine offiziellen Besuche und zwar macht er bei seinem Schullehrer den Anfang. Bei dieser Gelegenheit läßt er sich von vier Männern in einer Sänfte tragen und von Verwandten und Freunden, die ebenfalls in Tragsesseln Platz genommen haben, begleiten. Dem Zuge voran schreiten Musikanten und Fahnenträger, ihm folgen die für den Lehrer bestimmten Geschenke, welche in Schweinefleisch, Kuchen, Obst und Blumen bestehen und auf vergoldeten Tragbahren überbracht werden.

So ehrenvoll nun dieser recht schwer erlangte Grad auch ist, so berechtigt er weder zu irgend einem Amte noch zu irgend welchen Einnahmen. Diese müssen erst wieder durch neue Examina erworben werden — bei denen man ebenfalls gehörig „durchfallen“ kann.

Das zweite und das dritte Examen.

Wer nicht auf ein höheres Amt rechnet, weil er einsieht, daß es seinem armen Kopf doch nicht so leicht gelingen wird, einen höheren Grad zu erreichen, sucht nach einiger Zeit das einfache Beamtenexamen zu machen, um bei irgend einer Nebenbehörde zunächst als Hilfsarbeiter, später als Sekretär oder dergleichen Anstellung zu finden. Manche giebt es ja auch, die überhaupt auf ein Amt verzichten, sich von vornherein mit dem ersten Grade begnügen und völlig zufrieden sind, daß sie durch ihren Knopf Mitglied der angesehensten Kaste geworden sind, aber solche Fälle sind bei dem ungeheuren Ehrgeiz, der in jedem Chinesen steckt, überaus selten. Wer den ersten Grad erworben hat, der strebt meist auch weiter, und wenn er dreißig Jahre, ja vielleicht sein ganzes Leben lang sich vergeblich darum bewerben sollte. Dagegen kommt es mitunter vor, daß wohlhabende Leute, nachdem sie so und so oft bei dem ersten Examen durchgefallen sind, sich den Baccalaureusknopf kaufen. Früher waren dafür sechzig Unzen Silber zu zahlen, jetzt kann man ihn, da seit langem Ebbe in der Staatskasse herrscht, für den halben Preis erhalten. Natürlich kann solch Tjenscheng, „Geld-Gelehrter“, nie ein Amt noch einen höheren Rang erlangen, und er wird auch von seinen Kollegen etwas über die Achsel angesehen, aber seinen Knopf kann ihm niemand streitig machen und nach einigen Jahren ist auch völlig vergessen, wie er ihn erworben hat.

Wer aber weiter strebt, dem bleibt nichts übrig, als alle drei Jahre ein neues Examen zu machen, und er kann sich von einem solchen nur befreien, wenn er entweder schwer krank oder durch Todesfall seiner Eltern gesetzlich verhindert ist oder wenn er ein kleines Amt angenommen und dadurch auf weitere Karriere Verzicht geleistet hat.

Will sich jemand mit dem ersten Grade begnügen, so meldet er sich drei Jahre nach Erlangung des Baccalaureats zu einem Zwischenexamen, das ihm, wenn er es glücklich bestanden hat, Freitisch oder Kostgeld einbringt. Er wird bei irgend einer Behörde als Diurnist beschäftigt und bekommt dafür gerade so viel, daß er nicht verhungert. Damit sind wir nun bei dem Punkte angelangt, der uns die Korruption eines Teils des Beamtentums verstehen läßt.

Bei dem kolossalen Andrang gelingt es nur wenigen, außerordentlich Befähigten den ersten Grad schon in jugendlichem Alter zu erreichen, und diese bewerben sich natürlich mit Aussicht auf Erfolg um die höheren Grade und besser bezahlten Ämter. Alle anderen fallen erst so und so oft durch, bis sie die erste Stufe erklommen haben, und befinden sich schon in reiferem Alter, wenn sie ihr erstes Einkommen vom Staate beziehen, das aber nicht größer ist, als was ein Laufbursche verdient. Es bedarf eines glücklich bestandenen zweiten Zwischenexamens, um Aussicht auf feste Anstellung als Sekretär zu haben, dessen Gehalt etwa der Einnahme eines kleinen selbständigen Handwerkers entspricht. Damit muß er eine längere Reihe von Jahren zufrieden sein, bis es ihm vielleicht gelingt, durch Ablegung eines weiteren Examens sich die Anwartschaft auf eine Stelle als Bureauchef oder dergleichen zu erwerben. Hat er nun Glück und gute Verbindungen, so kann er auch einen Posten als Polizeichef oder Bürgermeister in einer kleineren Stadt erhalten und dann mag er es vielleicht zum wohlhabenden Manne, unter Umständen aber auch zum Galgen bringen. Denn selbst diese Stellen sind fast immer so jämmerlich bezahlt, daß ein Mann mit Frau und Kindern kaum davon leben kann, und doch muß das Auftreten in China, gerade so wie in Europa, einigermaßen standesgemäß sein. Wenn daher die Versuchung in Gestalt eines gefüllten Geldbeutels an irgend einen der aufgezählten Beamten herantritt, dann ist es für ihn schwer, auf dem redlichen Wege zu bleiben, und so trifft die Schuld in erster Reihe die Regierung selbst. —

Wer sich also noch jugendfrisch genug fühlt oder wen der Ehrgeiz plagt, der schwenkt nicht auf diese Zwischenexamina ab, sondern

meldet sich drei Jahre nach Erwerbung des Baccalaureats zum zweiten Examen, das in Zwischenräumen von drei zu drei Jahren in allen Provinzialhauptstädten abgehalten wird. War aber die Erlangung des ersten Grades schon kein Kinderspiel, so ist die Erwerbung des zweiten im vollsten Sinne des Wortes zuweilen mit Lebensgefahr verknüpft.



An der Mauer der Pekinger Examen-Hallen.

Da, wie schon gesagt, alle, die das erste Examen bestanden haben und weiter streben wollen, gezwungen sind, alle drei Jahre zur Prüfung anzutreten, so ist der Andrang zum zweiten Examen nicht geringer als der zum ersten. Wir haben schon früher mitgeteilt, daß jeder Prüfling in einer besonderen Zelle zu arbeiten hat; solcher Einzelräume giebt es in den meisten Provinzialhauptstädten zwischen 12 bis 15000, in Nangking sogar 20646.

Die Vorsichtsmaßregeln, daß keine Betrügereien oder Begünstigungen unterlaufen, sind fast unglaublich. Es dauert vierundzwanzig bis achtundvierzig Stunden, bis die Prüflinge in den einzelnen Zellen untergebracht sind und das Examen seinen Anfang nehmen kann. Schon einige Tage vorher wird alles durch Soldaten besetzt. Dann erscheinen die Unterexaminatoren, unter deren Aufsicht die Abschreiber und Revisoren — ein ganzes Heer, dessen Obliegenheiten wir bald kennen lernen werden — ihren Einzug halten. Jeder wird einer gründlichen Revision unterzogen und darf nichts als seine unbedingt



Kandidaten für das dritte Examen auf dem Pekinger Bahnhof.

nötigen Kleider, etwas Mundvorrat und eine Schlafdecke hineinbringen. Darauf erscheint unter Fanfaren und Salutschüssen der Oberexaminator, und nachdem nunmehr das Beamtenpersonal versammelt ist, dürfen die Prüflinge, die sich inzwischen annähernd nach ihrem Alter geordnet haben, einer nach dem andern eintreten. Den Greisen läßt man den Vortritt; die Jüngsten könnten noch ein paar mal ausschlafen, bis sich auch ihnen die Pforten öffnen.

Jeder hat drei Thore zu passieren und an jedem wird er bis auf die Haut untersucht. Entdeckt ein Beamter irgend etwas Gedrucktes oder Geschriebenes bei einem Kandidaten, so erhält er eine Prämie von drei Taels, der Unglückliche wird dagegen sofort seines

durch die frühere Prüfung erworbenen Knopfes für verlustig erklärt, muß während der Aufnahmeformalitäten mit dem Kang um den Hals an der Thür stehen bleiben und wird schließlich, nachdem er die Bastonnade erhalten hat, hinausgejagt. Durch das dritte Thor darf nur derjenige Kandidat treten, dessen Name aufgerufen wird; man fertigt schleunigst von ihm ein genaues Signalement an und ein Beamter führt ihn dann auf seinen Platz.

Sind alle untergebracht, so kündet ein Kanonenschuß den Beginn der Prüfungszeit an. Der Oberexaminator läßt das Thor schließen und verklebt und versiegelt es eigenhändig. Vor Ablauf des neunten Tages darf selbst er unter keinen Umständen es wieder öffnen; sollte jemand sterben, so läßt er ein Loch in die Mauer schlagen, den Leichnam hindurchschieben und dann die Öffnung wieder schließen. Es werden drei Aufgaben gestellt und für jede stehen drei Tage und zwei Nächte zur Verfügung. Nur während der dritten und der sechsten Nacht, nachdem sie die erste oder zweite Arbeit abgeliefert haben, dürfen die Prüflinge sich die Füße vertreten, während der ganzen übrigen Zeit müssen sie unbedingt in ihren Zellen verharren. Ohnmachten und selbst Todesfälle sind unter diesen Umständen keine Seltenheit. Noch vor wenigen Jahren (1897) passierte es bei der Prüfung in Tantscheou, welche bei einer erdrückenden Hitze stattfand, während gleichzeitig aus dem durch Regen aufgeweichten Boden fieberschwangere Dünste aufstiegen, daß von den 9000 Kandidaten 27 in ihren Zellen starben und 3000 erkrankten, während die Arbeiten so ungenügend ausfielen, daß nur ganz Wenigen das Reifezeugnis erteilt werden konnte.

Während der Dauer der Prüfungszeit ist eine gewaltige Küche auf dem Prüfungsterrain eingerichtet, in der oft weit über hundert Personen beschäftigt sind, um für die Prüflinge und das riesige Beamtenheer zu kochen. Die ersteren erhalten nichts als zweimal täglich Reis, der ihnen in ihre Zellen gebracht wird; für die Beamten wird je nach ihrem Range natürlich etwas Besseres zubereitet. Die Gesamtkosten, welche die Staatskasse zu tragen hat, belaufen sich für jede Provinz auf 50—80000 Taels.

Außer der fortgesetzten Überwachung, welche darin besteht, daß niemand seine Zelle verläßt, gehen noch Kontrolleure herum, welche das Signalement mit der einzelnen Person vergleichen, um sich zu vergewissern, ob auch nicht etwa während der Nacht zwei Kandidaten ihre Plätze vertauscht haben und ein Befähigterer, der bereits seine Arbeit beendet hat, diejenige eines anderen zu Ende bringt.

Am Abend des neunten Tages werden endlich alle Kandidaten aus der Prüfungshalle herausgelassen, und nun beginnt das „Schwitzen" für die Beamten. Alle eingelieferten Arbeiten werden zunächst von Revisoren auf Äußerlichkeiten geprüft. Ist in einer Arbeit eine Zeile überschlagen, fehlt ein Blatt oder ist eins zuviel, zeigt das Papier irgend welche Flecken oder sind Veränderungen daran vorgenommen, so wird dieselbe sofort verworfen und der Name des betreffenden Kandidaten wird als „ausgeschlossen von der gegenwärtigen Prüfung" am „blauen Brett", das am Eingangsthor befestigt ist, angeschlagen.

Alle übrigen Arbeiten werden schleunigst durch Schreiber abgeschrieben, denn keine darf den Examinatoren im Original vorgelegt werden, da vielleicht sonst einer derselben die Handschrift eines Bekannten erkennen und sein Urteil zu dessen Gunsten abgeben könnte. Da kein Schreiber durchschnittlich mehr als drei Arbeiten an einem Tage abschreiben kann, so zählt das Heer derselben, obschon man meist mit der Abschrift der ersten schon beginnt, während die Kandidaten noch an der zweiten sitzen, nach vielen hunderten, ja mitunter überschreitet deren Zahl sogar ein volles Tausend. Die Schreiber arbeiten sämtlich mit roter Tusche. Jede Abschrift wandert an einen Korrektor, der sie mit dem Original zu vergleichen und etwaige Verbesserungen mit gelber Farbe einzutragen hat. Die Korrektoren sind natürlich nicht so zahlreich wie die Abschreiber, aber es sind immer noch ein paar hundert anwesend. Dann gelangen die Arbeiten in die Hände der Revisoren, die sie mit fortlaufenden Nummern in blauer Tusche versehen, die Originale in Aktenschränken zurückbehalten, die roten Abschriften aber den Unterexaminatoren zur Prüfung übergeben. Diese schreiben ihr Gutachten mit violetter Farbe darauf und überreichen die Arbeiten dem Oberexaminator, der seine Zustimmung oder sein abweichendes Urteil in schwarzer Tusche hinzusetzt. Dann gehen die Arbeiten wieder an die Revisoren zurück, die nun durch Hervorsuchen der Originale die Namen der Verfasser feststellen und in den Listen bei jedem einzelnen die Prädikate eintragen, worüber die Examinatoren Kontrolle ausüben.

Wenn auch nur eine der drei eingelieferten Arbeiten nicht genügt, so ist der betreffende Kandidat ohne weiteres durchgefallen. Diejenigen aber, deren Arbeiten sämtlich genügend waren, müssen zu einem Nachexamen antreten, in welchem fünf Aufgaben gestellt werden. Ein großer Teil fällt jetzt durch, aber auch unter denjenigen, die lauter gute Arbeiten geliefert haben, muß noch strenge Musterung gehalten

werden, denn im allergünstigsten Falle sind es zweihundert, die den zweiten Grad erhalten können, doch ist die Zahl nicht in allen Provinzen die gleiche, sondern im Verhältnis zu der durchschnittlichen Zahl der Bewerber im voraus festgestellt.

Am dreißigsten Tage nach dem Beginn der Prüfung wird endlich unter großen Feierlichkeiten das Resultat verkündet; der Name der Glücklichen wird öffentlich angeschlagen und später für alle Zeiten im Provinzialarchiv niedergelegt. Die Eltern erhalten die direkte Benachrichtigung durch den Oberexaminator und man kann sich denken, welche Freude in der Familie des so Ausgezeichneten herrscht.

In den Augen der Menge ist ein Licentiat überhaupt kein gewöhnliches Wesen mehr, sondern eine Art Übermensch, der „um Turmeshöhe die gewöhnlichen Menschenkinder überragt". Er hat das Recht, sich in seinem Heimatsort, falls er die nötigen Mittel dazu besitzt, einen Turm bauen zu lassen, der jedoch nicht über vier Stockwerke hoch sein darf; dabei braucht er nicht zu befürchten, mit den bösen Geistern, die beständig in der Luft herumschweben, in Streit zu geraten, denn Kuising, der Examensgott, ist sichtlich auf seiner Seite und dieser ist zugleich der „Teufelvertreiber". Der Kreis, in dem der neuernannte Licentiat seine Heimat hat, hat die ehrenvolle Pflicht, demselben ein Galaamtskleid zu verehren, während ihm die Provinz zwanzig Taels zahlen muß, damit er an einem ihm passenden Orte innerhalb derselben sich entweder eine Gedenktafel oder eine Ehrenpforte errichten lassen kann, auf welcher jetzigen und künftigen Geschlechtern kund gethan wird, daß N. N. an dem und dem Tage Licentiat geworden ist. —

Bei dem dritten Examen, das mit der Erlangung der Doktorwürde verbunden ist, können wir uns kürzer fassen. Da alle drei Jahre zweitausend bis zweitausendfünfhundert Licentiaten hinzukommen, aber bei den Doktorprüfungen nur zweihundert bis dreihundert bestehen, so ist der Andrang verhältnismäßig genau so stark wie bei allen vorgehenden Prüfungen; unter achttausend Bewerber treffen wohl nie ein, zuweilen ist die Zahl aber fast doppelt so groß. Sie sind fast alle in gesetzten Jahren und ein großer Teil so alt, daß er in Europa längst pensioniert worden wäre, und doch wollen alle diese Leute erst Beamte werden.

Diese Prüfung findet für das ganze Reich nur in Peking statt und die Bewerber erhalten daher Reisegelder, die sich je nach der Entfernung bis auf zwanzig Taels für den einzelnen belaufen. Zu-

nächst muß jeder ein Wiederholungsexamen machen und, wenn er das glücklich bestanden hat, vier Themata, die sich auf die Verwaltungspraxis beziehen, bearbeiten. Die gestellten Aufgaben sind nicht für alle Bewerber die gleichen, sondern für die Chinesen, für die Mandschu und für die kaiserlichen Prinzen verschieden, aber in jedem Falle steht am Schluß der Aufgaben zu lesen: „Ihr Gelehrte, die ihr euch während vieler Jahre in der Wissenschaft geübt habt, steht jetzt vor eurem Kaiser. Bringet eure besten Ideen zu Papier, aber weder weitschweifig noch weitläufig; vermeidet jede Dunkelheit im Ausdruck und braucht keine überladenen Phrasen, denn Ich, der Kaiser selbst, werde eure Arbeit lesen".



Ein Gelehrter im Hofkostüm.

Das klingt sehr schön, aber jeder Kandidat würde ohne weiteres durchfallen, wenn er seine Arbeit nicht mit den Worten „Ich, der Diener Eurer Majestät, habe die Ehre gemäß meinem armseligen Verstande zu antworten" einleiten würde und wenn er nicht an den Schluß die Worte brächte: „Ich, der Niedrigste unter allen Gelehrten, ein Neuling in der Wissenschaft, habe mich ohne gehörige Ehrfurcht der Größe Eurer Majestät genaht. Ich erzittere darob am ganzen Leibe und vermag mich nicht aufrecht zu halten. Ich, Euer letzter Diener, habe die vorliegende Arbeit mit aller Sorgfalt, deren ich nur fähig bin, ausgearbeitet".

Hat der „Neuling in der Wissenschaft" das hundertste Lebensjahr überschritten und eine „genügende" Arbeit geliefert, so erhält er den Titel eines „Vorstehers des kaiserlichen Kollegs", ist er über 95 Jahre alt, so macht man ihn zum „Mitarbeiter der kaiserlichen Akademie" und wenn er mindestens 80 Jahre alt ist, so ernennt ihn der Kaiser zum „Doktor in Gnaden"; hat er aber dieses ehrwürdige Alter noch nicht erreicht, so nützt das Prädikat „genügend" nichts, sondern es muß „wunderbar", „überraschend" oder „herrlich" lauten, sonst hat

der 79jährige bei dem nächsten Examen wieder anzutreten. Augenscheinlich will man auf diese Weise die Ältesten, die praktisch doch nicht brauchbar wären, auf höfliche Art „kalt stellen“, wodurch man zugleich den Vorteil hat, ihnen für die späteren Prüfungen keine Reiseentschädigungen zahlen zu müssen.

Diejenigen, die das Examen bestanden haben, werden nach der Güte ihrer Arbeiten in vier Klassen geteilt. In die erste werden stets nur die vier Besten aufgenommen; sie werden Mitglieder der kaiserlichen Akademie, was als die höchste Auszeichnung in China gilt. Aus der zweiten Gruppe, deren Zahl aber vielleicht zwanzigmal so stark ist, werden die Mitglieder für die sechs Abteilungen der obersten Staatsverwaltung ausgewählt, doch müssen sie sich für die einzelnen Zweige vorbereiten und noch ein besonderes Fachexamen ablegen. Die der dritten Gruppe zugeteilten haben Anwartschaft auf Ministerialstellen, diejenigen der vierten können sich um Stellen in der Provinzialverwaltung bemühen.

Die Namen der vier Besten werden durch das ganze Reich bekannt gemacht. Den Eltern der übrigen wird das Glück ihrer Söhne offiziell durch die Gouverneure oder Statthalter bekannt gegeben. Sie senden ihnen eine Tafel, auf welcher der Name in goldenen Buchstaben geschrieben ist und zugleich im Namen der Provinz Geschenke mittels Staatssänften. Ein Doktor darf sich nicht mehr in Baumwolle kleiden, sondern nur noch seidene Gewänder tragen. Er erhält zu diesem Zwecke von der Provinz, in der er wohnt, ein Stück Seide für das erste Prachtgewand zum Geschenk und außerdem noch dreißig Taels, um sich dafür einen Ehrenbogen errichten zu lassen; die vier Besten erhalten aber je achtzig Taels zu diesem Zweck, damit der Ehrenbogen um so imposanter ausfallen könne. Es versteht sich von selbst, daß auch der Doktorknopf größer als derjenige der übrigen Gelehrten ist; er ist höher und mit drei Ästen und neun Blättern versehen.

Wie man zum Amte kommt.

Aus dem vorhergehenden ergiebt sich, daß außer denjenigen, die das erste Zwischenexamen bestanden und dadurch ihre tägliche Reisportion sich gesichert haben, nur die vier, welche das beste Doktorexamen gemacht und dadurch die Mitgliedschaft der Hanlin-Akademie erworben haben, von ihrer Ehre zugleich auch Nutzen ziehen.

Alle übrigen sind Anwärter und rücken vielleicht erst nach Jahrzehnten, vielleicht überhaupt nicht in einen Beamtenposten ein. Es

würden wahrlich nicht so viele, die den ersten Grad erworben haben, zeitlebens das kümmerliche Brot des Schulmeisters essen, wenn der Staat ihnen auch nur die geringste Aussicht auf spätere bessere Besoldung böte. Man sähe auch unter den Leuten, die sich zum Doktorexamen melden, die also doch das zweite Examen längst bestanden und in ihrem Heimatsort eine Ehrenpforte haben, nicht so viele überaus ärmlich gekleidete Männer, wenn es ihnen gelungen wäre, irgend eine Brotstellung zu erringen.

Geht es ja bei der Ablegung der Prüfungen auch ziemlich ehrlich zu, so daß derjenige, der ein Examen bestanden hat, im allgemeinen wohl die Kenntnisse besitzen wird, die für dasselbe gefordert werden, so bleibt es sich fast gleichgiltig, ob er es mit Glanz oder mit knapper Not bestanden hat. Hat der Stümper einen einflußreichen Vater oder genügende Geldmittel, so ist er sehr bald irgendwo in einem Amt untergebracht; der Mann mit den besten Zeugnissen wird zwar überall höflich empfangen, kann aber Jahre lang herumlaufen, bis vielleicht irgendwo eine tüchtige Arbeitskraft unbedingt gebraucht und er eingestellt wird. Selbst diejenigen, die das Doktordiplom in den Händen haben, sind nicht besser daran. Jahre lang müssen sie, wenn es an der nötigen Fürsprache fehlt, bei den Ministerien in Peking oder den Provinzialregierungen, denen sie zugewiesen worden sind, herumlaufen, ohne daß man sich um sie kümmert; sie sind und bleiben Anwärter oder, wie man dort sagt „Lückenwarter“. Ihre Hoffnung besteht darin, daß durch Tod oder Absetzung eine Lücke entsteht und daß sie in dieselbe einrücken werden, aber immer und immer wieder wird ihnen ein Jüngerer, der bessere Verbindungen hat, vorgezogen. Um sie nicht allzu verdrießlich werden zu lassen, werden sie nach jahrelangem Warten gelegentlich einmal kommissarisch verwendet; vielleicht hat irgendwo eine Überschwemmung oder ein Tumult stattgefunden oder es ist eine Beschwerde eingegangen oder ein verwickelter Rechtsstreit zu entscheiden, dann schickt man sie als Kommissar an Ort und Stelle, und es ist gar kein Wunder, daß der Abgesandte nun diese schöne Gelegenheit benutzt, um einmal dem eigenen Säckel etwas aufzuhelfen.

In ganz China sind nur 2110 höhere Beamtenstellen vorhanden, zu deren Ausfüllung der Doktorgrad notwendig ist, nämlich

8 Vizekönige,
15 Gouverneure, die in zwei Klassen zerfallen,
19 Provinzialkassendirektoren,
18 Provinzialoberrichter,

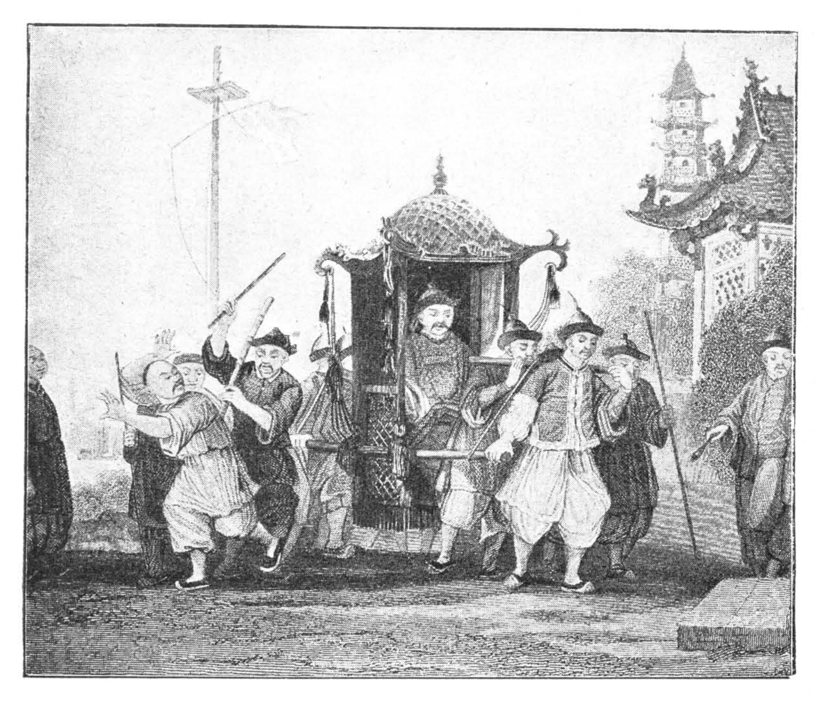
19 Direktoren des Salzmonopols,
13 Zolldirektoren,
64 Stellvertreter (Vizebeamten) der vorhergehenden Ämter,
250 Obermandarine (Regierungspräsidenten),
1710 Mandarine verschiedener Arten (meist Landräte).



Studenten-Kneipe.

Da nun von drei zu drei Jahren immer durchschnittlich etwa dreihundert Leute den Doktorgrad erwerben und die Chinesen ein ganz außergewöhnlich hohes Alter zu erreichen pflegen, so ist auf eine Anstellung in absehbarer Zeit überhaupt nicht zu rechnen. Der Anwärter muß Jahre lang aus eigener Tasche leben, er soll in Seide gekleidet sein, er muß mehrere Diener halten, da sein Fuß die Erde nicht be-

rühren darf und alle Besuche in einer Sänfte gemacht werden müssen, er soll seinen Kindern einen Hauslehrer halten und hat tausenderlei Pflichten und Unkosten. Um aber Aussichten auf eine Stelle zu erhalten, muß er zahllose Leute sich durch Geschenke geneigt machen und das kostet natürlich erst recht Geld. So tritt denn der Mandarin, wenn er endlich glücklich ins Amt gelangt, dasselbe mit einer gewaltigen Schuldenlast an. Seine Gläubiger lassen ihn nicht mehr aus den Augen und aus den Händen, und wenn sich irgendwo eine Ge-



Ein „Lückenwarter" unterwegs.

legenheit bietet, dann bestürmen sie ihn „Sieh, dort ist es möglich, Geld zu verdienen". Sie wissen nämlich genau so gut wie er selbst, daß das eigentliche Gehalt, das mit dem Amte verbunden ist, nicht einmal für die allernotwendigsten Ausgaben hinreicht, denn die Amts- und Repräsentationskosten sind ganz bedeutende, da der Mandarin das Amtspersonal aus eigener Tasche entlohnen muß.

In jedem Mandarinsyamen befinden sich sechs Amtsstuben: Geschäftsbureau, Einnahmebureau, Polizeibureau, Intendanturbureau, Strafbureau und Baubureau. In dem ersteren sind alle Zivilklage-

schriften einzureichen; das zweite zieht die Steuern ein und erhebt die Stempelkosten für Grund- und Gebäudeverkäufe; das dritte erläßt alle Bekanntmachungen und überwacht die Vorschriften in Bezug auf Kleiderordnung, Prüfungen, Landestrauer u. s. w., das vierte bestimmt die Wagen und Pferde, welche für das Anfahren des Getreides und sonstige Lieferungen für das Militär Spanndienste zu leisten haben; das fünfte hat das gesamte Kriminal-Gerichtswesen auszuüben; das sechste hat sich mit der Unterhaltung der Wege, Mauern, Flußdämme und aller öffentlichen Gebäude zu befassen.

Die Kosten für das gesamte Personal hat der Mandarin zu bestreiten. Zunächst hat er die höheren Beamten zu versorgen, nämlich einen gesetzeskundigen Richter, der nicht von ihm sondern von der Justizbehörde eingesetzt wird, einen Steuereinnehmer und einen Schatzmeister, der zugleich Amtssekretär ist. Dann kommen die Sekretäre und Schreiber für die verschiedenen Amtsstuben. Ferner muß er einen Thürsteher haben, dem die Abfertigung der Schriftstücke und die Annahme von Bittgesuchen u. s. w. obliegt, sowie einen Visitenankündiger. Außerdem hat er eine ganze Schar Diener, Stallknechte, Sesselträger und Vorläufer nötig, die ihn auf seinen Wegen begleiten müssen, und endlich erfordert das Amt eine Anzahl Polizeisoldaten, Büttel und einen Scharfrichter.

Freilich bekommt der ganze Troß ein mehr als kümmerliches Gehalt und steckt in entsetzlich schmutzigen und abgerissenen Livreen, aber schließlich kommt doch ein ganz hübscher Betrag zusammen. Dann findet der Mandarin das Yamen, abgesehen von dem Inventar der Amtsstuben und des Wachtzimmers, völlig leer vor; sein Vorgänger läßt ihm nichts als die kahlen Wände, von denen möglicherweise sogar die Tapeten abgeweicht worden sind, und eines oder das andere der zahlreichen kleinen Gebäude, aus denen sich sein Yamen zusammensetzt, bedarf sicherlich einer Reparatur, wenn es nicht dem neuen Bewohner über den Kopf zusammenbrechen soll. Alles kostet Geld, und dennoch wird nur das nötigste ausgeflickt, denn länger als drei Jahre darf kein Mandarin auf seinem Platze bleiben — aus dem an und für sich ganz löblichen Grunde daß keine Kliquenwirtschaft einreißen soll.

In dem ganzen Yamen, vom Mandarin bis zum Pferdejungen, befindet sich also — vielleicht von dem Rechtskundigen abgesehen — auch nicht eine Person, die auskömmlich leben könnte, sondern jeder sucht für sich ein Trinkgeld zu ergattern. Hat irgend jemand daher

ein Anliegen, sei es berechtigt oder unberechtigt, so muß er vom Thürhüter bis zum Präfekten sich den Weg erkämpfen, denn ein jeder äußert seine Bedenken, die sich nur durch klingende Münze beschwichtigen lassen. China ist stolz darauf, daß bei ihm nur die Fähigkeiten des einzelnen maßgebend sind und daß auf die Verdienste der Vorfahren keinerlei Rücksicht genommen wird und doch sind diejenigen Mandarinen, deren Vater und Großvater schon dieselbe Würde bekleideten, meist die beliebtesten. Sie gelangen durch Fürsprache eher ins Amt, haben daher keine drückende Schuldenlast, vielmehr noch eine hübsche Erbschaft in Aussicht und weichen daher wenigstens in kleinen Dingen nicht vom geraden Wege ab, wenn sie vielleicht auch ihre Begünstigung bei größeren Unternehmungen indirekt erkaufen lassen. Der aus armer Familie stammende Mandarin befindet sich hingegen von seinem Amtsantritt ab auf abschüssiger Bahn, er ist sich nie sicher, ob nicht diese oder jene Handlung ihn stürzen wird, er sucht Geld zu raffen, wo er nur kann, denn er weiß, daß er damit sich vielleicht, wenn eine Sache zur Anzeige gebracht wird, wieder das Wohlwollen seiner Vorgesetzten erkaufen kann, und er befürchtet unausgesetzt, daß das alte Sprichwort wieder an ihm wahr werden könne „eine Generation ist Mandarin, drei Generationen formen Backsteine". Dabei machen ihm noch die verschiedenen Korporationen das Leben schwer: ist er einem Litteraten zu nahe getreten, so hat er die ganze Gelehrtenkaste gegen sich, hat er einen angesehenen Großkaufmann zu sehr geschröpft, so wird ihm der Kredit eingeengt, hat er irgend einen revolutionären Barbier zur Ruhe verwiesen, so demonstrieren dessen Kollegen, regnet es nicht oder zerreißt ein Fluß seine Dämme, so giebt ihm das Volk die Schuld; kurz, trotz des gewaltigen Ansehens, das er genießt, muß er alle Augenblicke gewärtig sein, irgendwo in Unannehmlichkeiten zu geraten.

Der Eintritt ins Amt geht ziemlich einfach vor sich; der Amtsvorgänger übergiebt in Gegenwart des gesamten Personals seinem Nachfolger das in gelbe Seide gehüllte Amtssiegel. Das Volk hält sich fern, es will erst wissen, wie der neue Mandarin sein Amt verwaltet. Dieser hat dagegen alle Ursache, sämtlichen Honoratioren in der Stadt seinen Antrittsbesuch zu machen, damit er es nicht von vornherein mit allen verdirbt, sondern möglichst immer noch einige gute Freunde hat, auf die er sich stützen kann, wenn eine Bewegung gegen ihn im Gange ist.

Der Austritt aus dem Amte erfolgt hingegen wesentlich lärmender,

denn das Volk läßt es sich nicht nehmen, dem Mandarin, der ja nun nichts mehr zu befehlen hat, offenkundig seine Meinung zu sagen.

War man mit ihm zufrieden, so thut er gut, am Tage vor seiner Abfahrt zu fasten, denn dann ist fast vor jedem Hause von seinem Yamen bis zum Stadtthor ein Tischchen gedeckt, auf dem man ihm einen Reiseimbiß anbietet, und höflicherweise muß der Mann überall eine Kleinigkeit annehmen, so daß es vielleicht einen halben Tag dauert, bis er glücklich das Thor erreicht. Dort erwartet ihn eine letzte Ehre, man zieht ihm die Schuhe von den Füßen, verehrt ihm ein paar neue und hängt die alten unter dem Stadtthore auf, zum Zeichen, daß „der Besitzer derselben gegangen ist und man sich freuen wird, wenn er zurückkehrt, seine Stiefel wieder anzieht und sie in der Stadt aufträgt". Außerdem verehrt man ihm wohl noch das Pien, eine hölzerne Tafel, auf welcher seine Hauptttugenden in Goldschrift verzeichnet stehen, und den roten „Schirm mit zehntausend Namen", auf dem die Honoratioren der Stadt ihre Namen zum Andenken verewigt haben. Diese Gaben der Dankbarkeit bringt der Glückliche dann in seinem Empfangssalon unter, und je mehr solcher Andenken er im Laufe seiner Amtsthätigkeit sammelt, um so größer ist die Ehre für ihn und um so höher werden ihn einst seine Nachkommen achten.

Der Engländer Gray, der ein viertel Jahrhundert in Kanton verlebte, erzählt, daß während seines ganzen Aufenthaltes nur ein einziger Mandarin wirklich beliebt war, nämlich Acheong, der zwei Jahre hindurch das Amt eines Gouverneurs in der Provinz Kwantung bekleidete. Als er Kanton verließ, begleitete ihn eine ungeheure Menge bis an den Pier, wo er sich einschiffen wollte. In den Straßen, durch welche sich der Zug bewegte, waren viele Ehrenbogen errichtet, von denen Banner mit Goldpapierinschriften herabwehten, wie „der Volksfreund", „der Vater des Volkes", „Vater und Mutter des Volkes", „der leuchtende Stern der Provinz", „der Wohlthäter des Zeitalters". Vor den Tempeln erwarteten Deputationen den Scheidenden und riefen ihm zu „Wann wird Eure Excellenz zu uns zurückkehren?" Fast dreihundert Piens, die das Lob des Scheidenden verkündeten, wurden ihm auf dem Wege überreicht, und die Zahl der ihm gestifteten roten Seidenschirme war eine ganz beträchtliche.

So selten sind die beliebten Mandarinen, und doch ist es für einen Mann in leidlich geordneten Verhältnissen gar nicht so schwer, sich die Dankbarkeit des Volkes zu erwerben. Dieses weiß sehr wohl, daß der Mandarin auch nicht auf Rosen gebettet ist und hält es für

ganz selbstverständlich, daß er dort, wo Silber fließt, auch seinen Hut unterhält, um den Strom etwas abzufangen. Er soll es nur nicht zu arg treiben und nicht zu ungerecht wirtschaften.

Hat er aber den allgemeinen Haß auf sich geladen, dann erhält seine Abfahrt ein völlig verändertes Aussehen. Die Leute stehen auch vor den Häusern, aber sie bieten ihm keine Speise an, sondern überschütten ihn mit Schimpfworten, sie verbrennen Papier vor seinen Augen und verrichten jene Zeremonien, die gebräuchlich sind, wenn ein Leichenzug vor ihren Thüren passiert. Mit anderen Worten, sie wünschen ihm symbolisch den Tod. Hat daher ein Mandarin kein reines Gewissen, so macht er sich lieber bei Nacht und Nebel aus dem Staube, als daß er sich solchen Kundgebungen aussetzt.



Insignienträger eines Mandarins.

Am schlimmsten ist es allerdings für ihn, wenn er das Volk so aufgebracht hat, daß es sich noch während seiner Amtsthätigkeit gegen ihn empört. Es kommt vor, daß das Volk sein Yamen stürmt, ihn mit Gewalt in seine Sänfte setzt und diese nach der Hauptstadt der Provinz zum Vizekönig trägt. Dieser hat ihn geschickt, dieser erhält ihn jetzt zurück. Einer solchen Kundgebung des Volkes vermag der Vizekönig schon im eigenen Interesse nicht, sich zu widersetzen. Er dekretiert die Amtsentsetzung des Ausgestoßenen und giebt dadurch einem „Lückenwarter“ Gelegenheit, einzurücken.

Im Jahre 1871 kam es vor, daß gegen zwei Polizeipräsidenten, die Amtsmißbrauch getrieben hatten und Verbrecher, mit denen sie vielleicht unter einer Decke steckten, angeblich nicht zu entdecken vermochten, sogar eine direkte Beschwerde nach Peking gerichtet wurde. Die beiden Mandarinen wurden schleunigst nach der Hauptstadt zitiert, und bald meldete die Pekinger Zeitung, daß der Kaiser folgendes verfügt habe: Der Polizeimeister von Tunping-Hin verliert seinen Rangknopf, weil es ihm in auffälliger Weise mißlungen ist, den Vollbringer eines frechen Raubes zu ermitteln. Sollte er diesen nicht innerhalb einer gewissen Frist dingfest machen, so ist er selbst in Untersuchungshaft zu ziehen und zu bestrafen. — Der Polizeimeister von Namwo-

Hin, ein „Mann von ganz geringer Begabung“, ist sofort seines Amtes zu entheben und aus dem Dienst zu entlassen. Die gegen ihn erhobene Beschuldigung ist zwar nicht ausreichend bewiesen, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß er übel beleumundete Leute in seinen Dienst genommen und dadurch die Würde seines Amtes verletzt hat.

Für den Geldbeutel des Betroffenen ist so etwas natürlich sehr unangenehm, denn er weiß nunmehr nicht, wie er ihn wieder füllen soll, dagegen sind ihm — und das ist der schlimmste Krebsschaden — dadurch noch nicht die Vorrechte seines Standes aberkannt. Er behält ruhig seinen Knopf am Hut und, wenn er auch keinen Einfluß mehr hat, so genießt er doch in den Kreisen der Litteraten und in den Augen des Volkes fast dasselbe Ansehen wie früher. Hat er so viel zusammengeraubt, daß er gemächlich davon leben kann, so spielt er immer noch eine große Rolle; schlimm ist es für ihn nur, wenn er noch nicht so viel zusammengescharrt hat, um gemütlich als Rentner leben zu können.

Die Rang- und Amtsabzeichen.

Sich in Gelb zu kleiden, ist das ausschließliche Vorrecht der kaiserlichen Familie. Nur ausnahmsweise gestattet der Kaiser, daß einer seiner ersten Beamten ein gelbes Obergewand anlegen darf; ebenso ist das Tragen von Pelzwerk aus dunkelfarbigem Fuchs ausschließlich der kaiserlichen Familie reserviert.

Jeder Beamte trägt einen blauseidenen, bis zu den Knöcheln reichenden Kaftan und ein veilchenblaues Obergewand, das bis an die Knie reicht. Bei den höheren Rangklassen sind Drachen in den Stoff gewebt oder sonstige Tierfiguren, auch ist die genaue Rangstufe des einzelnen an dem auf dem Hut befindlichen Knopf und einem viereckigen Schild, der auf Brust und Rücken gestickt ist, erkennbar; der letztere befindet sich jedoch nur an den Galatrachten.

Das gesamte Beamtentum zerfällt in neun Rangklassen:

Der ersten gehören nur die Mitglieder des Kabinettsrates und die sechs Ressortminister an. Sie tragen als Knopf einen hellroten Edelstein und als Stickerei einen Kranich.

Die zweite umfaßt die Vizekönige, sowie die Statthalter und Oberschatzmeister der einzelnen Provinzen. Auf ihrem Hut ist ein rosaroter geschliffener Stein und auf ihrer Brust ein Goldfasan (Kamki).

Zur dritten zählen die Oberrichter der Provinzen und die Salzkommissare. Sie haben einen lichtblauen Seidenknopf und als Stickerei

einen Pfau. Bei besonders wichtigen Amtshandlungen tragen die Oberrichter als Stickerei aber einen „Hitschi“, ein sagenhaftes Tier, das böse und gute Menschen unterscheiden kann und die bösen mit seinen Hörnern aufspießt.

Die vierte besteht aus den Oberpräsidenten und Präsidenten der Regierungsbezirke. Ihr Knopf ist dunkelblau, als Stickerei tragen sie eine Wildgans.

Der fünften gehören an die Provinzialoberregierungsräte, die Vizesalzkommissare, die kaiserlichen Leibärzte und der Vorsitzende des astronomischen Rates. Auf ihrem Hut ist ein durchsichtiger weißer Kristallknopf, auf ihrer Brust ein Silberfasan.

Zur sechsten werden gezählt der Vizepräsident des astronomischen Rates, die vier Ministerialdirektoren des Kultusdepartements, die Räte der Pekinger Regierung, die vertretenden Oberschatzmeister der Provinzen, die Landgerichtsdirektoren und die Oberexaminatoren. Ihr Hut ist mit einem Perlmutterknopf geschmückt, ihre Stickerei zeigt einen Silberreiher.

Die siebente umfaßt die Doktoren der Rechte (Mitglieder der Hanlin-Akademie), die Landräte (die eigentlichen Mandarine), die Zeremonienmeister, die Unterexaminatoren, die Palastschreiber und die Vorsteher der Provinzialregierungs-Kanzleien. Auf ihrem Hut ist ein massiver goldener Knopf, auf ihrer Brust die sogenannte Mandarinente (Kitschik).

Der achten gehören an die prinzlichen Leibärzte, die Vorsteher der Konfuziustempel, einige Oberpriester, die Direktoren der Salzmärkte und die Provinzialsiegelbewahrer. Ihr Knopf ist nur vergoldet, ihre Stickerei zeigt eine Wachtel.

Zur neunten zählen die offiziellen Dolmetscher, die Polizeipräsidenten und die Hofintendanten. Sie tragen einen silbernen Knopf und einen Seidenvogel (Limhok) auf der Brust.

Die „Lückenwarter“, die mit einem Kommissorium betraut, aber noch nicht definitiv angestellt sind, lassen das Brust- und Rückenfeld mit einem gelben Vogel (Wongli) besticken. Alle diese Vögel sind mit ausgespannten Flügeln dargestellt; sie stehen auf einem Felsen mitten im tobenden Meere und blicken in die Sonne.

Außerdem trägt jeder Beamte eine Kette um seinen Hals, die aus 108 kleinen Kugeln besteht. 72 davon sollen ebenso viele in China vorhandene Metalle und Steinarten repräsentieren, die übrigen 36 beziehen sich auf ebenso viele Gestirne, die ihr Licht auf China

herabstrahlen lassen. Ferner tragen die Beamten, wenn sie in Gala sind, hinten am Hut eine Pfauenfeder, die bei den höheren Rangklassen zwei, bei den niederen nur ein Auge hat.

Auch die nicht im Amt befindlichen Gelehrten haben, wie wir schon andeuteten, eine Tracht, die ihren Stand anzeigt. Der Licentiat hat eine lange dunkelblaue Tunika mit hellblauem Besatz, die durch eine Schärpe oder einen Gürtel zusammengehalten wird; an den Füßen



Ein Mandarin-Yamen.

trägt er Atlasschuhe. Die Kleidung der Baccalaureus hat denselben Schnitt, nur ist der Stoff hellblau und der Besatz purpurrot.

Oft genug passiert es aber nun Gelehrten und solchen Beamten, die eine Stellung haben, welche nur selten einmal Nebeneinnahmen abwirft, daß ihr Gewand nicht mehr „salonfähig" ist und sie durchaus keine Mittel haben, sich ein neues zu beschaffen. Dann erscheinen sie in grauem Baumwollenzeug und reden sich damit aus, daß ein naher Verwandter gestorben ist, um den sie neun Monate lang Trauer anlegen müssen. Das hilft für eine ganze Zeit über alle Verlegen-

heiten hinweg und sollte dann auch noch nicht das nötige Geld vorhanden sein, so muß eben ein zweiter Verwandter angeblich sterben. Seiner Eitelkeit kann dann der Beamte allerdings nicht fröhnen und seine Kollegen raunen sich vielleicht unter einander den wahren Grund zu, aber in den Augen des Publikums büßt er nichts ein, denn der Knopf auf seinem Hut kennzeichnet ja zur Genüge seinen Rang.

Nicht selten kommt es übrigens vor, daß ein älterer Beamter als Auszeichnung den Rang der nächst höheren Klasse erhält; dann



Prunkmahl im Yamen eines Mandarins.

trägt er den Knopf der letzteren, behält aber die Stickerei bei, die seinem wirklichen Amte entspricht. Ein Beweis für die hohe Wertschätzung, deren sich das Greisenalter in China erfreut, ist es aber wieder, daß jeder, der das siebzigste Lebensjahr erreicht hat, einen unbescholtenen Ruf genießt und aus „ehrlicher" Familie stammt, ein der neunten, und wenn er neunzig Jahre alt geworden ist, ein der siebenten Rangklasse entsprechendes Gewand — natürlich ohne die entsprechenden Amtsabzeichen — anlegen darf. Da diese seidenen

Gewänder ziemlich kostspielig sind, so können nur wohlhabende Leute von dieser Erlaubnis Gebrauch machen, und diese haben vielfach ohnehin schon durch einen ihrer Söhne, der ein Examen bestanden hat, Anrecht auf ein seidenes Gewand.

Hierbei ist jedoch folgendes zu bemerken. Zwar gehen alle erworbenen Grade und Ehren auf die direkten Ahnen (Vater, Großvater, Urgroßvater) über, aber sie dürfen die Titel und Abzeichen nur führen, wenn der Betreffende der ersten bis siebenten Rangklasse angehört und wenn sie selbst kein öffentliches Amt bekleiden. Sie sind und bleiben dann trotzdem Privatleute und führen nur den Titel mit dem Vorwort „Fung", welches anzeigt, daß sie den Rang durch ihren Sohn oder Enkel erlangt haben. Bekleiden sie selbst ein höheres Amt als der Sohn, so werden sie natürlich nicht dessen Titel annehmen; ist aber der Rang des Sohnes höher als der eigene (beispielsweise, wenn der Sohn eines Landrats Ministerialdirektor geworden ist), so müssen sie entweder auf den Titel des Sohnes verzichten und ihren eigenen beibehalten, oder sie müssen ihr Amt niederlegen und dürfen dann den Titel des Sohnes führen. Die Väter von Mandarinen achten und neunten Ranges sowie von unbeamteten Gelehrten müssen sich aber mit der Ehre begnügen, ohne einen Titel führen zu dürfen. Bei Thronbesteigungen oder wenn der Kaiser seinen einundsechzigsten Geburtstag begeht, pflegt jedoch auch den Vätern von Mandarinen der achten und neunten Klasse die Gnadenauszeichnung zu werden, daß sie den Rang und Titel ihres Sohnes führen dürfen. —

Was die Frauen der Beamten betrifft, so erscheinen sie bei Hofe oder bei außerordentlichen Festlichkeiten in Hüten, die in Form und Stoff genau dem Amtshut ihres Gatten entsprechen, nur hängen von ihm zwei lange Seidenbänder auf die Schultern herab. Ebenso ziehen sie über ihr Kleid eine Tunika, die in Stoff und Farbe derjenigen ihres Mannes gleicht und auch mit denselben Wappentieren gestickt ist.

Etwas verzwickter ist die Sache aber mit Witwen und zweiten Frauen. Eine Witwe nämlich hat nach Ablauf der Trauerzeit das Recht, bei festlichen Gelegenheiten die Gewänder anzulegen, die ihr durch den Rang ihres Gatten zukamen; sollte sie aber zum zweiten Male heiraten, so geht sie dieses Rechts verlustig und sollte sie gar eine Mesalliance eingehen, so erhält sie achtzig Stockhiebe obenein. — Heiratet der Beamte zum zweiten Male, so hat die zweite Frau kein Anrecht auf die Titel und Rangabzeichen ihres Mannes, sondern diese

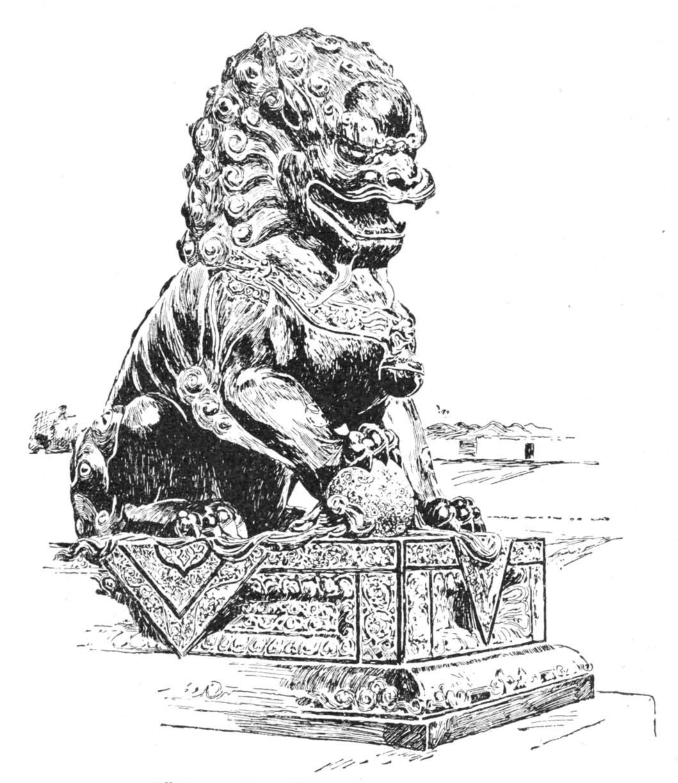
verbleiben der verstorbenen ersten Frau; erhält der Mann aber einen höheren Rang, dann ist die zweite Frau berechtigt, diesen zu führen. War die zweite Frau aber ebenfalls schon einmal verheiratet, so hat sie unter keinen Umständen das Recht, einen Titel zu führen, und einer dritten Frau steht dieses Recht ebensowenig zu. Diese Frauen können nur dann wieder zu einem Titel gelangen, wenn einer ihrer Söhne einen solchen erwirbt und dieser dann auf sie zurückwirkt. —

Ein Mandarin höheren Ranges setzt seinen Fuß selten auf die Straße, sondern benutzt fast immer die Sänfte. Die letztere war vermutlich früher nur Mitgliedern des Hofes, hohen Beamten und Offizieren gestattet, seit langem wird sie aber auch von Gelehrten und wohlhabenden Leuten in umfangreichem Maße verwendet, und in den größeren Städten giebt es sogar allenthalben Mietssänften, die man tage- oder stundenweise mieten kann. Es kommt hinzu, daß die Frauen infolge ihrer verkrüppelten Füße größere Entfernungen nicht zu Fuß zurücklegen können, aber namentlich in den Hafenstädten, wo sie das freiere Leben der europäischen Damen kennen gelernt haben, lange nicht mehr so viel zu Hause sitzen wie früher. Außerdem hat es sich in den großen Städten eingebürgert, daß wohlhabende Leute ihre Privatsänften nicht mehr durch zwei sondern durch vier Männer tragen lassen und daß noch zwei bis vier Diener ihnen in Livree folgen müssen, während hinter den Sänften ihrer Frauen ein oder zwei weibliche Dienstboten einherschreiten.

Die Sänfte eines Mandarins ist aber schon aus größerer Entfernung von einer Privatsänfte dadurch zu unterscheiden, daß sich auf ihrem Dach eine weiße glänzende Kugel befindet, die bei den höheren Klassen aus hohlem Silber, bei den niedrigeren aus Zinn besteht; außerdem sind die Fenstervorhänge und der zum Ausschlagen benutzte Stoff von grüner Farbe, während diese für alle Privatsänften verboten ist und meist durch blauen Stoff ersetzt ist. Endlich gehen den Sänften aller Mandarine zwei oder mehr Büttel mit Strafwerkzeugen voran, während solche Vorläufer den Privatpersonen verboten sind.

Wenn ein Vizekönig oder Statthalter innerhalb seiner Provinz irgendwo auf der Straße erscheint, so ist er von einem ganzen Rudel Diener umgeben. An der Spitze des Zuges marschieren Trompeter und Trommelschläger, die in gewissen Zwischenräumen durch Blasen der Posaunen und Schlagen ihrer Gongons die Annäherung verkünden, hinter ihnen rasseln Büttel mit Ketten und Peitschen und rufen von Zeit zu Zeit „Jedermann schweige!“, oder „Der große alte Großvater

kommt!" Dann kommen vier Diener, die jeder an einer Stange eine rote Tafel mit goldener Inschrift tragen, die teils Schweigen gebieten, teils die Wagenführer zum Ausweichen auffordern, darauf folgen vier Soldaten mit Speeren und acht mit Fahnen, auf denen Drachen gemalt sind. Jetzt erscheint die Sänfte, deren Tragstangen mit glänzenden Drachenköpfen versehen sind, und welche von acht Dienern fortbewegt wird. Nunmehr folgen Diener, welche die Amtsinsignien ihres Herrn



Löwe vor dem Yamen eines Mandarins.

zur Schau tragen, nämlich zwei Fahnen mit Darstellungen geflügelter Tiger, zwei Amtsszepter mit geballten Fäusten, welche die Oberhoheit über das Provinzialmilitär kennzeichnen und zwei weiße Szepter aus Tungholz, welche ihm als oberstem Zivilbeamten der Provinz zukommen, zwei Lanzen in Gestalt von Wildgansfedern und zwei mit metallenen Tierköpfen, zwei Amtsstäbe von gelber Farbe, und ein seidener Sonnenschirm, an dessen Spitze eine versilberte große Kugel befestigt ist.

Bei einem Beamten der dritten Rangklasse hat sich das Gefolge schon etwas verringert. Die Sänfte wird nur noch durch vier Mann getragen, die Tigerfahnen und die Szepter mit den Fäusten fehlen, auch sind nur noch zwei Speerträger und zwei Lanzenträger vorhanden. Ein Angehöriger des fünften Ranges hat keine Musikanten mehr, die Tragstangen seiner Sänfte zeigen Löwenköpfe statt der Drachenhäupter und seine Amtsinsignien bestehen in einem blauseidenen Sonnenschirm mit roter Kugel, vier Fahnen, einem an einer Stange befestigten Fächer und zwei weißen Amtsstäben. Ein Mandarin achten oder neunten Ranges wird aber schon ganz schlecht behandelt. Zunächst fehlen die Tafeln mit der Aufforderung, daß jeder schweigen soll, seine beiden Büttel dürfen nicht mehr mit Ketten rasseln, sondern müssen sich mit Bambusrohrstöcken begnügen, statt der Löwenköpfe zeigt der Beschlag der Tragstangen nur einfache, wolkenförmige Verzierungen, Fahnen hat er überhaupt nicht, und die ganzen Amtsabzeichen bestehen in zwei Gerichtsstäben und einem Sonnenschirm aus einfachem Zeugstoff ohne Kugel.

Für Peking sind jedoch diese Aufzüge wesentlich eingeschränkt. Nur die Beamten des ersten Ranges und die altersschwachen des zweiten dürfen sich auch bei gewöhnlichen Dienstgängen der Sänften bedienen, alle anderen müssen zu Pferde reiten, und zwar haben die der ersten Klasse zwei Vorreiter und acht Nachreiter; die der zweiten zwei Reiter vorn, sechs hinten; die der dritten zwei vorn, vier hinten; die der vierten einen vorn, keinen hinten; die der übrigen keinen vorn, jedoch einen Reiter hinten. Aber selbst, wenn bei feierlichen Anlässen die Sänften zur Verwendung kommen, dürfen diejenigen von Mitgliedern der drei ersten Rangklassen von nicht mehr als vier Mann, diejenigen der sechs übrigen Klassen sogar nur durch zwei Mann getragen werden. Als Standesabzeichen für die erste Klasse gelangen dann zur Verwendung: zwei große Fächer mit je vier Sonnen und dem Namen des betreffenden Mandarin, ein roter Sonnenschirm, vier Fahnen, von denen zwei mit Drachenfiguren, zwei mit den Worten „Machet Platz“ bemalt sind, vier Speere und vier gelbe Amtsszepter (also nicht viel mehr als ein Mandarin siebenten Ranges in der Provinz um sich hat); bei der zweiten Rangklasse fehlen zwei Speere und auf den Fächern sind nur drei Sonnen sichtbar; bei der dritten Rangklasse sind die Fächer mit nur zwei Sonnen, bei der vierten nur mit Goldflitter versehen. Die übrigen fünf Klassen haben nur einen Fächer und sonst kein weiteres Gefolge um sich. Sobald jedoch ein Mandarin Peking

verläßt, um sich dienstlich in die Provinz zu begeben, steht ihm dieselbe Anzahl Sänftenträger und die gleiche Anzahl von Trägern der Standesabzeichen (mit kleinen Abweichungen) zu, wie seinen Kollegen von gleichem Range in der Provinz, jedoch darf dieses Gefolge erst zu ihm stoßen, sobald er die Stadtthore verlassen hat.

Meist ist dann aber die Zahl seiner Begleiter noch viel größer, denn er weiß sehr wohl, daß die Herbergen auf dem Lande wenig Komfort bieten. Er nimmt daher mehrere von seinen Köchen und einen kleinen transportablen Kochherd mit auf die Reise, auf dem unausgesetzt Feuer und kochendes Wasser unterhalten wird, so daß bei jedem Halt sofort Thee serviert werden kann. Solche Reisen von längerer Dauer unternimmt der Mandarin auch am liebsten in einem Wagen, in dem er zur Not die Nacht verbringen kann. Die Überzüge der Sitzkissen und die Vorhänge dieser Wagen entsprechen in der Farbe genau denen der Sänften; außerdem sind die Räder gezackt, was ein ausschließliches Privilegium der Beamten bildet. —

Zum Schluß seien noch einige Worte über die Amtswohnungen der Beamten gesagt. Es ist schon mehrfach darauf hingewiesen, daß dieselben aus einem großen Gebäude und mehreren kleineren bestehen, in denen die Bureaus, die Beamten, die Küche, die Wächter und Diener u. s. w. untergebracht sind.

Als äußeres Abzeichen sind vor jedem Yamen zwei hohe Stangen (Mastbäume) aufgerichtet, und zu den Seiten des Haupteinganges liegen zwei steinerne Löwen, die aber meist sehr wenig naturgetreu sind. Das große Eingangsthor muß ein gewölbtes vorgebautes Dach haben und aus drei Bogen bestehen; über jedem derselben sind mehrere Reihen großköpfiger Nägel einzuschlagen und zwar müssen es bei Mandarinen ersten bis dritten Ranges sieben Reihen zu je sieben Nägeln, bei denen der vierten und fünften Klasse sechs Reihen zu je sechs, bei den übrigen fünf Reihen zu je fünf Nägeln sein, was, wie wir gleich sehen werden, sich auf die Zahl der im Innern des Hauptgebäudes befindlichen Säle bezieht. Ferner pflegen an den Seiten des Portals allerhand Waffen und Folterinstrumente aufgestellt zu sein, wie hölzerne Kangs und Käfige, Schwerter und Flinten, Lanzen und Keulen.

In den Yamen der Beamten ersten und zweiten Ranges müssen neun offene Säle vorhanden sein, an welche sich die Privatgemächer nach hinten und nach den Seiten zu anschließen. Die Säulen, welche die Saaldecken tragen, müssen aus Holz und schwarz gestrichen, die

Balken vergoldet oder mit Drachenfiguren bemalt sein. Die Felder müssen mit Drachen, Phönixen, Delphinen und Tscheluns bemalt sein, und am Dache sind Porzellannachbildungen dieser Tierarten anzubringen. Die Thüren sind grün anzustreichen und an ihnen sind zwei kupferne Löwenköpfe zu befestigen, die große Kupferringe im Maul halten.

Die Yamen von Beamten dritten und vierten Ranges haben nur sieben Säle. Die Längsbalken sind rot, die Querbalken an den Decken grün, die Thüren schwarz zu streichen. Als Dachverzierung sind porzellane Schildkröten anzubringen und an den Thüren sind Tierköpfe mit Ringen aus Zinn zu verwenden.

Die Yamen von Mandarinen der vier letzten Rangstufen enthalten nur fünf Säle; die Thür ist eine einfache große Flügelthür und an ihr sind Löwenköpfe mit Ringen aus Eisen angebracht. — Es sei dabei bemerkt, daß es Privatleuten ebenfalls gestattet ist, bis zu fünf Sälen in ihren Häusern zu haben, doch dürfen sich weder an den Decken derselben Malereien mit den genannten Tierfiguren befinden, noch dürfen an der Hausthür Löwenköpfe, Ringe oder andere Verzierungen angebracht sein.

Unendlich viele von den Yamen sind in so baufälligem Zustande, daß sie nicht bewohnt werden können, doch fehlt es der Provinz häufig an Geld, dieselben durch Neubauten ersetzen zu können. Man mietet dann für den betreffenden Mandarin ein gerade leerstehendes Haus irgend eines wohlhabenden Mannes, malt ein paar scheußliche Tierfiguren an die Decken, bringt die Löwenköpfe an das Thor an, richtet ein paar Stangen vor demselben auf und wartet ruhig so lange mit der Erneuerung des ersteren, bis auch das gemietete Haus zusammenzustürzen droht. Dann wird es allerdings die höchste Zeit, den Schaden auszubessern!



Die Rechtspflege.

Das bürgerliche Rechtsverfahren.


Mandarin in Amtstracht.

Wie sich aus der vorhergehenden Aufzählung der verschiedenen Beamtenklassen ergiebt, zerfällt das chinesische Gerichtswesen, genau wie das unsrige, in Zivil- und Kriminalgerichtsbarkeit, obschon einfache Angelegenheiten beider Arten vor demselben Richter zur Aburteilung gelangen. Geringe Vergehen können schon am Orte selbst durch den Gemeindevorsteher oder die Gemeindevertretung erledigt werden, und dort ist es auch, wo klagende Parteien bei kleineren Zwistigkeiten ihre Klage anzubringen pflegen. Kaufleute oder Fabrikanten, die in Handelssachen uneinig geworden sind, bringen ihre Sache fast immer vor das Tribunal ihrer eigenen Innung, oder wenn eine solche am Orte nicht bestehen sollte oder die beiden Gegner verschiedenen Gewerken angehören, vor den Vorstand einer anderen Gilde.

Es muß jemand schon ein gewaltiger Streithahn oder doch gar zu schlecht behandelt worden sein, wenn er sich bei dem Rechtsspruch nicht beruhigt und die Angelegenheit vor das eigentliche Gericht bringt. Denn er weiß, daß ihm das unbedingt einen Haufen Geld kostet, daß sein Gegner sich mit unglaublicher Verschlagenheit herauszuziehen suchen wird, daß auf Zeugen wenig zu rechnen ist und daß also der Ausfall der Sache sehr fraglich ist.

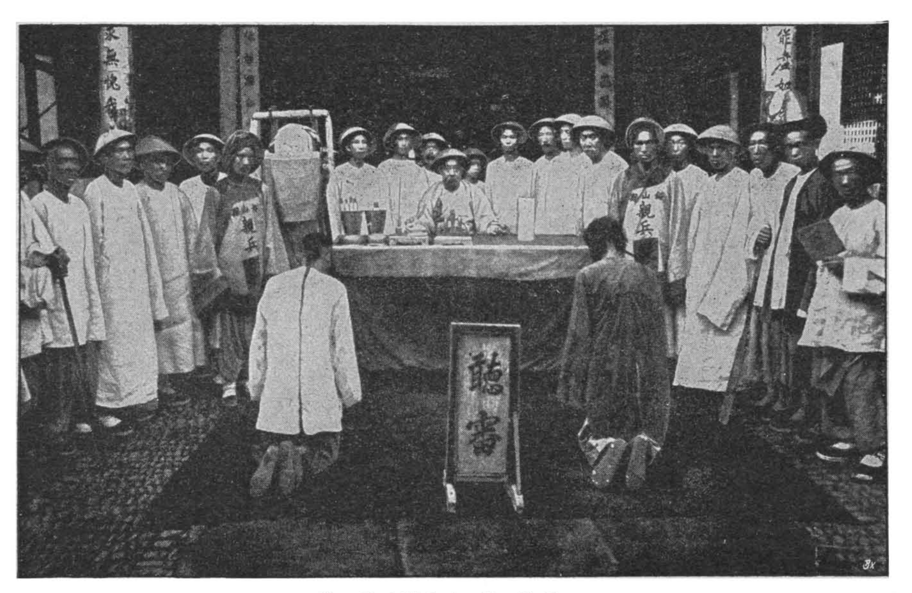
Trotz aller dieser Mängel, die wir noch genauer kennen lernen werden, ist es aber nicht zu leugnen, daß der Chinese als Kläger zu dem europäischen „Gemischten Gerichtshof“, wie er sich in Schanghai und anderen Handelsplätzen mit starker Fremdenniederlassung befindet, lange nicht so starkes Vertrauen hegt, als zu seinem eigenen Richter.



Ein Mandarin und seine Familie.



Schon dadurch, daß die sich streitenden Parteien vor dem Mandarin knieen müssen, wird die Verhandlung feierlicher. Der Beamte ist in seine glänzende seidene Amtsrobe gekleidet, er kennt die Schliche und Spitzfindigkeiten seiner Landsleute genau und hat — wenn er nicht bestochen ist, was bei Bagatellsachen aber kaum allzu häufig vorkommt — den wahren Sachverhalt mit bewundernswertem Scharfblick bald durchschaut. Dann schlägt er plötzlich und unerwartet, wenn der Schuldige seinen Mund zu einer Lüge öffnet, das „Schreckensbrett" (tjing-paen), das er in seinen Händen hält, dröhnend auf den Tisch. Der Schuldige merkt, daß Leugnen nichts mehr hilft und daß bei



Ein Gerichtshof erster Instanz.

weiterem Beharren bei der Lüge ohne weiteres die Folter zur Anwendung gebracht wird; er giebt daher den Sachverhalt zu und bittet um eine möglichst gelinde Strafe. Schließlich ist der Richter nicht an bestimmte Gesetzesparagraphen gebunden, sondern kann sein Urteil nach seiner inneren Überzeugung abgeben, und niemand kann ihm etwas anhaben, wenn er nur nachzuweisen vermag, daß es der gesunden Vernunft nicht zuwider läuft.

Wie ganz anders ist das Verfahren vor einem europäischen Gerichtshof. Der Kläger ist gewohnt, die ganze Angelegenheit für seinen Gegner so unvorteilhaft wie nur irgend möglich darzustellen. Er

schildert den Sachverhalt in der phantastischsten Form und übertreibt derartig, daß Richter und Beisitzer seinen Worten nicht mehr den geringsten Glauben schenken. Dann kommt der Verklagte; er weiß von nichts, ist der unschuldigste Mensch von der Sonne und verdreht alles so vollkommen, daß der Gerichtshof überhaupt nicht mehr weiß, was er aus der Sache machen soll. Nun schreitet man zum Zeugenverhör. Jeder Zeuge tischt erst nach Landessitte auf, was seine Person und seine Familie angeht. Er giebt seinen Namen, sein Alter und seinen Geburtsdistrikt an, zählt alle Personalien seines Vaters, seiner Mutter, seiner Frau und seines Schwiegervaters auf, geht dann auf seine Kinder, deren Zahl und deren Alter über und entwickelt, ohne sich unterbrechen zu lassen, einen unglaublichen Wortschwall. Fragt man ihn dann aber, was er von der Sache weiß, so wird er plötzlich einsilbig. Er argwöhnt, daß man ihm selbst an den Kragen wolle und weiß nun von nichts mehr; entweder hat er überhaupt nichts davon gesehen oder gewußt, oder es muß eine Personenverwechslung vorliegen, oder er hat alles vergessen. Der Gerichtshof ist ermüdet und abgespannt; ihm ist die Sache unklarer als je zuvor; man verfügt über keine Schreckbretter und Folterwerkzeuge und muß daher, nachdem man so und so viel Zeit vertrödelt hat, den Termin mit einer Freisprechung schließen, womit natürlich dem Kläger herzlich wenig gedient ist.

Daß das gute Recht bei dem Mandarin aber auch nicht so leicht zu erlangen ist, haben wir schon gesagt. Sehr belustigend hat den Schneckengang des chinesischen Prozeßverfahrens der katholische Missionar in Südschantung, R. Pieper, in seinem Buche „Unkraut, Knospen und Blüten aus dem blumigen Reiche der Mitte“ beschrieben, und wir wollen daher seine Schilderung uns zu eigen machen.

Es muß dem kaltblütigen Chinesen schon heiß auf die Haut gekommen sein, wenn er sich endlich entschließt, sein Recht vor dem Mandarin zu suchen; auch muß er ziemlich sicher sein, den Prozeß zu gewinnen. Es gilt als ein großes Ereignis, wenn es im Dorfe heißt: der A ist in die Stadt (hiermit ist immer die Hauptstadt des Bezirks gemeint) gegangen, Klage zu erheben. Dem B kommt dies natürlich bald zu Ohren und es beginnt ihm die Haut zu jucken. Er sinnt auf Mittel, dem drohenden Unheile zu entgehen. Hat er vermögende Freunde, so bittet er, sich schleunigst ins Mittel zu legen, gute Worte zu gebrauchen und den A von seinem Vorhaben abzuhalten. Wenn es sich aber um eine Schlägerei handelt und der A hat recht

viel bekommen, während B leer ausgegangen, so macht er sich falsche Wunden, geht in die Stadt, und auch er erhebt dann Klage gegen seinen Ankläger, und zum Beweise der Wahrheit zeigt er die Wunden, „welche ihm der A geschlagen hat“.

In jedem Mandarinbezirk giebt es eine Reihe von Verfassern der Klageschriften (te schou). Sie leben von dieser Arbeit, und wer das meiste bezahlt, bekommt die meisten und triftigsten Rechtsgründe. Die Klageschrift ist dann stilgerecht abgefaßt, und die vorgebrachten Gründe sind packend. Wer aber nur weniger zahlt, für den werden auch nur magere Gründe geltend gemacht, wenn er auch das größte Recht hat. Das Äußere der Klageschrift ist genau vorgeschrieben. Die Größe und Farbe des Papiers, die Zahl der Linien, die Art der Schrift, alles geht nach stehendem Muster.

Hat der Kläger seine Klageschrift in Händen, so kann er sie, falls gerade Gerichtstag ist, dem Mandarin selber überreichen; im anderen Falle übergiebt er sie einem Gerichtsdiener. Dieser erlangt dafür ein Handgeld, und wenn es gut ausgefallen ist, bringt er sie sofort zum Amtsvollstrecker, im anderen Falle wird sie einige Tage unter den Tisch geschoben. Sache des Amtsvollstreckers ist es, die Klage dem Mandarin vorzulegen. Dieser liest sie flüchtig durch und läßt sie durch einen zweiten Diener an seinen „Rechtsgelehrten“ gehen. Der Rechtsgelehrte prüft die Gründe, und je nachdem sie ihm wahr oder unwahr erscheinen, setzt er sein „zulässig“ oder „unzulässig“ darunter.

Alle Klageschriften, welche mit dem Prädikat „unzulässig“ versehen sind, kommen in den Papierkorb. Die Gründe der Unzulässigkeit werden in kurzen Worten auf einen Streifen Papier geschrieben und draußen in einem Kasten aufgehängt. Ebenso wird dort bekannt gegeben, ob die Klage ein „zulässig“ bekommen hat. In den Tagen der Entscheidung sind sowohl Kläger als Verklagter voll der Erwartung, und ist der „Aushängetermin“ herangenaht, so lassen sie sich beizeiten von der Unterschrift des Rechtsgelehrten unterrichten. Ist die Klage verworfen, so steht es dann dem Abgewiesenen frei, sich eine neue mit besseren Gründen anfertigen zu lassen, und das Verfahren ist wiederum dasselbe. Der Verklagte aber kann sich die Anklage seines Gegners abschreiben lassen, nur muß er diesen Liebesdienst bezahlen. Hat er die Gründe seines Gegners in Händen, so ist es ihm ein leichtes, Gegengründe zu finden und den weiteren Verlauf vorzubereiten.

Die „zulässig“ befundene Klageschrift wird dem Mandarin zugestellt, der sie durchliest und an sein Verwaltungsbureau (li-fang) schickt. Dort wird sie abgeschrieben, dort stellt man auch die Vorladescheine aus. Letztere werden vom Amtsvollstrecker dem Mandarin überreicht, der sein rotes Siegel darunter setzt. Hierauf werden sie stufenweise weiter befördert, bis sie sich endlich in den Händen des ersten Gerichtsschergen befinden. Seine Sache ist es, die „Glücklichen“ zu bestimmen, welche den Vorladeschein zu überbringen haben. Handelt es sich um einen Verbrecher, so gehen mehrere Häscher zusammen;



Die Bambusstrafe.

auch führen sie Waffen bei sich und vor allem Handschlösser und Ketten zum Fesseln des Übelthäters.

Hat ein Reicher einen Armen verklagt, so suchen die Schergen mit dem Vorladeschein nicht zunächst den armen Verklagten auf, sondern verfügen sich zum reichen Ankläger. Dort lassen sie sich gut auftischen, was der Reiche gerne thut, damit sie seinem „Widersacher“ recht heiß machen sollen; auch giebt er ihnen noch einen fetten Zehrpfennig mit auf den Weg. Unseren Häschern fällt es nicht ein, jetzt den armen B aufzusuchen, sondern sie ziehen zurück in die Stadt und verthun dort gemütlich ihren Zehrpfennig. Sind sie damit fertig, so geht es ein zweites Mal auf den Lauf — nicht um den Verklagten

zu holen, sondern wieder zum reichen A. Sie klagen ihre Not: „wie sie den Kerl doch gar nicht finden können; er muß wohl davon geflohen sein; sie haben ihr Geld schon längst verbraucht, haben schon Schulden machen müssen und sind in recht bedrängter Lage". Natürlich wird wieder gut aufgetischt, und ein recht reichliches Trinkgeld für den Weg bekommen sie dazu, denn A fürchtet, sein Gegenpart wäre schon geflohen und der Prozeß fiele dann ins Wasser. Er ermahnt sie recht eindringlich, sich doch Mühe zu geben; sie sollten auch eine gute Belohnung haben.

Mit den besten Versprechen verlassen sie das Haus, lachen ins Fäustchen und — wiederum gehts zur Stadt, wo sie gute Tage verleben, so lange das Geld reicht. Vielleicht versuchen sie ein drittes und ein viertes Mal ihr Glück beim Kläger, bis dieser schließlich nicht mehr auf den Leim geht. Entweder ist er der Schikane müde und läßt den Prozeß auf sich beruhen oder aber er geht zur Stadt und läßt beim Mandarin anfragen, wie es doch eigentlich mit seiner Rechtssache stehe. Natürlich hat eine solche Anfrage viele Instanzen zu machen und auf jeder Instanz muß gezahlt werden.

Es wird dann von oben herab ein Druck auf die Schergen ausgeübt, den Verklagten einzufangen. Wenn der Kläger recht gut „geschmiert" hat, wird womöglich den Häschern Strafe angedroht, falls sie den Verklagten nicht bis zu einem festgesetzten Termin in die Stadt geschafft haben.

Da bleibt ihnen nichts anderes übrig. Eines guten Morgens erscheinen sie im Hause des B, zeigen ihr amtliches Schreiben vor und der Verklagte hat ihnen zu folgen. Den Vorladeschein kann sich jeder Verklagte zeigen lassen und selber prüfen, ob es ein echter ist. Denn die chinesischen Gerichtsdiener verstehen es auch, falsche Vorladescheine zu machen. Das thun sie besonders, wenn sie schlechte Tage verlebt haben und ihr „Geschäft" nicht voran will. Haben sie sich mit einem falschen Scheine eine gute Mahlzeit und einiges Handgeld verdient, so lassen sie den „Vorgeladenen" in Ruhe. „Sie wollen dem Mandarin sagen, er sei nicht zu finden, denn sie dürften doch einen so guten Mann, der sie dermaßen freundlich behandelt hat, nicht als Gefangenen mit in die Stadt nehmen."

Statt nun dem Mandarin Bericht zu erstatten, daß der Gesuchte gefunden ist, steckt man ihn in ein Wirtshaus und überbringt dem Ankläger die freudige Kunde, „daß es nach vieler Mühe und Anstrengung endlich gelungen ist, den Kerl zu fangen". Man erzählt

von den vielen und weiten Wegen, die man zu machen hatte, um ihn zu erwischen, und zeigt als „Beweis“ die durchlöcherten Schuhe, welche man sich vorher eigens aus der Ecke geholt und an die Füße gezogen. Der reiche A muß jetzt mit der versprochenen Belohnung herausrücken, aber er freut sich, daß er seinen Gegenpart in der Stadt weiß.

B sitzt im Wirtshause, aber es kommt noch immer nicht zur Verhandlung, weil die Schergen beim Mandarin von seiner Anwesenheit keine Mitteilung machen. Auch A ist schon tagelang erschienen und harrt täglich auf Vorladung. Die Häscher entschuldigen sich, der Mandarin habe so viel zu thun, wenn A aber ein gutes Trinkgeld geben wolle, könnten sie vielleicht beim Oberthürsteher etwas erreichen und die Sache in Fluß bringen. Ist das Trinkgeld nicht reichlich genug ausgefallen, so lassen sie die Sache noch weiter auf sich beruhen, bis sich A zu einem zweiten und dritten Trinkgeld versteht; dann endlich stellt man sich im Mandarinat vor, man habe den Auftrag erledigt, der Verklagte sei eingefangen, die Gerichtssitzung könne stattfinden.

Jetzt ist es aber noch die Frage, ob es dem Mandarin paßt. Kläger und Verklagter können vielleicht noch einmal acht Tage warten, ehe sie ins Verhör kommen. Während dieser Zeit leben die Schergen natürlich auf Kosten des A, essen und trinken, rauchen Opium und lassen sichs wohl sein, denn das Bezahlen besorgt ja ein anderer.

Dasselbe Prellen und Schröpfen findet statt — nur in veränderter Form — wenn auch der Verklagte gut bei Gelde ist. Dann haben die Schergen das Vergnügen, zwei Schafe auf einmal scheren zu können, und jedes muß gut herhalten, jedes in seiner Weise.

Endlich ist die Stunde herangerückt, die Gerichtsverhandlung beginnt. Der Mandarin erscheint im Amtsornate, umgeben von seinen Schergen, Schreibern und Dienern. Kläger und Verklagter liegen vor ihm auf den Knien. An jeder Seite stehen Schergen, mit Bambusstöcken bewaffnet. Der Mandarin stellt seine Fragen oft recht schlau und verwickelt. Die meiste Aussicht, den Prozeß zu gewinnen, hat jener, der das beste Mundstück besitzt; den Advokaten muß sich jeder selber machen. Je mehr die Rechtsgründe des einen entkräftet werden, um so näher rücken die Schergen an ihn heran. Es wird jetzt die höchste Zeit für ihn, „mit den Fingern zu reden“: 80—100—120, je nachdem er zahlen will.

Die Fingersprache verstehen fast alle Chinesen. Man zählt damit von 1—100 und noch weiter. Daumen und Zeigefinger aus-

einander spreizen bedeutet 80; den Zeigefinger krümmen heißt 90; zweimal eine Faust machen ist 200 u. s. w. — Es ertönt vom Mandarin das gellende Ta t'a: „schlagt ihn!“ Hat der arme Sünder mit seinen Fingern eine recht große Summe in Aussicht gestellt, so regnen die Schläge auf ihn herab, aber sie berühren nur die Haut. Um so lauter aber zählen die Schergen eins, zwei, drei u. s. w. bis 100, 200 und 500, je nachdem der Mandarin diktiert hat. Die Schläge werden nur in abgerundeten Summen verabreicht, d. h. zu Hunderten. Daß der Geschlagene sich auch hören läßt, ist selbstverständlich; einerlei ob die Schläge ihm wehe thun oder nicht. Hat der Arme aber die Sapeken lieber gehabt als seine Haut und nur wenige oder gar keine in Aussicht gestellt, dann wird unbarmherzig auf ihn losgeschlagen. Keine Seltenheit ist es, daß die Haut stellenweise an ihm herunterhängt und daß man ihn hinaustragen muß. Auch fehlt es nicht an solchen, die vor den Augen des Mandarins totgeschlagen werden. Der Mandarin berichtet dann nach oben, der Mann sei an innerer Krankheit gestorben. Hat die Haut nur blaue Striemen davongetragen, so wird sie ordentlich mit Spiritus eingerieben, das soll besonders gut sein.

Die Art der Schläge ist verschieden; es wird geprügelt mit dicken Bambusstöcken von drei Fuß Länge und drei Zoll Durchmesser oder mit dünnen Bambuswurzeln. Frauen und Gelehrte erhalten ihre Prügel in Form von Ohrfeigen, die ihnen mit ledernen Sohlen auf die Wangen erteilt werden. Den Gelehrten wird die Strafe in dieser Weise appliziert aus Ehrfurcht vor ihrer Wissenschaft. Mancher hat dabei schon einige von seinen Zähnen verloren, und es vergeht ihm für die erste Zeit alle Lust am Essen, so dick sind die Wangen angeschwollen. Auch macht das Sprechen große Schmerzen und das ärgert am meisten die Frauen, die auf diese Weise bestraft sind, denn sie wüßten so viel zu sagen über den Hundsfötter von Mandarin, der sie ungerecht hat schlagen lassen.

Wäre in China die Prügelstrafe abgeschafft und hätte man dort Gefängnisse nach europäischem Muster, so würde man schließlich nicht mehr so viele Gefängnisse bauen können, als sich Freiwillige stellten und um Aufnahme bäten. Übrigens ist die Prügelstrafe ganz dem Geiste des chinesischen Volkes entsprechend. Väter und Mütter haben die unartigen Kinder zu strafen, vor allem mit der Rute; die Mandarine als „Väter und Mütter“ des Volkes haben mithin die gleiche Pflicht. Sieht man von den Betrügereien und Grausamkeiten ab, so geht es etwa so zu wie zur Zeit der Richter beim israelitischen Volke:

„Erkennen die Richter den, der fehlt, daß er Schläge verdiene, so sollen sie ihn niederlegen und vor sich schlagen lassen. Nach Verhältnis des Vergehens sei auch die Zahl der Streiche“ (5. Mos. 25, 2).

Ist der Prozeß mit einer einzigen Gerichtssitzung ins reine gebracht, so wird ein amtliches Schriftstück aufgesetzt, das Kläger und Verklagter zu unterschreiben haben. Die meisten unterzeichnen mit einem Kreuz, weil sie nicht schreiben können. Beide Teile fügen sich durch ihre Unterschrift dem weisen Urteile des Mandarins; der eine belobt seine Gerechtigkeit, die ihm zum Recht verholfen hat, der andere bekennt sein Unrecht und dankt für die Prügel. Sollten aber noch weitere Gerichtsverhandlungen notwendig erscheinen, so wird der Beschuldigte ins Gefängnis abgeführt. So lange jemand in Untersuchungshaft sitzt, leben die Schergen auf seine Unkosten, und wenn die Verwandten ihm zu essen bringen, so wandert der größte Teil in den verkehrten Mund; der Arme muß schmachten und harren und Elend leiden, und wenn die Untersuchungshaft beendet ist, kommt er meistens vom Regen in die Traufe.



Henker in Galatracht.

So lange der Mandarin die Gerichtssitzung noch nicht eröffnet hat, können sich die Parteien noch immer auf friedlichem Wege abfinden. Das Gerichtspersonal sucht dies aber zu hintertreiben, denn in diesem Falle hat es nicht mehr viel für sich selbst zu erhoffen. Der Mandarin hingegen begünstigt ein friedliches Abkommen, denn eine Gerichtssitzung macht ihm nur Arbeit, ohne etwas einzubringen. Er sucht daher „Mittelspersonen“ von imponierendem Äußeren und geläufiger Zunge, die so lange vermitteln, bis sie die beiden Parteien einander nahe gebracht haben. Oft ist es keine kleine Arbeit. Der Beleidigte will regelrecht seine Genugthuung und stellt die Forderungen sehr hoch; der Andere will sich nicht allzu sehr demütigen, auch thut es ihm nicht minder weh, wenn er zu tief in den Geldbeutel langen muß. Es bleibt nichts übrig, als daß jeder so viel nachgiebt, bis man sich schließlich geeinigt hat.

Die Hauptsache bildet dann ein Versöhnungsschmaus, woran A und B teilnehmen, den B aber zu bezahlen hat. Selbstverständlich sind auch die Mittelspersonen eingeladen, und für das beteiligte Gerichtspersonal muß ein eigener Tisch gedeckt werden. Geht es recht hoch her, d. h. hat sich B recht tief gedemütigt, so muß auch Musik gemacht werden, und Böllerschüsse und Patronengeknatter dürfen nicht fehlen. Vor dem Essen wird dann B von den Gutsprechern zu A geführt, damit er Abbitte leiste. Sobald sich die beiden Gegner sehen, stoßen sie ein erzwungenes Lachen aus. B will sich auf den Boden werfen, A aber steht schon bereit, ihn aufzuheben: „Großer Bruder, ich habe thöricht gehandelt, ha, ha, ha!" — „Ach, das war ja eine Kleinigkeit, ha, ha, ha!" — „Großer Bruder, werde mich später besser aufführen, ha, ha, ha!" — „Ja, wir wollen immer gute Freunde bleiben, ha, ha, ha!"

Dann wird gegessen und getrunken, B aber macht sich bald davon. Der Prozeß ist erledigt und der Friede geschlossen, im Herzen aber bleibt meistens doch etwas haften. —

Hinzuzufügen ist, daß in wichtigeren Fällen Berufung bei dem Regierungspräsidenten eingelegt werden kann. Die dritte Instanz bildet der Oberpräsident und als vierte kann der Vizekönig oder Statthalter einer Nachbarprovinz bezeichnet werden, jedoch nur dann, wenn die eine Partei sich in einem Bittgesuch an den Kaiser gewandt hat und der Justizminister die Frage als nicht genügend aufgeklärt erachtet.

Selbstverständlich wird nur im alleräußersten Notfalle jemand diesen Appellationsweg beschreiten, denn jeder Chinese ist ja von jung auf an das Gehorchen und das Sich-Fügen gewöhnt. Ist der Vater einerseits für den Sohn verantwortlich und zwar nicht nur bis zu dessen Großjährigkeit, sondern das ganze Leben lang, so haftet andererseits der Sohn für des Vaters Schulden. Eine ganz bestimmte Verantwortung übernimmt nach des Vaters Tode der älteste Sohn. Er wird das Haupt der Familie und erhält damit zugleich eine Gewalt über seine jüngeren Brüder und über alle anderen Familienmitglieder, die sich mit unseren Begriffen von persönlicher Freiheit durchaus nicht vereinen läßt.

Das Strafrecht.

Die chinesische Nation leidet an zwei Grundübeln, dem Lügen und dem Geiz.

Gelogen wird von Hoch und Niedrig ohne die geringste Veranlassung. Man saugt sich Unwahrheiten direkt aus den Fingern und verbreitet sie weiter. Dadurch kommt es, daß so und so viel Personen täglich verlästert und verleumdet werden, und fast immer schlägt die Sache zum Schaden der Unschuldigen aus. Ist irgendwo ein Diebstahl begangen und es hat sich die Annahme verbreitet, daß irgend eine bestimmte Persönlichkeit der Thäter ist, so ist dieselbe fast unrettbar verloren. So und so viele Leute erscheinen und bezeugen, daß sie es durch „Hörensagen“ erfahren hätten; will der Beschuldigte nicht gestehen, so ordnet der Mandarin Stockprügel und vielleicht auch noch Folterung an, und der Unglückliche wird sicher verurteilt.

Will aber umgekehrt der Beschuldigte gegen seine Verleumder vorgehen, dann läßt ihn alles in Stich. Am besten fährt er noch, wenn er die Angelegenheit bei seinem Gemeindevorstande anbringt, dann erklärt dieser, daß ja alles „leeres Gerede“ sei, das kein Mensch glaube, während der Verleumder beteuert, er habe die Sache auch nur gehört und sie nie für wahr gehalten. Dann ist der Unschuldige wenigstens von dem Verdachte gereinigt, wenn auch sein Gegner frei ausgeht. Ist der Verleumdete aber mit dieser Lösung nicht zufrieden, sondern wünscht die Bestrafung des Lügners und bringt die Sache vor den Mandarin, so erklärt der Rechtsgelehrte desselben, der mit solchen Anträgen überlaufen wird, die Sache zunächst sicher als „unzulässig“. Es gehört also schon eine große Portion Hartnäckigkeit dazu, um die Angelegenheit wirklich zur Verhandlung zu bringen, und wenn dann der Verleumder in einigermaßen günstigen Verhältnissen lebt und sich darauf berufen kann, daß er das Gerede nicht selbst aufgebracht sondern von „Hörensagen“ hat, dann geht er straffrei oder schlimmstenfalls mit der leichtesten Dosis von Bambusstreichen aus; dagegen kann es auch ganz gut vorkommen, daß dem Mandarin das „Hörensagen“ als genügender Beweis erscheint und der Kläger als Dieb verurteilt wird. Sind aber beide Parteien arme Leute, so erklärt der Mandarin die ganze Sache als „Zank“, läßt beiden eine genügende Anzahl Stockprügel verabreichen und sie dann, „damit sie sich bessern sollen“, gemeinsam in einen Kang sperren, wie dies bei den beiden Frauen auf unserem Bilde S. 333 der Fall ist.

Der zweite Hauptfehler, der Geiz, führt aber dazu, daß die Tagelöhner, Lastträger, Knechte, Scharwerker, Dienstboten, Austrägerinnen und Flickarbeiter so kümmerlich für ihre Leistungen gelohnt werden, daß sie oft genug, wenn sie nicht verhungern wollen, zu Diebereien

gezwungen sind. Auf dem Lande, wo ja überdies die Hungersnot ein häufiger Gast ist, betrachtet man daher, nicht mit Unrecht, Mundraub überhaupt als kein strafbares Vergehen, dagegen hat sich eine andere Sitte eingebürgert, die für die Moral weit bedenklicher ist. Es giebt nämlich fast an jedem Ort sogenannte Vermittler, an welche sich Dieb und Bestohlener wenden. Der Vermittler taxiert den Wert des gestohlenen Guts und setzt einen entsprechenden Auslösungspreis fest; bezahlt der Bestohlene denselben, so erhält er sein Eigentum zurück, während der Dieb das Geld bekommt, von dem er jedoch dem Vermittler einen Teil als Gebühr überlassen muß. Es kommt also eigentlich nur darauf an, recht viel zu stehlen und sich dabei nicht abfassen zu lassen, dann erledigt sich das „Geschäft“ voraussichtlich „glatt“.

Wesentlich wird das Stehlen durch die Polizisten und Nachtwächter unterstützt; teils absichtlich, teils unabsichtlich. Es war ja auch in unserem Vaterlande Brauch, und ist es in vielen Dörfern heute noch, daß der Nachtwächter den Verlauf jeder Stunde durch Pfeifen oder Blasen auf einem Horn zu verkünden hat. Der chinesische Nachtwächter hat ein Gong auf der Brust hängen und muß es zum Zeichen, daß er auch brav seinen Dienst erfüllt und nicht eingeschlafen ist, in Zwischenräumen von wenigen Minuten ertönen lassen. Die professionellen Diebe, die den Bezirk des Wächters genau kennen, sind also immer genau unterrichtet, wo sich derselbe befindet und wann und wie lange sie ihre Arbeit unterbrechen und sich verstecken müssen. Das Schwierigste ist für sie das Verkaufen des gestohlenen Gutes bei den Hehlern, denn deren giebt es nicht zu viele und die Polizei kennt sie ziemlich genau. Aber die Polizisten sind auch arme Teufel, die von ihrem Lohn nicht leben können, und schließen daher bereitwilligst beide Augen, wenn ihnen ein Teil des Erlöses in die Hände gedrückt wird. Am liebsten sehen aber Diebe und Polizisten, wenn irgendwo eine Feuersbrunst ausbricht. Namentlich im Süden, wo das Holzwerk an den Gebäuden überwiegt, fällt dem entfesselten Elemente immer eine ganze Anzahl Häuser anheim, und bei dem unvermeidlichen Wirrwarr erscheinen die Diebe unter der Maske von „Rettern“ und beteiligen sich an dem Bergungswerk. Der eigentliche Besitzer bekommt natürlich nie ein Stück wieder, aber er vermag auch nicht anzugeben, ob dieses oder jenes verbrannt oder gestohlen ist und kann daher auch keine Anzeige erstatten. Die Diebe können also unbesorgt die Sachen verkaufen oder verpfänden und teilen dann in aller Gemächlichkeit den Raub mit ihren Freunden, den Polizisten.

Aber jeder Krug geht eben so lange zum Brunnen, bis er bricht, und eines schönen Tages steht oder kniet vielmehr der Bösewicht doch vor dem Tische des Richters und dieser läßt ihn dann nicht nur für das Vergehen büßen, das ihm bewiesen werden kann, sondern bemißt die Strafe gleich so, daß auch ein Teil der verborgenen Sünden dadurch getilgt wird. Und hat jemand erst mal eine Strafe erlitten und ist der hohen Obrigkeit als Bösewicht bekannt, dann wird er schnell wieder einmal vor den Richterstuhl zitiert und muß leiden, selbst wenn er diesmal vielleicht unschuldig ist, denn niemand glaubt ihm und durch die Folter läßt sich schon ein Geständnis herausbringen. Ob der Unglückliche dann die Strafe als eine Ungerechtigkeit der Welt betrachtet oder ob er sie als Lohn für Schandthaten ansieht, die verborgen geblieben sind, ist seine eigene Sache — kümmern thut sich niemand darum.

Im allgemeinen geht, wenn ein Missethäter nicht gerade auf der That ertappt wird, das Kriminalverfahren genau so langsam vor sich, wie der bürgerliche Rechtsstreit. Liegt jedoch eine sehr dringende Anklage, beispielsweise ein Mord, vor, so kann sich der Kläger unmittelbar in den Gerichtshof begeben. Dort steht vor dem Haupteingang eine Trommel oder ein Tamtam. Wenn dies Instrument gerührt wird, so weiß der Mandarin, daß jemand eine schleunige Klage führen will; er hat sich dann sogleich in den Gerichtssaal zu begeben und zu Gericht zu sitzen. Der Klagende kniet vor ihm und bringt sein Anliegen vor. Wehe ihm aber, so berichtet Pieper, wenn es sich nicht um eine wahrhaft wichtige Sache handelt; dann wird er zunächst selber nach Noten durchgebläut, weil er so leichtsinnig den „großen alten Großvater“ in seiner Ruhe zu stören wagte. Und der Mandarin versteht es meisterhaft, aus allen wichtigen Vorfällen weniger wichtige umzuformen, und deshalb müssen sich fast alle, welche eine solche Klage führen, auf eine Tracht Prügel gefaßt machen. Sind es Frauen, die derartige Klage anbringen, so schlagen sie nicht das verhängnisvolle Tamtam, sondern sie gehen in den Gerichtshof und schreien mit lauter Stimme: Ta lao-ie tjiu uo: „Großer alter Großvater, errette mich!“ Dies Verfahren wird hen juen genannt, „um Rache schreien“. Der „alte Großvater“ hat dann unverzüglich zu erscheinen, um die Klage der hart Bedrängten anzuhören. Wer eine Frau hat, thut am besten, im Falle einer Expreßklage diese ins Mandarinat zu schicken, denn die chinesischen Frauen wissen im allgemeinen vorzüglich ihr Recht zu verfechten: sie haben langsame Füßchen, aber

eine um so schnellere Zunge, welche sogar der Mandarin fürchtet. „Und“, sagt ein chinesisches Sprichwort, „in Frauenherzen ist das stärkste Gift verborgen.“

Muß der Mandarin zur Leichenschau, so nimmt er die Beamten des Strafbureaus mit sich; außerdem begleitet ihn ein Sachverständiger und ein Schreiber. Handelt es sich um eine ermordete Frauensperson, so geht auch die Frau des Mandarin mit. Der Sachverständige (bezw.



Zanksüchtige Weiber mit dem „Kang“.

die Mandarinin) hat die Wunden zu untersuchen und zu messen. Er soll große Übung in seinem Amte besitzen und auf den ersten Blick herausfinden, wo die Wunden herrühren; ja, er soll sogar verstehen, dort Wunden zu sehen, wo keine sind, und vorhandene Wunden verschwinden zu lassen. Das hängt davon ab, welcher Teil beim Zahlen am tiefsten in die Tasche greift. Der Mandarin hält sich in respektvoller Entfernung von der Leiche und hört nur auf den Bericht seines Sachverständigen; der ist ja erprobt genug, daß er sich auf ihn ver-

lassen kann. Betrug an allen Ecken und Enden, Betrug bei Toten und Lebendigen.

Hat jemand sich erhängt und kommt der Mandarin zur Leichenschau, dann bestimmt er wohl, den Baum abzuhauen, damit nicht ein zweiter sich daran aufknüpft. Ist aber jemand ohne eigenes Verschulden in einen offenstehenden Brunnen gefallen, oder ist einem andern das schlecht gebaute Haus über dem Kopfe zusammengebrochen und hat ihn erschlagen, dann fällt es dem Mandarin nicht ein, anzuordnen, daß die Häuser fester gebaut oder die Brunnen mit einem Deckel verschlossen werden, sondern „des Mannes Stunde war gekommen, deshalb fiel über ihm das Haus zusammen; es hat so sein sollen: Scheng ssü ju ming, Tod und Leben sind vorherbestimmt“. —

Kleine Diebereien und andere leichte Vergehen werden gleich vom Gemeindevorstande abgeurteilt. Meist erhält der Übelthäter direkt vor den Augen desselben die zudiktierten Bambushiebe aufgezählt, deren Zahl sich weniger nach dem Gesetz als nach der augenblicklichen Laune des Ortsschulzen richtet. Will er aber ein abschreckendes Beispiel statuieren, so läßt er die Prozedur in seiner Gegenwart auf einem öffentlichen Platze zur Ausführung bringen, und der Sträfling wird dabei auf den Erdboden gelegt und durch einen oder zwei Büttel festgehalten. Oder der Dieb wird auch mit gefesselten Händen, den gestohlenen Gegenstand um den Hals gehängt, durch einige Straßen geführt. Dann geht ein Trommler voran und ein Büttel schlägt von Zeit zu Zeit auf den Schuldigen mit dem Bambus und ruft: „Dies ist die Strafe, die den Dieben gebührt!“ In jedem Falle hat der „Gemaßregelte“ sich nach empfangener Strafe vor dem Gemeindevater zu Füßen zu werfen und ihm für seine elterliche Sorgfalt und Mühe zu danken.

Ist die Sache etwas verzwickter, so nimmt der Gemeindevorstand nur ein Protokoll auf und sendet es mit dem Inhaftierten an den Vorstand des Pu (Amtsbezirk), zu dem das Dorf gehört. Dieser hat schon etwas größere Befugnisse und kann außer auf Prügelstrafe auch auf Tragen des Kang oder auf kurze Haft erkennen. — Der Kang ist eine viereckige Holzplatte, in welche eine runde Öffnung eingeschnitten ist, durch die der Schuldige den Kopf stecken muß; mitunter sind auch noch zwei kleine Nebenlöcher vorhanden, durch welche die Hände zu stecken sind. Das letzte bedeutet eine wesentliche Verschärfung, denn der Unglückliche vermag dann keine Speisen mehr in seinen Mund zu führen, und wenn also nicht Verwandte oder Freunde

für ihn sorgen, so stirbt er den Hungertod. Zu den Seiten des Kopfes werden Papierstreifen befestigt, auf denen Name und Stand des Sträflings angegeben sind und das Vergehen, für welches er die Strafe erleidet. Der Amtsvorsteher kann nur auf Tragen des Kang für einen bis acht Tage erkennen, während die höheren Instanzen dasselbe bis auf drei Monate ausdehnen können. Es besteht auch ein beträchtlicher Unterschied in der Schwere dieses Holzkragens, denn die leichteren wiegen nur dreißig Pfund, die schweren sechzig bis achtzig; das richtet sich nach der Größe des Vergehens und zum Teil auch nach der Körperbeschaffenheit des zu Bestrafenden, obschon Mitleid bei den Chinesen wenig zu finden ist, während ein paar Silbermünzen schnell eine Erleichterung verschaffen. Im allgemeinen gilt der Kang nicht als Körper- sondern als Ehrenstrafe, und in kleineren Orten muß daher der Bestrafte mit seinem eigenartigen Halsschmuck entweder am Thatorte oder an einem öffentlichen Platze stehen bleiben, doch ist es ihm gestattet, um sich etwas „die Füße zu vertreten", ein paar Schritte hin und her zu gehen; in den größeren Städten dagegen haben die Sträflinge mit dem Kang vor den Thoren oder auf dem Hofe des Gerichtsgebäudes auf und ab zu marschieren. Wohlhabende Leute, die zu einer längeren Kangstrafe verurteilt sind, können, nachdem sie acht Tage lang ihre Strafe wie die übrigen verbüßt haben, gegen Zahlung einer gewissen Gebühr die Erlaubnis erhalten, sich zwei hochgewachsene Kulis zu mieten, die zu ihren Seiten schreiten und den Rahmen auf ihren Schultern tragen oder sie können wohl sogar durchsetzen, daß der Rest der Strafe in eine Geldbuße umgewandelt wird. Das Schlimmste für die Kangträger ist, daß der Rahmen ihnen das Niederlegen, mithin auch den Schlaf, unmöglich macht. Handelt es sich nur um wenige Tage, so halten sie es wohl im Sitzen aus, indem sie den Rücken des Kragens an eine Wand lehnen; ja die Gefangenwärter vermieten sogar „Kangstühle" mit hohen Seitenlehnen, auf die der Sträfling seinen Kragen ruhen läßt, während er selbst auf dem Sitz Platz nimmt. Ist der Verhaftete aber für längere Dauer zum Tragen des Kangs verurteilt, so giebt es für ihn nur die einzige Möglichkeit, daß er sich ein Loch in den Erdboden gräbt, in das gerade der Hinterrand des Kang hineinpaßt, so daß er mit dem Kopf und Rücken glatt auf dem Erdboden liegen kann. Für den Wohlhabenden ist es schließlich nicht schwer, für Geld und gute Worte einen solchen Einschnitt in den Boden gemacht zu erhalten; was es aber für den Armen bedeutet, der solche Arbeit ohne

jedes Instrument mit den Händen verrichten soll, kann wohl jeder selbst ermessen. Thatsächlich sollen Leute, die diesen Kragen einige Wochen lang auf den Schultern mit sich herumgeschleppt haben, kaum mehr wissen, wo ihnen der Kopf steht, und gar nicht so unglücklich sein, wenn sie ihn ganz verlieren müssen.

Handelt es sich um ein schwereres Vergehen oder leugnet der Beschuldigte hartnäckig die That, so wandert dieser nebst den Akten zum Mandarin, der die Sache „geschäftsmäßiger“ anfaßt und die



Vor dem Polizeirichter.

Mittel an der Hand hat, auch die verstocktesten Sünder zum Sprechen zu bringen. Der Mandarin steht auf dem Standpunkt, daß jeder, der zu ihm gebracht wird, auch schuldig ist; sollte er unschuldig sein, so muß er das klipp und klar beweisen können. Zur Ermittelung der Wahrheit hat der Mandarin das Recht, ein Geständnis durch Bambushiebe bezw. Ohrfeigen oder, wenn das nichts fruchtet, durch Zusammenpressen der Hände und Füße zu erzwingen. Aber dies steht ihm nicht nur dem Angeschuldigten, sondern auch dem Zeugen gegenüber zu, und



Diener des Pekinger Leichenbesorgungs-Institut.



wehe dem Armen, der etwa durch Personenverwechslung als Zeuge vorgeladen ist und nichts zur Sache anzugeben vermag; es kann ihm leicht schlimmer gehen, als dem Angeklagten.

Im Jahre 1860 kam ein derartiger Fall in Kanton vor, der zu einer Protestkundgebung der europäischen Konsuln führte und beinahe einen Aufstand der Bevölkerung gegen diese zur Folge gehabt hätte.



Folterung eines Zeugen.

Vor dem Gerichtshofe des Stadtteils Namhoi waren ein Vater und sein Sohn als Belastungszeuge vorgeladen und, da sie angeblich nichts auszusagen vermochten, geprügelt worden; der Jüngere hatte die üblichen Bambusstreiche erhalten, dem Vater waren, da er über siebzig Jahre alt war, die von uns schon geschilderten Ohrfeigen mittels Ledersohlen erteilt worden. Da die Verhandlung unter diesen Umständen nicht zu Ende geführt werden konnte, mußte sie vertagt werden,

und Angeklagter und Zeugen wurden bis zum nächsten Termin eingesperrt. Verwandte der letzteren beschwerten sich nun bei dem englischen Konsul, der — wohl ziemlich ungerechtfertigt — Einspruch erhob. Darüber erbittert ließ der betreffende Mandarin die beiden Leute bei dem nächsten Termin, als sie wieder nichts aussagen wollten, derartig züchtigen, daß der eine sehr bald, der andere nach einigen Wochen starb. Auf Vorstellung der Konsuln wurde der betreffende Beamte sowie auch dessen Amtsbruder im Bezirk Punju, der ebenfalls ziemlich scharfe Torturen hatte vornehmen lassen, in eine andere Provinz versetzt, und die Bevölkerung nahm offen für diese beiden Mandarine Partei. Da aber damals Kanton von den europäischen Mächten militärisch besetzt war, so hielt es die chinesische Regierung für vorteilhafter, nach Kräften abzuwiegeln und sich nicht weitere Unannehmlichkeiten zu bereiten.

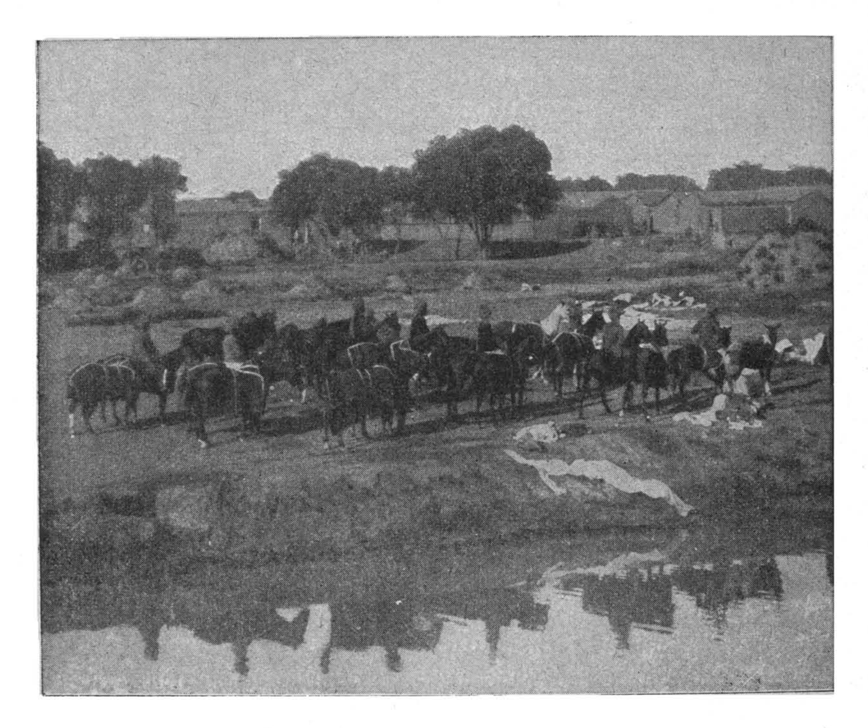
Im allgemeinen gehen die Mandarine ja sehr freigebig mit der Prügelstrafe um und lassen sich auch sonst wohl manche Überschreitung zu Schulden kommen, doch sollen — abgesehen von einzelnen rohen Patronen — im Innern des Landes nicht allzu grausame Bestrafungen vorkommen. Die Bevölkerung in den Hafenstädten ist dagegen immer roher und mehr zu Exzessen geneigt, und die dortigen Beamten fühlen sich daher viel leichter zu härteren Maßregeln veranlaßt. Ihre Strafbefugnisse sind so ziemlich die gleichen wie diejenigen der Amtsvorsteher, nur können sie auf mehr Prügel, längeres Tragen des Kang und längere Gefängnisstrafe erkennen. Außerdem stehen ihnen noch einige besondere Strafmittel zu Gebote, von denen das Einsperren in einen Holzkäfig, der jedoch nur bei mehrfach vorbestraften Dieben und Räubern zur Anwendung gelangen darf, das am meisten gebräuchliche ist. Eigentlich soll auch dies nur eine Ehrenstrafe, ein verschärftes Ausstellen am Pranger sein, doch ist vielfach der Brauch eingerissen, Käfige zu wählen, die der Leibesgestalt des Missethäters möglichst wenig entsprechen. Man baut sie immer so kurz, daß derselbe sich keinesfalls auszustrecken vermag, sondern in sitzender Stellung verharren muß, aber zuweilen obenein noch so niedrig, daß der Oberkörper nicht gerade gehalten werden kann, sondern vorgebeugt werden muß. — Ziemlich veraltet ist dagegen der „Schandblock". Man legte dem Verbrecher eine Kette um den Hals, deren anderes Ende an einem im Block festsitzenden Ring befestigt war; aber diese Kette war so kurz, daß der Bestrafte nie stehen konnte, sondern in sitzender Stellung auf dem Block verharren mußte. — Hingegen kann man

noch überall Missethäter sehen, die mit einem Eisenkragen um den Hals und einer Kette um die Beine an einen eisernen Pfahl befestigt sind, der in einer recht belebten Gegend steht — was ungefähr unserem früheren Schandpfahl oder Pranger entspricht. Eine weitere Abart besteht darin, daß man dem Gefangenen eine Kette um den Hals windet, an deren Ende zwei ziemlich schwere Steine gebunden sind. Er muß diese Last vom Gefängnis bis an den Platz, wo er zu stehen hat, nach sich schleifen, dort den ganzen Tag damit stehen und sie am Abend wieder nach dem Gefängnis zurückschleppen. Diese Strafen sollen in erster Reihe zur Abschreckung dienen und den anderen zeigen, was sie als Folge etwaiger Missethaten zu erwarten haben, doch scheint dieser Zweck sich in China, ebenso wenig wie einst in Europa, zu erfüllen. —

Ist das Verbrechen noch schwererer Natur, so muß der Übelthäter dem in jedem Regierungsbezirk vorhandenen Landgericht zur Aburteilung überwiesen werden. Dieses erkennt meist auf langjährige Gefängnisstrafe oder auf Verbannung, von welch letzterer man mehrere Arten unterscheidet. Die leichteste Form besteht darin, daß der Verurteilte einige Jahre an einem Orte verleben muß, der mindestens 25—30 Meilen von seiner Heimat entfernt ist. Diese Strafe scheint an sich nicht schwer, da aber der Chinese an seinem Geburtsort, seinen Eltern und seinen Ahnen mit allen Fasern seines Herzens hängt und an einem anderen Orte nur schwer seinen Lebensunterhalt zu gewinnen vermag, so ist diese Strafe mit einem fortgesetzten Kampfe um das tägliche Brot, das nur durch Betteln oder härteste Arbeit erworben werden kann, verknüpft. Die nächste Stufe der Verbannung erstreckt sich ebenfalls nur auf einige Jahre (gewöhnlich drei), doch muß der Verbannte sich während dieser Zeit an einem bestimmten Orte aufhalten und dort unter Aufsicht mit seinen Mitgefangenen Arbeiten für den Staat ausführen, z. B. Wege und Dämme bauen. Die dritte Stufe besteht in einer Verbannung auf zehn bis fünfzehn Jahre, die gleichfalls mit Zwangsarbeit verbunden ist, doch darf der Übelthäter nicht in seiner heimischen oder benachbarten Provinz bleiben, sondern wird in irgend eine möglichst entfernte Strafkolonie geschickt, von denen es in jeder Provinz mehrere giebt. Die vierte Stufe ist die Verbannung auf Lebenszeit. Den Sträflingen wird mit einem glühenden Eisen das Verbrechen, wegen dessen sie bestraft worden sind, in die Wangen gebrannt und sie werden fast alle nach der Mandschurei verschickt. Teilweise müssen sie dort das Land urbar machen, teilweise

in Staatswerkstätten arbeiten; Greise, Beamte und andere Leute, die an körperliche Arbeit nicht gewöhnt sind, können jedoch mit Gartenarbeiten, Stalldienst, Säuberung der Tempel und Staatsgebäude, sowie in den Küchen beschäftigt werden.

Zur zweiten Stufe der Verbannung werden meist Hazardspieler, Kuppler und Schmuggler, zur dritten Hehler und unverbesserliche Diebe, zur vierten Falschmünzer, Bankrotteure und solche, die sich einen groben Vertrauensbruch haben zu Schulden kommen lassen, verurteilt. Die



Eskorte eines Verbannten-Transports.

zu Deportierenden werden immer in größeren Trupps an ihren Bestimmungsort gebracht; jeder trägt Namen, Vergehen und Strafe auf seinem Rücken angemalt. Soweit es angeht, werden sie zu Wasser befördert, den übrigen Teil der Reise müssen sie zu Fuß zurücklegen und zwar wird verlangt, daß sie am Tage etwa fünfundzwanzig Kilometer machen; hierbei wird weder auf Greise noch auf Frauen, die doch mitunter kleine Krüppelfüße haben, Rücksicht genommen. Eine besondere Beschwernis besteht noch darin, daß die Füße lose gebunden

und daß zwei bis fünf Sträflinge durch Stricke, die man ihnen um den Hals schlingt, an einander gefesselt werden. Jeder muß unter dem Arm eine große Matte tragen, die ihm unterwegs als Bett dient und ein Palmblatt, mit dem er sich Kühlung zufächeln und Insekten, die ihn plagen wollen, verjagen kann. Auch ist die Beköstigung auf dem Marsche so schlecht, daß ältere und schwächere Leute oft die Strapazen, wenn es sich um einen längeren Weg handelt, nicht zu ertragen vermögen und unterwegs tot umsinken. Wenn man sieht, daß die Leute, wenn sie an Ort und Stelle angelangt sind, ihrem Beruf und ihren Körperkräften gemäß zur Arbeit angehalten werden, so versteht es sich von selbst, daß kein Gesetz solche Grausamkeiten, wie sie auf dem Marsche üblich sind, vorschreibt oder billigt, vielmehr dürfen Frauen und Söhne die Verbannten begleiten. Es ist eben wieder die Geldgier der mehr als schundmäßig bezahlten Häscher an diesen Rohheiten schuld; wer noch einige Sapeken in der Tasche hat, oder für wen seine Verwandten sorgen, dem werden Erleichterungen gewährt, die anderen können umkommen, ohne daß jemand danach fragt. —

Wie wenig Mitgefühl die Chinesen haben, zeigt sich in ihrem Benehmen Leuten gegenüber, die unter irgend einem körperlichen Gebrechen leiden. Nach dem Volksaberglauben muß man Lahmen, Blinden, speziell wenn sie auf einem Auge blind sind, Krummen, Schielenden aus dem Wege gehen, da man annimmt, daß bei Leuten, deren Körper Mängel hat, auch der Charakter kein guter sein könne. Man kann zwar nicht direkt behaupten, daß solche unglücklichen Personen in China direkt grausam behandelt werden, aber man kennt durchaus kein Mitleid mit ihnen, was uns Europäern geradezu unbegreiflich erscheint. —

Ist das Verbrechen aber derartig, daß Todesstrafe darauf steht, so überweist das Landgericht den Delinquenten an den Oberrichter der Provinz, der, wenn keine Milderungsgründe vorzuliegen scheinen, auch das Todesurteil fällt. Dieses bedarf jedoch der Zustimmung des Vizekönigs bezw. des Statthalters. Der Verurteilte wird daher diesem vorgeführt, und der Missethäter hat dort sein Geständnis zu wiederholen oder es werden ihm nochmals über die wichtigsten Punkte Fragen vorgelegt. Danach bestätigt der Vizekönig entweder das Urteil oder er wandelt vielleicht die schwere Todesstrafe in eine leichtere Form derselben um, oder er setzt sogar lebenslängliche Verbannung an Stelle der Todesstrafe. Nur bei Verräterei, Empörerei, See- oder Straßenräuberei kann der Vizekönig das Urteil ohne weiteres vollstrecken

lassen, in allen anderen Fällen müssen die Akten an das Justizministerium in Peking eingesandt werden, das nun nochmals die Sachlage prüft. Der Justizminister legt den Fall dann im Kabinettsrat vor, wo eine endgiltige Entscheidung getroffen wird.

Aber selbst wenn das Todesurteil genehmigt wurde, ist das Schicksal des Betreffenden noch immer nicht entschieden. Am Schlusse jedes Jahres legt das Kabinett ein Verzeichnis aller während desselben von ihm genehmigten Todesurteile, nach Provinzen geordnet, dem Kaiser zur Bestätigung vor. Es ist ein ziemlich umfangreiches Aktenstück, in dem kurz der Name des Einzelnen nebst dem Verbrechen, das die Verurteilung veranlaßt hat, angeführt ist. Der Monarch sieht es durch und streicht auf jeder Seite drei bis vier Namen mit einem roten Bleistift an. Diese werden sofort den Vizekönigen und Statthaltern übermittelt, die nun unverzüglich die Hinrichtung der Betreffenden zu veranlassen haben. Alle übrigen wissen, daß nun wenigstens ein Jahr lang ihr Kopf noch fest auf ihren Schultern sitzt. Am Schlusse des nächsten Jahres werden nämlich die Namen der Todeskandidaten nochmals auf die neue Liste gesetzt und, wenn ihr Name wiederum nicht angestrichen wird, zum letzten Male auf die Liste des folgenden Jahres. Wer dreimal auf diese Weise entschlüpft ist, ist dem Tode entgangen und seine Strafe wird in lebenslängliche Verbannung umgewandelt.

Körper-, Tortur- und Todesstrafen.

Fast allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß in keinem anderen Lande so grausame Strafen üblich wären wie in China. Diese Ansicht beruht zum guten Teile auf Mißverständnis, indem man Abbildungen der von uns bereits besprochenen Höllenstrafen — die ja doch nur in der Phantasie existieren — als Darstellungen der im Kriminalrecht gebräuchlichen Strafen betrachtete. Es ist sogar wahrscheinlich, daß ein großer Teil des chinesischen Volkes selbst diese Ansicht teilt und daß sie von den Behörden nach Möglichkeit unterstützt wird. Das chinesische Prinzip ist es ja, durch Abschreckung zu wirken: man stellt die Sträflinge an den hauptsächlichsten Verkehrspunkten an den Pranger, man häuft Unmassen von Folterinstrumenten vor den Thoren jedes Amtsgebäudes auf und man begnügt sich nicht mit Hinrichtungen in größter Öffentlichkeit, sondern man steckt noch die abgehauenen Köpfe an den Stadtthoren zur Schau aus. So findet man auch Abbildungen der Höllenstrafen nicht nur in den Tempeln

gemalt, sondern auch in Handmalereien auf Reispapier überall verbreitet, und da sonst die Gelehrten Gegner des Buddhismus sind, läßt sich diese Förderung von Darstellungen der Höllenstrafen nur aus der Abschreckungstheorie erklären. Aus demselben Grunde werden heute noch in der „Pekinger Zeitung“ Urteile veröffentlicht, laut denen die Todesstrafe in geradezu kannibalischer Weise vollzogen werden müßte, während thatsächlich seit mehr als hundert Jahren die grausamen Einzelheiten nicht mehr wirklich ausgeführt, sondern nur noch symbolisch angedeutet werden. Damit hat man allerdings wenig gutes angerichtet, sondern die ohnehin schon meist der Hefe des Volkes angehörenden Büttel wie überhaupt das niedere Volk völlig verroht und abgestumpft, so daß nicht nur bei Empörungen, Aufständen und Revolutionen entsetzliche Bestialitäten geschehen, sondern auch Büttel und Henker, wenn sie nicht unter Kontrolle sind, ihre Befugnisse gern weit überschreiten.

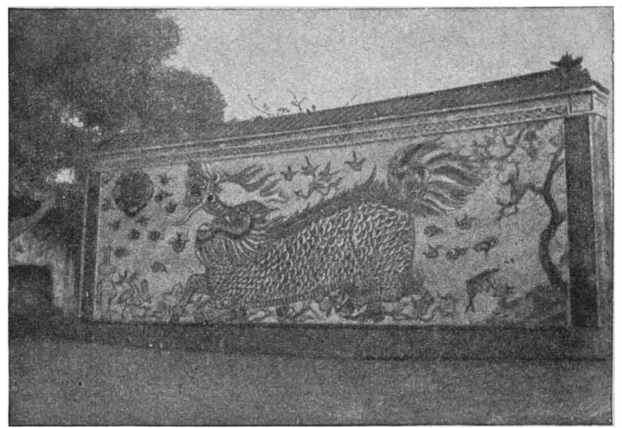
Schon unter der Tsin-Dynastie (265—420 n. Chr.) trat eine Milderung der früheren barbarischen Gesetze ein. Während man vordem die ganze Verwandtschaft eines Aufrührers ausrottete, durften von da ab nur noch die direkten Familienmitglieder bestraft werden. Unter der Sui-Dynastie (581—618) wurde bereits jegliche Körperverstümmelung verboten, doch ist bekannt, daß noch während des letzten Taipingaufstandes die Empörer den Anhängern der Regierung das linke Ohr abschnitten und daß dann die Regierungstruppen in der gleichen Weise mit den Rebellen verfuhren. Die Gesetzgeber sind dann stets auf weitere Milderungen bedacht gewesen, und namentlich hat der von uns schon vielfach erwähnte, um sein Reich so verdiente Kaiser Kanghi den Beamten Milde eingeschärft. Er verbot beispielsweise, daß Bambushiebe den Oberkörper treffen dürften. „Unmittelbar unter der Oberfläche“, sagte er zur Begründung, „liegen Leber und Lunge, und durch eine ganz geringfügige Verletzung kann ein Mann so geschädigt werden, daß sich diese Organe von den Folgen der Schläge nie erholen würden.“

Es wird das höchste Erstaunen unserer Leser hervorrufen, wenn sie jetzt erfahren, welche eingehenden Vorschriften die „Anweisung für Regierungsbeamte“ bezüglich der einfachsten Strafe erteilt, damit nur gar niemand dauernden Schaden nehme, und wie in den Erläuterungen zu den Vorschriften unausgesetzt auf Milde hingewiesen wird:

„Die Bambusstrafe kann auf verschiedene Art mißbraucht werden. Die Knoten im Holze können beispielsweise nicht geglättet sein, die

Schläge in die Gelenke statt oberhalb der Knie gegeben, und das spitze statt des flachen Endes des Bambus gebraucht werden. Jeder Schlag kann ferner von einer ziehenden Bewegung der Hand begleitet sein oder es kann auf eine Stelle geschlagen werden, die schon blutrünstig ist, wodurch sich die Schmerzen des zu Strafenden außerordentlich vergrößern. Auf solche Punkte muß der Beamte selbst genau achten und sie nicht seinen Untergebenen überlassen.

Fünf Klassen der Menschen müssen von der Strafe des Bambus ausgeschlossen werden:



„Kül-ling" vor einem Gerichtsgebäude.

1. Greise.
2. Kinder. (Das Gesetz bestimmt daß Greise und Kinder auf solche Weise nicht zu Zeugenaussagen gezwungen werden dürfen, doch wird das vielleicht in der Erregung übersehen.)
3. Kranke.
4. Hungrige und Nackte. (Einen vor Kälte und Hunger halbtoten Bettler so zu strafen, würde für ihn mit der Todesstrafe gleichbedeutend sein.)
5. Solche, die schon geschlagen worden sind. (Sei es in einem Streit oder durch einen Beamten; das zweite Schlagen könnte einen tödlichen Ausgang haben, und der vorsitzende Beamte wäre dafür verantwortlich.)

Fünf Klassen von Menschen dürfen nicht übereilt zu Bambusstrafe verurteilt werden:

1. Mitglieder der kaiserlichen Familie. (Die Verwandten Sr. Majestät, gleichviel ob sie ein Amt bekleiden oder nicht, sollen, wie das Gesetz vorschreibt, nicht voreilig auf solche Weise bestraft werden, sondern die Angelegenheit ist den geeigneten Behörden zu unterbreiten.)

2. Beamte. (Wie niedrig auch ihr Amt sein mag, so bilden sie einen Teil der Regierung Sr. Majestät und ihr guter Name wird dadurch für alle Zeiten beschimpft.)
3. Gelehrte.
4. Die Amtsdiener deiner Vorgesetzten. (Achte auf das Gefäß, wenn du nach einer Ratte wirfst. Du magst im Rechte sein, aber die Würde deiner Vorgesetzten darf nicht bloßgestellt werden. Der Thatbestand ist vielmehr genau aufzuklären und die Sache privatim dem betreffenden Beamten zu übergeben.



Sitzung des Obersten Gerichtshofes einer Provinz.

Es würde aber Schwachheit sein, wolltest du aus Furcht vor den Folgen vor einem solchen Verfahren zurückschrecken.)
5. Frauen.

Es giebt ferner fünf Fälle, in denen eine Aufschiebung der Strafe notwendig ist:

1. Wenn ein Gefangener unter dem Einfluß der Erregung oder
2. der Angst steht. (Die arbeitenden Klassen sind eigensinnig, so daß sie Schläge nur in ihrem Trotz bestärken und sie eher sterben als nachgeben würden. Man muß daher zunächst versuchen, sie durch Vernunftsgründe von ihrem Irrtum zu über-

führen und kann dann die Körperstrafe ohne Bedenken anwenden.)

3. Wenn ein Gefangener betrunken ist. (Ein Betrunkener kann den Himmel nicht von der Erde unterscheiden; wie kann man von ihm erwarten, daß er Recht von Unrecht unterscheidet? Überdies fühlt er keinen Schmerz, und es ist zu fürchten, daß er den Beamten beleidigt. Man soll ihn deshalb einsperren, bis er nüchtern geworden ist — jedoch nicht in einen kalten Ort, damit sein Leben nicht gefährdet wird — und ihn dann bestrafen.)
4. Wenn jemand gerade von einer Reise zurückgekehrt ist, oder
5. wenn er sich außer Atem gelaufen hat.

Außerdem giebt es fünf Fälle, in denen es in deinem eigenen Interesse liegt, die Bestrafung für einen kleinen Zeitraum auszusetzen:

1. Wenn du in Wut,
2. wenn du betrunken,
3. wenn du unwohl bist. (In letzterem Falle ist das Blut erhitzt und du wirst nicht nur zu einer ungerechten Strafe geneigt sein, sondern dich auch der Gefahr aussetzen, deine Mäßigung zu verlieren, also nicht nur den Gefangenen, sondern auch dich selbst zu schädigen.)
4. Wenn dir der Thatbestand des Falles nicht klar geworden ist.
5. Wenn du über die angemessene Strafe im Zweifel bist. (Denn in verwickelten Fällen, zumal wenn der Gefangene ein verlodderter Mann ist, wirst du besser einen gewissen Zeitraum verstreichen lassen, bevor du den Bambus anwendest. Du thust nie gut, in solchem Falle ohne reifliche Überlegung zu handeln, da du sonst befürchten mußt, daß du zur Verantwortung gezogen werden könntest.)

In drei anderen Fällen dürfen Menschen deswegen nicht geschlagen werden, weil sie noch andere Strafen zu erleiden haben, nämlich:

1. Wenn ihnen die Finger gequetscht worden sind,
2. wenn ihre Knöchel in die Folter gespannt worden sind,
3. wenn sie den Kang tragen sollen. (Denn, wenn sie vorher geschlagen werden, so sind sie vielleicht nicht imstande, sich zu bewegen oder ihre Wunden heilen nicht und sie sterben möglicherweise. Das Gesetz schreibt in diesem Falle vor, daß sie erst bei der Entlassung geschlagen werden sollen, doch kann dies in einem Augenblicke der Erregung leicht vergessen werden.)

In drei Fällen sollte man aus Mitleid die Gefangenen von der Bambusstrafe befreien:

1. Wenn das Wetter außerordentlich kalt oder heiß ist.
2. Wenn ein Fest gefeiert werden soll.
3. Wenn der Gefangene kürzlich einen Trauerfall erlitten hat. (Ein Mann, der um Vater, Mutter, Weib oder Kind trauert, sollte nicht körperlich gestraft werden, denn es könnte sein Leben gefährden.)

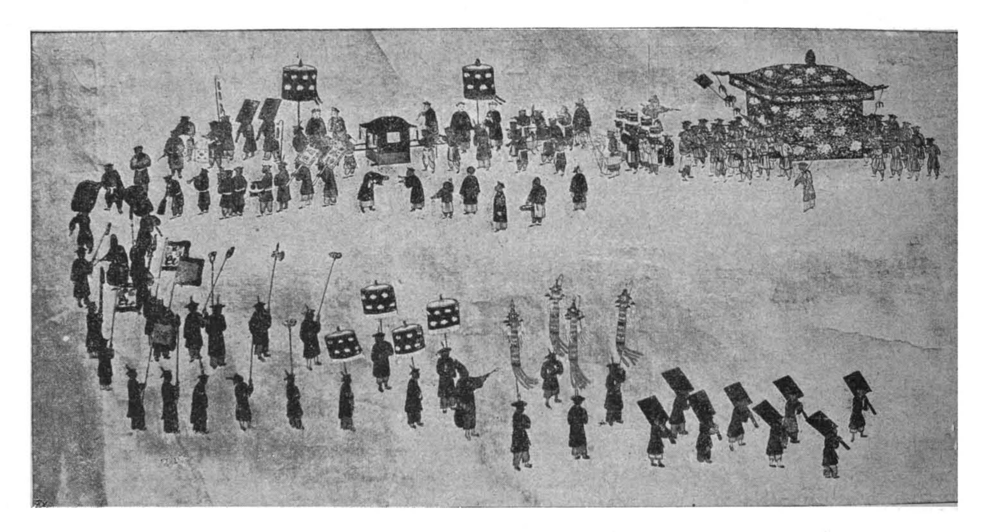
In drei Fällen sollten die verdienten Schläge nicht vollstreckt werden:

1. Wenn bei einem Streite der eine bedeutend älter als der andere ist, so sollte der ältere von der verdienten Prügelstrafe verschont bleiben.
2. Wenn einer der Streitenden dein oder eines anderen Beamten Diener ist, so sollte sein Gegner nicht geschlagen werden. (Denn wenn letzterer auch im Unrecht ist, so soll man ihn doch mit Milde behandeln, damit die Leute nicht sagen können, du beschützest deine Yamendiener, und niemand mehr einen solchen anzuklagen wagt, wenn er in Zukunft Unrecht thun sollte.)
3. Wenn der Schuldige bei einer Behörde angestellt ist, so sollte er von ihr nicht zum Bambus verurteilt werden, selbst wenn er es verdient.

Drei Arten des Bambusschlagens sind untersagt:

1. Mit dem größeren Bambus. (Ein Schlag mit dem größeren Bambus gilt soviel wie zehn mit dem kleineren; drei mit dem mittelgroßen so viel wie fünf mit dem kleinen. Beamte sind häufig zu freigebig, nie zu sparsam mit ihren Strafen. Selbst durch übermäßige Anwendung des kleineren Bambus wird aber das Leben nicht gefährdet, und wenn sich die Strafe über einen längeren Zeitraum erstreckt, hat der Beamte überdies mehr Gelegenheit, über das Strafmaß in Ruhe nachzudenken. Welchen Schaden aber selbst wenige Streiche mit dem schweren Bambus anrichten können, läßt sich gar nicht vorhersehen.)
2. Es ist untersagt, zu niedrig zu schlagen.
3. Es ist untersagt, niederen Beamten die Anwendung ungesetzmäßiger Strafinstrumente zu gestatten.

Die früher erwähnten Einschränkungen treffen solche Fälle, in denen zwar die Strafe unzweifelhaft vollzogen werden sollte, aber von den Beamten leicht ohne vorherige genügende Aufklärung der Umstände angeordnet wird, wodurch dann zweifellos ein Gefühl der Unzufriedenheit und Empörung erweckt wird. — In jenen Fällen, in denen die Strafe zwar verdient, aber auf einige Zeit verschoben ist, kann sie nach dem Ermessen des Beamten ganz oder zum Teil erlassen werden. — Die Hauptsache bleibt, daß jeder das Mitleid in sein Herz einziehen läßt, denn dies allein sichert die richtige Anwendung der Strafe". —



Leichenzug eines Mandarin.

Aus der vorstehenden Verfügung ergiebt sich also — genau so wie aus der Umständlichkeit, mit der die Bestätigung eines Todesurteils zu erlangen ist — daß man in den höchsten Instanzen Chinas sehr milde denkt und das Möglichste thut, um die Grausamkeit aus der Rechtspflege zu verbannen. Sonderbarerweise hat man sich jedoch noch nicht dazu entschließen können, zur Erlangung von Geständnissen die Folter vollständig zu verbieten, obschon die nachstehende Vorschrift, die wir ebenfalls der „Anweisung für Regierungsbeamte" entnehmen, zeigt, daß man dieselbe sehr bedeutend eingeschränkt hat:

„Die durch die „Quetschstrafe" verursachten Schmerzen richten sich nach der Festigkeit des Riemens und der Länge der angewandten Stöcke, und ob diese naß oder trocken sind. Bei Anwendung dieses

Mittels sollen zur Verhinderung eines Unglücks die größten Vorsichtsmaßregeln getroffen werden. Das Pressen der Kniee auf den Boden, das Knieen der Gefangenen auf Ketten oder das Brennen ihrer Beine mit heißen Eisen und ähnliche Strafen, die unter dem Vorwande verhängt werden, daß die „Quetschtortur" ohne Erfolg geblieben sei, gehören zu den grausamsten der verbotenen Maßregeln und sind unter keinen Umständen gestattet."

Was die Quetschstrafe anbetrifft, so kommt die leichtere Form, die Fingerfolter, in folgender Weise zur Anwendung. Der Sträfling muß knieen und seine Hände über dem Kopf zusammenhalten; dann drücken zwei Schergen ein Bambusrohr in sein Genick, während ein dritter das Folterinstrument über die ausgespreizten Finger streift. Dies besteht aus fünf Bambusstäbchen, deren Enden an Riemen befestigt sind. Indem der Henker nun diese Riemen mit aller Kraft nach den beiden entgegengesetzten Richtungen anzieht, drücken sich die Stäbchen in das Fleisch der Finger ein und verursachen ein sehr schmerzhaftes Gefühl. Da dieses Instrument jedoch nur durch Menschenkraft gehandhabt wird, so kann, namentlich wenn die obigen Vorschriften beachtet werden, wenigstens kein dauernder Nachteil für den Gefolterten entstehen. Früher wurde diese Tortur besonders gegen liederliche Weibspersonen als Strafe zur Anwendung gebracht.



Eine Erdrosselung
nach einer chinesischen Tuschzeichnung.

Eine andere Art, die jetzt aber nicht mehr angewendet werden darf, ist das „Ohrenquetschen" — eine ebenso einfache als schmerzhafte Prozedur, welche darin besteht, daß zwei Büttel gleichzeitig mit geschickten Griffen dem zu Befragenden die Ohrenknorpel umdrehen. Früher fand dieses Verfahren auch als Strafe gegen Verleumder, die sich auf „Hörensagen" beriefen, Anwendung.

Die zweite gesetzlich gestattete Folterstrafe ist, wie wir bereits wissen, das Pressen der Fußknöchel — und es ist nicht zu übersehen, daß fast in ganz Europa die Daumenschrauben und Spanischen Stiefel ebenfalls den niedrigsten Grad der Tortur bildeten. Thatsächlich ist auch zwischen den Spanischen Stiefeln und der chinesischen Knöchelfolter wenig Unterschied. Bei der letzteren muß sich der Häftling lang auf den Boden legen und seine Hände werden zusammengebunden. Dann werden seine Fußknöchel in eine Art hölzernen Doppelschraubstock gesteckt, der aus einem festen Klotz in der Mitte und zwei beweglichen Backen an den Seiten besteht. Nun wird ein Strick um die Backen herumgelegt, damit die Maschine fest zusammenhält, und dann durch Eintreiben von Holzkeilen der Zwischenraum verengt und ein allmählich immer stärker werdender Druck auf die Knöchel ausgeübt. — Es ist jedoch längst angeordnet, daß, wenn diese Foltermaschinen durch Alter unbrauchbar geworden sind, keine neuen beschafft werden sollen, sondern die Knöchel nur durch den Büttel mit einem kurzen Bambusstock geschlagen werden sollen.

Was die übrigen Folterstrafen anbetrifft, so wollen wir nur einige der ehemals verbreitetsten — die auch heute vielleicht noch hin und wieder im Geheimen Anwendung finden mögen — beschreiben. Das „Pressen der Kniee" geschieht in der Weise, daß der Häftling niederknien muß und daß man einen starken, etwa zwei Meter langen Bambusstock zwischen seine Kniekehlen legt. Zwei Büttel treten dann von beiden Seiten auf die Enden des Stockes und der Schmerz steigt, je mehr sie sich seinem Körper nähern, läßt aber nach, wenn sie sich wieder entfernen. Eine besondere Verschärfung war das „Knien auf Ketten": man schob eiserne Ketten unter die Knie des zu Marternden, so daß seine Qualen und Schmerzen sich vervielfachten. — Als schwerere Tortur war namentlich die Reck- oder Schaukelfolter in Gebrauch, welche besonders gegen Kaufleute zur Anwendung gelangte, die sich bei ihrem Geschäft mehrfacher Betrügereien schuldig gemacht haben sollten. Man hängte sie an einem Reck mittels zweier Stricke auf, deren einer die Füße zusammenschnürte und hoch hielt, während der andere um die Schultern gelegt war und den Oberkörper festhielt, aber so niedrig, daß sich das Blut nach dem Gehirn drängen mußte. Gab der Gemarterte ein Zeichen, daß er bekennen wolle, so schoben zwei Büttel einen Bambusstab unter die Armhöhlen hindurch und hoben Brust und Kopf so viel empor, daß er genügende Erleichterung fand, um reden zu können. — Über das „Brennen mit Eisen"

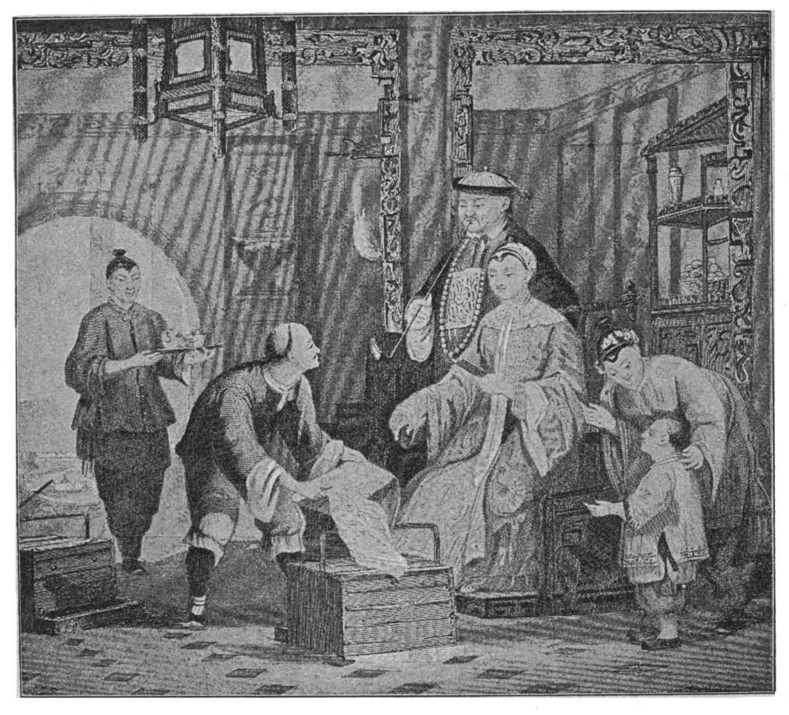
brauchen wir nicht viel zu sagen, denn es ist aus dem europäischen alten Gerichtswesen zur Genüge bekannt. Auf unserem Bilde (S. 337) brennt ein Henker die linke Hand des Angeschuldigten, während ihm ein zweiter den Mund zuhält, um die Klageschreie zu ersticken. — Noch schändlicher war das „Blenden der Augen", was in der Weise geschah, daß man auf die Augen kleine Leinwandbeutel drückte, in denen sich ungelöschter Kalk befand. — Ein unschuldigeres Mittel, jemand zum Sprechen zu bringen, bestand darin, daß man ihn auf der „Strafpritsche" übernachten ließ. Er mußte auf einem Brett liegen, als Kopfkissen diente ihm ein viereckiger Block und seine Füße, seine Hände und sein Hals wurden durch so kurze Ketten an die Wand geschlossen, daß es ihm kaum möglich war, sich zu bewegen. — Es ist ein Glück, daß diese Strafen bis auf die „Quetschstrafen" nun untersagt sind; aber daraus, daß sie einstmals nicht nur geduldet, sondern sogar angeordnet waren, dürfen wir den Chinesen keinen Vorwurf machen, denn in Europa waren noch härtere Foltern üblich. —

Die Todesstrafe gelangt in drei Arten offiziell zur Anwendung, nämlich in der leichtesten Form „Namkau" (Erdrosselung), der mittleren „Chan" (Enthauptung) und der schwersten „Lingtschi" (Zerstückelung). Nach unseren Begriffen müßte die Erdrosselung eine sehr unangenehme Todesart sein, aber die Chinesen sind — wenn die Todesstrafe nicht mehr abwendbar ist — sehr damit einverstanden, da sie dann sicher sind, wieder aufzuerstehen, während derjenige, dessen Kopf vom Körper getrennt wird, dieses Bewußtsein nicht hat. Wer daher irgendwie die Mittel hat, beauftragt den Henker, ihm den abgeschlagenen Kopf wieder anzunähen und es ist daher auch verständlich, warum es als besondere Strafverschärfung gilt, wenn der Kopf eines Enthaupteten als Warnungszeichen auf der Stadtmauer oder einer Stange öffentlich ausgestellt wird.

Die Erdrosselung trifft im allgemeinen Diebe, die mehr als fünfhundert Dollars gestohlen haben, Kinderentführer, Verführer von Frauen, Kirchhofsräuber und Mitglieder von Räuberbanden. Die Enthauptung tritt bei Einbrechern, Notzüchtigern, fortgesetzten Verbrechern, Raub- und Meuchelmördern, Seeräubern, Feiglingen und Empörern ein; zur Zerstückelung dürfen nur die Mörder von Vater, Mutter, Geschwistern, Ehegatten, nächsten Verwandten und eigenem Lehrer sowie die Hochverräter verurteilt werden.

Sobald der Statthalter oder Vizekönig die Liste derjenigen erhalten hat, deren Hinrichtung durch die roten Bleistiftstriche des Kaisers

genehmigt worden ist, begiebt sich der Oberrichter in voller Amtskleidung in das Gefängnis und verliest in Gegenwart aller, über welche von der Provinzialbehörde das Todesurteil ausgesprochen worden ist, die Namen derer, die nun die Strafe erleiden sollen. Die Betroffenen sind im allgemeinen sehr gefaßt und nehmen die Verkündigung ihres Schicksals in Ruhe entgegen. Sie werden dann in einen Korb, Käfig oder auf einen Karren gesetzt, der durch zwei Büttel bis an das äußere Gefängnisthor gebracht wird, wo der oberste



Im Namen eines Vizekönigs.

Sekretär des Vizekönigs jedem einzelnen folgende Fragen vorzulegen hat: „Wie heißt du? Welchen Namen führt deine Familie? In welchem Kreise bist du geboren? Wie lange bist du schon in diesem Gefängnis? Welches Verbrechens bist du überführt worden? Wann und wo hast du dieses Verbrechen begangen? Hattest du Mitschuldige? Wie heißen sie? Fühlst du dich schuldig?“ Ist durch die Beantwortung dieser Fragen die Persönlichkeit identifiziert worden (einzelne Chinesen sind so gleichgiltig gegen den Tod, daß es vor-

gekommen ist, daß ein Armer gegen eine Geldentschädigung, die seiner Familie gezahlt wurde, sich an Stelle eines Wohlhabenden ruhig hinrichten ließ), so steht der Exekution nichts mehr im Wege.

Man gönnt ihnen noch eine kurze Spanne Zeit, um von ihren Freunden und Verwandten Abschied zu nehmen, die ihnen Kuchen, Suppe, Wein oder Schweinefleisch, besonders aber Betelnüsse zum Kauen bringen, da diese eine betäubende Wirkung haben und dem armen Sünder über sein letztes Stündchen in halber Bewußtlosigkeit



Gemahlin eines Vizekönigs.

hinweghelfen. Dann werden die Todeskandidaten gefesselt, nochmals vor den Oberrichter geführt, der auf ihre Stirn mit Hilfe eines Bambusreifens ein rotes Blatt Papier befestigt, auf dem ihr Name und ihr Verbrechen angegeben ist, und darauf wieder in ihre Körbe oder Karren gesetzt.

Nun begiebt sich der Zug in feierlicher Prozession nach dem Richtplatz. Voran schreitet ein Haufen Diener, Wächter und Büttel mit Speeren, dann kommen die Todeskandidaten auf ihren Wagen

oder Körben, darauf Soldaten mit allen möglichen verrosteten Waffen. Nun folgt der Vizekönig, von seinen Dienern umgeben, in seiner Staatssänfte, nebst zwei höheren Beamten, von denen der eine die Aufgabe hat, den „fünf Genien" Huldigungen darzubringen, damit nicht etwa die rachsüchtigen Geister der Hingerichteten den Richtern und anderen Beamten Schaden oder Schabernak zufügen, und zuletzt reitet ein Beamter zu Pferde, der eine kleine Fahne von gelber Seide hält, auf der die Worte stehen „Auf Befehl des Kaisers!"

Lautet das Todesurteil auf Erdrosselung, so wird der Delinquent an ein leichtes Bambuskreuz geführt, vor dessen Fuß eine kleine Granitplatte liegt. Auf diese tritt der arme Sünder, dessen Zopf etwas oberhalb des Kopfes um das Kreuz geschlungen wird, während die Arme mit einer dünnen, festen Schnur an den Querbalken befestigt werden. Dann nimmt der Henker eine zweite Schnur, bindet zunächst mit dem einen Ende die Füße an das Kreuz, schlingt das andere Ende um Unterleib und Brust, legt es dann plötzlich um den Hals und zieht es nun mit aller Kraft zusammen, so daß nach zwei oder drei kurzen Atemzügen das Bewußtsein schwinden soll. Bevor der erste Beamte des Vizekönigs den Richtplatz verläßt, legt er das Amtssiegel an den Knoten der Erdrosselungsschnur und der Leichnam bleibt vierundzwanzig Stunden lang am Kreuze.

Bei der Enthauptung muß der Verbrecher mit auf dem Rücken gefesselten Händen frei auf dem Erdboden knien. Ein Büttel ergreift den Zopf des Delinquenten und zieht damit dessen Kopf ein wenig nach vorn über; in demselben Augenblick saust schon die Waffe — ein halblanges, mittelbreites Schwert, dessen Klinge derjenigen eines Rasiermessers ähnelt und in seiner ganzen Form am meisten dem ehemaligen böhmischen Dusak entspricht — durch die Luft, und der Büttel hält das abgetrennte Haupt am Zopf in der Hand. Er schreitet damit vor den Vizekönig und sagt „Befehl Eurer Exzellenz!", worauf dieser antwortet „Befehl Seiner Majestät!" — In den größeren Hafenstädten ist die Zahl der durch das Schwert Hinzurichtenden oft so bedeutend, daß man sie in Gruppen zu vier oder fünf Mann reihenweise ordnet und mehrere Henker in Thätigkeit treten läßt. Die Schnelligkeit und Geschicklichkeit dieser Leute ist so groß, daß jeder für seine Gruppe nicht mehr als zwanzig bis fünfundzwanzig Sekunden braucht, so daß der eigentliche Hinrichtungsakt — wenn auch noch so viele arme Sünder auf dem Platze knieen — kaum eine halbe Minute währt.

Wohlhabende Leute, z. B. Oberste und Generale, die wegen Feigheit vor dem Feinde diesen Tod erleiden mußten, sind von Dienern in Livree begleitet, die sofort auf den Leichnam ihres Herrn zustürzen, Fackeln anzünden, Todtenopfer bringen und den entseelten Körper nebst dem Haupt in einen mitgebrachten Sarg legen. Die übrigen Köpfe, sofern sie nicht öffentlich ausgestellt werden müssen oder von Freunden und Verwandten — natürlich gegen ein entsprechendes Trinkgeld an den Scharfrichter — reklamiert worden sind, werden in große, Ätzkalk enthaltende irdene Gefäße geworfen, — um die Körper kümmert sich niemand. Aber, wenn der Abend sich niedersenkt und des Tages Arbeit zu ruhen beginnt, dann erscheinen die Ng-Socks (die hauptsächlich bei den Totenzeremonien der Armen thätig sind), heben die Leichname auf und überführen sie nach dem Verbrecherfriedhof, der, „die Grube für zehntausend Menschengebeine" heißt.

Ist auf „Zerstücklung" erkannt, so kann das Urteil auf Zerreißung in acht, vierundzwanzig, sechsunddreißig, zweiundsiebzig, ja sogar hundertundzwanzig Stücke lauten, d. h. der Deliquent soll — wie dies auch früher in Europa bei schweren Verbrechern angeordnet wurde — so viel verschiedene Folterqualen erleiden, bis er durch den eigentlichen Todesstreich vom Leben zum Tode gebracht wird. In der Wirklichkeit kommt diese Exekution nur in ganz außergewöhnlichen Fällen zur Anwendung, und zwar soll sie zuletzt der bekannte Anführer der Hakkarebellen, Tai Tschi-kwei, am 14. Dezember 1864 zu Kanton erlitten haben. Er war ursprünglich noch strenger verurteilt, doch wurde die Strafe auf achtfache Zerreißung ermäßigt. Diese besteht darin, daß zunächst die Augenbraunen ausgeschnitten werden, dann die Schultern, die Brust auf beiden Seiten und das Herz mit einer Zange gezwickt werden und schließlich der Kopf vom Rumpfe getrennt wird.

Für gewöhnlich spielt sich diese Exekution aber wesentlich einfacher und viel weniger grausam ab. Der Henker bringt zwar einen großen Kasten mit Folterwerkzeugen auf den Richtplatz — da so ziemlich für jede Todesfolter ein besonderes Instrument vorgeschrieben ist — aber er macht keinen Gebrauch davon. Der Hinzurichtende wird zunächst, nachdem der Oberkörper entblößt ist, leicht an ein Kreuz, wie wir es bei der Erdrosselung kennen gelernt haben, mit einer Schnur gefesselt, dann nimmt der Henker ein haarscharfes Messer und ritzt damit leicht in chinesischen Zahlzeichen auf dem Bauch des Missethäters die Ziffer der Zerstückelungen ein, zu welcher der Betreffende

verurteilt ist und die er eigentlich erleiden sollte. Darauf wird der Verurteilte schnell losgebunden, muß niederknieen und erleidet sofort den Todesstreich. Die eigentlichen Folterqualen werden also nur symbolisch angedeutet, die Schmerzen sind unwesentlich größer und der ganze Vorgang erfordert kaum eine Minute mehr Zeit als eine einfache Hinrichtung.

Neben diesen gesetzmäßigen Todesstrafen soll es aber auch außergesetzliche geben, für die, zum Teil wenigstens, es sicherlich keine Entschuldigung giebt. Zunächst soll der Kaiser, wenn ein höherer Beamter zum Erdrosselungstode verurteilt wird und ihm das Urteil gerechtfertigt erscheint, er aber doch dem Betreffenden die öffentliche Schande ersparen möchte, ihm eine seidene Schnur zuschicken, mit der dieser sich dann selbst erdrosseln darf. Ebenso sollen die Verwandten von wohlhabenden Leuten, die zum Tode verurteilt sind, die Wächter bestechen, daß sie ihnen Papier in Mund und Nase stopfen, damit sie an Erstickung sterben, aber angeben, daß sie eines natürlichen inneren Todes gestorben wären. Endlich sollen Beamte ohne jegliche Berechtigung Leute, die ihnen unverbesserlich erscheinen, auf einem ziemlich unauffälligen Wege aus der Welt schaffen. Es giebt nämlich in einzelnen Landesteilen eine Abart der Prangerkäfige, welche aus einem zylindrischen Lattengestell bestehen, auf dessen oberem Ende ein Kang befestigt ist. An sich ist dieses Instrument eines der denkbar mildesten, denn das Gestell trägt den Kang, so daß der Ausgestellte nur den Kopf durchzustecken braucht, und er leidet also durch nichts als durch die Schande — vorausgesetzt, daß die Höhe des Gestells auch seiner Körperhöhe entspricht. Es wird nun aber behauptet, daß Mandarine, um sich lästige Thunichtsguts vom Halse zu schaffen, dieselben in ein Gestell stecken lassen, das für sie zu hoch ist und dessen Boden sie nur mit den Fußspitzen berühren können. Auf die Dauer halten sie das natürlich nicht aus, sondern nach einigen Stunden tritt durch den Kang, der ein weiteres Herabziehen des Kopfes verhindert, eine langsame Erdrosselung ein, und wenn die Schergen abends kommen, um



Sekretär in Gala.

den Mann aus dem Pranger herauszulassen, finden sie ihn — angeblich zu ihrem größten Erstaunen — als Leiche vor.

Zu Zeiten von Krieg oder Empörung pflegt der Vizekönig der betreffenden Provinz, um ein schnelleres Verfahren zu ermöglichen, dem Magistrat in größeren Städten und den Landräten das ihm zustehende Recht, Räuber und Rebellen ohne weiteres hinrichten zu lassen, zu übertragen. Da nun aber geschickte Henker nur in den Provinzialhauptstädten zu finden sind, so lassen die Gemeindevorstände den durch sie zum Tode Verurteilten Hände und Füße zusammenbinden und sie dann einfach in den nächsten Fluß oder Teich werfen. Das ist eben Kriegsrecht!

Gefängnisse.

Wie bei allen Martern und Strafen, die wir bisher kennen gelernt haben, so ist auch bei dem Gefängniswesen — so weit es sich um die höchsten Instanzen handelt — ein Zug des Mitleids nicht zu verkennen. In der Praxis aber läßt sich von demselben in den Gefängnissen leider auch nicht die geringste Spur entdecken.



Mädchen, das ein Mittagessen sucht.

Ist diese Thatsache auch betrübend genug, so läßt sie sich doch aus den ganzen chinesischen Verhältnissen erklären. Die Armut dort ist schrecklich — so entsetzlich, daß sie kaum eine Feder zu schildern vermag. Wer eine Hufe Landes besitzt und sie zu bestellen vermochte, darf, wenn die Saat heranreift, seinen Acker keinen Augenblick unbewacht lassen, denn sonst würde ihm die Ernte bis auf den letzten Halm gestohlen. Wieviel Leute giebt es auf dem Lande, die mit einer einzigen Mahlzeit am Tage zufrieden sein müssen? — und worin besteht diese? — in Baumblättern, die die Kinder gesucht haben, in Blättern von Rüben oder anderem Gemüse, die sie aufgelesen haben, in etwas Sorghomehl oder Hirse, das sie gestohlen haben. — Wir haben schon die elende Lage der Schifferbevölkerung geschildert — und doch ist der Schiffer ein Herr im Vergleich zu dem Kuli, den er mietet, damit er mit so und so viel Kollegen an einem

Tau angeschnallt, den Kahn stromaufwärts zieht. — Auf jedem Schritt in den Großstädten begegnen uns Lastträger und Karrenschieber, die nur aus einem Knochengerüst und einer sonnenverbrannten Haut zu bestehen scheinen und augenscheinlich gerade so viel zu verzehren haben, daß sie nicht Hungers sterben, und doch sind diese Leute schon an der Arbeit, wenn das erste Frührot das Firmament zu färben beginnt, und finden keine Ruhe, bevor nicht die Silbersichel des Mondes erscheint. Und dieser Kuli wiederum ist ein Krösus im Verhältnis zu den Bettlern und Kranken, die wohl gern arbeiten möchten, wenn es ihre Kräfte zuließen, denn das Betteln bringt nur ein paar Casch am Tage ein. Wer aber kann es dem Wohlhabenden verdenken, daß er hartherzig wird, da unausgesetzt an seine Thüre gepocht und um eine milde Gabe gefleht wird. Halten doch schon unsere europäischen Reisenden, die nur ein paar Tage dort sind, um Land und Leute kennen zu lernen, vorsichtig ihre Taschen zu, denn man hat ihnen gesagt, daß, wenn sie irgend einem Armen gegenüber Mitleid zeigen würden, sie das Bettlervolk nicht mehr von ihren Fersen abschütteln könnten. Wer einmal in China krank und Bettler geworden ist, der stirbt unfehlbar den Hungertod — die Frage ist nur, ob er sein Elend etwas länger mit sich herumschleppen muß oder ob ihn sein gütiges Schicksal früher abruft.

Wenn es in China keine Prügel gäbe und die Gefängnisse den unsrigen auch nur annähernd gleich wären, dann würden von den 432 Millionen Einwohnern zweihundert Millionen sich danach drängen, in den Gefängnissen Unterkunft zu finden — mithin müssen die Gefängnisse abschreckend sein! Allerdings giebt es noch einen Ausweg — und früher oder später wird ihn die Regierung auch beschreiten müssen — nämlich die Erschließung des kolossalen mineralischen Reichtums, den der Boden dort birgt. Es giebt riesige Kohlenlager, Eisenerze aller Art, Gold, Silber, Zinn, Kupfer, Quecksilber, Jaspis, Achat, Bernstein, Schwefel, Porzellanerde, Petroleum und wer weiß, was noch alles. Aber, wenn man mit der Hebung dieser Schätze beginnt, dann mag auch leicht der europäische Arbeiterstand unter der Rückwirkung zu leiden haben, und, da uns nun einmal das Hemd näher als der Rock ist, so liegt eine Überstürzung in dieser Richtung schwerlich im Interesse der Kulturstaaten.

Wir müssen den gegenwärtigen Zustand der chinesischen Gefängnisse also als einen betrübenden, aber auch als einen einstweilen unabänderlichen und durch die Verhältnisse gebotenen betrachten, und

wollen nunmehr hören, was John Henry Gray darüber im einzelnen zu berichten weiß.

Die Zahl der Flügel, aus denen jedes chinesische Gefängnis besteht, richtet sich nach der Klasse, der es angehört. Beispielsweise bestehen die Regierungsgefängnisse der Kantoner Bezirke Namhoi und Punju, weil sie zur ersten Klasse gehören, aus sechs Flügeln mit je vier großen Räumen und einigen kleineren Zellen für Untersuchungsgefangene. Ähnlich sind alle Regierungsgefängnisse eingerichtet. Die Mauern der Flügel grenzen aneinander und haben die Form eines Parallelogramms, um dessen Außenseite herum ein gepflasterter Fußweg führt, in den die Thore der Flügel münden, und der von einer zweiten Außenmauer eingefaßt wird.

Die Räume, die zum Aufenthalt der Gefangenen dienen, sind sehr groß, gleichen sonst aber vollständig Viehställen; die nach dem Flur zu gerichtete Wand besteht aus einem starken Pfahlgitter, das vom Erdboden bis an das Dach reicht. Der Boden der Räume ist mit Granitplatten gepflastert; in der Mitte erhebt sich ein niedriges Holzgerüst, auf dem die Häftlinge am Tage sitzen und in der Nacht schlafen. Sämtliche Gefängnisse wimmeln von Ungeziefer und sind unsäglich schmutzig; selten oder nie haben die Gefangenen Gelegenheit, sich zu waschen oder zu kämmen, denn Wasser ist in chinesischen Kerkern eine Rarität und Kämme kennt man daselbst kaum. In jedem Raum steht zwar eine große Wanne mit wasserartigem Inhalt den Häftlingen zur Verfügung, aber sie giebt einen so entsetzlichen Geruch von sich, daß man nicht begreifen kann, wie menschliche Wesen, namentlich im Sommer, eine so verpestete Luft einzuatmen vermögen.

Die vier Räume eines jeden Flügels zerfallen in zwei, durch einen freien Platz geschiedene Teile, in dessen Mitte ein Altar mit dem Bilde des Gottes Hongkungtschuchau ist, welcher als Patron der Gefangenen gilt und dem man die Macht zuschreibt, die verstockten Herzen der Sünder zu erweichen und zur Reue zu stimmen. Der Geburtstag dieses Götzen wird von den Gefangenen durch eine Art Festmahl gefeiert, dessen Kosten der Gefängnisdirektor zu bestreiten hat. Freilich hält sich dieser brave Mann dadurch schadlos, daß er in gewissen Zeiträumen einen Teil des für den Unterhalt seiner unfreiwilligen Gäste bestimmten, ohnehin mehr als jämmerlichen Betrages in die eigene Tasche gleiten läßt.

Den Eingang in das Gefängnisgebäude bildet eine kleine, auf einen schmalen Gang führende Thür. Über dieser erblickt man einen

Tigerkopf mit großen starren Augen und weitgeöffnetem Rachen gemalt. Tritt man ein, so sieht man einen Altar, auf dem ein steinerner Tiger steht, der die Kerkerthore bewachen soll. Um ihn günstig zu stimmen und zur Wachsamkeit anzuspornen, beten ihn morgens und abends die Wärter an, denn sie sind für den sicheren Gewahrsam der ihrer Obhut anvertrauten Sträflinge verantwortlich. Es kommt sogar oft vor, daß die Schließer dem steinernen Tiger Schweinebraten vorsetzen und Weihrauch opfern.

Prunkgefäß mit Drachen.

Das Gefängnis birgt auch außer den großen, für die Männer bestimmten Räumen kleinere Zellen, in denen die weiblichen Häftlinge untergebracht sind. Auch jene Familien, die von dem Mandarin als Geiseln in Haft genommen worden sind, müssen in solchen erbärmlichen Zellen schmachten. Das Gesetz gestattet nämlich, wie zum besseren Verständnis hier bemerkt sei, daß eine ganze Familie eingekerkert werden kann, wenn sich ein Mitglied derselben seiner Verhaftung durch die Flucht entzogen hat; und da ihre Freilassung erst dann erfolgt, wenn der Gesuchte eingebracht worden ist, so muß sie oft viele Jahre lang, unter Umständen sogar ihr ganzes Leben in der Haft verbringen. War die Missethat des Flüchtigen besonders schwer — handelt es sich beispielsweise um ein Attentat auf den Kaiser — so pflegt man dessen nächste Verwandte, und wären sie noch so unschuldig, hinzurichten, die entfernteren in die Verbannung zu schicken. Im Jahre 1803 wurde

ein Angriff auf das Leben des Kaisers Kiakhing versucht; der Attentäter wurde, nachdem man seiner habhaft geworden war, zur Zerstückelung verurteilt und seine Söhne, obgleich noch kleine Kinder, wurden erdrosselt.

In den chinesischen Kerkern ist die Sterblichkeit so groß, daß Leichenhallen daselbst unentbehrlich sind. Stirbt ein Gefangener, so wirft man seinen Körper zunächst in die Leichenhalle, wo er bleibt, bis die höchst einfachen Vorbereitungen für die Beerdigung getroffen sind. Die Leichen bieten einen ekelerregenden, empörenden Anblick dar. Einigen sieht man es an, daß der Tod durch häufige und grausame Bambusprügel veranlaßt wurde oder durch eine Krankheit, die infolge des Ungeziefers, der Unreinlichkeit und der verpesteten Gefängnisluft entstand; wieder andere sind anscheinend dem Hungertode zum Opfer gefallen. Der Thür der Leichenhalle gegenüber findet sich in der äußeren Gefängnismauer eine verschließbare Öffnung, durch welche die Leichen in die angrenzende Straße geworfen werden, von wo aus sie Kulis nach dem Friedhof tragen. Man will den toten Gefangenen nicht die Ehre anthun, sie durch die Thore des Yamens, zu dem das Strafhaus gehört, tragen zu lassen (die Gefängnisse sind nämlich zumeist an die Paläste bezw. Amtsgebäude des höchsten Bezirksbeamten angebaut); auch würden die Thore nach Ansicht der chinesischen Behörden dadurch verunreinigt werden. (Bekanntlich berichtet auch Livius, daß im alten Rom die Leichen der Gefangenen in die an die Gefängnisse angrenzenden Straßen geworfen wurden.)



Töchterchen eines hohen Mandarin.

Dem Aussehen nach dürften die unglücklichen Insassen der chinesischen Strafanstalten an Schrecklichkeit und Elend nicht ihres Gleichen auf der Erde haben. Mit ihren totenähnlichen Zügen, ihrer abgezehrten Gestalt und ihrem langen schwarzen Haar, daß sie nach der Hausordnung nicht abschneiden dürfen, gleichen sie eher Teufeln als Menschen. Mit Ausnahme eines einzigen sind alle Gefangenen gefesselt. Diese Ausnahme bildet in jedem Flügel derjenige Sträfling, der sich am gesittetsten benimmt; er darf sich frei bewegen und genießt so viel Vertrauen, daß er über seine Genossen eine Art Aufsicht führt. Nach der Bibel scheint ähnliches im alten Egypten der Fall gewesen zu sein, denn Joseph wurde von seinem Gefängnisdirektor mit der Überwachung seiner Kerkergenossen betraut.

Die Kleidung der Inhaftierten besteht aus Röcken und Hosen von grobem roten Gewebe. Auf dem Rücken des Rockes ist in großen Schriftzeichen der Name des betreffenden Gefängnisses zu lesen, damit Entweichende sofort als solche kenntlich sind und leichter erwischt werden können.

Zuweilen werden Gefangene vom Kaiser begnadigt, namentlich bei Thronbesteigungen und Vermählungen, sowie wenn der Kaiser ein volles Jahrzehnt älter geworden ist oder einen solchen Zeitraum regiert hat. Am 12. Februar 1872 enthielt die Pekinger Zeitung einen Amnestieerlaß des damaligen Kaiser Tungschih. Er begann mit der Bemerkung, daß die chinesischen Kaiser allezeit barmherzig und milde gewesen seien, und Tungschih stehe ihnen an Liebe für sein Volk keineswegs nach. „Jeder der letzten vier Mandschukaiser hat bei dem Antritt seines elften Regierungsjahres ein Begnadigungsedikt erlassen. Der gegenwärtige Kaiser wünscht, dieses erlauchte Beispiel nachzuahmen und fordert die Zentralstrafbehörde auf, ihm einen Entwurf für die teilweise Strafbefreiung aller Gefangenen zu unterbreiten. Inzwischen sollen alle, die wegen geringfügiger Vergehen verhaftet sind, unverzüglich freigelassen werden."

Mitunter stiften Menschenfreunde einen Geldbetrag, um das Los der Gefangenen zu erleichtern. So hinterlegte im zehnten Jahre der Regierung des Kaisers Taoukwang der Oberschatzmeister der Provinz Kwangtong zehntausend Dollars bei der Verwaltung des Salzmonopols, damit aus den Zinsen dieser Summe den Häftlingen der großen Kantoner Gefängnisse einige Vergünstigungen gewährt würden. Angefeuert von dem edlen Beispiele wendeten noch viele andere hohe Beamte dieser Provinz größere Summen dem gleichen Zwecke zu, wofür da-

mals eine Zeit lang den Gefangenen Kantons Arzneien, sowie im Sommer Fächer und im Winter warme Unterkleider verabfolgt wurden. (Mittlerweile scheint allerdings das Kapital andere Verwendung gefunden zu haben, denn heute hört man von derartigen Liebesgaben nichts mehr.)

Jedem Gefängnis steht ein Direktor vor, dem eine beträchtliche Zahl von Schließern unterstellt ist. Jedes Kantoner Gefängnis zählt vierundzwanzig Gefangenwärter, siebenunddreißig Aufseher und fünfzehn mit Lanzen bewaffnete Wächter; außerdem befindet sich in der Nähe jedes Gefängnisses ein Wachgebäude mit zehn Soldaten. Das Gesetz schreibt auch vor, daß ein Arzt, sechs Wasser- und Holzträger und fünf Schreiber vorhanden sein sollen, doch ist es sehr fraglich, ob dieser Vorschrift in allen Gefängnissen Folge geleistet wird. Die Wärter, Aufseher und Wächter werden durch das Elend, das sie täglich mit ansehen müssen, hartherziger als die unverbesserlichsten Verbrecher. Auch die im Yamen stationierten Polizisten sind von höchst verworfenem Charakter, denn es kommt täglich vor, daß sie mit Dieben unter einer Decke stecken und die Richter entweder täuschen oder mit ihnen die Beute teilen.

Die Gefängnisdirektoren beziehen nicht nur kein Gehalt, sondern müssen ihre Stellungen obenein von den Provinzialregierungen kaufen. Sie sind daher gezwungen, sich dadurch zu entschädigen, daß sie von den Freunden und Verwandten wohlhabender Häftlinge Geld erpressen und dafür versprechen, diese gut zu behandeln. Merkwürdigerweise herrschte auch einst in Großbritannien die Sitte, daß die Gefängnisdirektoren kein Gehalt bezogen und die Stellen überdies kaufen mußten, und auch sie ließen sich von den Verwandten und Freunden der Gefangenen Geld geben; wer von diesen keine bemittelten Fürsprecher hatte, wurde vernachlässigt und starb aus Mangel an den unentbehrlichsten Nahrungsmitteln. Dasselbe geschieht in den chinesischen Gefängnissen. Die Direktoren ziehen den wesentlichsten Teil ihres Einkommens aus dem Verkauf von Reis, Gemüse und Brennholz an die Gefängnisinsassen. Den ordinärsten und billigsten Reis, den sie in angrenzenden Speichern vorrätig halten, geben sie zu hohen Preisen ab. Da jeder Häftling täglich nur fünfundzwanzig Cash vom Staate erhält, von welcher Summe er sich völlig beköstigen muß, so bietet sich dem Gefangenen, der keine Freunde hat, kaum je die Möglichkeit, Holz oder Gemüse zu kaufen, denn er braucht so viel für die zum Leben unbedingt nötige tägliche Reisportion. Es kommt daher vor,

daß Gefangene ihren rasenden Hunger mit rohem Reis zu stillen versuchen, da sie außer stande sind, das zum Kochen desselben nötige Brennholz sich zu kaufen.

Das Gesetz verordnet — und nun kommen wir auf den einzigen Lichtstrahl zu sprechen —, daß jedes Gefängnis allmonatlich durch einen Regierungsvertreter zu inspizieren ist, damit er feststelle, wie viele Gefangene im Laufe des Monats gestorben sind, und wie sich die Angestellten benommen haben. Hierüber muß er dem Vizekönig oder Statthalter Bericht erstatten. Stellt es sich heraus, daß durch Verschulden des Gefängnispersonals zwei Prozent der Häftlinge gestorben sind, so wird in den Personalakten des Direktors sowie des Richters, zu dessen Sprengel das Gefängnis gehört, eine ungünstige Note eingetragen. Hat die Sterblichkeit während eines Monats drei Prozent erreicht, so erhalten sie eine doppelte schlechte Note, und wenn sie bis auf vier Prozent gestiegen sein sollte, so werden beide abgesetzt. Sollte die Zahl der Todesfälle aber auf sechs Prozent gelangt sein, so wird außerdem noch der betreffende Mandarin (Landrat oder Regierungspräsident) um einen Rang degradiert. Sind dagegen die Ergebnisse der Inspektion befriedigend ausgefallen, so erhalten die in Betracht kommenden Beamten gute Noten, die ihnen, nachdem sie in größerer Zahl erworben sind, gewisse Belohnung sichern.

In Untersuchung befindliche Gefangene werden gewöhnlich nicht in dem eigentlichen Gefängnisgebäude untergebracht, sondern in einem kleineren, minder stark beaufsichtigten Untersuchungsgefängnis, das sich bei jedem größeren Gerichtsgebäude befindet. Es enthält zwei Räume, von denen der eine für diejenigen Häftlinge bestimmt ist, deren Verwandte oder Freunde sich mit dem Gefängnisdirektor verständigen und eine gewisse Pension für den Tag sich zu zahlen verpflichtet haben. Die hier untergebrachten Gefangenen entgehen dem in den Kerkern herrschenden Schmutz und Gestank, der Unreinlichkeit, den Krankheitskeimen und dem Umgang mit den gemeinsten Kerlen. Dieses Extrazimmer ist so groß, daß die anderen Untersuchungsgefangenen, welche keine Kostgelder zu zahlen vermögen, sehr übel daran sind. Oft ist der für sie bestimmte Raum so überfüllt, daß sie sich nicht einmal zum Schlafen niederlegen können. Würde man so viele Europäer in ein einziges Zimmer zusammenpferchen, so würden in kurzer Zeit alle zu Grunde gehen, und dieser Übelstand wird durch die Langsamkeit des chinesischen Gerichtsverfahrens und der dadurch bedingten langen Untersuchungshaft noch wesentlich verschlimmert. —

Sind diese regulären Verhältnisse in den Gefängnissen der Großstädte schon entsetzlich genug, so treten in den Provinzialkerkern, namentlich zur Zeit von Hungersnot und Empörung, mitunter Dinge ein, wie sie die tollste Phantasie sich nicht grausamer auszumalen vermag. Der schon für gewöhnlich stark beschränkte Raum reicht dann absolut nicht mehr aus und wenn die Gefangenen auch so eng zusammengepfropft werden, daß sie sich gegenseitig ersticken und erdrücken. Der Gefängnisdirektor läßt dann einige Bäume fällen und in den



Eine Schuhmacherwerkstatt.

Gefängnishof werfen und kettet die Häftlinge mit kurzen Stricken oder Ketten, die ihnen um den Hals, mitunter sogar noch um die Füße gelegt werden, daran. Da diese Baumstämme am Boden liegen, so können die daran Gefesselten nur liegen oder im günstigsten Falle mit gekrümmten Rücken daneben knieen. Auf einige Entfernung macht eine solche an einander gekoppelte Menschenheerde den Eindruck, als handle es sich um einen Haufen Schweine, die sich um den Futtertrog drängen, und wohl nie hat die Rechtspflege irgend eines anderen Landes, das Anspruch darauf erhob, unter die Kulturstaaten gezählt zu werden, ähnlich grausige Bilder aufzuweisen gehabt.

Fest- und Feiertage.

Das Neujahrsfest.

Der Chinese hat Feiertage gerade so gern wie irgend ein anderer Mensch, und prächtige Aufzüge machen ihm besonderes Vergnügen, aber er muß arbeiten, um nicht zu verhungern, und deswegen stehen die meisten Feste auch nur „im Kalender" oder werden von einzelnen Ständen oder an einzelnen Orten gefeiert.

Von dem Gottesworte „Sechs Tage sollst du arbeiten, am siebenten aber sollst du ruhen", haben die Chinesen keine Ahnung. Sie rechnen daher auch nicht nach Wochen, sondern nach Monaten. Der Monat hat achtundzwanzig Tage und das sind lauter Arbeitstage, und daran reihen sich die übrigen elf Monate und bringen ebenfalls nichts als Arbeit. Erst wenn das alte Jahr zu Ende geht und das neue vor der Thür steht, bricht eine Festperiode an. Von dieser machen die wohlhabenden Leute und Beamten auch insofern reichlichen Gebrauch als sie sich vom zwanzigsten Tage des letzten bis zum zwanzigsten des ersten Monats Ruhe gönnen, also gerade vier Wochen Ferien nehmen, der Mittelstand verkürzt seine Ruhepause auf fünfzehn Tage, nämlich vom ersten bis zum fünfzehnten Tage des ersten Monats, der arme Mann kennt aber nur vier Neujahrsfeiertage und das Laternenfest —, die muß er wohl oder übel mitmachen, da sämtliche Geschäfte an diesen Tagen geschlossen sind, sonst würde er wohl auch dann arbeiten, denn zur eigentlichen Festesfreude läßt ihn der knurrende Magen doch nicht recht gelangen. —

Wie unsere braven Hausfrauen jedes Fest mit einer gründlichen Reinigung aller Zimmer einleiten, dann allerhand Geschenke und Lebensmittel einkaufen und schließlich mit dem Braten und Backen beginnen, als wenn eine Hungersnot in Aussicht stände, so machen es die chinesischen Frauen gerade.

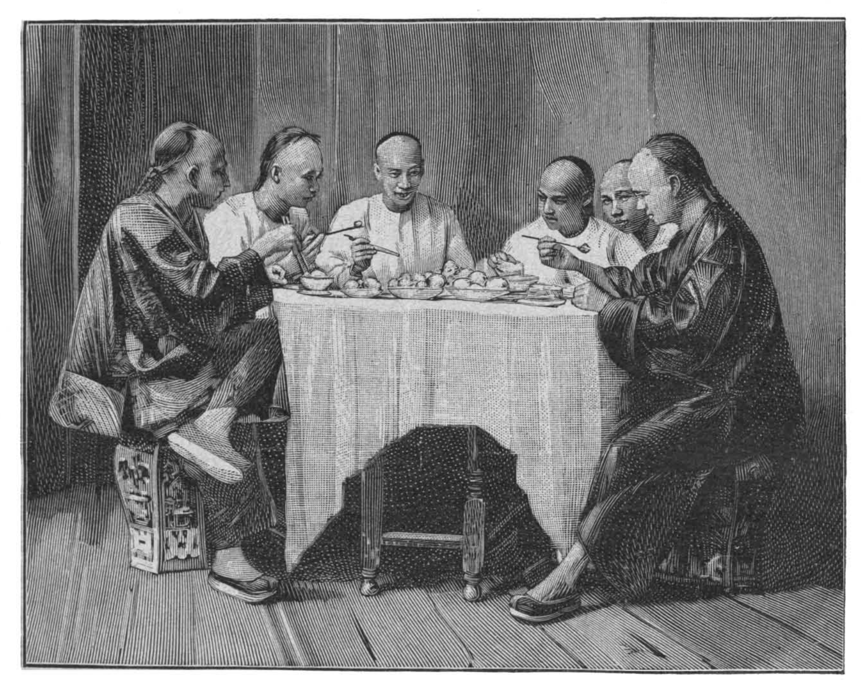
Wenn am 20. des letzten Manats die Herren Mandarine ihre Bureaus geschlossen haben und die große Staatsmaschine ihre Thätigkeit auf vier Wochen eingestellt hat, dann gehen auch die Götter und

Geister in die Ferien, um im Himmel über das Haus und die Familie, bei der sie einquartiert waren, Bericht zu erstatten. Wenn die Hausfrau auch wirklich im Laufe des Jahres bemerkt hat, daß die Hausthür von Schmutz starrt und in den Winkeln der Zimmer sich Berge von Staub und Unrat angesammelt haben, so wird sie sich doch hüten, mit einem Besen oder Scheuertuch dazwischen zu fahren, denn der „Thürgott“ oder die „Staubgeister“ könnten ihr das gewaltig übel nehmen. Sie wartet also fein ab, bis der Tag herangerückt ist, an dem alle guten und bösen Geister ihr Haus verlassen haben — er wird alljährlich im Kalender besonders angegeben — und kann dann bis zur Mitternachtsstunde in der Neujahrsnacht, wo neue Geister ihren Einzug halten, nach Herzenslust scheuern, fegen und abstäuben.

Während man aber alle übrigen Geister ohne „Schönen Dank“ fortziehen läßt und sich freut, sie mal auf ein paar Tage los zu werden, veranstaltet Reich und Arm für den „Küchengott“ ein kleines Abschiedsfest. Der Magen spielt ja überall eine wichtige Rolle, die größte aber in China, und deswegen betrachtet man ihn auch als den vornehmsten von allen Hausgöttern. Wenn der Augenblick herannaht, in dem er in die Ferien gehen will, setzt man ihm Süßigkeiten und namentlich Pflaumenkuchen vor, zündet einige Weihrauchstengel an, wirft sich vor seinem Bilde auf die Kniee, und das Familienoberhaupt beginnt laut zu beten: „Guter Herr Küchengott! Wir bitten dich herzlich, doch nur gutes über uns zu berichten. Gewiß haben wir dich oft beleidigt und beim Aus- und Eingehen wenig Rücksicht auf dich genommen; aber du bist großmütig, du denkst nicht so kleinlich, wie unser einer. Auch hast du nicht bei uns gespeist, und wir haben es meist vergessen, dir etwas anzubieten. Ganz geschwärzt bist du vom Rauch des Herdes und hast keine guten Tage bei uns verlebt, aber verzeihe uns alles, lobe uns beim alten Himmelsgroßvater und verschweige unsere Fehler!“ — Nachdem man noch etwas gewartet hat, setzt man sich froh zu Tisch und verspeist die dem Küchengott geopferten Süßigkeiten und Pflaumenkuchen, denn die chinesischen Gottheiten haben die löbliche Angewohnheit, schon vom Geruch der ihnen dargebrachten Opfergaben satt zu werden.

Ist man mit dem Scheuern fertig, so beginnt das Mahlen des Mehls und das Brotbacken, und das ist gar keine kleine Arbeit, denn das Quantum soll für die ganze Festzeit reichen. Wer ferner ein Schwein fett gemacht hat, für den ist der Augenblick gekommen, es zu schlachten, damit die Familie sich an einem guten Festbraten er-

laben kann, und wer zwei Borstenviehe großgezogen hat, der verkauft das andere, denn jetzt gerade steht Fleisch besonders hoch im Preise, da am Neujahrstage selbst der ärmste Kuli, der sonst im ganzen Jahre nicht an einen solchen Leckerbissen denkt, „Fleisch" zum Mittagessen haben möchte. Freilich ist er recht bescheiden in seinen Ansprüchen, denn zwei Schweinsohren oder -füße genügen ihm, wenn das Geld zu einem besseren Stückchen nicht hinreicht. Er hackt sie mit etwas Kohl oder sonstigem Gemüse klein, streut Mehl darauf und kocht sie.



Eine Neujahrsmahlzeit.

Das ist das Gericht, an dem sich mehr als hundert Millionen Chinesen am Neujahrstage erquicken, und von dem die Kinder schon acht Tage vorher den Nachbarskindern zuflüstern „am Neujahrsfeste essen wir die nämliche Speise wie der Kaiser".

Die Woche vor Neujahr hat für die Geschäftswelt aber noch eine ganz besondere Bedeutung, die für den einen gerade so angenehm wie für den anderen unangenehm ist — man reguliert nämlich seine Schulden. Wer recht viel auszustehen hat, der ist von morgens bis abends auf den Beinen, um seine Forderungen einzutreiben, und wenn



Eine chinesische Musik-Kapelle.





Ein Straßen-Barbier.

der Schuldner es mit dem Zahlen nicht so eilig hat, dann reißt er ihn am Zopf oder packt ihn an die Gurgel, denn ein Chinese fühlt sich durch nichts so gekränkt als wenn man ihn nicht bezahlt. Wem es also seine Mittel erlauben, der tilgt die Schulden vom verflossenen Jahr und macht dafür recht viel neue, denn um Forderungen, die aus der Neujahrszeit stammen, darf niemand vor dem fünften Tage des fünften Monats mahnen und — bis dahin „ist ja noch lange hin". Wer aber sein Schuldkonto nicht zu tilgen vermag, der weiß vor Angst nicht, wie weit ihn seine Füße tragen sollen, um seinen

Gläubigern zu entgehen und er verkriecht sich am liebsten irgendwo in der Einöde, bis der Neujahrstag herangebrochen ist und niemand ihn mahnen darf. Aber es genügt ja nicht, daß man dem spähenden Auge des Gläubigers entgeht, sondern man braucht auch etwas Geld, um Feste zu feiern, und so bringt dann, während der Ehemann irgendwo verborgen ist, die Gattin das nicht absolut Notwendige ins Pfandhaus, so daß man das Fest einigermaßen vergnüglich feiern kann — wenn auch zwischen kahlen Wänden und nicht gerade mit besonders günstigen Aussichten für die Zukunft.

Alle erwachsenen Leute verbringen die Neujahrsnacht mit Vorliebe wachend, wenigstens warten sie den Eintritt des neuen Jahres ab, denn, „wer viele Jahre wachen Auges hat herankommen sehen, der lebt lange“. Außerdem ziehen in diesem Augenblick ja auch die neuen Geister ein und man muß sie gebührend empfangen. Der Hausherr hat bereits an einem der vorhergehenden Tage auf dem Jahrmarkt oder von einem herumziehenden Hausierer zwei buntkolorierte Holzschnitte gekauft, deren einer den „Thürgott“, der andere den „Küchengott“ darstellt, und er klebt sie nun mit gebührender Feierlichkeit auf ihrem Platz an der Thür und über dem Herde an, und stellt auf den letzteren eine brennende Lampe. Dann verrichten alle erwachsenen Bewohner des Hauses vor diesen neuen Götzen ihr Gebet und bringen Opfer und Weihrauch dar. Man muß sich aber sehr in acht nehmen, daß nicht ungebetene Geister mit hineinschlüpfen und deswegen Stroh und Sesamstengel in den Hof streuen. Hört man dann Knistern oder Rascheln, so muß schleunigst der Besen geschwungen werden; auch darf man weder antworten noch öffnen, wenn es an die Thür klopft.

Ist etwa eine Stunde unter den nötigen Vorsichtsmaßregeln bei einer Tasse Thee oder einem Glase Sorghobranntwein vergangen, so darf man es wagen, sich noch für ein Stündchen aufs Ohr zu legen. Lange dauert diese Ruhe allerdings nicht, denn man steht in China immer früh auf, aber ganz besonders am Neujahrsmorgen, da es ja nicht an die Arbeit, sondern ins Vergnügen gehen soll. Man wäscht sich also — für die große Masse der Chinesen schon etwas Außergewöhnliches — und legt ein Festtagsgewand an, sofern man eins hat. In den meisten Fällen muß freilich der gute Wille genügen: die Matrone hat sich aus einigen farbigen Flicken ein neues Häubchen gemacht, die jungen Mädchen schmücken ihr Haar mit Blumen und der Hausvater paradiert mit einem Paar neuer Schuhe oder einer

neuen Mütze. Dann geht er hinaus und klebt an die Pfosten der Hausthür und an die Fenster große Papierstreifen mit Sprüchen, die seiner Familie im neuen Jahre Gedeihen, Glück und Reichtum sichern sollen. Sie sind gewöhnlich auf rotes Papier geschrieben; nur wenn während des verflossenen Jahres ein Todesfall vorgekommen ist, muß blaues Papier verwendet werden. Allerdings findet der Vater meist schon einen Zettel mit den Worten „Möge beim Öffnen der Thür großes Glück in das Haus ziehen“ angeklebt, denn das Rascheln auf dem Stroh rührte nicht von bösen Geistern, sondern von geschäftigen Bettlern her, die dem Hause diese Aufmerksamkeit erwiesen, um am nächsten Morgen ein Almosen einsammeln zu können.

Sind das Haus und seine Bewohner festlich geputzt, so setzt man sich zu Tisch und nimmt einen Morgenimbiß ein, und wenn dann das erste Grauen den kommenden Morgen verkündet, dann stürzt alles auf die Straße, um das neue Jahr durch Abbrennen möglichst vieler Feuerwerkskörper, die etwa unseren „Kanonenschlägen“ entsprechen, doch meist von geringerer Stärke sind, zu begrüßen. Das hat einen doppelten Zweck, denn einmal verjagt man dadurch die bösen Geister, denen es noch nicht gelungen ist, irgendwo einen Unterschlupf zu finden, und zweitens kennt der Chinese kein größeres Vergnügen, als sich mitten im ärgsten Lärm zu befinden und denselben nach eigenen besten Kräften noch zu erhöhen. Selbst das ärmste Bettelweib, das sich mit Mühe und Not während der letzten Tage einige Cash für das Fest erbettelt hat und sie für eine leidliche Mahlzeit dringend nötig brauchte, glaubt, ihren Kindern das Vergnügen machen zu müssen, ihnen einige dieser Petarden zu kaufen, obschon sie genugsam weiß, daß dieses Spielzeug keineswegs ungefährlich ist, sondern außer unzähligen geringen Brandwunden doch auch alljährlich eine Anzahl schwererer Verletzungen zur Folge hat. Der Höllenlärm beginnt also am Neujahrsmorgen und hält bis zum Abend des vierten Tages ohne wesentliche Unterbrechung an; ja, vereinzelt hört man die Detonationen der Feuerwerkskörper bis zum zwanzigsten Tage.

Sobald die ersten Petarden abgefeuert sind, wogt alles die Straßen entlang, um die Nachbarn zu begrüßen und ihnen ein frohes Jahr zu wünschen. Thatsächlich bildet am Neujahrstage das Chinesenvolk eine einzige große Familie. „Zu Neujahr“, besagt ein Sprichwort, „ist allerwärts Friede unter dem Himmel“ und selbst diejenigen, die sich als Todfeinde gegenüberstehen, lassen an diesem Tage allen Haß fahren und wünschen einander „neuen Frühling und große Freude“.

Der Mann, der gestern noch seinem Schuldner mit dem Stocke drohte, um ihn zur Bezahlung zu zwingen, begrüßt ihn heute — und wenn er auch nicht einen Casch erhalten hat — genau so freundlich, als wäre nie im Leben zwischen Beiden ein Mißklang aufgekommen. Die neuen Götter sind ja eben erst eingezogen, sie wissen noch nicht, wie ihn sein Schuldner gekränkt hat, und was sollten sie wohl von ihm denken, wenn er an einem Tage, an dem jeder froh sein soll, mit seinem Nachbar zankte. Er hat ja ohnehin genug einbekommen, um das Fest zufrieden verleben zu können, und sein Schuldner wird ihm schon gelegentlich gerecht werden; sollte er es darum wagen, die Götter zu erzürnen, daß sie ihm vielleicht übel wollen und ihn viel härter bestrafen, als im schlimmsten Falle der ganze Verlust bei jenem betragen könnte? — Man sieht, daß auch der Aberglaube seine guten Folgen haben kann, und es ist durchaus nichts seltenes, daß sich am Neujahrsfest zwei Gegner völlig versöhnen und durch gegenseitige Zugeständnisse den alten Streitpunkt aus der Welt schaffen.

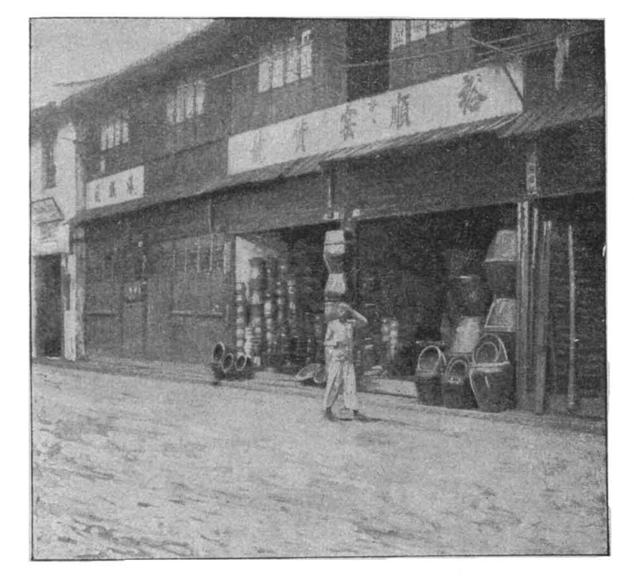


Einkauf zum Fest.

Hat man alle Nachbarn beglückwünscht, so begiebt man sich in das Haus zurück, um vor dem Ahnenaltar, der mit allerhand Fähnchen und Blumen ausgeputzt ist, eine Andacht zu verrichten.

Inzwischen ist die Zeit zum Fortschicken und zur Empfangnahme der Geschenke herangekommen. In der Wirklichkeit bekommen nur Kinder von ihren Eltern, Lehrer von ihren Schülern, Dienstboten von ihren Herrschaften und Beamte von ihren Untergebenen Geschenke, woneben noch in einzelnen Provinzen unter Verwandten oder eng befreundeten Familien ein Austauschen von Leckereien üblich ist. Außer-

dem erfordert es aber das Zeremoniell, daß man allen Familien, mit denen man auch nur weitläufig bekannt ist, Geschenke „anbietet“, die aber regelmäßig mit der Ausrede, daß „man deren nicht würdig sei“, zurückgewiesen werden. Man packt also einem Diener oder Hausknecht eine Anzahl Kistchen mit Kuchen, Biskuits oder eingemachten Früchten, ein Körbchen mit Weintrauben und einen kleinen Schinken auf und versieht ihn mit der nötigen Zahl von Visitenkarten. Der Bote wandert nun bei dem ganzen Bekanntenkreis herum, giebt überall die Karte ab und bietet die Gaben an. Die erstere wird angenommen, die letzteren werden aber höflich abgelehnt, und der Diener kehrt, nachdem er seine Wanderung vollendet hat, mit den Schätzen nach Hause zurück, wo sie schon sehnlichst erwartet werden, damit sie in dem Empfangssalon ihren Platz finden und den Verwandten und Freunden, welche persönlich ihre Glückwünsche abstatten, angeboten werden können.



Eine Geschäftsstraße am Neujahrsmorgen.

Inzwischen ist ein anderer Bote unterwegs, um nach einander die Geschenke auszutragen, auf deren Annahme man rechnet. Diese zerfallen in die „nassen“ Geschenke, welche für Freunde und Verwandte bestimmt sind, und in die „trockenen“, mit denen man etwas erreichen will. Äußerlich sehen beide Arten völlig gleich aus und bestehen immer aus Kuchen, Früchten oder anderen Lebensmitteln; bei den „trockenen“ packt man aber auf den Boden des Körbchens ein Päckchen, in dem sich entweder einige Silberblöcke oder eine Anzahl Banknoten befinden. Natürlich sind diese Gaben umfangreicher, je

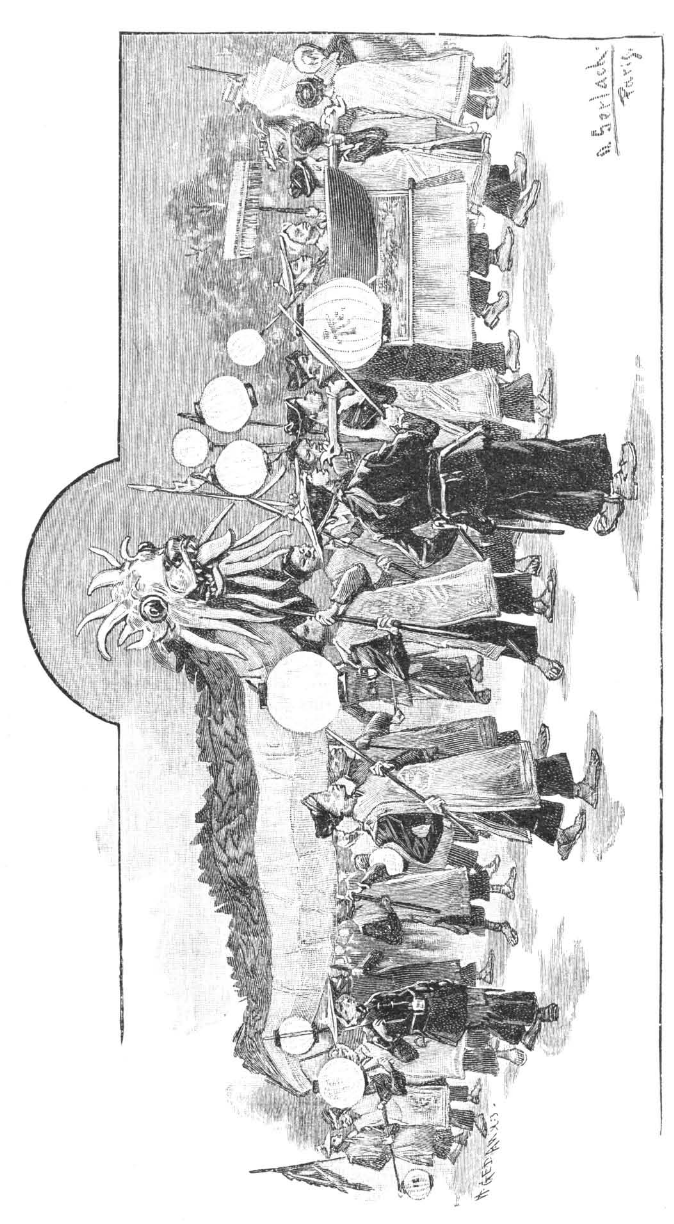
höher der Empfänger im Range steht. Der Herr Oberpräsident kann von den ihm unterstellten Beamten selbstverständlich nicht so wertvolle Geschenke erwarten, als er sie dem Vizekönig verehren muß, aber er bekommt auf diese Weise doch wenigstens einen Teil der Unkosten, in die er sich stürzen muß, wieder ersetzt. Ein Beamter weist überhaupt kein Geschenk zurück, er ist desselben immer „würdig“. Wenn ein Richter oder ein Landrat von einer ihm noch so unbekannten Persönlichkeit ein Körbchen zugesandt erhält, so macht ihm das durchaus keine Sorge, denn er weiß ganz genau, daß dieselbe im Laufe des Tages persönlich ihre Aufwartung machen und dabei schon durchblicken lassen wird, was sie für sich selbst oder irgend einen Verwandten zu erreichen wünscht — außerdem ist er morgens nicht zu Hause. — Mit den „nassen“ Geschenken geht man wesentlich sparsamer um. Man schickt wahre Riesenschachteln, die zwei Mann an einer Stange tragen, aber der Inhalt der einzelnen Abteilungen, der in Kuchen, Trauben, Birnen, Haifischflossen und Holothurien besteht, füllt nicht den zehnten Teil des Raumes aus; dagegen befindet sich bei jedem Gericht ein hochpoetischer Name für dasselbe auf rotem Papier verzeichnet. Man meint, daß der Empfänger das, was fehlt, sich ja hinzudenken könne; die Hauptsache bleibt, daß alles recht vornehm „aussieht“.

Zur nämlichen Zeit, wo die Boten mit ihren Gaben herumlaufen und die Kinder sie ihrem Lehrer ins Haus tragen, müssen die Beamten nämlich dem Kaiser gratulieren. Dies geschieht in der Weise, daß sie sich in größter Galauniform in dem Konfuziustempel der betreffenden Kreis-, Bezirks- oder Provinzialhauptstadt versammeln und vor einem zu diesem Zweck extra aufgebauten Drachenthron, der mit der Inschrift „Zehntausend Jahre und zehntausendmal zehntausend Jahre dem höchsten Herrscher“ versehen ist, in den Staub werfen und dreimal mit dem Kopfe den Boden berühren. Ist diese Zeremonie beendet, dann begeben sie sich in einen Buddhatempel und bringen dem Schutzgeiste der Stadt gleichfalls ihre Glückwünsche dar, worauf die Bonzen dem Gott zu Ehren ein so gewaltiges Feuerwerk abbrennen, daß nach wenigen Minuten es niemand mehr vor Rauch im Innern aushalten kann und alles sich vergnügt nach Hause begiebt. — In Peking selbst bleibt es nicht bei der Zeremonie, sondern die kaiserlichen Prinzen und die höheren Beamten werden vom Kaiser persönlich mit außergewöhnlicher Leutseligkeit empfangen, um ihm ihre Glückwünsche darzubringen.

Nachdem man dann zu Mittag gegessen hat, beginnen die persönlichen Besuche, die aber fast nur in den besseren Kreisen üblich sind. Man sieht zahllose Sänften, die durch die Straßen getragen werden, welche im übrigen aber auffallend menschenleer sind. Während in den frühen Morgenstunden die Straßen kaum die Menge des Volkes zu fassen vermochten, hält sich nachher fast jede Familie im eigenen Hause oder bei Verwandten auf. Man hat an den übrigen Tagen des Jahres soviel auf der Straße zu thun und im Schweiße seines Angesichts dort sein Brot zu verdienen, daß man es als die größte Erholung betrachtet, einen Tag im Hause zu verleben. Und was sollte die Leute auch zum Ausgehen reizen? Alle Läden, alle Werkstätten, alle Theehäuser sind geschlossen; es giebt nichts zu sehen und nichts zu genießen; also überläßt man den reichen Leuten die Straße. Diese, in ihre besten Gewänder gekleidet — Herren sowohl als Damen — haben es aber auch eilig genug, um die Dutzende von Besuchen erledigen zu können. Bei den allermeisten Besuchen geht es zum Glück schnell ab; der Besucher läßt seine Karte — und mitunter gleichzeitig eine besondere Glückwunschkarte — abgeben, und der Herr oder die Dame des Hauses lehnen die zugedachte Ehre dankend ab, mit der Begründung, daß „man im Glanze eines so hohen Besuches erblinden würde“. Dann kann die Sänfte ohne Zeitverlust ihren Weg fortsetzen.

Was die eben erwähnten Neujahrs-Glückwunschkarten betrifft, so sind sie in der Regel mit den drei Symbolen der chinesischen Glückseligkeit: Nachkommenschaft, hoher Rang und langes Leben, versehen. Das erste Sinnbild besteht in einem Kinde, das zweite in einem Mandarin, das dritte entweder in einem Greise oder einem Storche, welcher Vogel nach chinesischer Ansicht von dem ganzen befiederten Geschlecht das längste Leben erreicht. —

Der zweite Neujahrstag ist namentlich für die Mandarinen mit Arbeit verknüpft. Sie müssen zunächst das Fest der Vermählung von Himmel und Erde feiern, das in einer Zeremonie besteht, bei der sie dreimal niederknieen und neunmal mit dem Kopf die Erde berühren müssen; ferner haben sie den Wind- und Feuergöttern ein Opfer zu bringen. Ist das erledigt, so gilt es, dem Vizekönig zu Neujahr zu gratulieren. Das ist für diejenigen Beamten, die in der Provinzialhauptstadt wohnen, nicht schwer; aber die anderen, die in abgelegenen Bezirken angestellt sind, brauchen teilweise drei Tage, bis sie in ihren Sänften oder zu Wasser an Ort und Stelle angelangt sind, und für



Der große Umzug am Laternenfeste.

sie ist der Besuch bei dem Vizekönige mit dem Verlust einer vollen Woche gleichbedeutend.

In den meisten Teilen Chinas ist der erste Neujahrstag nur der eigenen Familie und den allernächsten Verwandten, der zweite dem größeren Verwandten- und Freundeskreise gewidmet, und man sieht daher an letzterem auch viel mehr Menschen auf der Straße als am vorhergehenden Tage. Zahllose Frauen, die sogenannten „Neujahrstheeträgerinnen“, sind emsig beschäftigt, allerhand Leckereien, die namentlich in Apfelsinen, Wein, gebackenen Kokosnüssen und kugelförmigen Kuchen bestehen, zwischen den Verwandten und Freunden hin und her zu tragen,

während diese selbst von dem ältesten oder wohlhabendsten unter ihnen zu einem festlichen Bankett eingeladen werden, bei dem vornehmlich der Fisch Liju und Strahlmuscheln als glückbringende Speisen dargeboten werden.

Am dritten und vierten Tage halten es die Leute nicht mehr in ihren Wohnungen aus. Alt und Jung treibt sich auf der Straße herum, brennt Feuerwerkskörper nach Herzenslust ab, sieht den Schauspielern, Akrobaten, Musikern und Sängern zu, die wieder auf allen



Gaukler am Laternenfest.

Plätzen ihre Künste zum Besten geben, und vergißt namentlich nicht, sich von den Wahrsagern Auskunft geben zu lassen, welches Schicksal ihnen in dem eben begonnenen Jahre bevorsteht.

Am fünften Tage beginnt für Viele schon wieder das Leben in dem gewohnten Geleise sich fortzubewegen. Herbergen, Wirtshäuser und Theestuben öffnen wieder ihre Pforten, und wenn die Kaufleute und Krämer damit noch einen Tag zögern, so bereiten sie sich doch schon auf die Geschäfte vor, indem sie dem Gotte des Reichtums huldigen und ihm Opfer darbringen. Fast in jedem Stadtteil befindet

sich ein Tempel, der diesem Gotte geweiht ist, oder doch ein ihm gehörender Altar, und zu diesem wallen am fünften Neujahrstage die Kaufleute in Scharen, um Glück und Segen für sich herabzuflehen, denn für den Chinesen giebt es kein höheres Ideal als den Reichtum. Es giebt zwar manchen wohlhabenden Mann, der öffentlich über das ganze Götzenwesen spottet und sich zur reinen Lehre des Konfuzius bekennt; er würde es natürlich tief unter seiner Würde betrachten, wenn man ihm zumuten würde, sich mit dem Schwarm der Übrigen zu dem nächstbelegenen Altare des Tse=schenn zu begeben, aber in einem Winkel seines Hauses hat er ganz im Geheimen das Bild des Gottes aufgehängt und dort kniet er ebenso inbrünstig nieder, als irgend ein anderer im Tempel angesichts der großen Menge, denn es ist doch gar zu schön, ein reicher Mann zu sein und — man möchte es doch auch bleiben, und deswegen ist es für alle Fälle das Sichere, den Tse=schenn nicht zu erzürnen.

An einigen Orten wird das Fest des Gottes des Reichtums als Tu=ti=fest, jedoch erst am zweiten Tage des zweiten Monats begangen. Namentlich in den südchinesischen Städten sieht man allenthalben Altäre, die diesem Gott errichtet sind und auf denen dessen Bildsäule in reichem Gewande mit Goldbarren in der Hand aufgestellt ist. Fast immer sind dort frische Blumen, Opferspeisen oder Kerzen zu sehen, die irgend ein Kaufmann aus der Nachbarschaft gebracht hat, dem ein gutes Geschäft gelungen ist oder der sich nach einem solchen sehnt. Am Tage des Tu=ti=festes wird nun vor dem Hauptaltar eine hölzerne Kanone aufgestellt und aus dieser eine Palmriedkugel abgeschossen, die eine Höhe von zwölf bis fünfzehn Meter erreicht. Demjenigen, dem es gelingt, die niederfallende Kugel aufzufangen, stellt der Gott für das begonnene Jahr seine besondere Unterstützung in Aussicht, und man kann sich denken, wie das gewinnsüchtige chinesische Volk sich danach drängt, stößt und schiebt, um dieses Glückes teilhaftig zu werden. Die Kugel wird ihm durch besondere, rotgekleidete Tempeldiener nebst einem für seinen Ahnenaltar bestimmten Zierrat aus künstlichen Blumen unter Trommelschall und Trompetengeschmetter ins Haus getragen und er gilt als der beneidenswerteste Mann der Stadt. Thatsächlich pflegt er auch ein glänzendes Geschäft zu machen, da sich alles nach seinem Laden drängt, um womöglich einen kleinen Teil des dort ausgestreuten Glückes für sich selbst zu erhaschen. Um dem mit Lebensgefahr verbundenen Drängen wenigstens etwas abzuhelfen, hat man sich in mehreren Städten entschlossen, hinter einander dreißig Kugeln

und noch mehr abzufeuern, damit mehrere des Glückes teilhaftig werden könnten, aber der Gewinner der ersten Kugel gilt doch als der bei weitem Glücklichste und auch ihm allein wird die seinige unter feierlichen Zeremonien überbracht. —

Den siebenten Tag des ersten Monats nehmen die Frauen für sich in Anspruch; es ist der Festtag der Apo, der Schutzgöttin des Ehebettes. Keine Frau, kein Mädchen wird es versäumen, ihr an diesem Tage je nach Vermögen ein Opfer zu bringen; kann sie auf ihren kleinen, verkrüppelten Füßchen nicht bis zum Tempel hintrippeln, so läßt sie sich entweder in einer Sänfte oder, wenn ihr eine solche nicht zur Verfügung steht, von einem Dienstmädchen auf deren Rücken dahin tragen. Die Wohlhabenden bringen Schweinebraten, gekochte Hühner und ein Gemüse namens Tßeku, die ärmeren begnügen sich mit saurem Ingwer und rotgefärbten Eiern. Hat man der Göttin gehuldigt, so besucht man einander, hält Theekränzchen ab und macht, wenn es das Wetter irgendwie zuläßt, Spazierfahrten auf den Flüssen und Seen der Umgegend. Kurz, so gedrückt im allgemeinen die Stellung der Frau in China zu sein scheint, so unbeschränkt herrscht sie an diesem Tage.

Das Laternenfest.

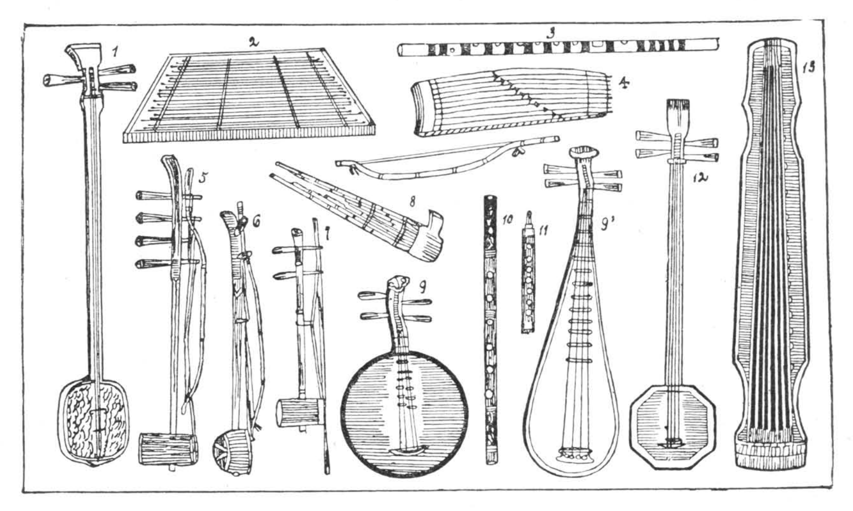
Wie wir schon sagten, findet die Festperiode mit dem fünfzehnten Tage des ersten Monats, dem Laternenfest, ihren eigentlichen Abschluß, und zwar sind die Chinesen an keinem anderen Tage im ganzen Jahre so fröhlich, wie an diesem.

Es handelt sich um ein Fest, dessen Bedeutung dem acht Tage früher gefeierten Apofeste etwa gleichkommt, nur sind heute nicht die Frauen, sondern die Männer die Feiernden. Wir wissen schon, wieviel den Chinesen daran liegt, eine recht zahlreiche männliche Nachkommenschaft zu besitzen, und nun haben die einen dafür zu danken, daß sich dieselbe während des letzten Jahres vermehrt hat, während die anderen bitten, daß ihnen dieses Glück in dem begonnenen Jahre zu teil werden möge.

Vom frühen Morgen bis zur anbrechenden Nacht sind die Buddha- und namentlich die Taoistentempel mit Betern überfüllt, und alles hat zu Ehren des Tages, gerade wie am Neujahrstage, seine Festgewänder angelegt.

Wem das Schicksal im verflossenen Jahre einen Erben beschieden hat, der pflegt seine ganze männliche Verwandtschaft zu einem Fest-

essen einzuladen; hierbei wird die Ahnentafel auf das prächtigste ausgeschmückt und oft wird vor derselben ein vielverästeter Baum (gewöhnlich aus Wurzelwerk bestehend), als Sinnbild der Hoffnung aufgestellt, daß es dem Geschlecht nie an einer reichen Nachkommenschaft fehlen möge. Vielfach veranstalten auch wohlhabende Leute, denen ein Erbe geboren wurde, in dem Tempel ihres Bezirks ein großes Gastmahl, zu dem sie die Armen durch Trommler und Ausrufer einladen lassen. Das Hauptgericht besteht in einem eigentümlichen, eigens für diesen Tag zubereiteten Kuchen, der aus Zucker oder süßem Mus bereitet und dann in Reismehl kugelrund bis zur Größe eines



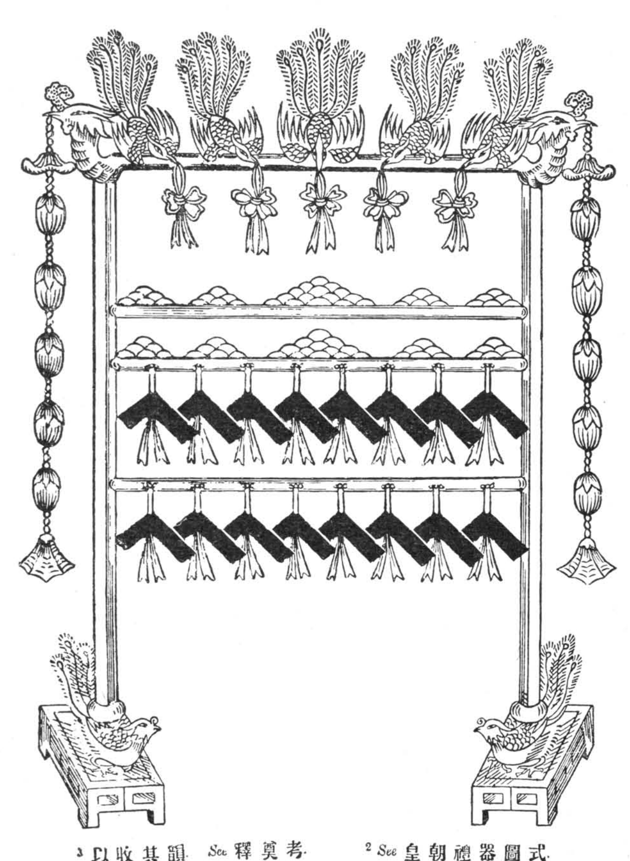
Musikalische Instrumente.

Hühnereies gewälzt wird. Diesen Schmaus läßt sich niemand, der es irgendwie ermöglichen kann, an diesem Tage entgehen.

Reges Leben herrscht in allen Straßen. Musikanten, Sänger, Seiltänzer, Schauspieler und Schaubudenmänner haben sich allenthalben aufgestellt, und eine schaulustige Menge umringt sie. Da sieht man in Binsenhütten allerhand Raubtiere, Stachelschweine, vierfüßige Enten, sechsfüßige Ferkel und sonstige Monstrositäten. Daneben sind Suppen-, Thee- und Obstbuden errichtet und etwas weiter haben Spielhöllen ihren Platz gefunden. Eine eigene Art des Glücksspiels besteht darin, daß ein lebender Fisch oder ein großes Stück Schweinefleisch am oberen Ende einer Stange befestigt und ausgelost wird. Jeder macht einen Einsatz und schätzt gleichzeitig das Gewicht des ausgebotenen

Fleisches oder Fisches; sind genügend Schaulustige zusammen, so wird der Gegenstand herabgenommen und gewogen und dann demjenigen ausgeliefert, der das wirkliche Gewicht am annäherndsten erraten hat.

Aber das Publikum selbst, namentlich das junge Volk, wirkt auch selbstschöpferisch und veranstaltet allerlei Mummereien und Aufzüge. An einer Stelle findet ein Wettlaufen auf Stelzen statt und die Läufer haben sich als Greise, Frauen, Mandarine, Bonzen, Drachen ꝛc. verkleidet, an einer anderen wird von übermütigen Burschen eine Gerichtssitzung mit nachfolgender Hinrichtung zum Besten gegeben, an einer dritten erscheint ein Wahrsager, der alles mögliche Glück und Unglück den Vorübergehenden verkündet, an einer vierten sucht ein Bonze die Welt zu bekehren, und dazwischen treiben sich unzählige Kinder herum, die sich in allerhand phantastische Papierkostüme verkleidet haben und ihre noch kleineren Gefährten zu erschrecken versuchen. Kurz, überall herrscht der fröhlichste Jubel.



Das Musikinstrument „Klingende Steine“.

Der Hauptspaß beginnt aber erst, wenn der Abend hereinbricht, denn dann erstrahlt das ganze weite Reich in einem Meer von Lichtern.

Es giebt keinen Chinesen, sei er noch so alt oder noch so jung, der nicht seine Laterne trüge, keinen Tempel, keine Pagode, kein Haus, kein Zimmer, keinen Mastbaum, ja keine Stange, die nicht durch Kerzenlicht erhellt wäre. Es giebt Laternen für Reiche und Arme, für jung und alt, für Gute und Sünder, für Götter und Teufel, und in allen nur erdenklichen Formen. Der chinesische Laternenmacher arbeitet das ganze Jahr und trotzdem passiert es, daß er am Laternenfest gar nicht seine Werkstatt zu öffnen braucht, da er am vorhergehenden Tage schon seinen gesamten Vorrat verkauft hat. Und welche unendliche Mannigfaltigkeit in den Formen und Farben giebt es: runde und cylinderförmige, ovale und rautenförmige, vier-, sechs- und achteckige, korb- und tulpenartige, und dann die zahllosen Scherzlaternen in Obst- oder Blumen-, Drachen- oder Vogelform.

Wem ein Kind geboren wurde, der schmückt nicht nur sein eigenes Haus mit Lichtern aus und zündet eine große kunstvolle Laterne vor der Ahnentafel an, sondern er stiftet auch eine als Dankopfer in dem nächsten Tempel und begnügt sich meist nicht mit dieser einen, sondern hängt gleich noch ein halbes oder ein ganzes Dutzend mehr von denselben auf, je nach der Zahl der Söhne, die er sich für die Zukunft wünscht. Die größte Sorgfalt wird auf die Ahnenlaterne verwendet; es giebt davon kostbare Exemplare, die aus sogenanntem „Eisenholz“ oder gar aus Elfenbein geschnitzt, mit gemalten Glasscheiben versehen und mit Glasperlen-Ketten behangen sind und deren Preis zwischen zehn und fünfzig Dollars schwankt. Wesentlich billiger und mehr eine Spielerei ist eine Art Hängelaterne, die aus zwei Teilen besteht, in deren unterem mehrere Lichter brennen; durch die entstehende Hitze wird der obere Teil, der mit allerhand buntkolorierten Figuren wie Reitern, Kriegern und Tieren geschmückt ist, fortwährend im Kreise bewegt.

Wiederum eine besondere Art bilden die Laternen für diejenigen, die noch keine Nachkommen haben, sondern sich dieselben erst wünschen. Sie kaufen eine Laterne, lassen sie mit ihrem Namen versehen und schicken sie einige Tage vorher nach dem Tempel ihres Bezirks. Dort zündet sie am Abend des Laternenfestes ein Priester an einer vor dem Altar des Jü-huang brennenden Opferlampe an und sendet sie den Betreffenden durch einen Boten zu. Dieser ist von mehreren Musikanten begleitet und überbringt gleichzeitig eine Lattich-Frucht, in deren Mitte eine Kerze brennt. Die letztere wird dann vor den Hausgötzen gestellt, die Laterne dagegen vor der Ahnentafel aufgehängt.

Mitunter wird ihm auch von wohlmeinenden Freunden gleichzeitig eine kleine in Seide gekleidete Wachsfigur, der „Samsing“ zugeschickt, der ebenfalls auf dem Ahnenaltar seinen Platz findet. Er soll Glück, Rang und langes Leben in das Haus bringen, entspricht in seiner Bedeutung also den schon geschilderten Neujahrskarten.

Die Hauptsache bildet aber der „Umzug des großen Drachen“, der in jedem Dorf und in jeder Stadt vor sich geht. Er nimmt seinen Anfang vor dem Haupttempel des Distrikts, vor dessen Pforte zunächst ein möglichst glänzendes Feuerwerk abgebrannt wird; man sieht dort feuerspeiende Löwen, Tiger, Schiffe, Räder, Seeschlachten, Türme mit läutenden Bonzen, Weinberge und andere kunstvolle Dinge, wie sie nur die Chinesen mit ihrer Geduld und ihrem großen Geschick fertig bringen. Dann öffnet sich das Thor und in schnellem Schritt unter Vorantritt von Reitern, Musikern und Lampionsträgern erscheinen die Leute, welche das Bild des großen Drachen tragen. Es ist ein langer, wurstartiger Leib aus gelber Gaze mit aufgemalten Schuppen, phantastischem aus Flicken zusammengesetzten Kopf, aus Hanfstengeln gebildetem rasselnden Schweif und im Innern durch buntfarbige Laternen gespensterhaft erleuchtet. Meist wird dieses Ungetüm auf Stangen getragen, aber mitunter hat es auch lebendige Beine, nämlich Knaben, die es auf dem Kopf und den Händen tragen und dabei unausgesetzt im Bogen laufen, so daß es sich in Schlangenwindungen vorwärts zu bewegen scheint. Dieses Ungeheuer kriecht durch fast sämtliche Straßen des Ortes, und sein Erscheinen wird überall durch Raketen, Feuerfrösche, Feuerkugeln, Kanonenschläge, bengalische Lichter und Freudengeschrei begrüßt. An keinem andern Tage im Jahre ist das Volk so froh wie an diesem und an keinem andern wird auch der Fremde so sehr an die alten Erzählungen von dem „Märchenlande China“ erinnert.

Besondere Erwähnung verdienen noch die Laternen, die für die „armen Seelen“ aufgestellt werden. Wer durch Selbstmord oder gewaltsamen Tod sein Ende gefunden hat, dessen Seele muß noch eine Zeit lang auf der Erde umherirren, bis sie am Tage des Laternenfestes ihren Eingang in die Unterwelt zu finden vermag. Damit ihr dies aber auch möglich ist, werden allenthalben am Rande von Gräben, an den Flußufern, an Kreuz- und Hohlwegen, bei tiefen Brunnen und an sonstigen gefährlichen Stellen an hohen Stangen Laternen aufgehängt, damit sich die Seele nicht verirren kann und außerdem zündet man Sandelholz an, damit die Seelen etwas von dem Geruch derselben

annehmen und dadurch den Göttern der Unterwelt angenehmer werden. Dies führt uns auf den Ursprung des Festes zurück.

Das Laternenfest stammt aus den Zeiten der Han-Dynastie, ist etwa zwei Jahrtausende alt und wurde ursprünglich als Fest des Urwesens durch feierlichen Gottesdienst begangen. Es fiel damals auf die Mitte des ersten Monats, und da der Monat in China noch heute sich nach dem wirklichen Mondwechsel richtet und jeder Monat mit dem Neumond beginnt, so war also an diesem Tage immer Vollmond, und die Andächtigen verrichteten ihr Gebet im Glanze desselben. Erst vor etwa neunhundert Jahren kam man der Natur durch Anzünden von Papierlaternen zu Hilfe und gab so dem Fest seinen heutigen Charakter.



Junge Braut.

— Ende des ersten Bandes. —

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.

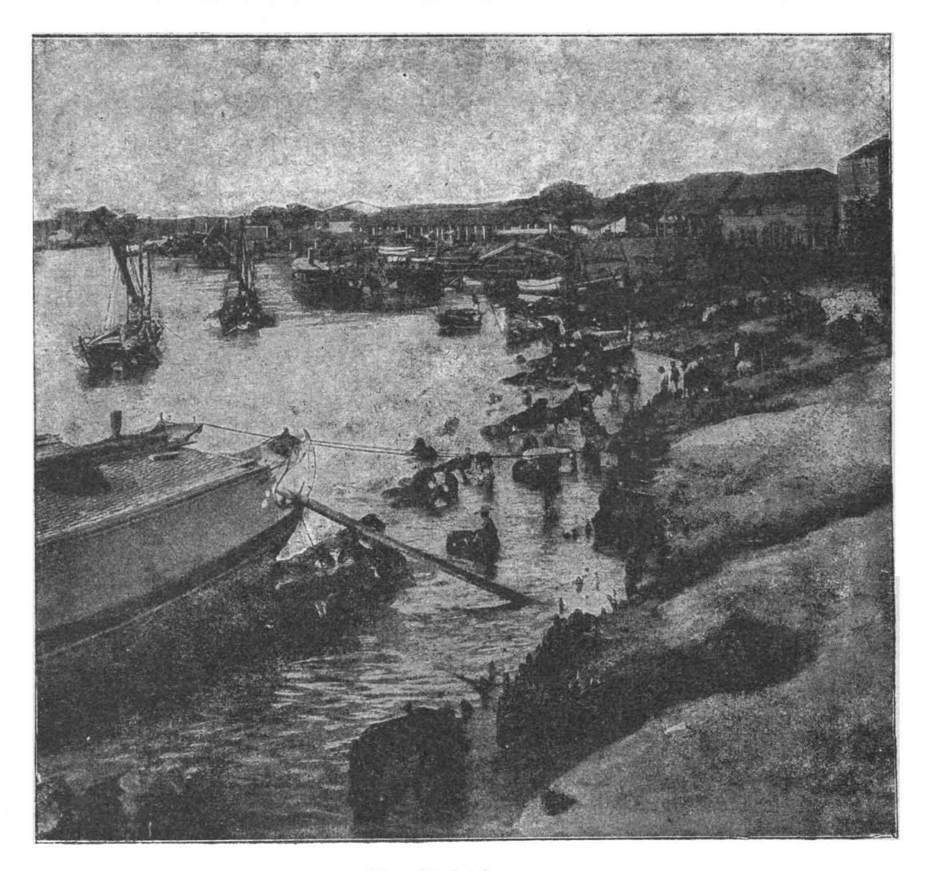
wohl nur äußerlich bekleidet zu sein scheinen, erreicht. Die hölzernen Thore schienen noch benutzt zu werden. Durch enge, schmutzige Gassen ritten wir zum Gasthofe und kamen dabei durch eine ganz kunstvoll aus Granit gearbeitete Ehrenpforte, zum Andenken einer tugendhaften Frau errichtet. Ähnliche etwas einfachere Denkmäler hatten wir schon vorher in einem Dorfe getroffen. Tugendhafte Frauen scheinen in jener Gegend zahlreich zu sein. Mit den Gasthöfen ist es dagegen schlecht bestellt. Ein Tempel, in welchem man sonst in Nord-China gern übernachtet, war nicht vorhanden oder nicht frei, und in dem Gasthof ersten Ranges mußten wir mitten zwischen Pferden und Eseln in einem Raum übernachten, der einem Gänsestall auf ein Haar glich. Auf Fremdenverkehr ist man noch nicht recht eingerichtet, und Europäer waren dort noch ziemlich unbekannt, ebenso wie das Silbergeld. Unser Wirt hatte nie ein Stück davon gesehen und fiel, als ich ihm für ein Stück Weihsienkohle einen blanken Dollar schenkte, ganz überwältigt vor mir nieder. Auch konnten wir unser Silber nicht verwerten und mußten, obgleich wir zwei nur mit Kupfermünzen beladene Esel mit uns führten, schließlich doch noch eine Anleihe machen.

Wie groß die Bevölkerung der Stadt ist, war nicht zu ermitteln. Ich würde sie nicht über 30000 bis 50000 Seelen schätzen, was ja für China nicht so sehr viel ist. Ich vermute, daß ein Teil derselben, namentlich die Handwerker, ihrer Vaterstadt bald den Rücken kehren und sich am andern Ufer der Bucht Arbeit suchen werden. In den neuen Ansiedelungen werden Straßen und Wohnungen nach dem Muster von Hongkong einen mehr europäischen Zuschnitt haben, aber auch hier werden sich die Chinesen bald an Reinlichkeit gewöhnen und vorzügliche Arbeiter werden.

Obgleich man schon in der Stadt Kiautschou erkennt, daß nach Norden zu, so weit das Auge reicht, nur eine einzige sanft ansteigende Ebene vorhanden ist, lag mir doch daran, die Wasserscheide zu erreichen, von wo ab der sogenannte nördliche Kiao- oder der Lai-Fluß nach der Bucht von Petschili zu fließt. Diesen Punkt fanden wir etwa 25 km nördlich von der Stadt und zwar auf der Straße von Kiautschou nach Pinktu-tschau, indem wir den Kiaoko aufwärts ziehend dort an einen Seitenarm kamen, der sich auf den ersten Blick als ein künstlicher Kanal von 30 bis 40 m Breite darstellte.

Auf einer der am Ufer aufgestellten großen Steintafeln war der Wasserlauf als Kiao-Lai-Kanal und die Brücke als „die Brücke, die Perlen hervorbringt" bezeichnet. Das that die Brücke allerdings nicht,

Regenzeit ausnahmsweise noch Wasser führt, war nicht festzustellen. Auf dem östlichen Ufer war es mit einem Deich versehen. Bald darauf folgte der eigentliche Wuho oder Kiaoho, dessen Sohle merklich tiefer lag. Das Bett war 120 m breit, der zur Zeit vorhandene Wasserlauf vielleicht nur 80 m, bei einer Tiefe von etwa 0,5 m. Über diesen Fluß führte eine regelrecht aus Granitquadern hergestellte

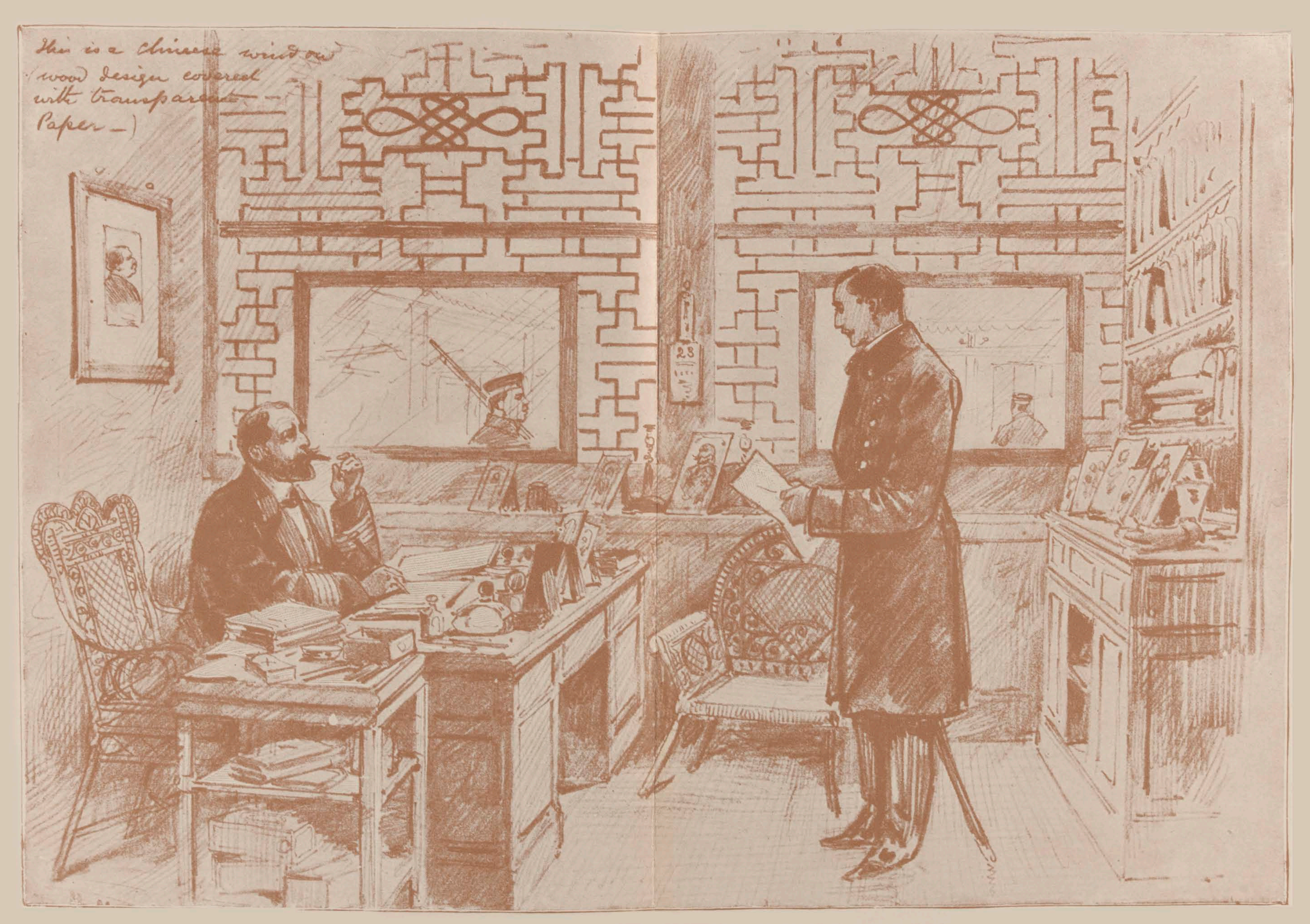


Eine Pferdeschwemme.

Brücke von 45 Pfeilern, welche etwa 1,5 bis 2 m voneinander entfernt und mit Steinbalken überdeckt sind. Es ist die Straße von Tsimo nach Kiautschou.

Nun wurde die alte Stadt mit ihren 10 m hohen, von Zinnen umkränzten Mauern, die von weitem einen ganz imposanten Eindruck machen, im Grunde aber nur Trümmerhaufen sind und mit Ziegeln



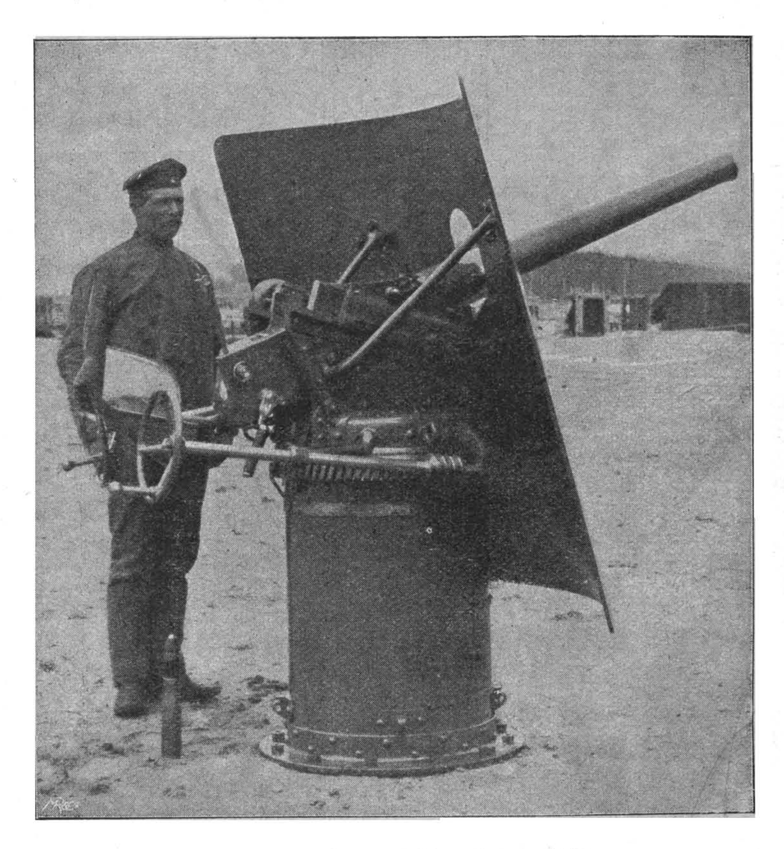


Im Büreau des deutschen Gouverneurs zu Kiautschou.



vom Pferde herab im Bogenschießen üben, der ganz den Anschein eines wohlhabenden Sportsman hatte.

Westlich von Nü-ku-kau wird die Gegend vollständig flach. Man überschreitet dann drei Wasserläufe, die alle gemeinsam durch ihre Sandablagerungen ein großes Watt gebildet haben, welches größtenteils schon über dem gewöhnlichen Hochwasser zu liegen scheint und



Marine-Schnellfeuergeschütz mit Schutzschild.

nur bei höheren Fluten ganz mit Wasser bedeckt sein mag. Auf diesem Watt würde man die Salzgewinnung in der an der chinesischen Küste so vielfach vorkommenden einfachen Weise betreiben können.

Wir wandten uns, immer dem Telegraphen folgend an dem Nordufer der Bucht, nun nach Westen und überschritten zunächst ein breites, aber vollständig trockenes Flußbett, das als Wuho bezeichnet wurde. Die Sohle desselben lag erheblich über dem Terrain. Ob es zur

daß schon allein die Aufschließung der in Schantung vorhandenen Kohlenlager und die Schaffung geregelter Kohlenausfuhr dem Hafen Kiautschou eine große Bedeutung sichern werden. Die Kohle von Weihsien wurde in der Stadt Kiautschou, also nur etwa 70 km von der Lagerstelle, mit 80 Mk. die Tonne bezahlt und natürlich nur pfundweise gehandelt, weil der ganze Transport mit Schiebkarren auf Lehmwegen erfolgte. Eine Steinstraße zwischen diesen Städten, von der ich gelesen hatte, ist nicht vorhanden.

Kann andererseits die chinesische Bevölkerung zu billigen Preisen Kohlen als Brennmaterial beziehen, so wird die Umgebung der Bucht und das Gebirgsland von Schantung nach einiger Zeit ein ganz anderes Aussehen bekommen, weil man nicht mehr nötig hat, alles Holz schon als Strauchwerk zur Feuerung zu verwenden. Dann werden sich die Höhen ebenso bewalden wie die von Honkong, und die zur Regenzeit fallenden großen Wassermengen werden nicht wie jetzt tiefe Schluchten auswaschen, in denen sie dem Meere zustürzend die Äcker verwüsten und dem Verkehr große Hindernisse bereiten, sondern als friedliche Waldbäche der neuen Stadt Kiautschou treffliches Trinkwasser liefern.

Ich würde übrigens Unrecht thun, wenn ich nicht hervorheben wollte, daß schon jetzt auf den Vorbergen des Laoshan eine regelrechte Anpflanzung von Kiefern in ziemlich großem Umfange besteht, der einzige Fall solcher Aufforstung in China, den ich gesehen habe und der sich unter deutschem Schutz hoffentlich zum kräftigen Walde entwickeln soll. Wird man doch für den Bergbau das Grubenholz bald nötig haben.

Die Umgegend.

Mit dem Bergbau muß der Eisenbahnbau Hand in Hand gehen. Deshalb lag mir vor allem daran, mich durch eigenen Augenschein von der Beschaffenheit der im Norden der Bucht vorhandenen Ebene zu überzeugen. Ich ritt also mit zwei Begleitern, von welchen einer mir als Dolmetscher diente, zum Ostufer die Bucht entlang nach dem erwähnten Hafenplatz Nü-ku-kau. Es muß hier ein gewisser Wohlstand herrschen. An dem allerdings nur bei Hochwasser zugänglichen Hafen, vor welchen etwa ein Dutzend Dschunken ankerten, lagen einige aus Granitquadern und Ziegeln hergestellte Gebäude, die als Speicher dienen sollten. Die Bevölkerung war nicht durchweg ärmlich gekleidet. Ich sah z. B. an dem auf einer ganz isolierten Höhe weithin sichtbaren Tempel bei Tagesanbruch einen jungen chinesischen Reiter sich

Eine kleine Karre trägt etwa 3 bis 4 Zentner, eine große das Doppelte.

Die Karre mit zwei Maultieren kostet für einen Tag etwa 3 Mk., die große mit drei Maultieren 5 Mk. Ein Esel zum Reiten 50 Pf., für Maultier oder Pferd 1,20 Mk.

Beim Karrentransport rechnet man auf Zurücklegung eines Weges von etwa 35 km, beim Reiten auf 50 bis 60 km täglich.

Die Tagelöhne eines Handlangers sind mir zu 30 bis 45 Pf. angegeben, die eines Maurers, Zimmermanns, Tischlers, Böttchers zu 40 Pf., eines Schmieds, Kupferschmieds, Steinmetzen zu 50 Pf.

Die Handlanger sollen bei guter Anleitung und Aufsicht ungefähr ebensoviel leisten können wie Europäer. Bei den Handwerkern bedarf es einer 1 bis 2 Monate langen Schulung, um sie soweit zu bringen, daß sie etwa die Hälfte eines Europäers leisten. Bei guter Behandlung und guter Bezahlung sollen sich tüchtige Schlosser, Heizer, Lokomotivführer u. s. w. aus den Arbeitern bilden lassen.

Man hat aus der Anspruchslosigkeit der Chinesen den Schluß ziehen wollen, als ob China kein Bedürfnis für europäische Produkte habe. Das halte ich nicht für richtig. Wenn man Städte wie Singapur, Honkong und Shanghai kennen gelernt hat, sieht man sofort, daß die Bedürfnislosigkeit sich in einen starken Hang zum Luxus verwandelt, sobald nur die Gelegenheit geboten wird, Geld zu erwerben, und die Sicherheit geschaffen, es vor der Habgier der Beamten zu bewahren. Daß der Geschmack der wohlhabenden Chinesen vorläufig noch ein chinesischer ist, versteht sich bei der vollständigen Abgeschlossenheit des Landes von selbst.

Aber mit dem Ausbau der Eisenbahnen, mit der weiter zunehmenden Erschließung des Innern wird auch die europäische Kultur und europäischer Geschmack in China ebenso eindringen, wie er es in der ganzen übrigen Welt gethan hat.

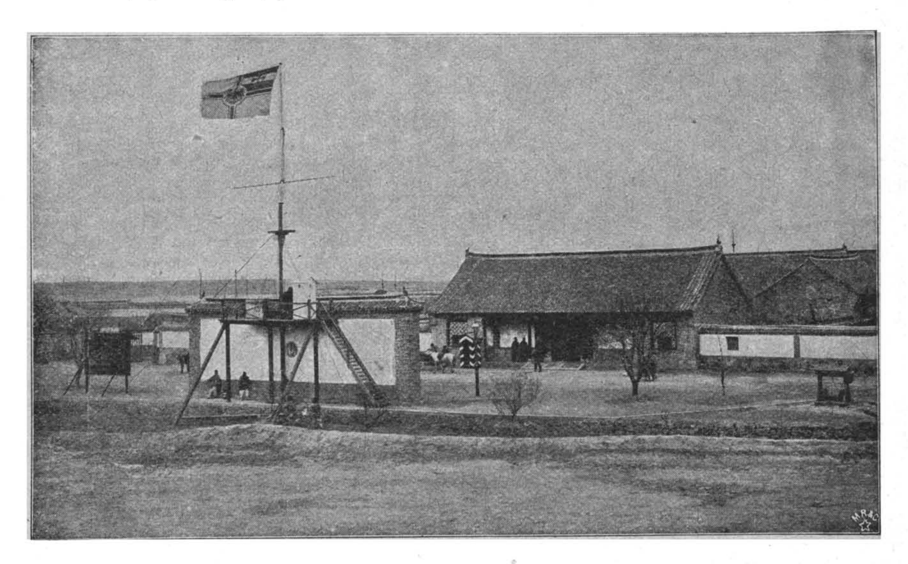
Die Aussichten für die Entwickelung des Platzes.

Herr v. Richthofen hat in überzeugender Weise nachgewiesen, wie die Aufschließung Schantungs und der westlich und nordwestlich von Schantung gelegenen reichen Provinzen durch eine von Kiautschou ausgehende Eisenbahn für unsern Handel und unsere Industrie von höchster Bedeutung sein wird. Von allen Kaufleuten, Technikern und sonstigen Kennern des Landes ist mir das im Süden wie im Norden Chinas ebenso ausgesprochen. Ich glaube ferner,

der Arbeit gesehen. Wird er müde, so schläft er, ob es Tag oder Nacht ist, einige Stunden und arbeitet weiter. Einen wöchentlichen Ruhetag kennt er nicht.

Die Leute, die wir am Ufer zunächst sahen, waren die Soldaten aus den Lagern, junge, kräftige Leute.

Meistens liefen sie unbewaffnet in kleinen Trupps umher, in blau und roten Kitteln, mit den zweiteiligen Überhosen, großen runden Strohhüten, Filzschuhen, einem Regenschirm in der Hand und machten keinen sehr kriegerischen Eindruck.

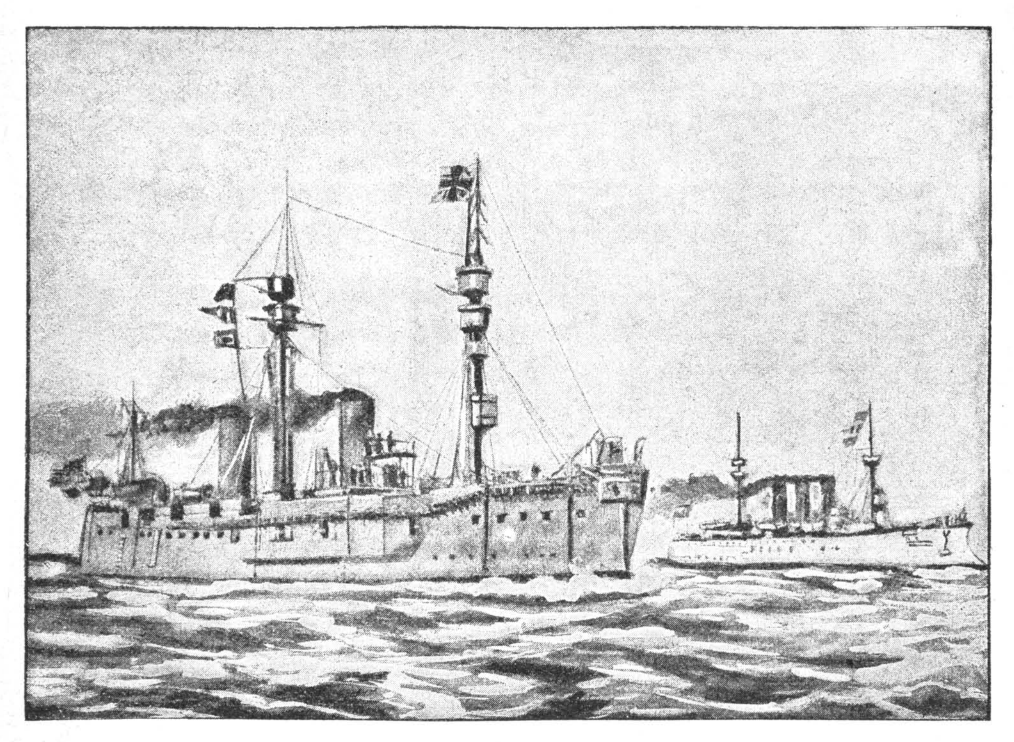


Yamen des deutschen Gouverneurs in Tschintau.

Auf den Äckern sah man wenig Leute, weil die Kornfelder überall grünten und nur einzelne Äcker noch besonders bestellt wurden. Auf den Wegen aber trafen wir namentlich im Norden der Bucht viele Karrenschieber, die mit bewundernswerter Kraft und Ausdauer ihre Lasten meilenweit durchs Land fortbewegen. Die Fahrstraßen gleichen unseren breiten Feldwegen, aber Wagen sind ganz unbekannt, zweirädrige Karren, wie sie im Norden Chinas gebräuchlich sind, sahen wir in ganz geringer Zahl; das Beförderungsmittel ist fast ausschließlich die auch in Shanghai gebräuchliche Schubkarre mit einem großen Rade, zu dessen beiden Seiten die Last ruht und die von einem Manne geschoben, häufig aber noch von einem zweiten Manne und einem Esel gezogen wird.

Dachpfannen eingedeckt, bei sehr dürftigen Verhältnissen nur mit Stroh und Lehm.

Reiche Chinesen bewohnen ein mit hoher Mauer umgebenes Gehöft, in welchem die Wohn- und Wirtschaftsräume um mehrere große Höfe gruppiert sind; in solchen Gebäuden befinden sich dann auch, namentlich in dem mit Hausaltar geschmückten Empfangszimmer, einige Möbel, in den Schlafzimmern sogar eine Art von Bettstellen, aber



Die Kreuzer „Deutschland“ und „Gefion“.

im allgemeinen ist eine mit Matten bedeckte Holz- oder Lehmpritsche die einzige Ausstattung. Hier schläft der Bewohner, ohne sich zu entkleiden, in seinem wattierten Rock.

Gefallen findet man an der Bevölkerung, wenn man ihre Genügsamkeit und ihren Fleiß erkennt.

Der chinesische Arbeiter ist gewöhnt, vom Sonnenaufgang bis -Untergang mit geringen Pausen zu arbeiten. Wenn er selbständig ist, bekümmert er sich nicht um die Tageszeit, und ich habe verschiedentlich Handwerker um Mitternacht und Landleute vor Tagesgrauen an

Rinder und Pferde sind nicht sehr zahlreich. Die Tiere klein, aber nicht häßlich. Vorzugsweise sind Esel und Maultiere im Gebrauch. Ebenso zahlreich wie diese sind kleine schwarze Schweine, Ziegen und Schafe dagegen wieder selten.

Hühner und Enten werden überall gehalten, auch Tauben. Wasservögel giebt es auf den Wellen in großer Zahl. Singvögel werden aus Mangel an Wald und Büschen schwerlich vorhanden sein. Ich habe sie nur in den kleinen Käfigen gesehen, die namentlich von Soldaten gern mitgeführt und an irgend einen Zweig gehängt werden. Der glückliche Besitzer hockt dann in Geduld neben dem Vogelbauer und erfreut sich des Gesanges. Der verbreitetste Vogel in ganz China ist die Elster. Sie fehlt auch in Kiautschou nicht.

An Fischen soll die Bucht reich sein, doch war von Fischerei nicht viel zu bemerken. In der Stadt Kiao wurden jedoch unserm Hornfisch ähnliche, 1 bis 2 m lange Fische in großer Menge auf den Markt gebracht.

Das an Deutschland verpachtete Gebiet ist nicht übervölkert, weil es weniger fruchtbar ist als die nach Norden sich anschließende Ebene. Die Bevölkerung macht einen kräftigen Eindruck. Man darf nur die Geduld nicht verlieren. Das ist freilich nicht ganz leicht, wenn man von unzähligen Männern und Kindern umringt wird, die alle den Fremdling betasten und das Zeug oder das Fernglas untersuchen wollen. Flüchtet man nun auch in den vom Wirt als Schlafzimmer überwiesenen Raum, so dringt doch eine ganze Anzahl mit hinein, weil die Thür nicht verschließbar und in dem Raum kein Stück Möbel vorhanden ist, so daß man die Thür auch nicht verbarrikadieren kann. Hat man die Neugierigen endlich hinausgejagt und die Thür zugebunden, so bleiben sie an den Fenstern stehen, durchstoßen die Papierscheiben und betrachten den Fremden so lange, bis es dunkel im Innern ist.

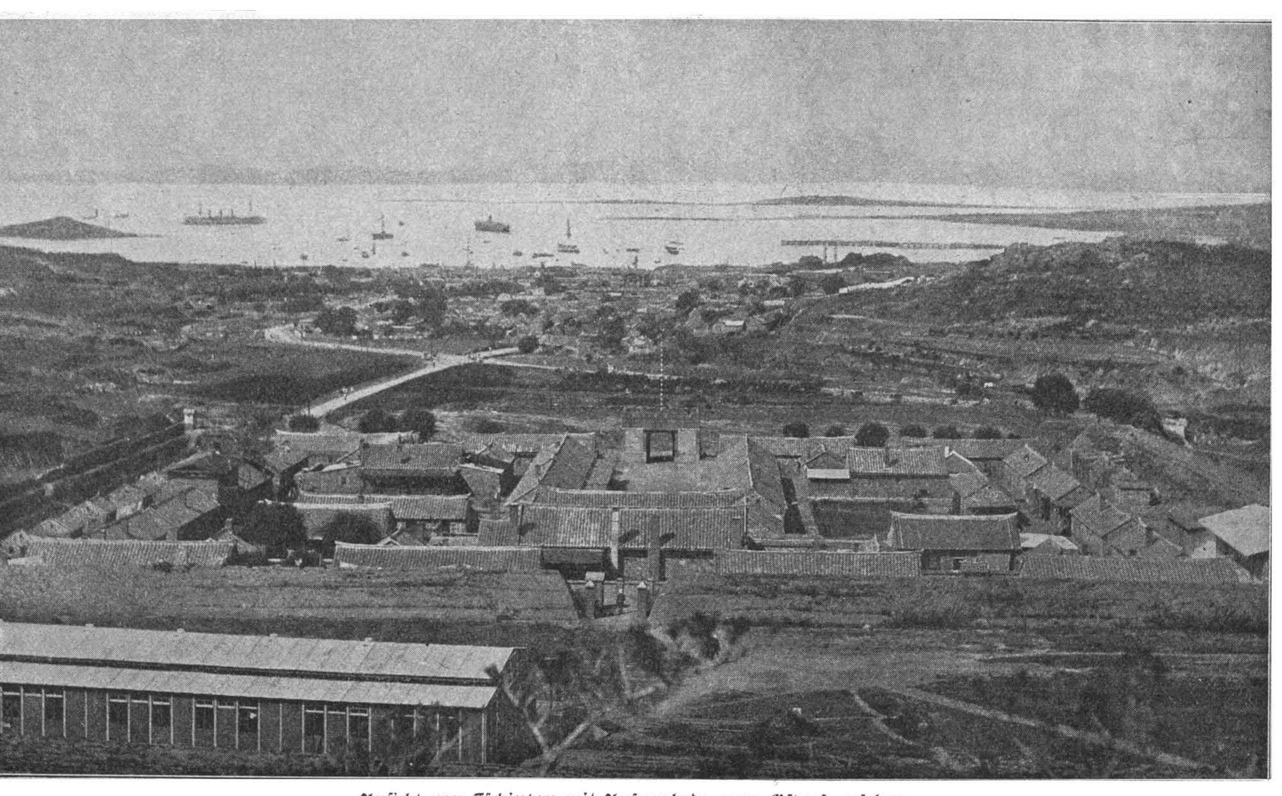
So wird die Bevölkerung durch ihre Neugierde wohl lästig, aber obgleich ich nur mit zwei Begleitern ins Land hineinritt, sind wir doch während eines fünftägigen Ausfluges weder durch Wort noch That auch nur im geringsten behelligt.

Die Häuser werden meistens so hergestellt, daß die das Dach tragende Konstruktion aus Holz besteht und die aus Lehm gestampften oder aus an der Luft getrockneten Ziegeln, bisweilen sogar aus Granitquadern hergestellten Mauern nur zur Umschließung und Abtrennung der einzelnen Räume dienen. Das Dach ist meistens mit gebrannten

Das Land.

Wenn wir uns nun vom Wasser aufs Land begeben wollen, so ist das in der Bucht zunächst noch ziemlich unbequem. Nur an wenigen Stellen kann man mit Booten landen, ohne nasse Füße zu bekommen. Die Ufer erheben sich dünenartig etwa 15—20 m über den eigentlichen Strand. Aus Dünen und Strand treten aber zahlreiche Felsenriffe hervor, welche sich über und unter Wasser in die Bucht hinein erstrecken. Solche Riffe kann man ohne große Kosten als Molen zu Landungsplätzen ausbilden, und die Chinesen haben, wie bereits gesagt, an einer sehr geschützten Stelle außerhalb der Bucht bei dem Dorfe Tschintau einen solchen Landungsplatz angelegt.

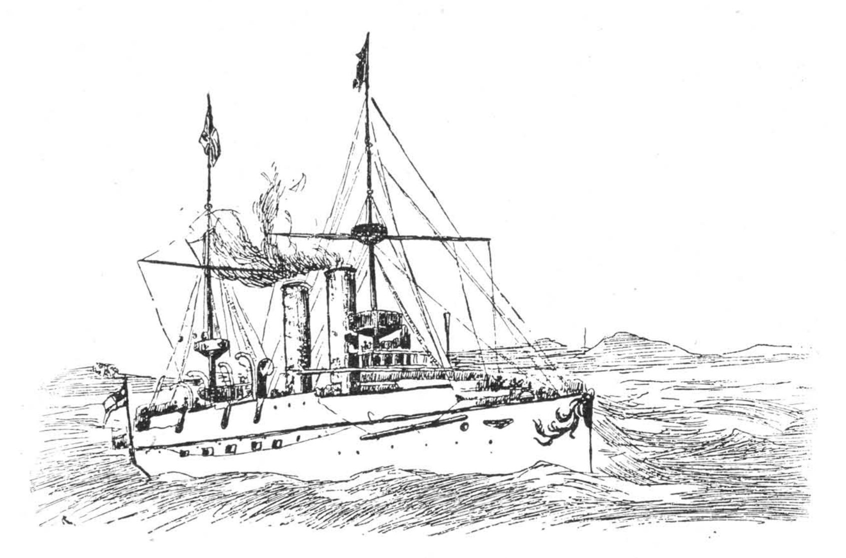
Man darf sich kein zu günstiges Bild von der nächsten Umgebung der Bucht machen. Wohl kann sich das Auge bei schönem Wetter, wie ich es im Mai hatte, an der wundervollen Farbenpracht erlaben, in der die rotgrauen Berge und das bald tiefblaue, bald durch alle Schattierungen von Grün erglänzende Wasser sich zeigen, aber von menschlicher Kultur ist noch wenig zu spüren und die Vegetation läßt gerade dort, wo man an der Südostseite das Land zunächst betritt, auch noch viel zu wünschen übrig. Die niedrigen Höhen und das wellige Terrain zwischen ihnen bestehen aus verwittertem Gneis und sind deshalb sehr sandig. Aber je weiter man nach Norden zu an der Bucht hinauf kommt, desto besser wird der Boden und er geht immer mehr in äußerst fruchtbaren Löß über, der dann mit überraschender Sorgfalt von den in zahllosen Dörfern angesiedelten Chinesen beackert ist. Diese Dörfer machen zum Teil einen sehr dürftigen, zum Teil aber auch einen recht freundlichen Eindruck. Ich habe Lehmhütten kleinster Art gefunden; die von alter Zeit her zum Schutz gegen Räuber mit hohen, jetzt zerfallenen Lehmwällen und Gräben umgeben waren, aber auch wesentlich besser hergestellte Häuser mit Granitsockel und Ziegelwänden, mit kleinen Gärten, in denen gelbe Rosen und Glycinen in größter Üppigkeit blühten; auch eine niedrige Syringe von außerordentlichem Duft. Rings um einige dieser Dörfer zogen sich große Anpflanzungen von Obstbäumen, meistens Birnen, die allerdings nach unseren Begriffen nicht besonders wohlschmeckend sind. Ich zweifle aber keinen Augenblick, daß in wenigen Jahren in Kiao ebenso schöne Weintrauben gedeihen, wie jetzt in Tschifu, zumal einer der Besitzer jener Weinberge sich schon auf dem Wege nach Kiao befindet. Außer Birnbäumen habe ich Aprikosen- und Wallnußbäume gesehen.



Ansicht von Tschintau mit Außenrhede, vom Ostpaß gesehen.

demselben Preise zu haben ist, den man in Norddeutschland für preußisches Holz zahlt.

Die Bucht ist nach Osten und Süden von Bergketten umgeben. Die östlichen fallen sanft, die südlichen steil in die Bucht. Nach Nordost senken sich die Höhen immer mehr, nach Norden ist alles flach, ebenso im Westen, doch treten dort einzelne Kegel empor. Die Gebirge bestehen vorzugsweise aus Gneis. Die in die Bucht auslaufenden Felsenriffe zeigen aber auch Kalkstein und am Nordostufer bei Nü-ku-kau, wenn ich nicht irre, Sandstein. In der Bucht liegen außer



Deutsches Kriegsschiff in der Kiautschou-Bucht.

den Inseln Tschiposau und Potatoe Island, zwei Riffe von Bedeutung, der Horse Shoe Rock und Womans Island, von denen namentlich ersterer jetzt noch der Schiffahrt gefährlich sein kann, weil er bei Hochwasser fast ganz unsichtbar ist. Es ist jedoch nicht unmöglich, daß man beide Riffe später durch Aufmauerung als Wellenbrecher sehr nützlich verwendet.

Auf der Strecke zwischen Horse Shoe und Womans Island gehen die für große Schiffe ausreichenden Tiefen ziemlich nahe an das Ostufer heran, und hier ließe sich ein Handelshafen von großen Abmessungen anlegen. Die kleine Stadt Nü-ku-kau bildet dort jetzt den Einfuhrhafen für diejenigen Güter, welche auf Dschunken herangebracht werden, von denen ich nur Baumwolle als selbst gesehen nennen kann.

Der Schiffahrt soll daraus, wie allgemein versichert wurde, ein Hindernis nicht erwachsen.

Die herrschenden Winde, der Nordost- und Südwestmonsun sind gleichzeitig auch die stärksten. Taifune sollen selten sein. Wenn auch die Bucht gegen diese Winde gut gedeckt ist und somit einen sehr geschützten Ankerplatz bildet, so wird sich doch infolge ihrer großen Ausdehnung aus jeder Richtung so viel Seegang erzeugen, daß z. B. ein Löschen und Laden mit Hilfe von Leichterfahrzeugen zeitweise ebenso unmöglich sein wird wie der Verkehr mit leichten Booten. Die Bucht bildet zwar eine ausgezeichnete Rhede, doch müssen die eigentlichen Hafenanlagen, wie in allen solchen Fällen, so auch hier noch geschaffen werden.

Besonders starke nachteilige Strömungen sind nicht vorhanden. Das Wasser ist, seitdem der Hoangho seine gelben Fluten nicht mehr wie von 1300—1852 an der Südseite der Halbinsel Schantung ins Meer wälzt, frei von Sinkstoffen. Wenn trotzdem eine Abnahme der Wassertiefen in der Bucht im Laufe der Zeit eingetreten ist, so wird diese Erscheinung durch die Sandmassen hervorgerufen, welche der Bucht durch die sich in sie ergießenden Bäche und Flüsse zur Regenzeit von den entwaldeten Gneisgebirgen zugeführt werden. Die Ursachen der Verflachung liegen also nicht in Schlickablagerungen aus der See. In der Bucht von Kiao kann der vom Lande zufließende Sand ohne große Kosten hinfort nützlich verwendet werden, indem man ihm nicht mehr gestattet, in die größeren Tiefen vorzudringen, sondern zwingt, die unbequemen Seegang erzeugenden flachen Wasserflächen in brauchbares Land zu verwandeln. Diese Flächen sind so groß, daß sie auf Jahrhunderte hinreichen, den zufließenden Sand aufzunehmen. Vermutlich wird aber der Zufluß infolge von Bewaldung der Höhen allmählich sehr abnehmen.

Daß man es bei allen Bauten in der Kiao-Bucht mit Sand und nicht wie in der Jade mit Schlick zu thun hat, fällt für die Kosten der Bauwerke selbstverständlich sehr günstig ins Gewicht.

Auch für den Ankergrund ist das von Wichtigkeit.

Das Vorhandensein des Bohrwurms ließ sich bei dem vollständigen Mangel an Holzbauten nicht nachweisen, ist aber mit Sicherheit anzunehmen, weil er an der ganzen chinesischen Küste und beispielsweise in dem benachbarten Tschifu sehr stark auftritt. Man wird also wahrscheinlich zu Wasserbauten kein Holz verwenden dürfen, obgleich solches von Kanada in vorzüglicher Beschaffenheit zu etwa

Unterkommen geschaffen. Hier liegen die deutschen Schiffe während des Winters gegen die Nordwinde vollständig geschützt, und wird die von den Chinesen auf einem Riff hergestellte, etwa 180 m lange Steinmole durch einen Landungssteg aus eisernen Schraubenpfählen, mit dessen Herstellung ebenfalls schon von den Chinesen begonnen war, so weit verlängert, daß die Dampfboote auch bei Niedrigwasser dort anlegen können.

Der Platz ist, wie gesagt, gegen die rauhen Nordwinde geschützt und in dieser Hinsicht vermutlich im Winter den meisten andern Plätzen in der Bucht vorzuziehen. Es ist daher zu erwarten, daß sich hier alsbald eine deutsche Niederlassung gründen wird.

Die Kiao-Bucht liegt 390 Seemeilen nördlich von der Mündung des Yangtse, so daß man sie von Shanghai aus mit gewöhnlichen Dampfern in etwa 30 Stunden erreicht. Die Ansteuerung ist eine bequeme und, wenn man sich der gegen die herrschenden Winde, den Nordost- und den Südwestmonsun gleich gut gedeckten Einfahrt nähert, sieht man zur Rechten der Bucht die mehr als 1000 m hohen Granitfelsen des Laoshan emporragen, während zur Linken die Höhen sich nicht über 2—300 m erheben. Von der 2 Seemeilen breiten Einfahrt haben 1,5 Meilen für die größten Schiffe ausreichende Tiefe. Die Bucht mißt in jeder Richtung etwa 12 Seemeilen, doch fallen weite Flächen bei Niedrigwasser trocken, so daß der für große Schiffe in Frage kommende Raum etwa einer Kreisfläche mit 4 Seemeilen Durchmesser oder einer deutschen Quadratmeile entspricht. An dieses Becken schließt sich nach Nordost noch eine nutzbare Rinne von 4 Seemeilen Länge mit 1000 m Breite und mindestens 6 m Tiefe bei Niedrigwasser.

Da der durch Ebbe und Flut erzeugte Wasserwechsel etwa 3—4 m beträgt, also etwa so viel wie bei uns an der Nordseeküste, so liegt ein Vergleich der Bucht mit dem Jade-Busen nahe und, wer von Ihnen diesen kennt, mag sich also eine den Jade-Busen an Ausdehnung noch übertreffende Wasserfläche denken, an welche sich nach Nordost noch eine Rinne von der Größe des Kieler Hafens anschließt.

Klima und Wasserverhältnisse.

Das Klima wird allseitig als das gesundeste in ganz China bezeichnet. Die Wärme ist im Sommer zwar noch groß, aber die Trockenheit der Luft soll sie leicht ertragen lassen. Im Winter giebt es Frost und Schnee, doch soll die Bucht nach den Angaben der Bewohner nur auf den nordwestlichen Wattflächen zeitweise Eis zeigen.

von Portugal: Macao,

von Japan: Formosa.

Für deutsche Ansiedelungen waren in Betracht gezogen: Amoy, die Samsahbay und die Bucht von Kiautschou. Nach mancherlei Erwägungen entschloß sich die Regierung zur Erwerbung des letzteren Gebietes. Allerdings herrschten auch noch über diese Wahl mancherlei Bedenken. Man hielt den bisher noch ganz unbekannten Hafen nicht für eisfrei, die Wassertiefen für nicht genügend und das Hinterland nicht für wirtschaftlich nutzbar. Franzius, der wie gesagt, ausgesandt war, um die Verhältnisse näher zu erkunden, machte in einem Vortrage, den wir der Marine-Rundschau entnehmen, folgende interessante Schilderung der ganzen Gegend.



Vizeadmiral von Diederichs.

Er sagte über den Namen des Landes: Dieser stammt aus alter Zeit von einem der beiden unabhängigen Volksstämme jener Gegend, den Kiao und den Lai. Der Stamm der Lai, dessen Name sich in dem der Stadt Lai-tschau-fu erhalten hat, wird schon 2000 Jahre v. Chr. genannt und soll nur Seide als Tribut zu entrichten gehabt haben. Der Stamm Kiao wird zuerst 600 v. Chr. genannt, und man nimmt an, daß die Stadt etwa 500 Jahre v. Chr. gegründet worden ist. Damals lag sie vermutlich unmittelbar an der Mündung des Kiao-Flusses in der großen Meeresbucht. Heute ist sie infolge von Versandungen etwa eine deutsche Meile vom Ufer entfernt.

Die Bucht.

Auf der Nordseite der Einfahrt sieht man eine kleine Bucht mit einer Landungsbrücke, dahinter einige größere Baulichkeiten und ein befestigtes Lager. Hier liegt das Dorf Tschintau mit Zollhaus, Telegraphenstation und dem Amtsgebäude des chinesischen Generals. In dem letzteren hat sich jetzt die deutsche Verwaltung vorläufig ein

Land geleitet. Nachdem der Prinz sich an Bord zurückbegeben und die „Deutschland" sich in Bewegung gesetzt hatte, wurde von Bord aus ein donnerndes Hoch auf die Prinzessin ausgebracht, und die Musik an Bord spielte: „Muß i denn zum Städtle hinaus." Das war der letzte Abschiedsgruß.

Der Lloyddampfer „Darmstadt" mit dem Militärkommando für China verließ am 17. Dezember ebenfalls den Hafen und ging sofort in See. An den Seeschleusen war eine überaus zahlreiche Menschenmenge angesammelt, welche in lebhafte Hurrahrufe ausbrach. Dieselben wurden von dem Schiffe aus erwidert. Die Musik auf dem Lande spielte Abschiedslieder.



Prinz Heinrich von Preußen.

Werfen wir nun einen Blick auf die neue Erwerbung

Kiautschou.

Diejenigen unter den Lesern, die Pläne lesen können, werden aus der beigefügten Karte (Seite 13) die ganze Lage der Kolonie ersehen. Als man noch zweifelhaft war, welche der von den Europäern noch unbesetzten Hafenstrecken man deutscherseits erwerben sollte, wurde der Geheime Marine-Baurat Franzius ausgeschickt, um zwischen den verschiedenen Häfen die Auswahl zu treffen.

Besetzt waren:
von Rußland: Mandschurei und Port Arthur,
von England: Honkong und Weihawei,
von Frankreich: Anam und Tonking,

Gründen zurückstehen, da bei der Berufung des Chefs zur Kreuzerdivision stets auf rangältere Flaggoffiziere zurückgegriffen wurde.

Seit der Beförderung zum Korvettenkapitän im Frühjahr 1888 war Prinz Heinrich fast ununterbrochen an Bord unserer Kriegsschiffe kommandiert. Wir finden ihn in jenem Jahre als Kommandant der ehemaligen Kaiseryacht „Hohenzollern“ (jetzt Aviso „Kaiseradler“); im Jahre 1890 als Kapitän zur See mit der Führung des Kreuzers II. Klasse „Irene“ und 1892 mit der des Panzerschiffes IV. Klasse „Beowulf“ beauftragt. Vom Oktober 1892—94 befehligte der Prinz das Panzerschiff „Sachsen“ und das Jahr darauf bis Oktober 1895 den Panzer I. Klasse „Wörth“. Im Oktober 1896 setzte Prinz Heinrich zum erstenmal seine Admiralsflagge auf den „König Wilhelm“ als Flaggschiff der II. Division des I. Geschwaders. Im Oktober d. Js. holte er sie nieder, um als Chef der I. Marineinspektion einen anderen Dienstzweig der Marine kennen zu lernen.

Der als Flaggschiff des Prinzen Heinrich bestimmte Panzerkreuzer „Deutschland“ wurde während seines Umbaues zur Aufnahme eines Divisionsstabes hergerichtet. Trotzdem mußten die dem Prinzen Heinrich zur Verfügung stehenden Räume in den Augen eines Nichtseemanns nur bescheiden genannt werden.

Der Prinz Heinrich nahm von allen zu Hause bleibenden Offizieren und Mannschaften kräftigen Abschied und fuhr dann zu den beiden großen Männern, für die er besondere Hochachtung und Verehrung empfand, zum Fürsten Bismarck nach Friedrichsruh und zum Grafen Waldersee nach Altona, um sich Rat und Segenswunsch bei ihnen zu holen.

Die ganze Abreise war durch die Fürsorge des Kaisers zu einem feierlichen, großen Akte, würdig der Bedeutung der Expedition, gestaltet und beide Brüder nahmen herzlichen Abschied von einander.

Auch von der Familie verabschiedete sich der Prinz in Brunsbüttelkoop, dort lief der Kreuzer „Deutschland“ nach Durchquerung des Kaiser Wilhelmskanals um 3 Uhr an.

Die Prinzessin Heinrich stand am Schleusenkopf und winkte dem Prinzen zu, welcher auf der Kommandobrücke stand. Nachdem die „Deutschland“ in der Schleuse festgemacht, ging Prinz Heinrich von Bord, begrüßte seine Gemahlin und den Prinzen Waldemar und nahm beide mit an Bord. Die „Deutschland“ fuhr um 5 Uhr weiter. Die Prinzessin Heinrich, welche mit dem Prinzen Waldemar bis zuletzt an Bord verblieben war, wurde von dem Prinzen Heinrich an

haben werden, klar sein, daß der Deutsche Michel seinen mit dem Reichsadler geschmückten Schild fest auf den Boden gestellt hat, um dem, der ihn um Schutz angeht, ein für allemal diesen Schutz zu gewähren, und mögen unsere Landsleute draußen die feste Überzeugung haben, seien sie Priester, oder seien sie Kaufleute, oder welchem Gewerbe sie obliegen, daß der Schutz des Deutschen Reiches, bedingt durch die Kaiserlichen Schiffe, ihnen nachhaltig gewährt werden wird. Sollte es aber je irgend einer unternehmen, uns an unserem guten Recht zu kränken oder schädigen zu wollen, dann fahre darein mit gepanzerter Faust."

Prinz Heinrich.

„Wenn't Vaterland röppt, denn gew ik furt
„Den eenzigen Broder! Son Kaiserwurt
„Un sone Daht ded' uns not!
„So help Di Gott dörch Bülgen un Brus'!
„Wi stahn mit uns' leew Kaiserhus
„Tosamen bet in den Dod." —

Auf diesen Gruß des „Allgemeinen Plattdeutschen Verbandes" traf folgende telegraphische Antwort an dessen Vorsitzenden, Herrn Bade, ein:

„Wenn't Hochdütsch up See nich mihr dauhn will,
„Mutt't Plattdütsch ran, denn ist't Kinnerspill!"
Dank för fründlichen Glückwunsch.
gez. Heinrich, Prinz von Preußen.

Mehr als 15 Jahre verflossen, seit sich Prinz Heinrich von Preußen zuletzt zu einer transatlantischen Reise an Bord eines unserer Kriegsschiffe rüstete; denn im Herbst 1882 verließ der Prinz zum letztenmal für längere Zeit die Heimat, als er sich in Kiel auf dem ehemaligen Kreuzer „Olga" für 18 Monate einschiffte, um sich mit dem unter dem Befehl des damaligen Korvettenkapitäns Freiherrn v. Seckendorff stehenden Fahrzeuge nach den Küsten von Südamerika und Westindien zu begeben. Als Prinz Heinrich sich anschickte, an Bord seines Flaggschiffes „Deutschland" die Reise nach Ostasien anzutreten, verließ er während einer 20½jährigen Dienstzeit in der Flotte zum drittenmale die heimischen Gewässer; denn außer seiner Westindienfahrt hat er nur in den Jahren 1878—80 bei seiner Weltumsegelung an Bord der Fregatte „Prinz Adalbert" Aufenthalt auf den überseeischen Flottenstationen genommen. Schon seit mehreren Jahren war es, wie damals verlautete, der persönliche Wunsch des Prinzen Heinrich, ein Auslandskommando zu erhalten. Vorläufig mußte er aber aus dienstlichen

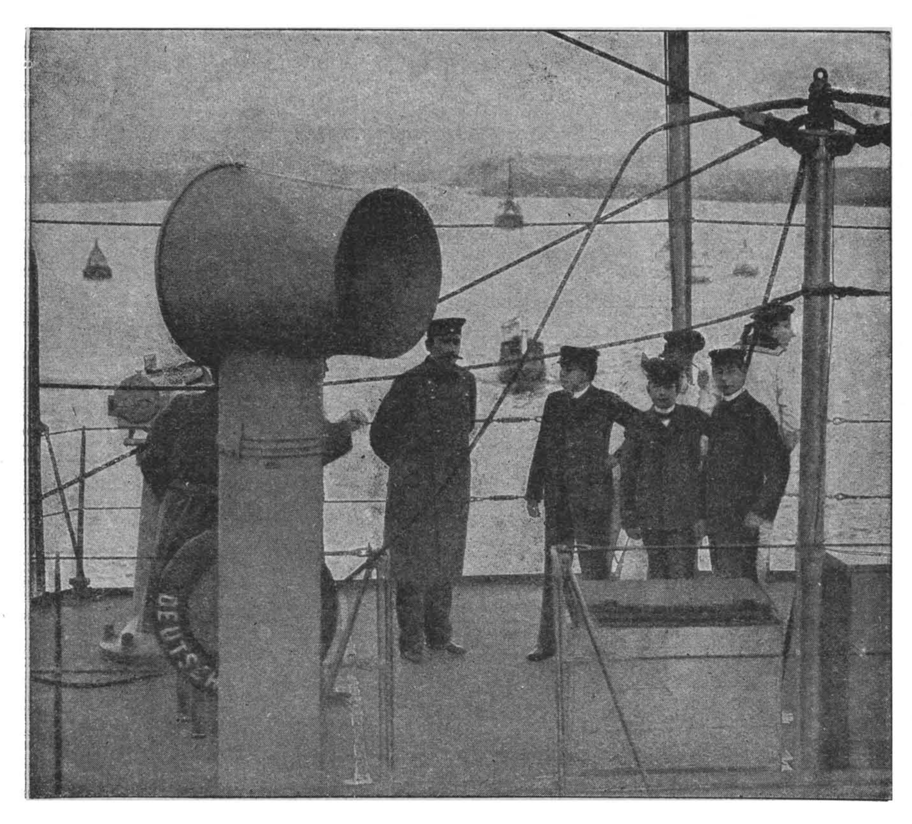
waltigsten Unternehmungen, welche je die Welt gesehen, und es vermochten einst die deutschen Städte Flotten aufzustellen, wie sie bis dahin der breite Meeresrücken wohl kaum getragen hatte. Sie verfiel aber und mußte verfallen, weil die eine Bedingung fehlte, nämlich die des Kaiserlichen Schutzes. Jetzt ist es anders geworden, die erste Vorbedingung: das Deutsche Reich ist geschaffen, die zweite Vorbedingung: der deutsche Handel blüht und entwickelt sich, und er kann sich nur gedeihlich und sicher entwickeln, wenn er unter der Reichsgewalt sich sicher fühlt. Reichsgewalt bedeutet Seegewalt, und Seegewalt und



Die verschiedenen Uniformen der deutsch-chinesischen Station.

Reichsgewalt bedingen sich gegenseitig so, daß die eine ohne die andere nicht bestehen kann. Als ein Zeichen der Reichs- und Seegewalt wird nun das durch Deine Division verstärkte Geschwader aufzutreten haben, mit allen Kameraden der fremden Flotten draußen im innigen Verkehr und guter Freundschaft, zu festem Schutz der heimischen Interessen gegen jeden, der den Deutschen zu nahe treten will. Das ist Dein Beruf und das ist Deine Aufgabe. Möge einem jeden Europäer draußen, dem deutschen Kaufmann draußen und vor allen Dingen dem Fremden draußen, auf dessen Boden wir sind, oder mit dem wir zu thun

Brüder kirchlichen Berufs, die hinausgezogen sind zu stillem Wirken und die nicht gescheut haben, ihr Leben einzusetzen, um unsere Religion auf fremdem Boden, bei fremdem Volke heimisch zu machen, haben sich unter Meinen Schutz gestellt und es gilt, diesen mehrfach gekränkten und auch oft bedrängten Brüdern für immer Halt und Schutz zu verschaffen. Deswegen ist die Unternehmung, die Ich Dir übertragen habe, und die Du in Gemeinschaft mit den Kameraden und den



Die Söhne S. M. des Kaisers besuchen die „Deutschland“ vor ihrer Abfahrt.

Schiffen, die bereits draußen sind, zu erfüllen haben wirst, wesentlich die eines Schutzes und nicht des Trutzes. Es soll unter dem schützenden Panier unserer deutschen Kriegsflagge unserem Handel, dem deutschen Kaufmann, den deutschen Schiffen das Recht zuteil werden, was wir beanspruchen dürfen, das gleiche Recht, was von Fremden allen anderen Nationen gegenüber zugestanden wird. Neu ist auch unser Handel nicht; war doch die Hansa in alten Zeiten eine der ge-

Seine Majestät der Kaiser drückte der Wichtigkeit der Besetzung und Festhaltung des Hafens von Kiautschou dadurch einen besonderen Stempel auf, daß er seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, an der Expedition teilnehmen ließ; vorläufig als Kommandeur einer Division unter Oberbefehl des Admirals von Diederichs.

Das Flaggschiff „Deutschland“ sollte den Prinzen und den Admiralsstab an Bord nehmen. Die Division war folgendermaßen zusammengesetzt:

1. Kreuzer I. Kl. „Deutschland“, Komm. Korv.-Kapt. Plochte. Erster Offizier Kapt.-Lt. v. Bassewitz. Kapt.-Leuts. v. Born und Brüll. Leuts. z. S. v. Abeken, Lange, Höpfner, Meidinger. Unt.-Leuts. z. S. Reinhardt, Böder, v. Gaudecker, Karder, Schwengers, Wegener, v. d. Knesebeck. Prem.-Lt. Robert vom II. Seebat. Masch.-Ing. Pasche. Ob.-St.-Arzt II. Kl. Dr. Runkwitz. Assist.-Arzt II. Kl. Dr. Oloff. Zahlmeister Wolschke.

2. Kreuzer II. Kl. „Kaiserin Augusta“, Komm. Kapt. z. S. Köller, Erster Offizier Kapt.-Lt. Gerdes, Kapt.-Lt. Oxé, Leuts. z. S. v. Meyerink, Heuser, Fischer, Lebhon. Unter-Leuts. z. S. Döring, Strasser, Elert, Sachse, Schmidt, Sachse, Schmidt, Masch.-Ing. Hempel, Masch.-Unt.-Ing. Diffring, Scharfenberg, Frömming, Stabsarzt Dr. Metzke, Assistenzarzt II. Kl. Steinbrück, Zahlmeister Gelbricht.

3. Kreuzer III. Kl. „Gefion“, Komm. Korv.-Kapt. Follenius. Erster Offizier Kapt.-Lt. v. Oppeln-Bronikowski. Leuts. z. S. v. Jachmann, Heinemann, Symanski, Kehrt, Schulze. Unter.-Leuts. z. S. Herzbruch, Schrader, Richter, Masch.-Ing. Stehr, Ob.-Msch. Hoffmann, Marine-Stabsarzt Dr. v. Förster, Zahlmeister Jasper.

Wie ernst der Kaiser die ganze Angelegenheit nahm, zeigte seine Anrede an den Prinzen Heinrich, in der folgende Stellen vorkamen:

„Die Fahrt, die Du antreten wirst, und die Aufgabe, die Du zu erfüllen hast, bedingen an sich nichts Neues; sie sind die logischen Konsequenzen dessen, was Mein Hochseliger Herr Großvater und Sein großer Kanzler politisch gestiftet und was Unser herrlicher Vater mit dem Schwerte auf dem Schlachtfelde errungen hat; es ist weiter nichts, wie die erste Bethätigung des neugeeinten und neuerstandenen Deutschen Reiches in seinen überseeischen Aufgaben. Dasselbe hat in der staunenswerten Entwickelung seiner Handelsinteressen einen solchen Umfang gewonnen, daß es Meine Pflicht ist, der neuen deutschen Hansa zu folgen und ihr den Schutz angedeihen zu lassen, den sie vom Reich und vom Kaiser verlangen kann. Die deutschen

der Landestelle entfernt, als eine in unglaublich kurzer Zeit auf mehrere hundert Köpfe angewachsene Menge sie unter wüstem Geschrei umringte und mit Steinen zu bewerfen begann. Es ist nur der Besonnenheit und Ruhe der Offiziere, die zunächst stehen blieben und dann langsam ihren Weg fortsetzten, zu verdanken gewesen, wenn es dem aufgeregten Volkshaufen gegenüber an dieser Stelle zu keinen ernsteren Thätlichkeiten gekommen ist.

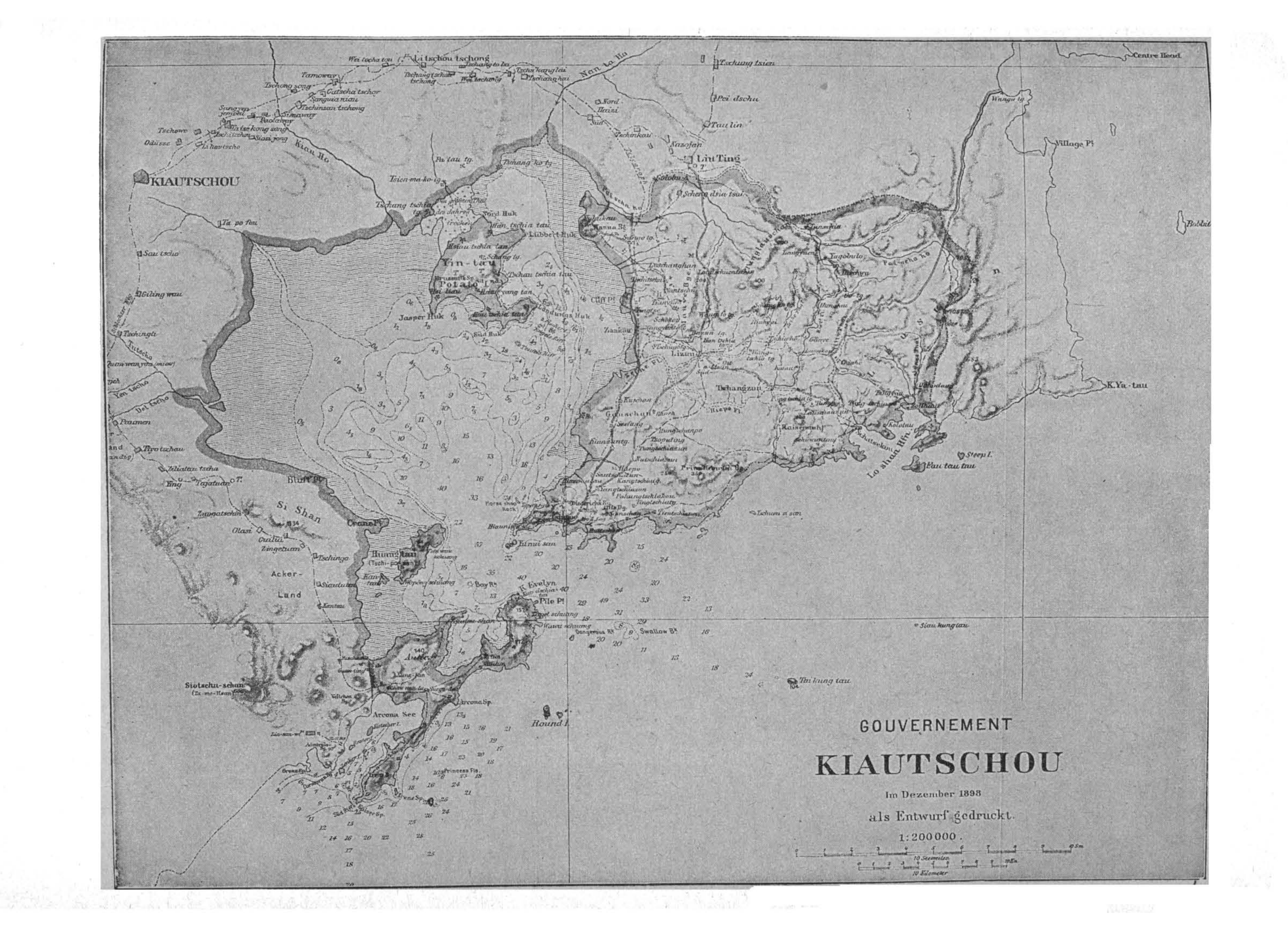
An dem Landungsplatze war inzwischen auch der Unteroffizier des Dampfbootes, das die Offiziere herübergebracht hatte, angegriffen worden, und er hatte die Chinesen, wie das Blatt sich ausdrückt, seine „deutsche Faust fühlen lassen müssen“. Das Boot wurde mit Schmutz und Steinen beworfen; doch ist glücklicherweise die Besatzung der Pinasse ohne schwere Verletzungen davongekommen. Der Vorfall fand in der Nähe der großen Baumwoll-Spinnerei in Wutschang statt; auch zwei deutsche Herren aus Hankau wurden durch Steinwürfe belästigt. Eine direkte Beleidigung des Gesandten selbst hat also nicht stattgefunden.

Der Vizekönig Tschang-tschi-tung hat sofort die von dem deutschen Gesandten geforderte Genugthuung geleistet. Am 6. November erschien der Tautai von Hankau mit großem Gefolge an Bord des „Kormoran“ als Vertreter des Generalgouverneurs und überbrachte ein Schreiben desselben, in dem für den von dem Vizekönig tief bedauerten Vorfall um Entschuldigung gebeten wurde. Zugleich erklärte der Tautai namens des Vizekönigs, daß die Schuldigen ermittelt und mit äußerst strengen Strafen belegt worden wären. Am 7. November um 12 Uhr mittags fuhr dann der „Kormoran“ nach Wutschang hinüber, wo ein chinesisches Kriegsschiff die deutsche Flagge am Topp hißte und sie mit 21 Schuß salutierte. Sobald dieser Salut gefeuert war, drehte der „Kormoran“ und trat die Rückreise nach Wusung an.

Kaiser Wilhelm.

Inzwischen sollte auch vom Mutterlande aus der Besetzung der chinesischen Bucht größerer Nachdruck gegeben werden und so befahl Seine Majestät die Indienststellung eines zweiten größeren Geschwaders.

Eine bedeutsame Rede, die der Unterstaatssekretär von Bülow im Reichstage hielt, gipfelte in dem Gedanken, daß die Zeit vorüber sei, in der Deutschland überall als überflüssig beiseite geschoben werde. Es wolle auch seinen Platz an der Sonne in Westinden und Ostasien behalten.


GOUVERNEMENT
KIAUTSCHOU
Im Dezember 1898
als Entwurf gedruckt.
1:200000.
KIAUTSCHOU
Li tschou tschong
Nan ta Ho
Kiau Ho
Liu Ting
Yin-tau
Potato I.
Jasper Huk
Lübbert Huk
Tschangtsun
Lizun
Si Shan
Acker-
Land
Arcona See
Round I.
Siotschu-schan
K. Ya-tau
Village Pt
Centre Head
Lo shan Hfn.
Tai kung tau
Swallow Rf
Pile Pt
K. Evelyn
Bluff Pt
Crane Pt

Marinetruppen die Gegend von Kiautschou-Bay, um die umliegenden Dörfer zu okkupieren. Von hier marschierten sie weiter, um die Stadt Kiautschou in Besitz zu nehmen. Die chinesischen Forts eröffneten das Feuer auf die Deutschen, die das Feuer erwiderten. Drei Mann der Garnison wurden getötet, worauf die Garnison floh. Der chinesische General wurde gefangen und darauf freigelassen. Verschiedene deutsche Matrosen wurden durch Steine verletzt, die die Bewohner nach ihnen warfen. Der Schultheiß dieser Dörfer wurde dafür auf Befehl des deutschen Kommandanten mit Bambusstöcken geschlagen.



Kiautschou zur Winterszeit.

Ein Attentat auf den deutschen Gesandten.

Übrigens hatte sich ein Vorspiel zu den jetzigen abscheulichen Thaten schon damals in Wutschang abgespielt. Ein asiatisches Blatt berichtete darüber in folgender Weise:

Der deutsche Gesandte Baron Heyking befand sich in Hankau (gegenüber Wutschang) und hatte dem Vizekönig Tschang-tschi-tung einen Besuch abgestattet, den dieser sehr bald an Bord des deutschen Kreuzers „Kormoran" erwiderte. Am 30. Oktober begaben sich nun der Kommandant und mehrere Offiziere des „Kormoran" etwa gegen Mittag in Wutschang ans Land. Kaum hatten sie sich einige Schritte von

tschou durch deutsche Streitkräfte folgende amtliche Mitteilung der chinesischen Regierung in Peking an ihre Gesandtschaften im Auslande: „Als es bekannt geworden war, daß die Banditen im Distrikt von Ku-Yeh zwei deutsche Missionare getötet hatten, wurde der Gouverneur von Shantung angewiesen, den hohen Beamten der Provinz den Befehl zur unverzüglichen Verhaftung und Bestrafung der Schuldigen zu erteilen. Am 15. d. M. berichtete der Gouverneur telegraphisch, daß vier Verhaftungen erfolgt seien. Dies wurde dem deutschen Gesandten mitgeteilt, aber die deutschen Kriegsschiffe hatten am 14. Truppen gelandet und der Garnison eine 48stündige Frist gestellt, um sich zurückzuziehen. Der Gesandte gab dem Tsungli-Yamen keine Kenntnis von diesem Vorgehen. Die Meldung von der Landung der Deutschen ging am 15. d. M. in Peking ein und rief das größte Erstaunen hervor. Die chinesische Regierung befahl darauf, in Anbetracht der freundlichen Beziehungen zu der deutschen Regierung, dem Gouverneur, die Garnison streng in der Hand zu behalten und die Truppen zurückzuziehen mit dem Auftrage, ohne weitere Befehle nichts vorzunehmen."

Diese Anordnung war jedenfalls sehr weise. Im übrigen ist die Mitteilung durchaus im Stil amtlicher chinesischer Kundgebungen. Der Gouverneur, der angewiesen wurde, die schuldigen „Banditen" zu bestrafen und vier merkwürdigerweise gerade verhaftet hatte, als die Nachricht von der deutschen Landung eintraf, ist selbst verdächtig, an den Mordthaten mitschuldig zu sein. Die Hinrichtung einiger armer Teufel, welche mit dem Überfall der Mission wahrscheinlich weniger zu schaffen hatten als der Gouverneur, kann nicht als Genugthuung gelten.

Der deutsche Gesandte Baron Heyking übergab am 26. November bereits in Peking die Forderungen der deutschen Regierung. Dieselben schließen ein: die Entdeckung und Hinrichtung der Mörder der deutschen Missionare, Bestrafung aller daran beteiligten Beamten, Wiederaufbau der zerstörten Missionsgebäude und Entschädigung von 600000 Tael an die Verwandten der Ermordeten. Außerdem verlangt die deutsche Regierung eine erhebliche Entschädigungssumme für die Flotten-Expedition und den Unterhalt der in Kiautschou gelandeten Besatzung. Die chinesische Regierung erwiderte, Kiautschou müsse geräumt werden, ehe sie über die deutschen Forderungen diskutieren könne. Baron Heyking lehnte diese Bedingung ab.

Um die Besetzung von Kiautschou nachhaltiger zu gestalten, wurde am 3. eine neue Landung vorgenommen. Kapitän Becker, Kommandant der „Arkona", besetzte, nach chinesischen Blättern, mit 210 Mann deutscher

Bucht bei Hochwasser vorhandenen Wasserfläche entfernt bleibt, von hier Süd—Nord bis zum Breitenparallel der Zollstation der Taphe-turh und darauf nach dem Vereinigungspunkt des Kiauho und Takuho läuft.

2. Im Norden von einer Linie, welche von dem Zusammenfluß des Kiauho und Takuho West—Ost bis zur Meeresküste und Mitte der Laoshan-Bucht geht.

3. Im Osten von einer Linie, welche von der Nordgrenze durch die Mitte der Laoshan-Bucht nach Süden zur Insel Katinmiao und Tschalientau führt.

4. Im Süden von einer Linie, welche von der Insel Tschalientau nach der Südspitze der Insel Tolosan und von hier nach dem Schnitt-punkt der Meeresküste mit der Westgrenze führt.

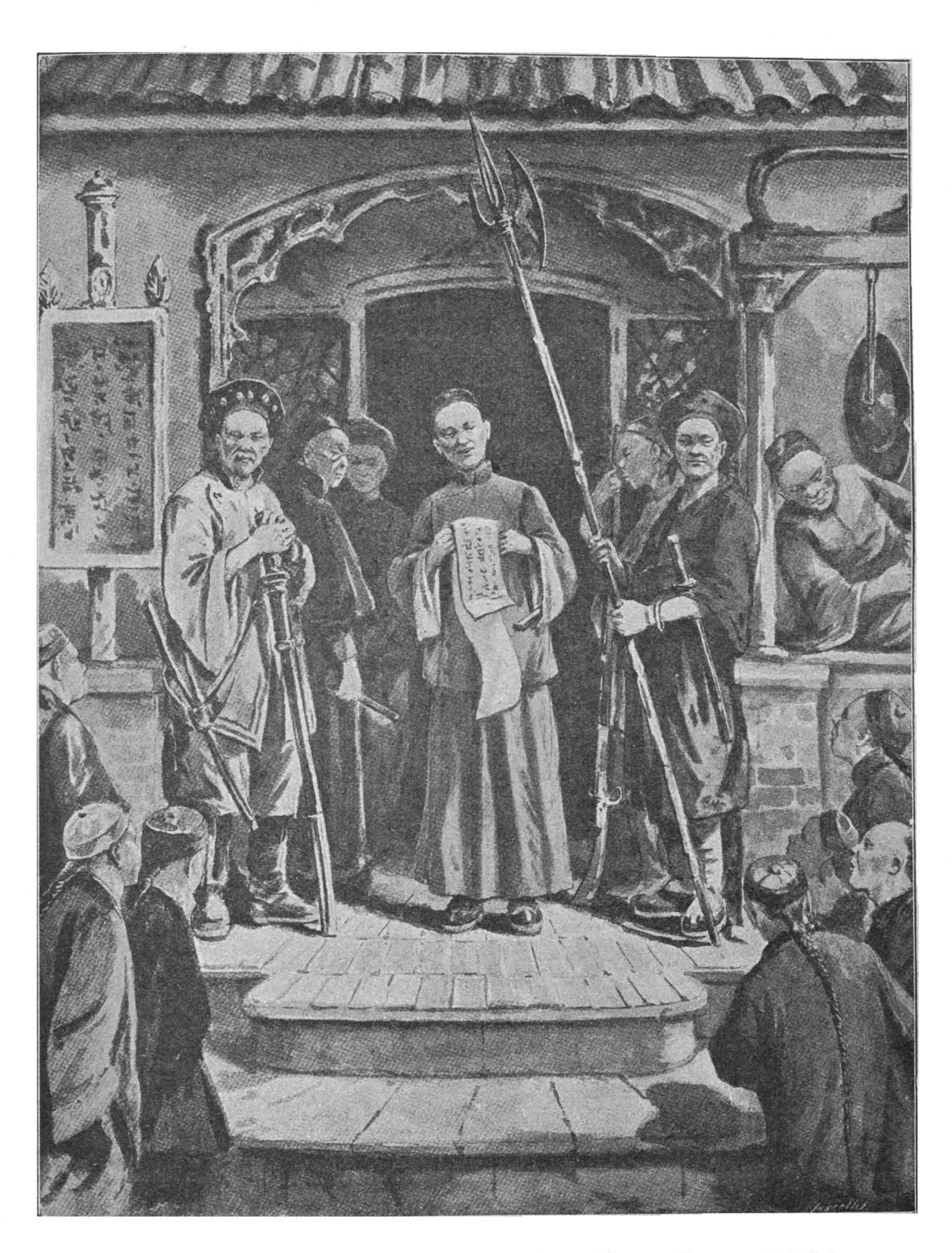
Dies geschieht, um Bürgschaft zu haben für die Erfüllung der Sühneforderungen, welche an die chinesische Regierung wegen der Ermordung deutscher Missionare in Schantung gestellt werden müssen.

Ich fordere hiermit alle Bewohner, ohne Unterschied des Standes, Geschlechts und Lebensalters, auf, ruhig wie bisher ihren Geschäften nachzugehen und sich nicht durchböswillige Gerüchte, die von Unruhe-stiftern ausgesprengt werden, aufregen zu lassen. Deutschland ist immer ein guter Freund Chinas gewesen, wie es ja auch durch die Intervention im chinesisch-japanischen Kriege zum Schutze Chinas bewiesen hat. Die Besetzung ist durchaus nicht als eine feindliche gegen China gerichtete Handlung anzusehen; es wird dadurch im Gegenteil die Erhaltung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und China erleichtert werden. Die deutschen Behörden werden die friedlichen Bürger in ihrem Handel und Wandel schützen und Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten, aber Übelthäter strenge nach dem geltenden chinesischen Gesetz bestrafen. Sollten Ruchlose etwas gegen die anwesenden Deutschen unternehmen, so verfallen sie den strengen deutschen Kriegsgesetzen. Ich ermahne daher nochmals alle, die es betrifft, sich in die deutsche Schutzherrschaft zu fügen und sich nicht durch Widersetzlichkeit, die doch nutzlos sein würde, Unannehmlichkeiten zuzuziehen.

Die chinesischen Behörden und Beamten in den von deutschen Truppen besetzten Orten sollen ungestört in Thätigkeit bleiben und gewissenhaft und ordentlich ihre Amtspflichten erfüllen.

Jeder lese und gehorche.

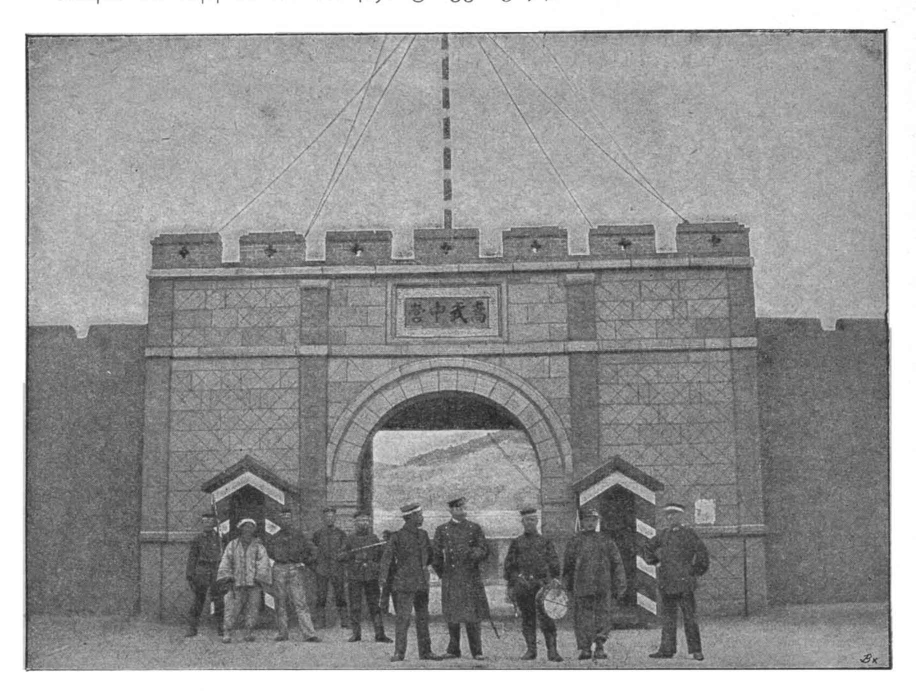
Die Regierung in Peking war klug genug, gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Sie erließ über die Besetzung von Kiau-



Bekanntmachung der deutschen Proklamation durch den Bürgermeister von Nui-tse-kau.

nach; gegen $11^1/_2$ Uhr ging seine Flagge auf dem Yamen nieder, und die Truppen räumten die Lager. Damit die Chinesen möglichst alle ihre Habseligkeiten bergen konnten, wurde von Seiten der Deutschen nicht gedrängt, wozu um so weniger Veranlassung vorlag, als das Abrücken ohne Zeichen von Feindseligkeit oder Erbitterung vor sich ging.

Um $2^1/_2$ Uhr wurde unter drei Hurrahs auf Seine Majestät den Kaiser im Ostfort die deutsche Flagge gehißt.



Äußeres Thor des Lagers von Tschintau.

Die Proklamation.

Der Admiral gab bald nach der Landung folgende Proklamation aus:

Ich, der Chef des Kreuzergeschwaders, Konteradmiral v. Diederichs, mache hiermit bekannt, daß ich auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Deutschen Kaisers die Kiautschou-Bucht und die vorliegenden Inseln in den nachbezeichneten Grenzen besetzt habe:

1. Im Westen von einer Linie, welche von der Meeresküste aus über die Berge Pimple und Pinnacle Range (vergleiche Karte der englischen Admiralität 1255) hinweg nach einem Punkte hinführt, welcher 18 Li westlich von dem westlichen Punkte der in der Kiautschou-

Die Besetzung von Tschintau.

(14. November 1897.)

Dieselbe hatte für Deutsche wie für Chinesen etwas Überraschendes. Obgleich über den Zweck der Vorbereitungen an Bord der deutschen Schiffe in Woosung strenges Schweigen beobachtet worden war, hatte die erhöhte Thätigkeit doch zu lebhaften Erörterungen in Shanghai geführt, welche der Wahrheit manchmal recht nahe kamen. Die Deutschen waren daher überrascht, als sie bei ihrer Landung nicht die geringste Spur eines Widerstandes, wohl aber eine Ehrenkompagnie vorfanden. Die zu spät erfolgende, recht unangenehme Überraschung der Chinesen ist deswegen erklärlich.

Die deutschen Schiffe hatten sich so zu Anker gelegt, daß sie die Unternehmungen ihrer Landungsabteilungen, wenn nötig, mit ihren Geschützen decken konnten, doch war dies wie oben gesagt, nicht nötig. Das im ganzen 30 Offiziere, 77 Unteroffiziere und 610 Gemeine zählende Landungskorps besetzte folgende Punkte: „Cormoran" die Munitionshäuser; „Kaiser" die Höhen, woselbst auch der Geschwaderchef seinen Standpunkt wählte; „Prinzeß Wilhelm" einen Punkt, von dem aus das sogenannte Artillerielager beherrscht wird. Ein Zug des „Kaiser" unterbrach ferner die Telegraphenleitung bis nach erfolgtem Abmarsche der chinesischen Besatzung. Letztere zählte 1600 bis 2000 Köpfe.

Als die beherrschenden Punkte besetzt und durch Winkspruch die entsprechenden Meldungen erstattet waren, wurde dem chinesischen General das Schreiben des deutschen Geschwaderchefs übergeben, worin ersterer unter Hinweis auf den Anlaß zur Besetzung der Kiautschou-Bucht aufgefordert wurde, „seine Truppen innerhalb dreier Stunden abrücken und nach dem 15 km nördlich gelegenen Dorfe Tsantau marschieren zu lassen. Zur Wahrung der militärischen Ehre dürften die Truppen ihre Gewehre mitnehmen, die Geschütze und die Munition müßten aber vorläufig zurückbehalten werden. — Innerhalb 48 Stunden müßten die Truppen das in der Proklamation bezeichnete Gebiet verlassen haben. Von den Waffen würden die Deutschen nur dann Gebrauch machen, wenn man auf Ungehorsam oder gar Widerstand stoßen würde."

Die Proklamation war inzwischen am Brückenlager angeschlagen worden.

Angesichts dieser Lage der Dinge gab der chinesische Befehlshaber

freilich zur Zeit hier im Missionshause weilt, um an den Beratungen des Generalkapitels teilzunehmen. Herr Franz Nies war am 11. Juni 1859 zu Rehringhausen in der Diözese Paderborn geboren. Er empfing die Priesterweihe am 7. Juni 1884 und reiste im Januar 1885 in die chinesische Mission ab. Herr Richard Henle, geboren am 21. Juni 1865 zu Stetten in Sigmaringen und am 15. Juni 1889 zum Priester geweiht, war seit November in Süd-Schantung thätig."

Dazu schrieb ein anderer Kenner der Dinge: „Das blutige Ereignis spielte sich in Jendschofu ab. Unsere Missionare sind nicht von Anhängern der Da-dau-hui-Sekte, sondern von dem aufgehetzten Pöbel Jendschofus aus Glaubenshaß ermordet; das unterliegt jetzt kaum mehr einem Zweifel. Jendschofu liegt 6 Wegesstunden von Zinning, der nächsten Telegraphenstation, und ist das Mekka, „die hl. Stadt" Chinas. Dort stand ja die Wiege des gefeierten chinesischen Religionsstifters Confuce, dort hat der große Mann gelebt und gelehrt. Daher auch der große Fanatismus und Christenhaß bei den dortigen Gelehrten. Erst im vorigen Jahre konnte der Bischof Anzer nach zehnjährigem Kampfe mit den fanatischen heidnischen Gelehrten unter dem nachdrücklichen Schutze der deutschen Regierung dort eine Station errichten. — Wie es scheint, war eine Anzahl unserer Missionare von den nächsten Stationen nach Jendschofu zusammengekommen, um daselbst gemeinsam das Fest Allerheiligen zu feiern, letzteres ist nämlich für die chinesischen Christen kein gebotener Feiertag. Das muß den Hauptanstiftern des Mordes als eine günstige Gelegenheit geschienen haben, um über die verhaßten Verkünder des christlichen Glaubens herzufallen. Herr Stenz (aus Horhausen, Diözese Trier) hat sich flüchten können."

Wie sehr den Kaiser Wilhelm die Nachricht ergriff, ist daraus zu erkennen, daß einige Tage später der deutsche Bischof Anzer von Süd-Schantung empfangen und zur Familientafel gezogen wurde. Er gab an der Hand seiner persönlichen Erfahrungen eine Schilderung des katholischen Missionswesens in jenem Gebiet und der Nöte, denen die christlichen Glaubensprediger und Bekenner dort ausgesetzt sind.

Aber dabei beließ es der Kaiser nicht. Er gab Befehl zur sofortigen Besetzung der Kiautschou-Bucht. Unser ostasiatisches Stations-Geschwader, bestehend aus „Kaiser", „Prinzeß Wilhelm", „Arkona" und „Kormoran", zu welchem sich noch die „Irene" gesellte, mußte sich unter Befehl des Konteradmirals v. Diederichs nach Kiautschou begeben und den dortigen Hafen nebst dessen Befestigungen besetzen!

Wie kam Deutschland nach China?



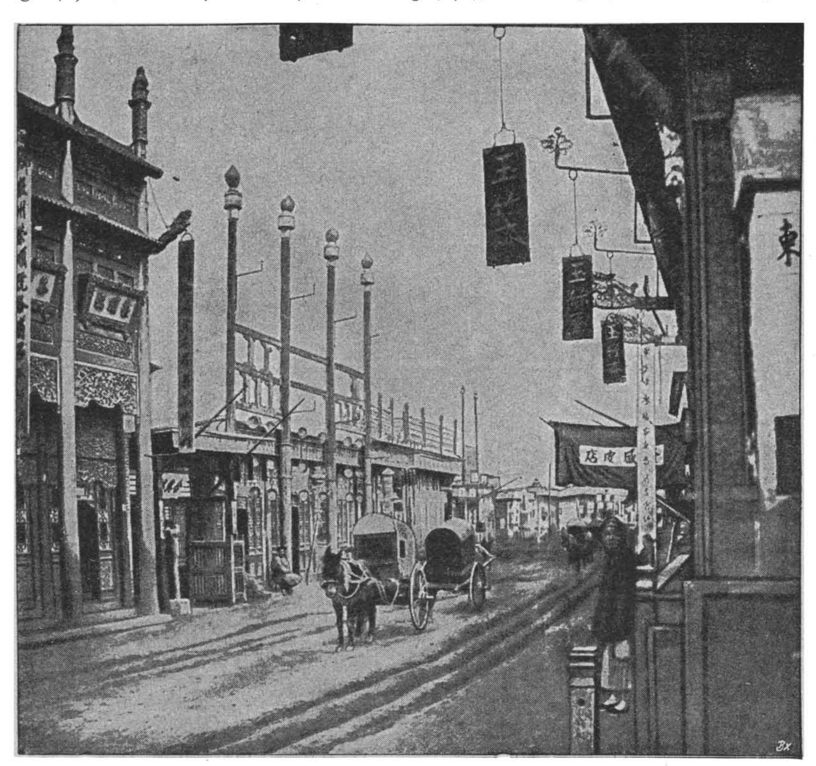
Das Grab des Confuce.

Schon seit langer Zeit waren die Augen des deutschen Handels nach Ostasien gerichtet. Die Reisen verschiedner deutscher Fachmänner nach Japan und China hatten bereits seit der Mitte des Jahrhunderts Verbindungen mit den Strichen am stillen Ozean angeknüpft. Die in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts ins Leben gerufene Kolonialpolitik schlug weitere Kreise und machte die Erwerbung eines Schutzhafens und damit das Werfen eines festeren Ankers in die Handelswelt der östlichen Erdhälfte immer wünschenswerter.

Da geschah eine Greuelthat, die die deutschen Gemüter auf das tiefste empörte. Chinesische Banden hatten, offenbar nicht ohne stillschweigendes Einverständnis mit dem chinesischen Gouverneur der Provinz Schantung, die katholischen Missionare Nies und Henle ermordet. Dies geschah am 1. November 1897 und am 4. November erreichte die Nachricht den Baron v. Heyking. Ein Missionar schrieb darüber:

„Die Unthat scheint von der Sekte der Da-dau-hui „vom großen Messer“ verübt zu sein. Die Anhänger derselben zeigten auch im vorigen Jahre einen großen Christenhaß, und unsere Missionare mußten sich mehrfach durch die Flucht vor ihnen retten. Briefliche Mitteilungen mit näheren Angaben sind vor Ende Dezember kaum zu erwarten. Zinning ist der Zentralpunkt der Mission von Süd-Schantung, am Kaiserkanal gelegen. Daselbst residierte auch der Bischof Anzer, der

August 1861, Kaiser Hiengfong starb, so gab Prinz Kong, der die Regentschaft führte, das alt-chinesische System der Absperrung auf und schloß auch mit anderen Staaten, u. a. Preußen im Namen des Zollvereins (14. Januar 1863) Handelsverträge ab. Im Jahre 1884 kam es sodann Tonkins wegen zwischen Frankreich und China zum Kampfe. Admiral Courbet erzwang die Einfahrt in den Hafen von Futschou, vernichtete mehrere Kriegsschiffe und zerstörte das Arsenal.



Eine Straße in Peking.

Ferner setzten sich die Franzosen auf Formosa fest, und es entspannen sich zahlreiche Kämpfe, die nicht alle für China ungünstig endeten. 1885 schloß Frankreich unter englischer Vermittelung den Frieden von Tientsin, worin es die Oberherrschaft über Anam sowie Tonkin erhielt. In dem Kriege vor vierzig Jahren gebrauchte das englisch-französische Expeditionskorps nahezu drei Monate, um von Taku nach Peking vorzudringen. — Wie Deutschland dazu kam, in China Fuß zu fassen, sei im nächsten Abschnitt dargethan.

eine lange Beschwerdeliste gegen die Chinesen führte. 1857 wurde Canton durch die verbündete Flotte mit Gewalt genommen. Als diese sich gegen die Peihomündung wandte und die Forts vor derselben erobert hatte, gab China nach und schloß in Tientsin 1858 einen Frieden, in welchem dem europäischen Handel und den Missionen Zutritt in das Innere des Landes gewährt und zum erstenmale stehende Gesandtschaften in Peking gestattet wurden. Dieses Übereinkommen wurde von den Söhnen des himmlischen Reiches jedoch wiederum nicht gehalten, daher gingen die Engländer ohne weiteres abermals feindselig vor. Sie beschlossen am 25. Juni 1859, die Befestigungen der Chinesen am Peiho zu zerstören, mußten aber nach einem mörderischen Kampfe sich mit Verlust von 464 Toten und Verwundeten zurückziehen. Jetzt operierten die Westmächte von neuem zusammen. 12600 Mann englische Truppen und 7500 Franzosen unter General Cousin-Montauban rückten zunächst vor Taku, dessen Forts Ende August 1860 ohne einen Schuß den Verbündeten in die Hände fielen, den Peiho hinauf, eroberten auch die anderen Befestigungen auf beiden Seiten des Flusses und drangen vor bis Tientsin. Da der Winter bevorstand, beschloß man, eilig nach Peking zu marschieren. Aber unterwegs sahen die Alliierten die Straße durch 50000 Tartaren verlegt. Im Treffen von Palikao am 21. September 1860 wurden diese vollständig geschlagen. Nun stand der Weg nach Peking offen. Prinz Kong, der jüngere Bruder des Kaisers, erschien jetzt mit Friedens-Angeboten; da aber die Chinesen die sofortige Freigabe der Gefangenen verweigerten, zerschlugen sich die Verhandlungen. Zum erstenmale betrat der Fuß von Europäern den Boden Pekings; die Stadt war völlig leer. Der Kaiserliche Palast wurde ohne Schwertstreich genommen und von den Franzosen geplündert; wobei sich der französische General Cousin, spätere Marschall Graf von Palikao, über das Maß der Bescheidenheit hin beteiligte. Den Sommerpalast übergab Lord Elgin zur Sühne für die grausame Behandlung der Gefangenen den Flammen. Trotzdem begann die Lage der Verbündeten mißlich zu werden, als am 25. Oktober dank den Bemühungen des Prinzen Kong und der Vermittelung des russischen Gesandten Ignatiew der Friede zustande kam. Derselbe sprach den europäischen Mächten das Recht zu, Gesandte in Peking zu halten, öffnete Tientsin und andere Städte dem Handel, gewährte eine Kriegsentschädigung von 48 Millionen Mark, ließ die Auswanderung aus China zu und trat das Gebiet von La-lun an England ab. Da kurze Zeit darauf, im

Ein fernerer Grund für Kriege und Wirren war das Einmischen der europäischen Staaten in die Angelegenheiten Chinas. Daß ein Reich von dem Umfange Chinas den Handel reizen mußte, dort Verbindungen anzuknüpfen, ist erklärlich! Man denke nur an den kolossalen Thee- und Reisbedarf Europas, und man kann sich ein Bild von der Größe der Handelsbeziehungen machen, wenn man in die Londoner Docks geht und beobachtet, welche Menge von Dampfern und Segelschiffen dort Tag für Tag mit dem Ausladen chinesischer Produkte beschäftigt ist.

Um größere Handelsvorteile zu gewinnen, suchten die vornehmsten Handelsstaaten sich in China Handelsplätze und Freihäfen zu sichern, und diese enge Berührung, im Verein mit dem Eindringen europäischer Kultur und Mission, mußte mit den Anschauungen der ihr Land als Eldorado ansehenden Chinesen zu Konflikten führen! Ein Land von so abgeschlossener, ja virtuos organisierter staatlicher und wirtschaftlicher Maschinerie wird jeden Eingriff in das Triebwerk als einen das ganze Staatswesen gefährdenden mit Recht bekämpfen, weil jede solche Störung auch in der That eine für das Reich tötliche werden kann. Dazu kommt, daß der Chinese, vielfach mit unangenehmen Lastern behaftet, ohnedies dem Fremden unsympathisch ist und eine dementsprechende Behandlung erfährt.

Alle diese Umstände, teils zusammen, teils einzeln, führten wiederholt zu Kriegen mit England und Frankreich. Im Jahre 1840 erließ die chinesische Regierung ein Verbot des Handels mit Opium. Das war, sagt die A. M. Z., der Anlaß zur formellen Kriegserklärung Englands. Eine britische Flotte blockierte Amoy und Ningpo, während Generalmajor Sir Hugh Gough mit Land- und Seemacht am 24. Mai 1841 vor Canton erschien; die Stadt zahlte jedoch sechs Millionen Pfund Lösegeld. Bald darauf erfolgte die Einnahme von Amoy, Tinghai, Tschinhai und Ningpo. Im Juli 1842 schritt man zur Belagerung und Einnahme von Tschinkiang. Schon standen die Engländer vor Nanking, als die Chinesen Friedensverhandlungen einleiteten. Der Friede von Nanking vom 27. August 1842 brachte Großbritannien als willkommenen Zuwachs die Insel Honkong; ferner mußten fünf Häfen dem englischen Handel geöffnet werden. Kaum 15 Jahre später brachen die Feindseligkeiten zwischen England und China von neuem los. Das letztere hielt die Bestimmungen des Handelsvertrags von 1842 nicht inne. Jetzt erhielt England auch die Mitwirkung Frankreichs, das seit geraumer Zeit



Die Ereignisse seit 1897.

China und die europäischen Mächte.

Die ganze Geschichte Chinas ist mit Wirrnissen angefüllt, bei denen sich die Bevölkerung durch scheußliche Grausamkeiten und Mordlust auszeichnete. Uns Deutsche haben diese Wirren in früheren Zeiten wenig berührt. Sie lagen fern ab von unseren Interessen. Erst jetzt sind sie uns fühlbar geworden, wo Söhne und Töchter unseres Landes, vereint mit den Gesandtschaften der uns befreundeten Staaten, dadurch in Mitleidenschaft gezogen wurden.

Ursachen für die ewigen Aufstände und Revolutionen gab und giebt es viele! Vor allem ist das Reich übervölkert! Armut, Hunger und bitterste Not bringen schließlich ein Proletariat zur Welt, das jede Gelegenheit benutzt, um seine dringendsten Wünsche zu befriedigen, den nagenden Hunger zu stillen. Diesen Leuten ist ihr eigenes Leben nichts wert, warum sollten sie das Leben anderer höher achten?

Ferner ist das ganze Verwaltungssystem so schematisch geordnet und durch eine Unzahl von Examina, Zeremonien, Rangklassen u. s. w. festgelegt, daß jedes Atom von selbständiger Gesinnung an starke Schranken stößt und Widerstand erzeugt.

Die Willkür und Bestechlichkeit der Beamten ist eine um so unbeschränktere, als die Größe des Reiches, verbunden mit der Unwegsamkeit des Landes, eine Kontrolle unmöglich macht. Ebenso ist die Religion, aus allgemeinen Moralsätzen zusammengesetzt, eine so wenig die Seelen befriedigende, daß es nur einiger Anstöße auf diesem Gebiete bedarf, um Aufstände zu erzeugen.

Verzeichnis der farbigen Beilagen

zum zweiten Bande.

Die Expedition nach Paotingfu.

Weitere Kämpfe.

Die völlige Eroberung von Tientsin.

Deutschlands Rüstungen.

Die Tage der Schrecken in Peking.

Der Marsch des Entsatzkorps von Tientsin nach Peking.

Das Deutsche Reich greift ein.

Von unserem ostasiatischen Expeditionskorps.

Ankunft in China.

Die militärischen Vorgänge nach dem Eintreffen der deutschen Truppen.

Inhaltsverzeichnis.

Die Ereignisse seit 1897.

Die chinesische Armee.

Die Truppen der fremden Mächte in China.

Der Ausbruch der Kriegswirren.

Der Beginn des Krieges.

Die Expedition Seymours.

Vormarsch des internationalen Korps zum Entsatze der Seymour-Expedition.

Spamersche Buchdruckerei, Leipzig.

Der

Krieg in China

1900—1901

nebst einer

Beschreibung der Sitten, Gebräuche und Geschichte des Landes

von

J. Scheibert

Major z. D.

Zweiter Band.



Berlin 1902.

Verlag von A. Schröder

Potsdamer Straße 84a.





Löhnung chinesischer Karrenschieber im deutschen Dienst zu Kiautschou.





Der Krieg in China

1900—1901.

obgleich ein Pfeiler eingestürzt war, denn das Wasser im Kanal stand vollständig still. Aber die Chinesen behaupteten, es flösse nach Norden. Wir waren also unzweifelhaft an der Wasserscheide. Auch erzählten die Chinesen, daß der Kanal vor etwa 600 bis 700 Jahren hergestellt sein soll. Es ist erstaunlich, wie gut er sich erhalten hat. An beiden Ufern standen hohe Bäume, während an den Flußläufen kein Baum zu sehen war. Daß aber der Kanal oder der Kiao-Fluß zur Zeit irgendwie mit Booten befahren würde, dafür habe ich keinen Anhalt gefunden. Der niedrigen und schmalen Brückenöffnungen wegen könnten es ja auch nur Fahrzeuge kleinster Art sein.

Von hier aus war nach Norden nichts zu sehen als eine breite fruchtbare Ebene, aus der überall von einzelnen großen Bäumen umgebene Dörfer auftauchten. Die Äcker waren so sorgfältig mit Weizen, Gerste, Hirse, Bohnen, Melonen, Wachsbäumen u. s. w. bestellt, daß kaum ein unbebauter Fleck oder ein Unkraut zu sehen war, letzteres ja vielleicht mit aus dem Grunde, weil alles, was nicht Frucht bringt, als Brennmaterial ausgerissen wird und sehr gesucht ist. Ich gewann die feste Überzeugung, daß der Bau von Eisenbahnen in dieser Gegend keine besonderen technischen Schwierigkeiten bietet und daß das Hinterland ein sehr günstiges ist. Ist doch schon jetzt ein anscheinend lebhafter Verkehr mit Getreide, Bohnenkuchen und Öl in Krügen, mit Baumwolle und Filzsachen, Thonwaren, Tabak, Papier, Salz, Holzkohlen, Reisig u. s. w. vorhanden, der ja allerdings auf den breiten, ausgefahrenen Wegen lediglich auf Schiebkarren erfolgt und über dessen Umfang zuverlässige Angaben fehlen. Wenn auch die Grunderwerbskosten vielleicht etwas höher sein werden als der Durchschnittspreis für Ländereien in der Provinz Schantung, der nur zu 2500 Mark für 1 Hektar angegeben ist, bei Tschifu aber schon das Doppelte beträgt, muß ich noch einen Umstand als sehr günstig bezeichnen, der in China eine erhebliche Rolle spielen kann, das ist die Gräberfrage. Während in den meisten Küstenstrecken, die ich gesehen habe, die zahlreichen Gräber so zerstreut in den Feldern liegen, daß es bei Anlegung einer Bahnlinie ganz unmöglich ist, sie zu vermeiden, und dadurch erhebliche Schwierigkeiten und Kosten entstehen, weil alle Verwandten des toten Chinesen Ansprüche erheben, so liegen die Gräber hier fast immer in geschlossenen Friedhöfen, die ohne Mühe umgangen werden können.

Zwar hat der Chinese noch keinen Begriff von der Bedeutung der Technik, aber das Vorurteil, welches in China gegen Eisenbahnen

wurden von ihren Mächten angewiesen, im Sinne gemeinsamer Aktion zu handeln. Die Vertreibung der französchen Konsuln aus Montzge und Yunnanfu (in Südchina) bestärkte die Mächte in ihren Beschlüssen; ebenso das Niederbrennen der russischen Kapelle in Tung-ting-au, dicht nördlich von Peking. Dennoch machte man am 9. Juni noch einen Versuch, eine Audienz bei dem Kaiser bezw. der Kaiserin-Witwe nachzusuchen, um die chinesische Regierung zu energischen Schritten gegen die Aufständischen zu drängen, allein bald zeigte es sich, daß dieser Schritt wirkungslos sei. Man beschloß daher, die Bahn von Tientsin nach Peking, die von Boxern zerstört war, möglichst bald in Stand zu setzen und auf dieser 10 000 Mann nach Peking zu schicken.

Inzwischen war auch in Nordchina in den von Rußland okkupierten Geländen der Mandschurei der Aufruhr losgebrochen und hatte sich gegen die Bahnbauten gewendet; aus Niutschwang wurden Plünderungen und Unruhen gemeldet. Ferner wurde der Sekretär der belgischen Gesandtschaft mißhandelt, in Toung-tcheou, dem Peihohafen dicht östlich von Peking, die amerikanische Missionsanstalt niedergebrannt, wobei 40 Christen gemordet wurden. Von Stunde zu Stunde wuchs der Aufruhr, selbst in Peking, und immer frecher drängten die Boxer gegen die Gesandtschaften vor. Aus allen Teilen Chinas liefen Nachrichten ein, die das Anschwellen der Bewegung bestätigten.

Die Expedition des Admirals Seymour.

Am 10. Juni brach ein gemischtes Kommando von 2044 Mann (unter ihnen 350 Deutsche) unter dem Oberbefehl des Admirals Seymour auf, um den bedrohten Gesandtschaften in Peking Hilfe zu bringen; es sollte der Bestimmung gemäß auf der Bahn nach der Hauptstadt befördert werden. Doch schon bei Yang-tsoun, der nächsten größeren Station, fand die Expedition die Bahn zerstört, und zwar in solcher Weise, daß an ein schnelleres Wiederherstellen gar nicht zu denken war. Doch kam die Abteilung am Abend dieses Tages etwa bis gegen Lofa. Am 11. früh ging die Expedition mit Sicherheitsmaßregeln weiter nach Norden. (Vgl. die Karte im nächsten Heft).

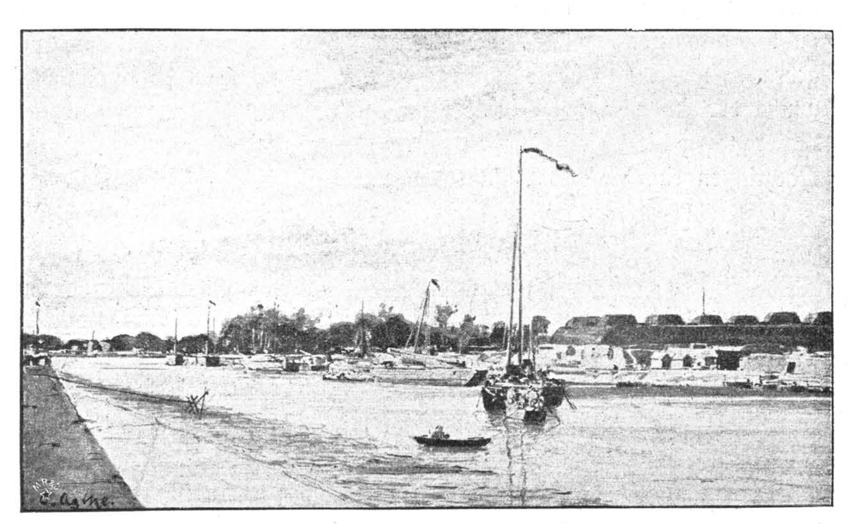
Die Beschädigungen des Bahnkörpers wurden jedoch immer erheblicher, die Schienen waren weite Strecken aufgerissen, die Schwellen verbrannt, die Telegraphenstangen umgestürzt und der Draht entfernt; auch wurden bald kleinere Scharen von Boxern sichtbar, die aber beim Herannahen der Truppen Reißaus nahmen. Nachmittags traf die vorausgehende Spitze 12 km jenseits Lofa auf Boxer, die mit der Zerstörung

Der Beginn des Krieges.

Internationale Schritte gegen die Boxer.

Schon die nächsten Tage zeigten aber, daß die Fremden sich auf die eigenen Waffen stützen mußten, denn in der Gegend des südlichen Peiho begannen die Umtriebe der Boxer immer gewaltsamer zu werden.

Am 7. Juni wurden die Gesandten in Peking und die Konsuln in Tientsin der Ansicht, daß von der chinesischen Regierung nichts zu



Die Forts von Tientsin am Pei-Ho.

erwarten sei und daß man den Schutz von Leben und Eigentum selbst in die Hand nehmen müsse.

Die Befehlshaber der Geschwader wurden herangezogen und man beschloß, gemeinsam zu handeln! Amerika und Japan schlossen sich den übrigen Mächten völlig an; handelte es sich doch nicht um politisch vage Ziele, sondern um höchst greifbare Dinge, nämlich Schutz gegen Mord und Zerstörung. Alle Admirale und sonstigen Befehlshaber

Die ersten Nachrichten von größeren Unruhen kamen aus Schanghai. Die Boxer zerstörten zwei Dörfer in Szetschuan und Hupei und ermordeten alle dortigen Christen auf grausame Weise.

Der chinesischen Regierung wurde sofort bedeutet, daß man sie für die Greuelthaten verantwortlich mache! Diese beeilte sich gewohnheitsmäßig den Gesandten in Peking mitzuteilen, daß kräftige Sorge dafür getroffen wäre, in ganz China die Ordnung wiederherzustellen.

Man war in Peking um so beruhigter, als nach Eintreffen der Schutzwachen in der That einige Tage hindurch die Insulten der Bevölkerung etwas eingeschränkt wurden.

Prinz Tuan.

Bald aber sollte es auch in der Provinz Petschili, in welcher Peking liegt, heißer werden. Die in Paotingfu lebenden Ausländer und eine katholische Mission mußten vor den Drohungen und Angriffen der Aufständischen entfliehen. Die Boxer folgten sogar noch den Flüchtlingen, töteten vier und verwundeten ebensoviele. Die Flüchtigen wurden bis Tientsin verfolgt, von wo aus Truppen aufgeboten wurden, die den Chinesen entgegenrückten und sie zerstreuten. Bald breitete der Aufruhr sich weiter aus. Britische Missionare in Petschili wurden teils getötet, teils, was noch schlimmer war, gefangen! Zwar streiften Kosaken umher und hielten die einzelnen Haufen im Schach, allein immer mehr sammelten sich die wild erregten Boxer und bedrohten schon am 4. Juni Tientsin. Dort trafen an jenem Tage auch geflohene belgische Ingenieure ein, meldend, daß ihre Kollegen in schwerer Gefahr seien. Glücklicherweise langten allmählich immer mehr der verlangten Truppenverstärkungen bei Taku an, auch vom deutschen Seebataillon kamen die ersten 50 Mann an Land.

Man bot in diesen Tagen der chinesischen Regierung, der man noch traute, verfügbare russische Truppen zur Unterdrückung des Aufstandes an, doch erwiederte diese stolz, daß sie sich allein stark genug fühle, Herr der Dinge zu werden. Diese Versicherung fand auch Glauben!

daß eine gaffende Menge lesensunkundiger Leute davor stand, und eine gewisse Sorte von Gelehrten sich einfand und es ihr vorlas, und daß alle es hören wollten — und man kann sich einen Begriff davon machen, daß es durch diese Mitteilung nichts von seinem Hasse verlor.

Wetterleuchten!

Die von der Kaiserin-Witwe angefachte Bewegung hatte dasselbe Schicksal, welches allen extremen Strömungen zu widerfahren pflegt, daß nämlich eine noch weitergehende, in vorliegendem Fall noch reaktionärere Richtung nach und nach hervortritt, um mit Gewalt, mit Hilfe der Revolution die gelindere Strömung zu beseitigen und sich selbst zu bethätigen. So auch hier. Noch lassen die Nachrichten nicht erkennen, welche Ereignisse sich zu Peking abgespielt haben, allem Anschein nach ist aber eine noch fremdenfeindlichere, auf blutige Gewaltthaten gestützte Herrschaft, vertreten durch den Prinzen Tuan, in den Besitz der Regierung gelangt. Hiermit würde sich in dem Aufruhr, der die Volksmassen aufwühlte, gleichzeitig eine rein persönlich-dynastische Frage verkörpern. Prinz Tuan hat Rechtsansprüche auf den kaiserlichen Thron, denn als Kaiser Taokuang 1850 starb, sollte der Vater des Prinzen Tuan laut Testament Nachfolger werden, allein infolge von Intriguen und Fälschungen gelangte statt dessen sein Bruder Hienfong auf den Thron, welchen er bis 1861 inne hatte. Eine seiner Frauen ist die jetzt so viel genannte Kaiserin-Witwe gewesen; Prinz Kung war sein jüngerer Bruder. Auf Hienfong folgte Tungtsi (1861 bis 1875), welcher als minderjährig unter der von Prinz Kung geleiteten Regentschaft stand und ohne Nachkommen starb. Ihm folgte sein erst 4 Jahre alter Neffe Kuangsü, über dessen Regierungszeit wir schon kurz berichtet haben. Als sein Nachfolger wurde im Anfang des laufenden Jahres der junge Prinz Putsing (geb. 1886 als Sohn des Prinzen Tuan) in Aussicht genommen. Infolge aller dieser Schiebungen besteht ein schroffer Gegensatz zwischen Tuan und der Partei der Kaiserin-Witwe, sodaß es durchaus nicht unwahrscheinlich ist, daß Prinz Tuan die Umstände benutzen wollte, um sich auf den Thron des Kaiserreiches zu schwingen.

In Nordchina trat die national-chinesische Eigentümlichkeit, die Bildung religiös-politischer Geheimbünde hervor, während in Peking die Haltung des Pöbels und selbst der Truppen bereits gegen Ende 1899 so unsicher wurde, daß die Gesandtschaften Schutzwachen aus eigenen Landungstruppen erbaten. Diese, obwohl in unzureichender Stärke gefordert und gesandt, sollten thatsächlich die Retter der Gesandtschaften werden!

habe. „Diese Beamten haben z. B. je und je mit Dingen zu thun gehabt, welche Gegenstand internationaler Verhandlungen waren. Dann haben sie sich in allen ihren Maßnahmen von dem stillschweigenden Gedanken leiten lassen, daß die betreffende Angelegenheit schließlich „freundschaftlich geregelt" würde. „Freundschaftliche Regelung" — dies Wort scheint ihnen in der That niemals aus dem Sinn gekommen zu sein. Daher sind sie denn, sobald die Dinge eine ernste Wendung annehmen, zu einem Widerstand gegen einen feindlichen Angriff der Ausländer gänzlich unvorbereitet. Das ist aber in unsern Augen das schlimmste Vergehen der hohen Provinzialbeamten gegen ihre Pflichttreue, welche sie dem Throne schuldig sind. Wir empfinden es daher als eine heilige Aufgabe, solches Verhalten in den härtesten Ausdrücken zu tadeln."

Im Anschluß daran giebt die Kaiserin-Witwe ihnen folgende Weisung:

„Es ist unser ausdrücklicher Befehl, daß, falls einer unserer hohen Beamten infolge der eintretenden Verhältnisse keine andere Wahl als den Krieg hat, er seine Pflicht auch bis zu dieser äußersten Grenze thut. Es könnte aber vielleicht auch der Fall eintreten, daß der Krieg bereits thatsächlich erklärt wäre. Dann ist gar kein Gedanke daran, daß die Kaiserliche Regierung einer Verhandlung zur Wiederherstellung des Friedens beitreten könnte. Sie erwartet also, daß unsere Vizekönige, Gouverneure und Höchstkommandierenden im ganzen Reiche ohne irgend welche Eifersucht mit vereinten Kräften gemeinsam handeln, um in geschlossener Front dem Feinde entgegenzutreten, indem sie persönlich ihre Offiziere und Soldaten ermahnen und anfeuern, für die Rettung ihrer Häuser und ihres väterlichen Bodens gegen das Eindringen des ausländischen Angreifers zu kämpfen. Niemals sollte das Wort „Friede" über die Lippen unserer hohen Beamten kommen; ja sie sollten es auch nicht einmal einen Augenblick in ihren Gedanken erwägen. Ein solches Land, wie das unsrige — so unermeßlich an Ausdehnung, so unerschöpflich an Hilfsquellen, mit einer nach Hunderten von Millionen zählenden Bevölkerung — was sollte es, wenn jeder für sich und alle gemeinsam Treue zum Kaiserlichen Thron und Liebe zum Vaterlande beweisen, von irgend einem Eindringling zu fürchten haben! Lasset in keinem den Gedanken aufkommen an Friedensschluß und füllet alle mit dem Verlangen, die Häuser und Gräber ihrer Ahnen vor der rohen Hand der Eroberer zu bewahren! Sorget dafür, daß dieser unser Erlaß jedermann in unserem Reiche bekannt wird!"

Dies Edikt der Kaiserin-Witwe wurde in allen Städten erster, zweiter und dritter Größe angeschlagen. Und nun stelle man sich vor,



Die Kaiserin-Witwe und ihre Ratgeber.

welche den größten Einfluß hatten, der Ansicht zu, daß die Zeit für Reformen noch nicht reif sei und daß die einzige Rettung aus dem immer heftigeren Anwachsen des Nationalgrolles die Rückkehr zu den alten Penaten und zur engeren Abschließung und dafür Ausschließung der Fremden sei. Kaiser Tsaitien — ob freiwillig oder gezwungen weiß man nicht — mußte schon 1898, also noch in demselben Jahre, in dem der Hof den Prinzen Heinrich empfangen hatte, die Reformen widerrufen, die er erst kürzlich selbst begünstigt hatte.

Die Kaiserin-Witwe.

Die Kaiserin, eine hochbegabte, energische Frau, setzte sich an die Spitze der Bewegung und suchte die alten Zustände wieder herzustellen. Wie sie sich des Einflusses bemächtigte und was in dem Palaste vorging, um der Kaiserin dieses Übergewicht zu geben, sind Geheimnisse, deren völlige Lüftung wohl sobald nicht gelingen wird. Der allmächtige Li-Hung-Schang wurde aus Petschili verbannt, indem er eine Stellung als Vizekönig in Mittel-China erhielt und Kang-Yu-wei, ein anderer Förderer der Reformen, floh nach Japan, wohl wissend, daß solche Gegenströmungen, besonders in China, nicht ohne Gewaltmaßregeln vor sich zu gehen pflegen, und er hatte recht gesehen!

Äußerlich machte sich der Umschwung bald bemerkbar durch die sichtlich ablehnende Haltung der Zentralregierung gegen weitere Zugeständnisse an die auswärtigen Mächte, z. B. an Italien, welches die Abtretung eines Küstenstreifens in der Provinz Tschekiang verlangt hatte.

In welcher Weise die Kaiserin vorging, zeigen die Erlasse, die sie im Herbste 1899 verbreiten ließ.

„Unsere Regierung“, so beginnt der Erlaß, „hat augenblicklich täglich ernster werdende Schwierigkeiten zu überwinden. Die verschiedenen Mächte, welche über uns hergefallen sind, sind gleich gierigen Tigern eifersüchtig auf einander. Jede will als die erste von unseren inneren Gebieten Besitz ergreifen. Sie bilden sich ein, China werde, da es weder Geld noch Truppen habe, es niemals wagen, einen Krieg mit ihnen anzufangen. Sie haben durchaus kein Verständnis dafür, daß es gewisse Dinge giebt, die unser Reich niemals zulassen kann, und daß uns, wenn wir dazu gedrängt werden, keine andere Wahl bleibt, als uns auf die Gerechtigkeit unserer Sache zu verlassen.“ Darauf spricht die Kaiserin-Witwe von einem Uebel, welches bis in die jüngste Zeit hinein unter ihren Vizekönigen und Gouverneuren um sich gegriffen

sie auf der Grundlage des Christentums beruht. Die chinesische Zivilisation hat unleugbar große Vorzüge, aber es fehlt ihr der Idealismus, der immer strebend sich bemüht, der Glaube an die göttliche Natur des Menschen, an eine allwaltende Vorsehung. Dabei hat sie noch viel dunklere Schattenseiten als die europäische Zivilisation aufzuweisen. Die Jagd nach Reichtum und Genuß beherrscht auch die Chinesen. Das Geld ist dort noch mächtiger als in Europa, es ist sozusagen allmächtig, die Korruption des Geldes geht durch die ganze Staatsverwaltung bis hinauf zu ihren Spitzen, sie wird ganz offen und landläufig geübt, so daß niemand mehr daran Anstoß nimmt. Schon daraus geht der tiefe sittliche Verfall in China hervor.

Niemand hat durch die Einführung von Reformen mehr zu befürchten, als die Mandarinen. Was waren es doch für glückliche Zeiten für sie, als das ganze Steuer- und Zollwesen in ihren Händen ruhte, als all das Geld, das sie einnahmen, an ihren Fingern kleben blieb und fast nichts in den Staatsschatz gelangte! Wie schwer muß es der chinesischen Regierung geworden sein, ihre ungetreuen Beamten auf einmal samt und sonders wegzujagen und das ganze Steuerwesen durch Fremde verwalten zu lassen? Welche Wut mögen die hohen Würdenträger gegen den protestantischen Irländer Hart, der als Generaldirektor an der Spitze des gesamten Steuerwesens steht, und die 500 von ihm eingesetzten fremdländischen Zolldirektoren im Herzen tragen?

Die Mandarinen sind es, die jeder Neuerung feindlich gegenüberstehen, da sie wohl wissen, daß bei jedem Schritt vorwärts die eigene Macht immer mehr ihren Händen entgleitet, und sie gaben daher die Losung „China den Chinesen!“ aus, welche gedankenlos von der Menge wiederholt wurde. Es war nicht schwer, das Wachsen des auswärtigen Handels auf Kosten der eigenen Vorteile, den Umsturz auf allen Gebieten, sowie das Anwachsen der christlichen Religion, alles gewissermaßen unter dem Schutze der Regierung, dem niederen Volke, das für sich keinerlei Vorteile in allen diesen Neuerungen fand und finden konnte, verhaßt zu machen.

Ob in China eine einsichtige, verständige, wohlwollende, weiterblickende Verwaltung überhaupt denkbar ist, ob sie imstande gewesen wäre, die Bevölkerung über die kritische Übergangszeit friedlich hinwegzuführen, ob sie die Kraft gehabt hätte, die neuen Errungenschaften in den Dienst des Reiches und seiner Entwickelung zu stellen, das sind Fragen, die sich nicht leicht beantworten lassen, vorläufig aber verneint werden müssen. Jedenfalls neigten diejenigen Ratgeber am Hofe,

Empfange des Prinzen Heinrich von Preußen durch den Kaiser von China. Es war ein Ereignis, das in der 4000 jährigen Geschichte Chinas noch nicht dagewesen war; ein Umstürzen alles dessen, das man bisher im himmlischen Reiche für unverletzlich gehalten hatte!

Bekanntlich wachsen Bäume nicht in den Himmel und am wenigsten plötzliche Reformen, wenn sie obenein gegen den Volksgeist, gegen alle Überlieferungen, gegen Religion, Gesetze, Gewohnheiten, Anschauungen und Sitten verstoßen! Die Reaktion gegen den Ansturm auf alle diese tief eingewurzelten Vorurteile und Gebräuche konnte kaum ausbleiben.

Der Rückschlag.

Der großen Masse der Chinesen wollte es nicht einleuchten, daß in dem Augenblicke, wo man sich herbeigelassen hatte, den Fremden Thee und Seide zu verkaufen und dagegen von ihnen andere Erzeugnisse einzutauschen, China selbst Bresche in die Mauer gelegt hatte, die vor Jahrhunderten zum Schutze gegen das Ausland aufgerichtet worden war.

Es war vorauszusehen, daß der europäische Industrialismus, als er sich gegenüber China mehr und mehr entwickelte, eine weitgreifende Umwälzung in jenem dichtbevölkerten Reiche hervorrufen würde. Die alte Welt hat an ihrem eigenen Leibe schmerzlich genug erfahren, wie tief Eisenbahnen und Fabriken in das wirtschaftliche Leben eingreifen, alle Volkskreise berühren und das ganze Erwerbsleben umgestalten. Diese Entwickelung mit ihrer schweren Übergangszeit vollzog sich in Europa verhältnismäßig langsam und wurde schließlich überwunden. In China begann die vorgeschrittene europäische Zivilisation mit voller Kraft zu arbeiten: Fabriken wurden gegründet und Eisenbahnen gebaut. Anfangs fanden dabei viele Kräfte Beschäftigung; aber man befürchtete, daß durch die Eisenbahnen und Fabriken tausende von Arbeitern und Gewerbetreibenden beschäftigungslos werden würden. In der alten Welt hat sich gezeigt, daß die neuen Verkehrsmittel neue Arbeit schufen und schließlich weiteren Kreisen als zuvor Beschäftigung gewährten. Voraussichtlich würde sich auch in China diese Entwickelung so gestaltet haben. Man hat sie aber nicht abgewartet, sondern geglaubt, der friedlichen, wirtschaftlichen eine politische, blutige Revolution entgegensetzen zu müssen.

Die europäische Zivilisation zeigt sicherlich neben hellen Lichtseiten auch dunkle Schattenseiten. Der chinesischen Zivilisation ist sie aber im großen und ganzen weitaus überlegen, sittlich schon deshalb, weil

sonst sicherlich schon selbst nach den europäischen Doktoren Verlangen getragen hätte!

Da die fremden Ärzte sich alle mehr oder weniger Konkurrenz machten, so war es wohl natürlich, daß sie alle antichambrierten und im Vorzimmer zu Peking Gesandtschaften aller Mächte vertreten waren.

Anfänglich sträubten sich die Chinesen ganz entschieden gegen die fremden Rezepte, die ihnen alle zwar zu ihrem Wohlsein dargereicht und empfohlen waren, für deren Qualität ihnen offenbar aber noch der Geschmack gebrach, deren Quantitäten ihnen ebenfalls mancherlei Bedenken verursachten.



Vize-Admiral Bendemann.

Jedoch der junge chinesische Kaiser Kuangsü schien Geschmack an der modernen Kultur zu empfinden; auch seine Umgebung war den Bestrebungen der Fremden geneigt und so kam es, daß eine Periode eintrat, in der die Fremden allerlei Entgegenkommen fanden und es in der That schien, als ob China seine Thore den ausländischen Einflüssen öffnen würde. Eisenbahnkonzessionen wurden bewilligt, weitere Gebiete dem Handel und den Missionen aufgeschlossen, Pachtgebiete überlassen und selbst in den inneren Einrichtungen schienen Reformen sich vollziehen zu wollen.

Wem ist es nicht noch in Erinnerung, daß der Vizekönig Li-Hung-Schang im Auftrage Chinas die europäischen Höfe und Großindustriellen besuchte, dabei Füllhörner von Hoffnungen erweckend, sowie volle Becher des Enthusiasmus und der Zustimmung zu seinen, allerdings noch etwas nebelhaften, Reformgedanken dafür einheimsend.

Die Gebietseröffnungen um Port Arthur (Rußland), Wei-hai-wei (England) und um das von uns schon besprochene Kiautschou wurden damals eingeleitet und schienen die Wegsteine für eine neue chinesische Politik zu sein. Selbst Schulen und Missionen schienen geduldet werden zu sollen. Diese Aera fand ihren Gipfelpunkt in dem bereits geschilderten

Der Ausbruch der Kriegswirren.

Die Reform-Periode in China.

Der Krieg mit Japan war beendet! Japan hatte ein stolzes Gefühl seiner Kraft erhalten, während der völlige Zusammenbruch Chinas nur durch die Bemühungen der Mächte: Rußland, Frankreich und Deutschland verhindert worden war.

Dieses Einschreiten der Mächte hatte eine sehr erklärliche Konstellation zur Folge, die bis in die neuesten Vorgänge hinein reichte. Wir finden die Verbindung der oben genannten Mächte gegenüber einer Gruppe: England—Japan in Thätigkeit.

Das kranke China sollte geheilt werden und gutwillige Doktoren fanden sich bereit, diesen Dienst zu übernehmen, die zugleich auch willig waren, den üblichen Lohn für die ärztlichen Bemühungen entgegenzunehmen! Daß dem Patienten nicht ganz wohl bei der Sache war, braucht wohl kaum versichert zu werden. Die Kur bestand aus Durchführung der folgenden politischen Rezepte:

1. Reorganisation der Armee und Marine unter europäischen Instrukteuren ꝛc.,

2. Abtretungen chinesischer Gebiete zur besseren Einführung moderner Kultur und Waren,

3. Oeffnen von Häfen für Erleichterung des Handels mit dem Auslande ꝛc.,

4. Konzessionen zum Bau von Bahnen, zum Betriebe des Bergbaues ꝛc.,

5. Erleichterung von Staatsanleihen, Uebernahme großer Reichsbauten oder sonst gewinnbringender Unternehmen ꝛc.

Daß bei allen diesen Kurmitteln der Kranke selbst nicht viel gefragt wurde, ist um so selbstverständlicher, als man annehmen mußte, daß der Patient eben wider seinen Willen geheilt werden mußte, da er

schweren Opfer, die es in dem chinesisch-japanischen Kriege gebracht hat, um sich an der Südküste der Mandschurei festzusetzen, sind vergebliche gewesen. Und was Japan zu erreichen suchte, ist jetzt Rußland zugefallen. Daß es seinen Mißerfolg nicht leicht verschmerzen wird, liegt auf der Hand; es wird seine Ziele in Ostasien nicht aus dem Auge lassen. Die Japaner, ein politisch hoch entwickeltes Volk, erwägen aber genau die Folgen jeden Einschreitens und suchen sich vorerst die Machtmittel zu schaffen, um auf einen Erfolg rechnen zu können. Mit rastlosem Eifer und ohne die Kosten zu scheuen, strebt es nach der Erweiterung seiner Flotte und seiner Armee und nach der Verstärkung seiner Küsten. Die Macht, der sich Japan als Bundesgenosse anschließt, wird im hohen Maße erstarken und jedenfalls ein gewichtiges Wort in der ostasiatischen Politik sprechen können.

Man berechnet die japanische Armee auf 146000 Mann stehendes Militär, 190000 Mann Reserve und 243000 Mann Landsturm; die Zahl der Offiziere wird auf 8000 bis 9000 veranschlagt. Die Armee ist in 12 Divisionen, je zu 2 Brigaden eingeteilt, dazu kommt die Garde, die ebenfalls 2 Brigaden stark ist und die Armee in Formosa, welche 3 Brigaden zählt. In Japan ist die allgemeine Wehrpflicht eingeführt: jeder diensttaugliche Mann muß, sobald er 20 Jahre alt geworden ist, 3 Jahre aktiv dienen und bis zu seinem vierzigsten der Reserve bezw. dem Landsturm angehören.

Die Marine belief sich zur Zeit des Krieges mit China auf nur 37 Schiffe; heute besitzt Japan etwa 50 größere Schiffe und 27 Torpedoboote, und es wird nach dem Flottenplan 1903 schon 67 Hochseeschiffe, 12 Torpedojäger und 75 Torpedoboote umfassen. Damit ist die ins Auge gefaßte Vermehrung aber noch nicht erschöpft, sondern es sind noch weitere Verstärkungen vorgesehen. Hierfür wurden insgesamt 425 Millionen Mark ausgesetzt, während für die Vergrößerung der Armee 170 Millionen Mark bewilligt wurden. Gewehre und Geschütze werden nach „eigenem" Modell in Osaka und Tokio hergestellt; kurz und gut, es sollen bis 1906 nicht weniger als 860 Millionen Mark für Kriegszwecke ausgegeben werden, von denen ein Teil durch die chinesische Kriegsentschädigung gedeckt wird, während der Rest durch die laufenden Einnahmen und durch Anleihen aufgebracht werden soll.



Die Engländer beabsichtigten, in Wei-hai-wei weitere Befestigungen aufzuführen, sollen dann aber wieder davon Abstand genommen haben. Die dortige Besatzung soll nur aus einer englischen und einer chinesischen Festungs-Artillerie-, 2 englischen und 6 chinesischen Infanterie-Kompagnien bestehen. Wei-hai-wei an und für sich kann somit den Russen die Beherrschung des Golfs von Tschili nicht streitig machen, und ebensowenig, selbst mit Hilfe einer Flotte, den Weg nach Peking versperren.

Die Armee, die England zu Beginn der Feindseligkeiten in China hatte, war nur gering an Zahl. In Hongkong standen 4756 Mann, und zwar: 1012 Mann Infanterie, 785 Mann Festungs-Artillerie, 2613 Mann Kolonialtruppen.

In Wei-hai-wei war nur die Marine-Garnison.

In der chinesischen Station befanden sich: 3 Panzerschlachtschiffe, 3 Panzerkreuzer, 2 Kreuzer I. Kl., 3 II. Kl., 2 III. Kl., 2 Kanonenboote, 2 Torpedojäger und 5 verschiedene Schiffe, zusammen 30 Schiffe.

Die Streitmacht des Deutschen Reichs in Kiautschou belief sich auf 1631 Mann und zwar: 1 Seebataillon zu 1126 Mann, 1 Feldbatterie zu 111 Mann, 1 Matrosen-Artillerie-Abteilung zu 205 Mann, 1 Chinesen-Kompagnie zu 132 Mann und zu diesen das Ablösungskommando von 800 Mann.

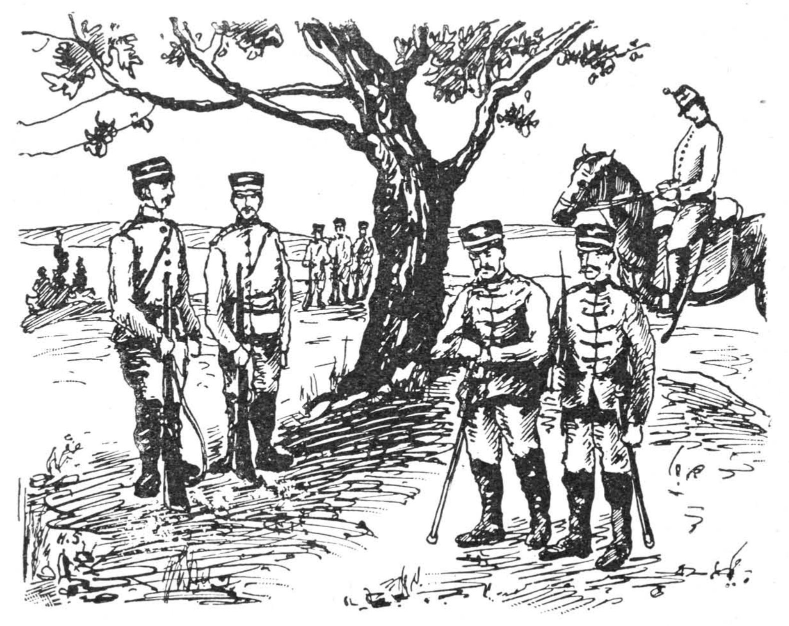
In der chinesischen Station waren: 4 große Kreuzer, nämlich Deutschland, Kaiserin Augusta, Hansa und Hertha, die beiden kleinen Kreuzer Irene und Gefion, sowie die drei Kanonenboote Iltis, Jaguar und Tiger.

Frankreich hatte zur Verfügung in Anam-Tonking 2c. 3 Regimenter Marine-Infanterie, 5 Regimenter eingeborener Tirailleure, 3 Bataillone Fremden-Regimenter, 8 Marine-Batterieen, 2 Fuß-Batterieen und Gendarmen.

Auf der chinesischen Station befanden sich: 3 Panzer-Kreuzer, 5 Kreuzer, 2 Kanonenboote, ferner in Kochinchina 1 Panzerkanonenboot, 1 Kanonenboot und eine Anzahl kleinerer Schiffe, zusammen 19 Schiffe.

Japan, das sich eine maßgebende Stellung in Korea erringen und fremden Mächten, insonderheit Rußland, verwehren wollte, sich in die ostasiatische Politik einzumischen, hat infolge des Vertrages vom 9. Juni 1896, der zwischen ihm und Rußland abgeschlossen wurde, „vorläufig“ dort jeden Einfluß verloren. Hatte es bis dahin nur mit dem schwachen China zu thun, so ist an dessen Stelle jetzt das mächtige Zarenreich getreten, mit dem es jetzt zu rechnen haben wird. All die

mehr an der nördlichen Halbinsel liegt, sodaß zwei Durchfahrten vom Meere aus entstehen: eine engere im Westen, eine breitere im Osten. Die Insel hat eine längliche Form; ihr Umfang beträgt etwa 9 km. Die höchsten Punkte erheben sich über den Meeresspiegel auf etwa 150 m. In der Mitte der östlichen Durchfahrt liegt die kleine Insel Dshi, die befestigt ist. Der bequemste und vollständig gesicherte Ankerplatz für große Schiffe befindet sich am westlichen Ende der Insel Lin=kung=tao innerhalb der Bucht. Die chinesischen Küstenbefestigungen liegen auf dem Festlande in zwei Gruppen auf den Enden der beiden



Japanisches Militär.

Halbinseln, die die Bucht begrenzen, auf der Insel Lin=kung=tao und auf der kleinen Insel Dshi. Die Mehrzahl der Befestigungen und der Batterien sind mit betonierten Kasematten versehen, die vom Meere aus nicht eingesehen werden können, und waren mit schweren Kruppschen Geschützen armiert, die die Japaner bei der Räumung von Wei=hai=wei mitgenommen haben. Da aber nach der Landseite jede Befestigung fehlt, so kann Wei=hai=wei leicht durch gelandete Truppen genommen werden. Gegen eine Beschießung vom Lande aus können sich die Befestigungen nicht halten, was der chinesisch=japanische Krieg gezeigt hat.

jener Beziehung hat es Erfolge aufzuweisen. Ja die Integrität Chinas verletzte es selbst, als es Wei-hai-wei in Besitz nahm. Durch das Abkommen mit Rußland vom 28. April 1899 und besonders durch die Zusatz-Note sind ihm Rußland gegenüber die Hände gebunden und letzteres nimmt wenig Rücksicht auf die Einwendungen und Bestrebungen Englands. England ist aber auch kaum in der Lage, thätig im fernen Osten einzugreifen, trotz seiner mächtigen Streitmittel zur See, da diese von dem Dienst in seinem ausgedehnten Kolonialgebiet in Anspruch genommen sind; auch seine Landmacht genügt dazu nicht, weil sie teils in Südafrika verzettelt, teils mehr als reformbedürftig ist!



Englische Kolonialsoldaten in Hongkong.

Allerdings besitzt jetzt England Wei-hai-wei, das aber seiner Beschaffenheit nach Port Arthur bei weitem nachsteht. Wei-hai-wei liegt an der Nordküste der Halbinsel Schan-tung, und zwar innerhalb einer ausgedehnten halbkreisförmigen Bucht, die von zwei sich erhebenden Halbinseln gebildet wird und nach Nordosten offen ist. Die Bucht, wie überhaupt das Meer an der Küste Schan-tungs, ist trotz der hohen Küste für die jetzigen Kriegsschiffe nicht tief genug. Zwischen den äußersten Kaps erstreckt sich die Küstenlinie der Bucht auf etwa 30 km. Die breite Einfahrt wird durch die Insel Lin-kung-tao versperrt, welche

Verhältnisse nötig machen sollten. Schwerlich werden ihnen die chinesischen Truppen Widerstand leisten können. Erst neuerdings hat Rußland die im turkestanischen Militärbezirk stehenden Truppen in ein festes Gefüge gebracht, indem es sie zu zwei Armeekorps zusammengelegt hat. Es ist dies eine ernste Drohung für China, aber auch für England, da bereits Kuschk an der afghanischen Grenze durch eine Bahn mit der mittelasiatischen Eisenbahn verbunden ist. Auch besteht der Plan, eine Bahn von Taschkent über Wiernyi, Semipalatinsk, Barnaul nach Kriwoschtschekow an der mittelsibirischen Bahn zu bauen, wozu die Vorarbeiten schon im nächsten Frühjahr begonnen werden sollen. Dieselbe wird, abgesehen von ihrer kommerziellen Bedeutung, Rußland in den Stand setzen, Truppenverschiebungen nach der einen oder anderen Seite vorzunehmen.

So ist die Machtstellung Rußlands in Ostasien, nachdem die ganze Mandschurei, wenn auch bei China verbleibend, thatsächlich russisches Gebiet geworden ist, nicht mehr ins Wanken zu bringen. Rußland wächst zu Lande in Asien hinein, und keine britische noch japanische Flotte wird ihm das einmal besetzte Gebiet streitig machen können. Seine Küsten sind durch Port Arthur, Ta-lien-wan, Wladiwostok und Nowo-Kiewskoje an der Possiet-Bucht geschützt, sodaß auch eine Landung auf große Schwierigkeiten stoßen würde. Durch seine zielbewußte, Schritt für Schritt vorgehende meisterhafte Politik hat es Rußland verstanden, die Verhältnisse auszunutzen und eine Machtstellung im fernen Osten zu erringen, die auch in wirtschaftlicher Beziehung nicht nur dem Mutterlande, sondern auch den neugewonnenen Gebieten, die, wie wir gesehen haben, reich an Naturprodukten und entwickelungsfähig sind, zu gute kommen wird. Wie sich die weiteren Verhältnisse auch in Ostasien gestalten mögen, Rußland wird seine Hegemonie aufrecht erhalten und, durch die von ihm geschaffenen Verhältnisse äußerst begünstigt, ein bestimmendes Gewicht in die Wagschale der dortigen Ereignisse werfen können.

Die Streitkräfte der anderen Mächte in Asien.

Englands Politik giebt in Ostasien wie in Mittelasien dasselbe Bild: sie ist eine schwankende und keineswegs eine energische. Man könnte wohl die Behauptung aufstellen, daß es sich hier wie dort stets dem Willen Rußlands gebeugt hat, vor dessen Bestrebungen stets „mutig“ zurückgewichen ist. Bald sucht es Japan zu unterstützen, bald tritt es für die Integrität Chinas ein, aber weder in dieser noch in

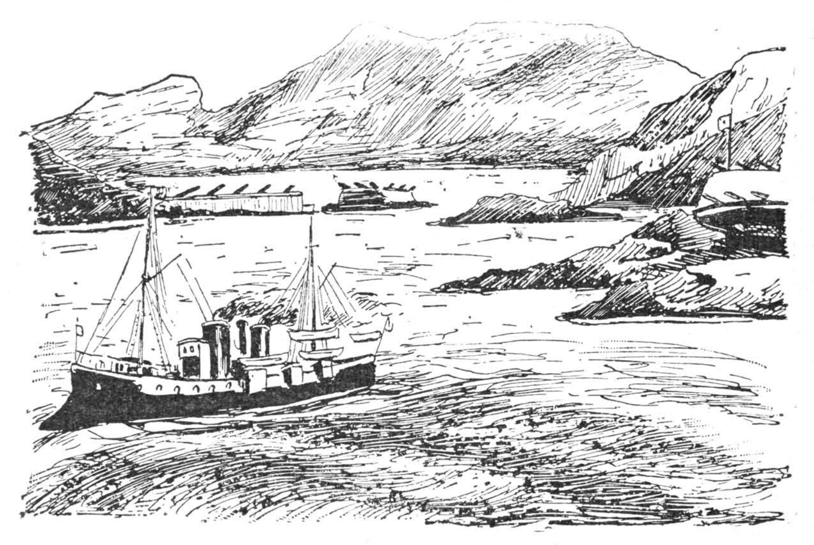
ihrer Fertigstellung bedürfen, scheint die russische Heeresverwaltung schon jetzt Truppen in der Mandschurei so aufgestellt zu haben, daß sie auch ohne Bahntransport schnell konzentriert werden können.

Von ganz hervorragender Wichtigkeit für die Machtstellung Rußlands in Ostasien ist die Besitznahme der beiden Häfen Port Arthur und Ta-lien-wan. Das Streben nach eisfreien Häfen war von Alters her eine Lebensaufgabe der russischen Regierung. Vor zwei Jahrhunderten fanden die Kämpfe mit Schweden statt, auf dessen einstigem Besitze Petersburg erbaut wurde. Vor einem Jahrhundert erfolgten die Vorstöße gegen das osmanische Reich, welche Odessa und Sewastopol in den Besitz Rußlands brachten. Der letzte russisch-türkische Krieg verschaffte Rußland Batum. Aber alle diese, wie auch die Ostsee-Häfen, haben für die Weltmachtstellung Rußlands keinen hohen Wert. Der Hafen von Kronstadt ist nicht eisfrei, die Ostsee-Häfen können leicht verlegt werden, Odessa, Sewastopol, Batum liegen am Schwarzen Meere, das vorläufig, so lange die Durchfahrt durch den Bosporus und die Dardanellen für Kriegsschiffe nicht freigegeben ist, einem Binnenmeere gleich zu achten ist. Im fernen Osten wurde Wladiwostok zu einem Kriegshafen ausgedehnt, der aber nicht eisfrei ist, wenn er auch jetzt durch zwei Eisbrechdampfer im Winter zugänglich gemacht ist. Jetzt hat Rußland durch die Besitznahme von Port Arthur und Ta-lien-wan im fernen Osten erreicht, was es so lange angestrebt hat. Aber nicht darin allein beruht deren Wichtigkeit; sie sind feste Stützpunkte für die Macht Rußlands in Ostasien. Wie wir schon oben ausgeführt haben, liegen die beiden Häfen Port Arthur und Ta-lien-wan kaum 300 km von Taku entfernt, sodaß in jenen Häfen bereit gehaltene Truppen innerhalb 24 Stunden an der Küste von Tschili gelandet werden können, um in wenigen Tagemärschen Peking zu erreichen. Der Golf von Tschili liegt in der Machtsphäre Rußlands. Auf China kann ein mächtiger Druck ausgeübt werden, dem es sich kaum entziehen kann, wozu auch die von Rußland geplante Bahn nach Peking beitragen wird.

Daß Rußland durch seine Stellung in Ostasien immer mehr und mehr einen maßgebenden Einfluß auf die chinesische Regierung gewinnt, ist nicht zu bezweifeln. Dieser Druck auf China wird aber auch durch die Machtstellung Rußlands in Mittelasien noch verstärkt. Auch hier sind die beiden Reiche unmittelbare Grenznachbarn. Die fertiggestellte mittel-asiatische Bahn, die Margelan und Andishan erreicht hat, ermöglicht es Rußland, auch aus dem turkestanischen Militärbezirk genügende Truppen nach dem chinesischen Ostturkestan vorzuführen, wenn es die

das Hochsee-Kanonenboot Otwashnii	9	Geschütze in	Port Arthur
" " " Gremjaschtschii	13	" "	Nagasaki
" " " Siwutsch	11	" "	Port Arthur
der Minen-Kreuzer Wsadnik	9	" "	"
das Transportschiff Tungus	4	" "	"
" " Jakut	8	" "	Wladiwostok.

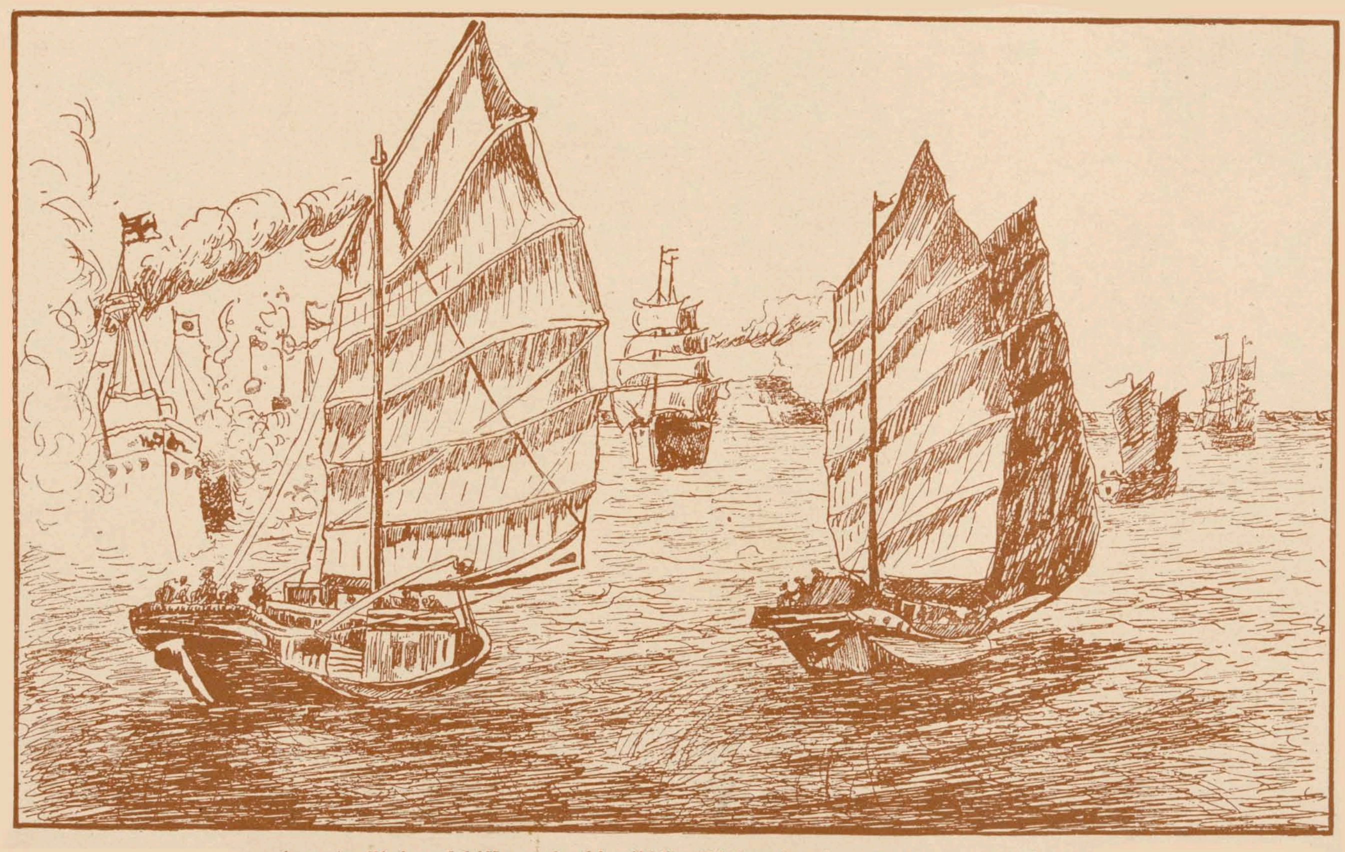
Wir sehen aus der vorstehenden Aufzählung, was für Machtmittel Rußland in Ostasien zur Verfügung hat, um für alle Eventualitäten bereit zu sein. Die im Bau begriffenen und die geplanten Bahnen



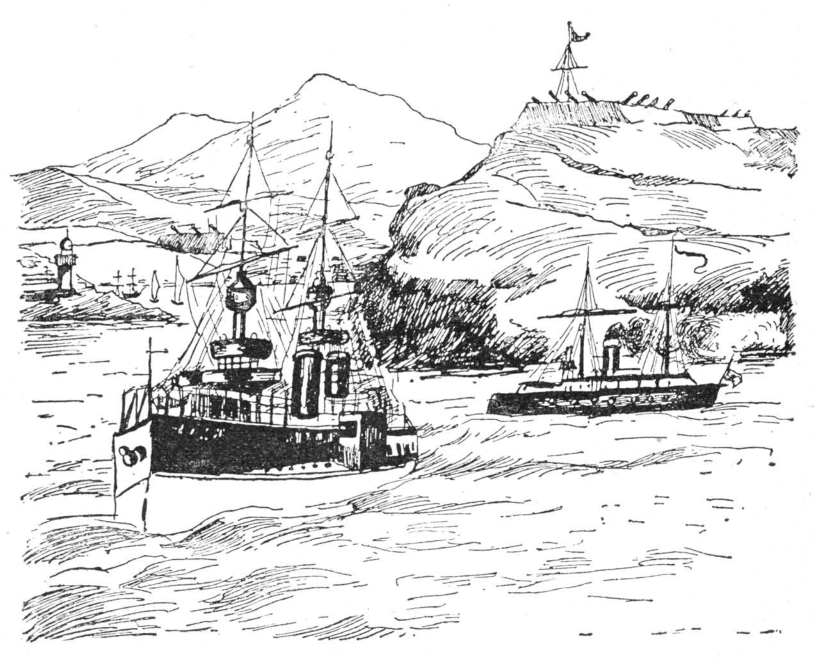
Die Einfahrt von Wei-hai-wei.

nach ihrer Fertigstellung werden es ermöglichen, die Landtruppen schnell zu Operationen zusammenzuziehen, sei es zur Verteidigung eines bedrohten Küstenpunktes, sei es zum Angriff. Es ist aber ferner Rußland in der Lage, auch noch die im sibirischen Militär-Bezirke dislozierten Truppen (1. Westsibir. Linien-Bataillon, 3. Sibir. Kosaken-Regiment und 6 Reserve-Bataillone), ja selbst Truppen aus dem östlichen europäischen Reiche in kurzer Zeit heranzuziehen. Die große sibirische Eisenbahn ermöglicht dies schon jetzt. In Rücksicht auf den Umstand, daß die in der Mandschurei geplanten Bahnen noch einer längeren Zeit (die ostchinesische Eisenbahn sollte 1903 fertig werden) bis zu





Fremde Kriegsschiffe und chinesische Dschunken im Golf von Petschili.



Russische Kriegsschiffe vor Port Arthur.

An Seestreitkräften verfügt Rußland in Ostasien über die sibirische Flotille, die aus 1 Klipper, 2 Torpedo-Kreuzern, 4 Hochsee-Kanonenbooten, 2 Transportschiffen (1 Minenschooner, 1 Dampfer), 2 Hochsee-Torpedo-, 5 Torpedobooten erster, 8 Torpedobooten zweiter Klasse, 4 Hafen-Torpedobooten besteht.

Nach der Übersicht der Schiffsbewegungen vom 10. Juli 1899 gehören zu dem Geschwader des stillen Ozeans folgende Schiffe:

das Geschwader-Panzerschiff	Navarin	42	Geschütze	in Port Arthur
" " "	Sissoi-Welikii	40	"	" Nagasaki
der Kreuzer 1. Klasse	Rossija	70	"	" Wladiwostok
" " "	Rjurik	46	"	" "
" " "	Admiral Kornilow	32	"	" "
" " "	Pamjat Asow	32	"	" "
" " "	Dmitrii Donskoi	46	"	" "
" " "	Wladimir Monomach	39	"	" "
" Kreuzer 2. Klasse	Rasboinik	16	"	" Honolulu
das Hochsee-Kanonenboot	Bobr	13	"	" Port Arthur
" " "	Mandschur	13	"	" Wladiwostok
" " "	Korejez	13	"	" Fusan

Truppen außer Brigade-Verband:
2. und 4. Ostsibir. Linien-Bataillon
2 Reserve-Bataillone
Transbaikal-Artillerie-Division
Ostsibir. Sappeur-Bataillon
1. Ussuri-Eisenbahn-Bataillon.

Kosaken-Truppen:
Transbaikal-Kosaken-Woißko, von dem die beiden im Dienst stehenden Transbaikal-Kosaken-Regimenter der Ussuri-Reiter-Brigade zugeteilt sind
2 Reiter-Regimenter
2 Kosaken-Batterien
Amur-Kosaken-Woißko mit 1 Kos.-Regiment
Ussuri-Kosaken-Woißko, die im Dienst stehende Ussuri-Kosaken-Ssotnie ist der Ussuri-Reiter-Brigade zugeteilt.

Festungs-Truppen:
1 Festungs-Infanterie-Regiment zu 5 Bataillonen
2 " -Artillerie-Bataillone à 3 Komp.
6 " -Artillerie-Kompagnien
3 " -Minen- "
1 " Sappeur- "
2 " Artillerie-Detachements
1 " Telegraphen-Abteilung.

Von diesen Truppen bilden die Besatzung von Port Arthur bezw. Ta-lien-wan:
die 3. Ostsibir. Schützen-Brigade zu 4 Regimentern
die Ostsibir. Schützen-Artillerie-Division (3 Batterien)
2 Festungs-Artillerie-Bataillone à 3 Komp.

Die Besatzung von Wladiwostok:
das 1. und 7. Ostsibir. Linien-Bataillon
1 Festungs-Infanterie-Regiment (5 Bataillone)
6 " -Artillerie-Kompagnien
2 " -Minen- "
1 " Sappeur-Kompagnie
1 " Telegraphen-Abteilung.

Die Besatzung von Nowokiewskoje (Possiet-Bucht):
1 Festungs-Minen-Kompagnie
1 " -Artillerie-Detachement.

Arbeiten zu sichern. Dadurch wurde aber die militärische Besetzung der Mandschurei vorbereitet. Der Berichterstatter der „Morning Post“ entwirft folgendes Bild von der Besetzung der Mandschurei durch russische Truppen: „3 Bataillone besetzen die Straße zwischen Aigun und Mergen; 3 Bataillone mit 2 Ssotnien Kosaken stehen in der Gegend zwischen Mergen und Tsitsikar; 3 Bataillone und 3 Ssotnien Kosaken haben Bodunö und die Umgegend von Tsitsikar besetzt; 5 Bataillone und Ssotnien stehen in Kirin, 5000 Mann sind zwischen Kirin, Ninguta und Hun-tschun aufgestellt. Hun-tschun gegenüber, im Rayon Nowo-Kijewskoje stehen 5000 Mann mit vieler Artillerie; 3 Bataillone halten San-shing besetzt, während 2 Ssotnien Kosaken als Posten längs des Sungari aufgestellt sind; 5 Bataillone besetzen die Gegend zwischen Kirin und Mukden; gleichzeitig ist eine Kette von Infanterie- und Kosaken-Posten in südlicher und südöstlicher Richtung auf der Liau-tung-Halbinsel vorgeschoben. Somit bilden die russischen Truppen einen engen Ring, der die chinesische Grenze von Blagowieschtschensk bis Port Arthur umfaßt. Alle großen Straßen nach Peking von Tsitsikar, Bodunö, Kirin, Ninguta und Mukden sind mit russischen Truppen besetzt.“

Ob diese Angaben den Thatsachen entsprechen, ist nicht festzustellen, obwohl die russische Militärzeitschrift „Raswiedtschik“ diese Nachrichten ohne weitere Bemerkungen wiedergegeben hat. Jedenfalls aber ist ohne weiteres anzunehmen, daß die ursprünglich den russischen Ingenieuren beigegebenen Eskorten zu geschlossenen Truppenteilen angewachsen sind, was die Russen thatsächlich zu Herren der Mandschurei gemacht hat.

Es dürfte angezeigt sein, hier anzuführen, über welche Truppenmacht Rußland verfügt, um sein ostasiatisches Gebiet zu verteidigen.

Nach offiziellen Quellen stehen im Amur-Bezirk, dem die von den Russen besetzte Halbinsel Liau-tung angegliedert war, folgende Truppen:

Truppen im Brigade-Verband:

1.—3. Ostsibirische Schützen-Brigade à 4 Schützen-Regimenter

Ostsibirische Schützen-Artillerie-Division (3 Batterien)

1.—2. Ostsibir. Linien-Brigade; die 1. zu 4, die 2. zu 5 Linien-Bataillonen

die Ussuri-Reiter-Brigade umfaßt das Primorskische Dragoner-Regiment, 2 Transbaikal-Kosaken-Regimenter und 1 Ussuri-Kosaken-Ssotnie

1.—2. Ostsibir. Artillerie-Brigade, die 1. zu 8, die 2. zu 4 Batterien

1.—2. Ostsibir. fliegender Artillerie-Park.



Ein Kosaken-Posten an der chinesischen Grenze.

Die Truppen der fremden Mächte in China.

Rußlands Machtmittel in Ostasien.

Über die Macht Rußlands in Ostasien giebt General Krahmer in seinem trefflichen Werke „Rußland in Ostasien“ eine Darlegung, die wahrhaft klassisch genannt werden kann, weshalb wir sie unseren Lesern fast wörtlich wiedergeben:

Rußland ist im fernen Osten, wie in Mittelasien, Schritt für Schritt vorgegangen, ohne zu hasten, immer das eine Ziel vor Augen, eine gebietende Machtstellung sich dort zu erringen. Nachdem es durch die große sibirische Eisenbahn Sibirien zu einem integrierenden Teil seines europäischen Gebiets gemacht hat, sucht es mittels der ostchinesischen Eisenbahn seine Einflußsphäre weit nach Süden auszudehnen. Es faßt festen Fuß in Port Arthur und Ta-lien-wan, den eisfreien Häfen und Stützpunkten auf der Halbinsel Liau-tung im äußersten Süden der Mandschurei, verbindet solche durch Eisenbahnen mit der ostchinesischen Hauptbahn und plant schließlich eine Bahn nach Peking.

Diese Bahnen schaffen eine feste Verbindung zwischen der Mandschurei und Rußland. Wie Sibirien jetzt durch die sibirische Bahn an das europäische Rußland angegliedert ist, so die Mandschurei durch die transmandschurische Bahn an Sibrien und somit auch an das europäische Rußland. Infolge dieses Umstandes ist Rußland in eine bei weitem günstigere strategische Lage in Ostasien versetzt, als all die anderen Mächte, die in China Gebiete erworben haben. Sie können ihre Besitzungen nur auf dem Wasserwege erreichen, während Rußland zu Lande in einer ungehinderten Verbindung mit Port Arthur, Ta-lien-wan und Wladiwostok steht.

Das führt uns auf die militärische Wichtigkeit der russischen Bahnen in Ostasien. Es ist allgemein bekannt, daß mit deren Bau Rußland Truppen nach der Mandschurei führte, um die Ingenieure bei ihren

worden; die Leitung hätte abwechselnd in den Händen des vorgenannten Herrn und in denen des Vizekönigs gelegen; im ganzen seien 5000 Mann zur Stelle gewesen. Der Vizekönig Chang-Chi-tung sei selbst zu Pferd gestiegen, ein in China einzig dastehender Fall, und habe, die Schützenlinien nicht aus dem Auge lassend, mit dem Fernglas jede Phase des Gefechts mit lebhaftem Interesse verfolgt. Das Schießresultat bei der ersten Übung, wo 7,5- und 5,3-cm Krupp-Geschütze verwendet worden seien, sei ausgezeichnet gewesen; bereits beim 5. Schuß sei die erste Scheibe zusammengestürzt. Bei der zweiten Übung seien nur 6-cm chinesische Kanonen zur Verwendung gelangt. Von 180 Granaten und 30 Shrapnels sei nur ein einzigesmal die Scheibe getroffen worden. Der Vizekönig habe bei dieser Gelegenheit den Gouverneur auf die geringe Leistungsfähigkeit der chinesischen im Gegensatz zu den Kruppschen Geschützen ganz besonders aufmerksam gemacht und gemeint, die besten Geschütze könne man doch nur bei Krupp kaufen.

Der ganze Verlauf der anstrengenden, meist ganze Tage dauernden Übungen bei 29° Reaumur sei ein glänzendes Zeugnis sowohl für die Thätigkeit der deutschen Offiziere, wie für die Leistungsfähigkeit der chinesischen Truppen. —

Daß an der Brauchbarkeit der chinesischen Soldaten nicht zu zweifeln ist, beweisen die übereinstimmend guten Nachrichten, die über die im Oktober v. J. in Lizun durch den deutschen Gouverneur aufgestellte Chinesen-Kompagnie eingelaufen sind. Auch hat Admiral Tirpitz bei den diesjährigen Verhandlungen des Marine-Etats ausgesprochen, daß die Mannschaften unserer Chinesen-Kompagnie eine große Körpergewandtheit zeigten und im Turnen und Marschieren bereits Gutes leisteten.



daher einen erheblich geringeren Wert als die Truppen Nordchinas. Eine genaue Berechnung der chinesischen Feldtruppen ist unmöglich, da die Iststärke fast überall hinter der Sollstärke zurückbleibt. Durch Auflösungen und Neubildungen verändert sich der Mannschaftsstand fortwährend.

Eine ungefähre Berechnung ergiebt eine Zahl von 225000 bis 250000 Mann, von denen etwa ein Drittel in den Provinzen Tschili und Schantung steht, also für die Kämpfe der Gegenwart und nächsten Zukunft vornehmlich in Betracht kommt. Daß diese Feldtruppen dort durch Zulauf von Bannertruppen und Truppen der grünen Fahne, sowie durch Aufständische anderer Herkunft sehr erheblichen Zuwachs erhalten haben, ist sicher. Die Gesamtzahl der in den Kampf getretenen Chinesen kann nicht annähernd gegeben werden.

Chinesischer Inspizierungsbericht.

Amüsant ist es zu lesen, wie die chinesischen Militärbehörden die Ausbildung ihrer Truppen durch Offiziere des Auslandes überwachten. Der in Shanghai herauskommende Ostasiatische Lloyd, der die deutschen Interessen vertritt, gab folgendes gelegentlich einer Truppenbesichtigung bei Wutchang zum besten.

Das rege Interesse, das der Generalgouverneur an den deutsch ausgebildeten Truppen und der unter deutscher Leitung stehenden Militärschule in Wutchang nähme, sei einer der nachhaltigen Erfolge, die der Besuch des Prinzen Heinrich von Preußen in Hankau und Wutchang gehabt habe.

Die erste Besichtigung, die der Vizekönig angesagt, habe sich zunächst nur auf den praktischen Dienst erstreckt: Exerzieren, Turnen, Schießen und Geschützexerzieren sei gezeigt worden. Die bald darauf folgende zweite Besichtigung sei eine der anstrengendsten Leistungen gewesen, die man an eine Truppe stellen könne. Sie habe von morgens 5½ Uhr bis 6 Uhr abends gedauert. Mit großem Interesse wären der Vizekönig und der Gouverneur der detaillierten Vorführung der Schießausbildung gefolgt und hätten sich alles an Hand der von den deutschen Offizieren ausgearbeiteten Modelle erklären lassen. Der Vizekönig habe persönlich allen Truppenführern die Besichtigung als mustergiltig bezeichnet und deren Nachahmung anbefohlen.

Bei den beiden großen Felddienstübungen mit Scharfschießen der Infanterie und Artillerie sei die Gefechtsidee beidemale vom Chef-Instrukteur der chinesischen Truppen, Herrn **Hoffmann**, ausgegeben

erste Schritt auf dem weiten Wege zur Bildung einer kriegsbereiten Armee anzusehen sein. Von den 87 000 Mann Feldtruppen dürften in und bei Peking jetzt etwa 30 000 Mann, in Schantung 16 000 Mann stehen, so daß an den Kämpfen bei Tientsin etwa 40 000 Mann beteiligt gewesen sein können.

An Feldtruppen in den übrigen Provinzen Chinas außer Tschili und Schantung dürften noch etwa 100 000 Mann vorhanden sein, davon etwa 10 000 Mann im Yangtse-Thal. Unter diesen letzteren befinden sich 2600 Mann Lehrtruppen in Wusung (Yangtse-Mündung),



Eine chinesische Kriegsdschunke.

die modern bewaffnet und von deutschen Offizieren ausgebildet worden sind. Sie gliedern sich in 8 Kompagnieen zu 250 Mann, 2 Eskadrons zu 180 Mann, 1 unbespannte Feldbatterie zu 200 Mann, 1 Pionierkompagnie zu 100 Mann. In den Li-Hung-Chang unterstellten Provinzen Südchinas stehen etwa 60 000 Mann, welche die Ueberbleibsel der 1884/85 aufgestellten Schwarzflaggen sind. Der Rest verteilt sich auf die Provinzen des mittleren China. Die Bewaffnung der Truppen in den südlichen Provinzen ist seit 1885 nicht mehr erneuert, ihre Ausbildung gänzlich vernachlässigt worden; sie besitzen

7. Die sogenannte neue Armee, welche bis 1898 zu 16 Bataillonen, 8 Eskadrons formiert werden sollte, hatte im Juni 1899 eine Stärke von 3000 Mann. Unter Befehl des Generals Yunglu hatte sie ihren Standort bei Peking und sollte aus den Arsenalen von Tientsin mit Waffen versehen werden.

8. Die sogenannten Lehrtruppen (Lien-chün), etwa 12 000 Mann in 12 Bataillonen und 21 Eskadrons, standen in verschiedenen Garnisonen der Provinz Tschili verteilt, so in Tientsin 4 Bataillone, 2 Eskadrons. Auch sie sind mit modernen Waffen ausgerüstet.



Chinesische, nach deutschem Muster ausgebildete Artillerie.

Somit standen in den Provinzen Tschili einschließlich Peking und Schantung etwa 87 000 Mann Feldtruppen, davon etwa 60 000 Mann unter dem Oberbefehl des Generals Yunglu. Er genießt das allergrößte Vertrauen am Hofe und eine für chinesische Verhältnisse ganz ungewöhnliche Machtvollkommenheit. Ein Mandschu von hochkonservativer Gesinnung, ist er auch wohl einsichtiger und energischer als die übrigen chinesischen Staatsmänner; militärische Kenntnisse besitzt auch er nicht. Die Unterstellung der bisher nur den Generalgouverneuren untergebenen Heeresteile unter einheitlichen Oberbefehl dürfte als der

3. Die frühere Armee von Port Arthur, jetzt in Shanhaikuan, etwa 10000 bis 11000 Mann, ist ähnlich formiert wie die Truppen des Generals Nieh und steht unter dem Kommando des Generals Ma-yü-kun. Bei ihr waren keine fremden Instrukteure thätig.

4. Die Truppen des muhamedanischen Generals Tung-fu-hsiang etwa 10000 Mann: 18 Bataillone, 6 Eskadrons, 1 Abteilung Artillerie. Sie wurden 1894 zur Verstärkung der Operationstruppen aus der Provinz Kansu herangezogen und 1898 in die Provinz Tschili an die Eisenbahn Peking—Hankau, später nach Peking verlegt. Wegen ihrer fremdenfeindlichen Haltung wurden sie auf Drängen der fremden Gesandten nach Chichow, etwa 80 Kilometer nordöstlich Peking, verlegt und spielen jetzt eine Rolle in den Kämpfen in Peking, wo sie in den letzten Wochen ein Thor an der Ostfront besetzt hielten. Sie sollen es auch gewesen sein, welche die britische Gesandtschaft mit Geschützen beschossen und schließlich erstürmt haben.

5. Die Truppen des Generals Yuan-schi-kai. Sie wurden während des japanischen Krieges durch den ehemaligen preußischen Offizier v. Hanneken zusammengestellt, um damit die Hauptstadt zu schützen. Ursprünglich in einer weit größeren Stärke beabsichtigt, wurden im ganzen damals nur 7500 Mann aufgestellt. Sie traten später unter den Befehl des früheren Residenten von Korea, Yuan-schi-kai, und sollten den Anfang der neu zu organisierenden nordchinesischen Armee bilden. Nachdem sie zunächst im Lager von Hsiaochan, fünf deutsche Meilen südöstlich von Tientsin, untergebracht worden waren, nahm Yuan-schi-kai sie mit nach der Provinz Schantung, als er deren Gouverneur wurde. Neue Nachrichten lassen 8000 Mann bei Tsinanfu, der Hauptstadt von Schantung, stehen, 3000 Mann sollen gegen die Grenze von Tschili vorgeschoben sein. Sie sind mit 8 mm Mannlicher-Gewehren M/88 ausgerüstet und haben 6 cm Feld- und 4 und 7 cm-Gebirgsgeschütze. Nach dem Urteile Sachverständiger sollen dies die besten chinesischen Truppen sein. Yuan-schi-kai steht in besonderer Gunst in Peking. Nach chinesischem Urteile dürfte er im Kriege eine hervorragende Rolle spielen; militärische Kenntnisse besitzt er nicht. Ein belgischer Major hat die Artillerie, ein Schwede die Kavallerie, deutsche Unteroffiziere haben die Infanterie ausgebildet.

6. An sonstigen Feldtruppen in der Provinz Schantung 5000 Mann, 9 Bataillone, einige Eskadrons, davon 6 Bataillone bei Tschifu (früher auch in Kiautschou), 3 Bataillone in Tsaotschoufu, Kavallerie bei Pingtu.

Hüten den nach dem Range verschiedenfarbigen Knopf. Bei feierlichen Gelegenheiten legen sie gestickte Gewänder an, auf denen Brust und Rücken dem Range entsprechend mit dem Bilde eines Tieres verziert sind. Bei jeder marschierenden Truppe ist der Troß ungeheuer zahlreich, da Munition und Gepäck nachgefahren zu werden pflegen; ein Bataillon von 500 Mann hat etwa 200 Mann Troß.

Einteilung.

Man kann an Feldtruppen folgende Heeresabteilungen unterscheiden:

In der Mandschurei etwa 38000 Mann, davon in der Amur-Provinz und in der Provinz Kirin je 8000 Mann, in der Provinz Mukden 22000 Mann mit etwa 50 bis 60 Geschützen. Von den Truppen in der Provinz Mukden sind die in neuester Zeit aufgestellten 10000 Mann mit 7 mm Gewehren und modernen Geschützen ausgerüstet.

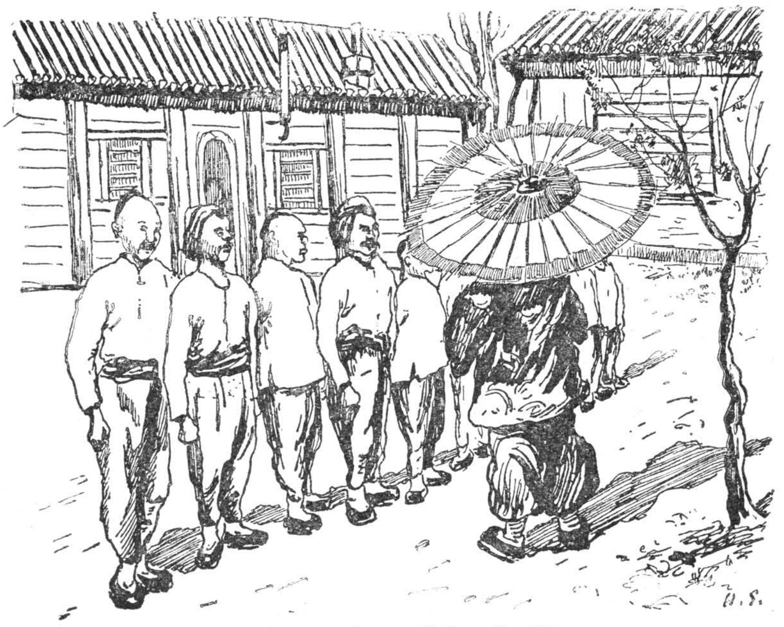
In den Provinzen Tschili und Schantung einschließlich Peking. Diese Truppen, die in der Gegenwart und nächsten Zukunft eine Rolle spielen, verdienen eine eingehendere Schilderung. Sie zerfallen in:

1. Die Pekinger Feldtruppen, etwa 10000 bis 12000 Mann. Für den japanischen Krieg wurden 6000 Mann dieser Truppen mobilgemacht. Sie waren nur zum Teil mit modernen Gewehren bewaffnet, sind aber mit dem Feinde nicht in Berührung gekommen. Auch heute noch dürften sie zum größten Teile altchinesisch bewaffnet sein, denn beispielsweise wurde 1898 die Bewaffnung der einen Hälfte mit Gingals befohlen, während die andere Hälfte moderne Gewehre erhalten sollte. Ihr Kommandeur ist der in letzter Zeit vielgenannte Prinz Tsching, Präsident des Tsungli-Yamen, und angeblich Beschützer der Fremden in Peking. Die Truppen sind für gewöhnlich im Kaiserlichen Jagdpark südlich Peking untergebracht.

2. Die ehemaligen Truppen Li-Hung-Changs oder die Huai-Truppen, etwa 23000 Mann. Die größere Hälfte, 20 Bataillone, 5 Eskadrons, 5 Abteilungen Feldartillerie, 2 Bataillone Pioniere, 13000 Mann unter General Nieh, waren vor Beginn des Aufstandes in Lagern bei Lutai an der Eisenbahn Tientsin—Shanhaikuan untergebracht. Die kleinere Hälfte — 16 Bataillone, 2 Eskadrons, 2 Abteilungen Feldartillerie — 10000 Mann mit 32 Geschützen, standen in Shanhaikuan, Peitang, Taku und Chichou. Kommandeure waren die Brigadekommandeure in Peitang und Tientsin.

gegenübersteht, während alles Neue, ihm Unbekannte ihn mit einer abergläubischen Furcht erfüllt. Da alles, was Organisation, Ausbildung und Unterhalt auch der Feldtruppen betrifft, den Generalgouverneuren übertragen ist, so sind ebenfalls die einzelnen Verbände nach Provinzen zu trennen.

Für die Bekleidung der Truppen bestehen keine bestimmten Vorschriften, doch hat sich allmählich eine Art Uniform Eingang verschafft, die aus einer Jacke von blauem Baumwollenstoff mit rotem Besatz besteht; bei der Kavallerie finden sich oft ganz rote oder weiße Jacken.



Exerzieren nach europäischem Vorbild.

Auf Rücken und Brust ist meist eine Scheibe aus weißem Stoff aufgenäht, auf welcher der Truppenteil angegeben ist. Als Beinkleid dient eine blaue oder schwarze, im Winter wattierte Hose aus Baumwollenstoff, als Fußbekleidung dienen schwarze Tuchstiefel, im Süden auch Sandalen; neuerdings finden sich bei einigen Truppenteilen auch Lederstiefel. Als Kopfbedeckung trägt der chinesische Soldat im Sommer einen Strohhut, der während der Regenzeit mit rotem Wachstuch überzogen wird, im Winter einen schwarzen Turban oder den gewöhnlichen Mandarinenhut. Die Offiziere und Unteroffiziere tragen auf ihren

noch die militärischen Prüfungen ebenso wie vor mehreren hundert Jahren abgehalten werden, nämlich für die untersten drei Grade im Bogenschießen, Speerwerfen und Heben schwerer Steine. Vorbereitungen für Mobilmachung, Verpflegung und Nachschub bestehen natürlich nicht; der Mangel an Eisenbahnen und der jämmerliche Zustand der Straßen machen eine Verbindung mit der Armee im Felde fast unmöglich. Physisch eignet sich der Chinese ausgezeichnet zum Soldaten. Der Südchinese ist zwar klein und schwächlich, aber gewandt und zähe; am Yangtse und in Nordchina dagegen sieht man viele große und gut



Unvermutete Revidierung eines Postens durch einen Offizier.

gewachsene Leute. An Anstrengungen und schmale Kost gewöhnt, erträgt der Chinese Hunger, Durst und Schmerzen mit stoischem Gleichmut; Nerven kennt er nicht. Er hat ein vorzügliches Auge und eine sichere Hand und steht auch in geistiger Beziehung nicht weit hinter den Rekruten anderer Länder zurück; er lernt mechanische Uebungen mit erstaunlicher Leichtigkeit, versagt aber, sobald er auf eigene Urteilskraft angewiesen ist. Todesfurcht ist dem Chinesen unbekannt; er ist Fatalist in höchstem Maße; auch zeigt er oft große Geistesgegenwart und einen gewissen physischen Mut, so lange er bekannten Verhältnissen

Fang-ying wurden in den meisten Provinzen Lehrtruppen, Lien-chün genannt, gebildet und ebenfalls mit modernen Waffen ausgerüstet. Wenn man daher von einer chinesischen Armee spricht, so kann man darunter nur die Fang-ying und die Lien-chün verstehen und sie zweckmäßig unter dem Namen „Feldtruppen" zusammenfassen. An den Feindseligkeiten gegen Frankreich 1884/85 und am japanischen Kriege haben nur Feldtruppen teilgenommen. In ihrer Organisation hat sich allmählich eine Gleichförmigkeit insofern herausgebildet, als ökonomische Einheiten bei der Infanterie zu 500 Mann, bei der Kavallerie zu 250 Pferden geschaffen wurden, die man als Bataillon bezw. Eskadron bezeichnen kann. Für die Feldartillerie besteht noch keine allgemeine Organisation; zum Teil sind die Geschütze in der Zahl von 2; 4, 6 bis 8 auf die einzelnen Bataillone verteilt und ihre Bedienung in die Zahl 500 eingerechnet, zum Teil sind aus 12—16 Geschützen besondere Abteilungen gebildet. Pioniertruppen sind erst in allerneuester Zeit bei einigen wenigen Verbänden errichtet worden; Trains kennt man im Frieden nicht. Die Bewaffnung ist noch immer eine sehr buntscheckige: bei der Infanterie und Kavallerie finden sich die verschiedensten Modelle, meist Konstruktionen aus den siebziger und achtziger Jahren. Die Artillerie hat moderne Feldgeschütze und Gebirgskanonen verschiedener Kaliber, Hotchkiß-Kanonen und im Arsenal von Schanghai angefertigte Geschütze. Die Unterbringung der Feldtruppen ist überall die gleiche; je ein Bataillon oder eine Eskadron ist in einem Lager von Zelten und Erdhütten untergebracht, das von einem quadratischen Erdwall mit Bankett und Graben umschlossen wird. Die Unterhaltungskosten betragen monatlich für ein Bataillon 2476 Taels (1 Tael = etwa 3 M.), eine Eskadron 2028 Taels, für eine Abteilung Artillerie 3014 Taels.

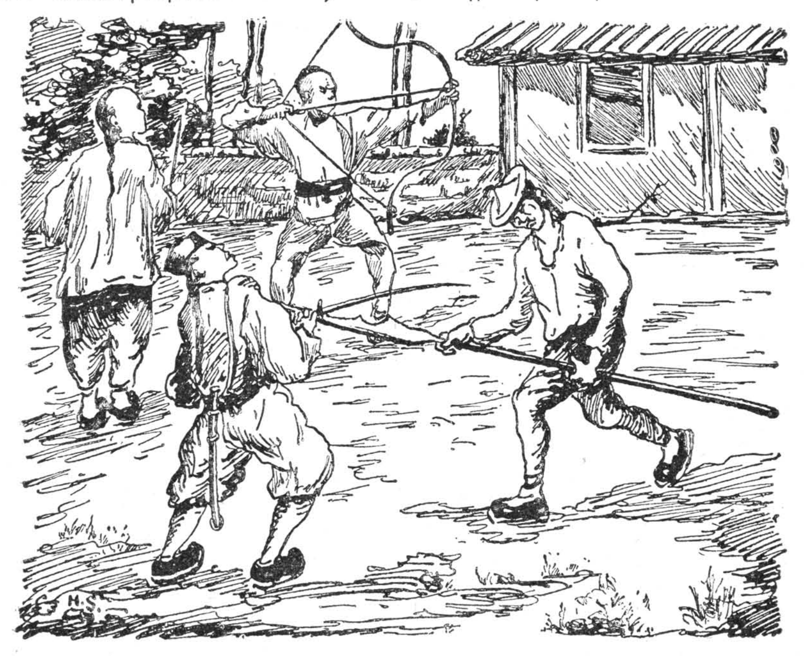
Anwerbung und Bekleidung.

Der Soldat wird angeworben; nur wer kein anderes Existenzmittel hat, wird Soldat. Viele treten im Winter ein, um im Frühjahr wieder davon zu laufen. Zwischen Offizieren und Mannschaften besteht kein sozialer Unterschied. Der Offizier ist ohne Bildung, wird vom Untergebenen als Erpresser gehaßt, vom Volke gefürchtet, von den Zivilbeamten verachtet. Die höheren Stellen werden meistbietend verkauft, wie überhaupt jeder im Heere danach strebt, sei es durch Betrug, Raub oder Erpressung Geld zu erwerben. Als Beweis dafür, wie wenig Eingang in China Reformen finden, sei erwähnt, daß heute

gänzlich versagten, wurden von einzelnen Gouverneuren in den Provinzen Abteilungen von Freiwilligen gebildet, denen es mit Hilfe von Gordons „ever victorious army“ im Jahre 1864 gelang, den Aufstand niederzuschlagen. Da auch in den Kriegen mit England und Frankreich die alte chinesische Armee eine mehr als klägliche Rolle spielte, so mußte die Regierung, wenn auch ungern, an eine Reorganisation der Wehrmacht denken. Ein Teil der eben genannten Freiwilligen wurde unter dem Namen Fang-ying, Verteidigungsarmee, beibehalten und mit fremden Waffen ausgerüstet. Sie wurden in der Provinz Tschili, in Nanking, Schanghai, Canton, Hankau und in anderen wichtigen Orten untergebracht. Sobald Verwickelungen mit fremden Mächten drohen, oder wenn die in China sehr häufigen lokalen Aufstände größeren Umfang annehmen, werden die Fang-ying aufgeboten und entsprechend vermehrt. Nach Wiederkehr friedlicher Verhältnisse entläßt man dann diejenigen wieder, welche man glaubt entbehren zu können.

Zur Bewaffnung dieser sogenannten „Feldtruppen“ wurden alle Jahre Millionen ausgegeben; aus fast allen Ländern Europas bezog man Gewehre und Geschütze. Li-Hung-Chang war der erste, der als Gouverneur von Tschili neben dem Ankauf von preußischen Zündnadelgewehren und modernen Geschützen auch deutsche Instrukteure heranzog, um seine Truppen nach deutschem Muster auszubilden. Seinem Beispiele folgte später Chang-Chi-Tung, der jetzige Generalgouverneur von Wutschang. Um Offiziere heranzubilden, wurden Kriegsschulen in Tientsin, Canton, Nanking und Wutschang errichtet, bei denen ebenfalls deutsche Offiziere als Lehrer angestellt wurden. Ihre Thätigkeit stieß indessen auf große Schwierigkeiten, die teils in der Ueberhebung, teils in der Abneigung der Chinesen gegen die neue Richtung begründet waren. Nur in Wusung an der Yangtsemündung gewannen sie vorübergehend einigen Einfluß, da man ihnen hier Strafgewalt und Löhnung der Truppe übertragen hatte. Außer deutschen Offizieren und Unteroffizieren haben auch Engländer, Franzosen, Schweden und in letzter Zeit auch Russen und Japaner für die Ausbildung der Armee Verwendung gefunden, aber alle nur mit geringen Erfolgen. Dem erbitterten Widerstande der Mandarine ist es zuzuschreiben, daß ihre Thätigkeit nicht diejenigen Erfolge hatte, die sie unter günstigen Verhältnissen bei dem guten Soldatenmaterial gewiß gehabt haben würde. Immerhin sehen wir doch heute in den Kämpfen um Tientsin, daß die Chinesen manches gelernt haben. Außer den

Die Bannertruppen sind ursprünglich die Nachkommen der ehemaligen Invasionsarmee der Mandschus aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts. Sie sind eine Art Kriegerkaste geblieben, welche aber im Laufe der Zeit durch Aufnahme von Mongolen und Chinesen die Reinheit der Rasse und damit auch den ehemaligen kriegerischen Geist verloren hat. Da diejenigen, welche als Nachkommen der Eroberer gelten, noch heute Geld und Reisrationen von der Regierung erhalten, auch wenn sie dafür keinerlei Dienste leisten, so darf man sie als eine Art Staatspensionäre betrachten. Bewaffnet sind sie in der über-



Fecht- und Zielübungen von Truppen der grünen Fahne.

wiegenden Mehrzahl wie die Truppen der grünen Fahne. Ihre Stärke wird auf etwa 200 000 Mann geschätzt, davon 120 000 Mann in und bei Peking, der Rest in den Provinzen, zumeist in Tschili. Weder sie noch die Truppen der grünen Fahne haben am japanischen Kriege teilgenommen. Beide haben als Soldaten nicht den geringsten Wert, weshalb es nicht der Mühe lohnt, auf ihre Organisation weiter einzugehen.

Die Feldtruppen. Als zur Niederwerfung des Taipingaufstandes im Jahre 1853 die Bannertruppen und die der grünen Fahne

Art Polizeitruppe und Gendarmerie herabgesunken, die als Werkzeuge in den Händen der Behörden ihre hauptsächlichste Verwendung in der Beitreibung der Steuern finden. Ihrer ursprünglichen Bestimmung, Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung im Lande, pflegen sie so wenig nachzukommen, daß sie meist selbst an Volksaufständen oder Angriffen des Pöbels gegen Fremde sich beteiligen. Ihre Hauptbeschäftigung besteht im Opiumrauchen und Hazardspiel. Sie sind mit Pfeil



Mandschu-Truppen.

und Bogen, Speeren, alten Luntenflinten und mit den sehr beliebten Gingals, großkalibrigen Gewehren chinesischen Ursprungs, bewaffnet. Ihre Stärke ist selbst annähernd schwer zu schätzen; wahrscheinlich beträgt die Sollstärke 440 000 Mann. Jede Provinzialregierung sucht die Stärke auf dem Papier möglichst hoch zu halten, um der Zentrale in Peking einen recht hohen Betrag in Rechnung stellen und möglichst viel davon in die eigene Tasche stecken zu können.

Die chinesische Armee.

Organisation der Truppen.

Bei der allgemeinen Undurchdringlichkeit des Schleiers, den man in China über alle Verhältnisse gezogen hat, ist es nicht leicht, einen klaren Einblick in die Form, Ausbildung und das Wesen der Armee des himmlischen Reiches zu erlangen. Nur dem Umstande, daß die europäischen Mächte — selbst Deutschland nicht ausgenommen — die Chinesen teilweise formiert, ausexerziert und bewaffnet haben, verdanken wir einen gewissen Einblick in das chinesische Heerwesen. Dieser Einblick ist allerdings teuer genug erkauft; denn die Chinesen haben unsere Kampfweise, Waffen u. s. w. zuerst an den Lehrmeistern selbst geprüft, ob sie brauchbar sind; und an unserem eigenen Fleische haben wir erfahren, daß sie gut gelernt haben! Alle bisherigen Lehrbücher über die chinesische Armee haben ihren Wert verloren, selbst die Erfahrungen, die die Welt im japanisch-chinesischen Kriege sich gesammelt hatte, geben ein völlig falsches Bild, weil in der That die Armee sich seitdem verjüngt und bedeutend verbessert hat. Folgen wir in der Darstellung daher den Aufstellungen, die neuerdings von durchaus orientierter Seite über die chinesischen Truppen im Mil.-WBl. gegeben sind.

Dort werden drei große Gruppen unterschieden, die aus drei verschiedenen Perioden herstammen:

1. Die Truppen der grünen Fahne, } mehr historischen Werts,
2. die Bannertruppen, }
3. die Feldtruppen, die eigentliche Kampfarmee.

Die *Truppen der grünen Fahne* sind als Fortsetzung bez. Ueberbleibsel eines um die Mitte des 17. Jahrhunderts geschaffenen stehenden Heeres zu betrachten. Sie befinden sich in den 18 alten Provinzen Chinas und stehen unter den Befehlen und zur freien Verfügung der Generalgouverneure. Sie sind im Laufe der Zeit zu einer

hof beigesetzt, dessen Thür mit dem eisernen Kreuz, dem preußischen Adler und verschlungenen Lorbeerzweigen geschmückt ist.

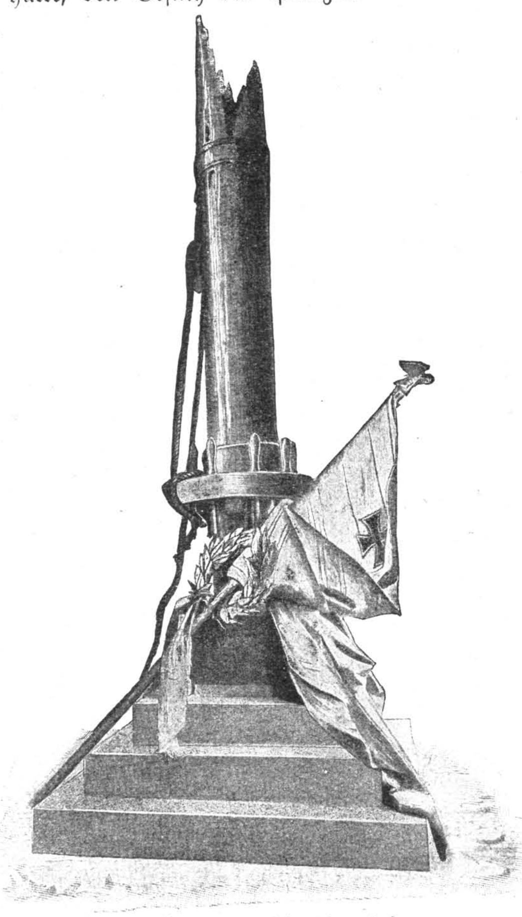
Zum ewigen Gedächtnis an diese Braven beschlossen die in China wohnhaften Deutschen, ein Denkmal in Shanghai zu errichten, und die Enthüllung desselben, welche am 21. November 1898 in Gegenwart des Prinzen Heinrich stattfand, gestaltete sich zu einer wahrhaft erhebenden Feier. Dreihundertsechzig deutsche Matrosen und Marinesoldaten umstanden das Denkmal, die vor Anker liegenden österreichischen, italienischen, russischen, englischen und amerikanischen Kriegsschiffe hatten Abordnungen entsandt, das deutsche Freiwilligenkorps war aufmarschiert und die fremde wie einheimische Bevölkerung war in überraschender Zahl erschienen — nicht aus Neugier, sondern aus Mitgefühl. Nach einer tiefempfundenen Ansprache des Generalkonsuls Dr. Stübel fiel die Hülle, und das nach einer Skizze des Käpitän Müller von Bildhauer Kraus modellierte, seinem Zweck überaus geschickt angepaßte Denkmal zeigte sich den Augen der Menge. Auf granitnem Unterbau erhob sich ein zersplitterter, sechs Meter hoher Mast aus Bronze, an dessen Fuß die deutsche Fahne und ein Lorbeerkranz lehnen.

Dann ergriff Prinz Heinrich das Wort: „Kameraden! Am 23. Juli 1896 bewies die brave Besatzung S. M. Kanonenboots „Iltis“, daß deutsche Seeleute wie Männer und Helden zu sterben wußten, hierbei ihren S. M. dem Kaiser geschworenen Eid haltend und die Treue bis in den Tod beweisend. Uns allen sei dies Beispiel eine Mahnung, und ich wünsche Euch und mir selbst, daß, falls das Schicksal uns ein gleiches Los bescheiden sollte, wir es jenen Männern gleich thun, welche mit dem letzten Rufe schieden, den wir jetzt unter präsentiertem Gewehr wiederholen wollen: Drei Hurras für S. M. den deutschen Kaiser, unsern Allergnädigsten Kriegsherrn — Hurra! Hurra! Hurra!“



Kaiser Wilhelms. Wohl eine halbe Stunde mochte der Besuch gewährt haben, als der Kaiser sich erhob und dem Prinzen die Hand zum Abschied reichte.

Kurz danach erwiderte der Kaiser in dem oben erwähnten Empfangs-Pavillon, vor welchem ein Zug des See-Bataillons die Ehrenwache hatte, den Besuch des Prinzen. —



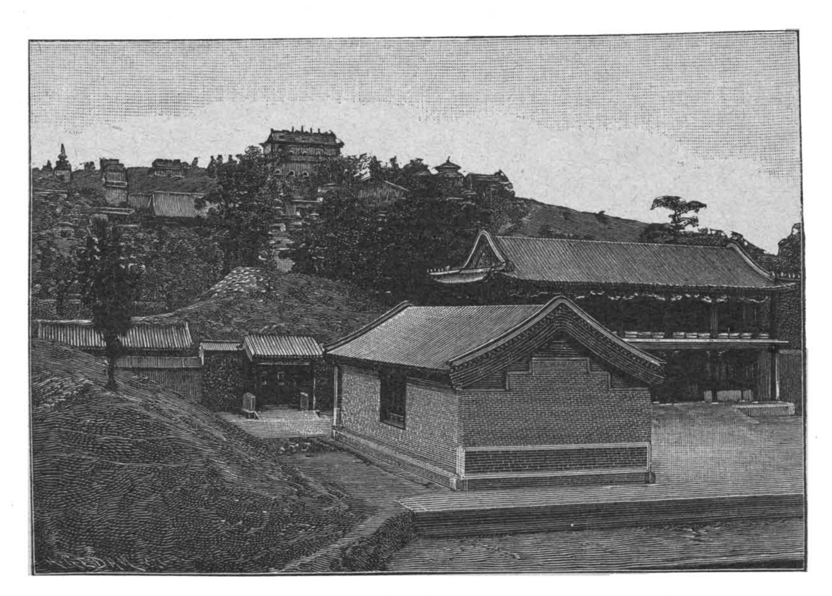
„Iltis“-Denkmal in Shanghai.

Das zweite Ereignis, von dem wir sprechen wollen, ist die Enthüllung des „Iltis“-Denkmals in Shanghai.

Es ist noch in unser Aller Gedächtnis, wie am 23. Juli 1896 die Mannschaft des Kanonenboots „Iltis“ an einem kleinen, gischtumspritzten Felsen, zehn Meilen nördlich Southeast Promontory im Gelben Meere den Seemannstod fand. Nur elf Mann entgingen dem grausigen Schicksal; Kapitän Braun, die Offiziere von Holbach, Fraustädter und Prasse, Assistenzarzt Hildebrandt, Obermaschinist Hilt und vierundsechzig Mann fanden den Tod in den Fluten.

Als jede Rettung vergeblich erschien, da brachte der Kapitän ein Hoch auf den Kaiser aus, und trotz der Wut der entfesselten Elemente stimmte die Mannschaft das Matrosenlied von der Flagge Schwarz-weiß-rot an. Was das Meer von dieser heldenmütigen Schaar wieder herausgegeben hat, ist nahe der Unglücksstätte auf dem kleinen Fried-

Als Prinz Heinrich das mit vielem Geschmack ausgestattete Throngemach betrat, in dem überall die gelbe Farbe hervorstach, erhob sich der Kaiser, stieg auf die Plattform herab und reichte dem Prinzen die Hand. Dieser überbrachte ihm zuerst die Grüße Kaiser Wilhelms und übergab dann die inzwischen hereingetragenen kaiserlichen Geschenke: zwei wundervolle, in der Königlichen Porzellanfabrik hergestellte blutrote Vasen mit reichen Goldbronze-Verzierungen. Freiherr v. d. Goltz verdolmetschte die Worte des Prinzen, während dem Kaiser anfänglich sein Onkel zur Seite stand, dem er leise seine Antworten, bezw. seine Fragen zuflüsterte, um sie durch dessen Mund aussprechen zu lassen.



Der für den Prinzen Heinrich hergerichtete Tempel in Wan-Tschu-wan.

Nachdem sich der Kaiser für die Grüße und die Geschenke Kaiser Wilhelms bedankt hatte, bat Prinz Heinrich, sein Gefolge und die Herren der deutschen Gesandtschaft, die im Halbkreise hinter ihm standen, vorstellen zu dürfen, wobei er bei Nennung des Barons von Heyking hinzufügte: „Das ist der Gesandte an Ew. Majestät Hof, der das ganz besondere Vertrauen Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm genießt.“

Darauf bat der Kaiser den Prinzen, auf einem rechts vom Throne stehenden, purpurseidenen Sessel Platz zu nehmen, ließ sich selbst auf den Thronsitz nieder, und die Unterhaltung begann. Es geschah das von seiten des Kaisers mit der Frage nach dem Wohlbefinden

denselben Orden nebst verschiedenen Geschenken, von denen besonders einige von der Kaiserin selbst gemalte Fächer hervorzuheben sind. Prinz Heinrich kündigte das baldige Eintreffen der Geschenke des deutschen Kaisers für die Kaiserin-Regentin an und bemerkte, daß sich die europäischen Damen Pekings glücklich schätzen würden, einmal von der Kaiserin empfangen zu werden, worauf diese erwiderte, sie wünsche dann, beim nächsten großen Staatsempfang die Damen zu sehen. Damit war dieser denkwürdige Besuch beendet.

Hierauf begab sich der Prinz mit den Herren seines Gefolges, geleitet von dem Prinzen Ching, nach dem weiten, mit Mandarinen angefüllten Vorraum zum Thronsaal. Durch die weit geöffneten Flügelthüren wurde bereits im Hintergrunde der Kaiser, auf dem Throne sitzend, sichtbar. Die Mandarine gaben eine schmale Durchgangsgasse frei und durch sie bewegte sich der Zug — voran die Alle überragende, hohe Gestalt des Prinzen — die wenigen zum Thronsaal führenden Stufen der Freitreppe hinauf. Dieses verhältnismäßig nur kleine Gemach mit „Saal“ zu bezeichnen, ist eigentlich nicht ganz richtig, hatte er doch von der Eingangsthür bis zur gegenüberliegenden Wand eine Tiefe von höchstens zehn Schritten.

Auf einem ungefähr fußhohen Podium, das etwa die Hälfte des Zimmers bedeckte, befand sich, nochmals um zwei Stufen erhöht, ein thronartiger, mit gelber Seide überzogener Sitz. Ihn hatte der noch sehr jugendlich aussehende Kaiser inne. Sein dunkelblaues chinesisches Seidengewand zeigte als einziges Zeichen seiner hohen Würde auf der Brust, den beiden Schultern und dem Rücken eingestickte Drachen. Den Kopf trug der Kaiser mit dem üblichen flachen Chinesenhut von weißem Filz mit roter Schnürentroddel bedeckt. Der ziemlich weit ins Genick gesetzte Hut ließ das Gesicht vollkommen frei, und dieses zeigte einen leidenden Zug, wie man ihn nicht selten bei jungen Leuten findet, die viele Krankheiten durchgemacht haben. Die bleiche Gesichtsfarbe und der schwächliche Körperbau vermehrten noch diesen Eindruck, desgleichen das fortwährende nervöse Bewegen der Finger, das sich noch wesentlich verstärkt, sobald der Kaiser spricht.

Es wird ihm anscheinend öfters schwer, das, was er sagen möchte, schnell in Worte zu kleiden und eine bemerkliche Schüchternheit zu überwinden. Doch gab er sich ersichtlich Mühe, so liebenswürdig wie möglich zu sein und seine anfängliche Schüchternheit zu besiegen. Er schien sich selbst darüber zu freuen, daß ihm dies bis zu einem gewissen Grade gelang.

Wir müssen es uns versagen, die Reise des Prinzen eingehend zu schildern und wollen uns darauf beschränken, die beiden wichtigsten Ereignisse hervorzuheben.

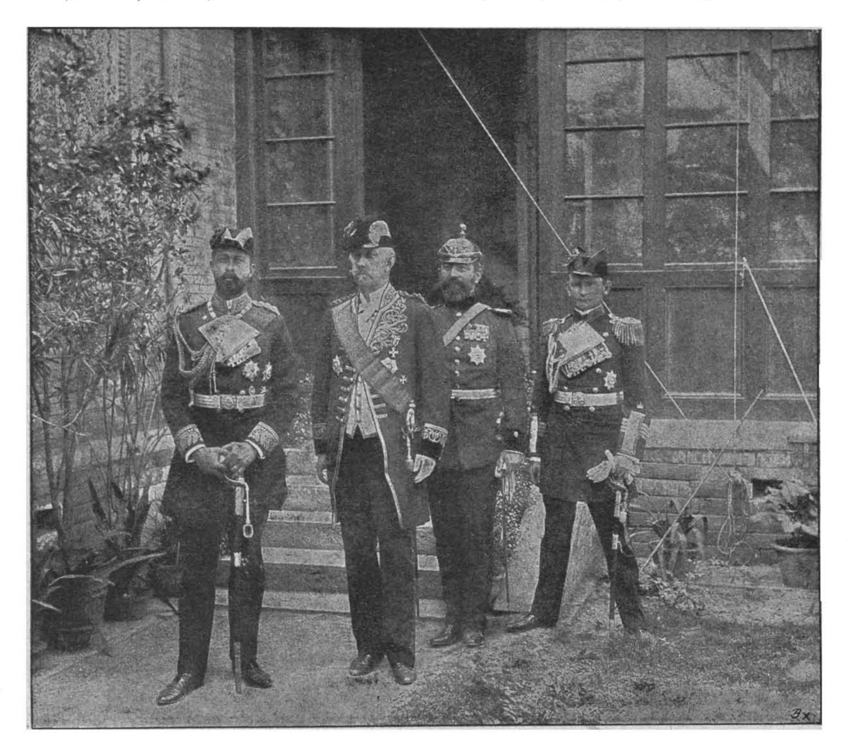
Der 15. Mai 1898 war ein für den chinesischen Hof bedeutsamer Tag, denn zum ersten Male wurde ein Mitglied einer europäischen Herrscherfamilie dort empfangen. Prinz Heinrich stattete seinen Besuch in der Sommerresidenz Wan-Tschu-wan ab. Er war mit seinen Begleitern, dem Gesandten Baron von Heyking, dem ersten Dolmetscher Baron von der Goltz und seinem persönlichen Adjutanten Käpitän z. S. Müller dorthin geritten und nahm in einem Tempel den Wechsel der Uniform vor. Er legte die Großuniform der Admirale mit dem Stern und Band des Schwarzen Adlerordens an und wurde durch eine sich dicht herandrängende Volksmenge mit seinen Begleitern in Sänften nach dem Palast getragen. Von Hunderten von Mandarinen und Eunuchen empfangen, wurde der Prinz zu einem neu ausgestatteten Empfangssalon geleitet, der drei Räume enthielt. Sie waren mit prachtvoll gestickten roten Atlassesseln möbliert und enthielten herrliche Porzellanvasen mit blühenden Gewächsen und mancherlei Erzeugnissen des chinesischen Kunstgewerbes. Eine rote seidene Decke war über einen Tisch gebreitet, auf dem zahllose Schüsselchen mit chinesischen Leckereien standen.

Prinz Ching, der Onkel des Kaisers, machte hier die Honneurs und führte dann den Prinzen mit seinen Begleitern zum Palast der Kaiserin-Regentin. Die Empfangsfeierlichkeit nahm, nach dem Bericht des Hauptmanns O. Dannhauer, folgenden Verlauf:

Die Kaiserin empfing den Prinzen in einem reich mit blühenden Päonien ausgestatteten Gemach. In allen möglichen, meist sehr schönen Porzellanvasen und in barocken Bronzegefäßen waren diese ihre Lieblingsblumen in dem ganzen mittelgroßen Raume verteilt. Sie selbst saß hinter einem altarartigen Tisch, den zwei wundersame, aus Apfelsinen aufgebaute Pyramiden flankierten. Als Ersatz der gänzlich fehlenden Hofdamen umgaben die 64 jährige, aber noch recht stattlich aussehende Dame — Eunuchen. Unverschleiert und ungeschminkt zeigte sich die Regentin ihrem hohen Besuch. Nachdem der Prinz seine Begleiter vorgestellt, entwickelte sich sehr schnell eine lebhafte Unterhaltung.

Im Laufe derselben verlieh die Kaiserin dem Prinzen einen eigens zu diesem Zweck von ihr gestifteten Orden. Außer ihm erhielten noch Kaiserin Auguste Viktoria, Kaiserin Friedrich und Prinzessin Irene

von „Kasernenhof=Blüten" haben die schönste Gelegenheit, während des strammen Drillens auf dem großen Exerzierplatz ihren Schatz um einige Neuheiten zu bereichern: „Schulze, jeliebtes Trampeltier im letzten Gliede, Sie denken wohl wieder an Ihre Minna in Treuenbrietzen?" „Himmelkreuzbombenelement, Müller, Sie kommen ja so steif wie 'ne olle Pagode angewackelt." „Schulze, ich soll wohl mal Leben in Ihre ausgedörrten Glieder bringen, dann wird Ihnen Ihr Größenwahn, daß Sie der Kaiser von China sind, schon vergehen!"



Prinz Heinrich. v. Heyking. v. d. Goltz. Kapitän z. S. Müller.

Prinz Heinrich in China.

Der Empfang, der dem Prinzen Heinrich in China bereitet wurde, war derartig, daß er nicht nötig hatte, der chinesischen Regierung mit Drohungen entgegenzutreten. Vielmehr stärkte seine Anwesenheit die guten Beziehungen zwischen Deutschland und China, und namentlich kam sie dem Ansehen des deutschen Namens und den in China angesiedelten Deutschen zu statten.

oder Gips, bunte Photographieen berückender Chinesinnen u. s. w. ausgelegt und machten gute Geschäfte; mit Vorliebe nahmen sie deutsches Geld und kannten genau Bedeutung und Wert jedes einzelnen Stückes. Der kleine chinesische Nachwuchs grüßt schon militärisch und auch viele ältere Zopfträger machen Front, wenn Offiziere kommen. Nirgends merkt man etwas von Feindseligkeit; die ganze Sache hat viel Behagliches und Freundliches. Besonders gewichtig treten die chinesischen Polizisten auf, sie tragen an ihrer Kappe wie an ihrem Arm ein schwarz-weiß-rotes Schild und prügeln, wenn es nötig oder auch nicht nötig ist, erbarmungslos auf ihre Landsleute ein.



Restaurant zur Zauberflöte.

Jede Straße führt eine deutsche Bezeichnung. Es giebt eine Damen-, eine Parole-, eine Post-Straße u. s. w. und in letzterer bemerkt man an einem von einem Wachtposten beschirmten Hause den blauen Briefkasten und das Wappenschild unserer Reichspost. Auch deutsche Firmenschilder finden sich an den Läden der Chinesen, z. B. „Zur Zauberflöte", „Zum Riff-Piraten", „Hotel Irene", „Kurzwaren- und Tabakhandlung von Ca-Foo", „Wechsel-Geschäft von Doo Woo Tah" u. s. w.

Angestrengten Dienst haben dagegen unsere Offiziere, und auch die Mannschaften dürften kaum über Langeweile klagen. Sammler

Kuli — auszuschließen, doch auch er ist bestrebt, durch Sparsamkeit sich emporzuarbeiten. Unsere chinesischen Bauern sind zweifellos ebenso fleißig, wie die chinesischen Handwerker faul und langsam sind. Das Bestellen der Felder, Aussaat und Ernte sind in ihrer Eigenart mustergiltig. Der chinesische Kaufmann ist wegen seiner Fähigkeiten ja weithin bekannt. Der Handel ist im ganzen Lande rege; die Handelsprodukte sind: Seide, Wolle, Früchte u. s. w.

Im zweiten Jahre konnte die amtliche Schrift bereits eine wesentliche Verbesserung der Verhältnisse melden.

Durch die frühere chinesische Mißwirtschaft war der Boden sehr verunreinigt worden, und dieser Umstand mußte um so bedenklicher erscheinen, weil eine Verschlimmerung durch den gewaltigen Zuzug der chinesischen Arbeiterbevölkerung seit der deutschen Besitzergreifung, namentlich in der Umgebung von Tsintau, zu befürchten war. Thatsächlich stellte sich bald heraus, daß Typhuserreger in das Grundwasser und in die Brunnen, welche die Bewohner von Tsintau mit Wasser versorgten, gelangt waren. Die deutschen Vorschriften, das Brunnenwasser nur in abgekochtem Zustande zu genießen, wurden natürlich nicht innegehalten, und so herrschten eine Zeit lang Darmtyphus und Ruhr in bedenklichem Maße. Aber das Gouvernement griff schnell handelnd ein und legte eine Wasserleitung in einem der großen Thäler bei dem Dorfe Hai-po an, die das von den Bergen herabströmende Wasser auffing und nach der Stadt leitete.

Ebenso wurde eine Kanalisation der Stadt eingerichtet, das schmutzige Oberdorf bei Tsintau völlig, das Unterdorf zum großen Teil beseitigt und den Chinesen dafür Wohnplätze in Yang-tschin-tsun angewiesen. Dagegen wurde ihnen verboten, sich in dem von den Europäern bewohnten Stadtteile niederzulassen.

Wie zufriedenstellend damals schon die gegenseitigen Beziehungen sich gestaltet hatten, schildert ein Reisender mit folgenden Worten:

Eine ganze Menge Chinesen hatte in kurzer Zeit eine Zahl deutscher Worte aufgeschnappt, namentlich die Händler, die in der Marktstraße, der belebtesten des Dorfes, ihre Läden eröffnet hatten oder ihren Kram auch auf kleinen Holztischchen vor den Häusern und vor den Eingängen zu den verschiedenen deutschen Lagern feilhalten. Die schlauen Chinesen hatten schnell erfaßt, was unsere Soldaten zu kaufen wünschen; neben Bedarfsartikeln, wie Tabak, Zwirn, Knöpfe, Notizbücher u. s. w. hatten sie gestickte Seidensachen, chinesische Schuhe, chinesisches Papier, allerhand Götzen- und Tierfiguren aus Speckstein

in der Gehöftezahl erklärten die Ortsältesten dadurch, daß viele Häuser verlassen seien. Diese Angaben bestätigten sich auch; es waren meist Kulihäuser, deren Insassen in Tsintau in Arbeit getreten sind.

Die Bevölkerung ist sehr beweglich. Kaufleute sowohl wie Arbeiter scheinen ihre Wohnplätze nach Jahreszeit, Geschäft und Arbeit zu nehmen. Während Tsang-kou z. B. im Juni gänzlich verlassen war, herrschte jetzt dort regster Handel. Alle Häuser waren mit Chinesen voll belegt. Die Bevölkerung muß ich als durchschnittlich arm bezeichnen; doch machen die Küstenplätze davon eine Ausnahme. Beurteilt man den Bildungsgrad der Bevölkerung nach der Anzahl der Schulen, so ist das Ergebnis nicht ungünstig, da fast jedes Dorf eine Schule, große Dörfer deren bis sechs haben. Die Schulen waren durchschnittlich von zehn bis zwölf Schülern besucht. Aufgefallen ist, daß in vielen Dörfern Schulräume, aber keine Schüler und Lehrer waren —, es seien augenblicklich keine Schulkinder vorhanden, wurde mir zur Auskunft. Das Aussehen des Schulhauses ließ auch darauf schließen, daß es längere Zeit verlassen war. — Unangenehm bemerkbar machte sich der sogenannte bildende Einfluß der neuen Kolonie in einigen Dörfern — very good — no good — u. s. w. wurde uns mit großer Befriedigung meist von Gesindel aufgetischt.

In der Masse wird der Chinese manchmal lästig durch seine Aufdringlichkeit; man muß stets mit einem einzelnen verhandeln und ein Hereinreden anderer nicht dulden. Ernstem, ruhigem, bestimmtem Zureden fügt sich fast jeder. In einzelnen Ortschaften waren die Einwohner sehr scheu. Bei unserer Ankunft fanden wir dann die betreffenden Dörfer wie ausgestorben vor. Die Gehöfte waren geschlossen, das Vieh eingetrieben, und kein Mensch war zu sehen. Dies führte zu Verzögerungen.

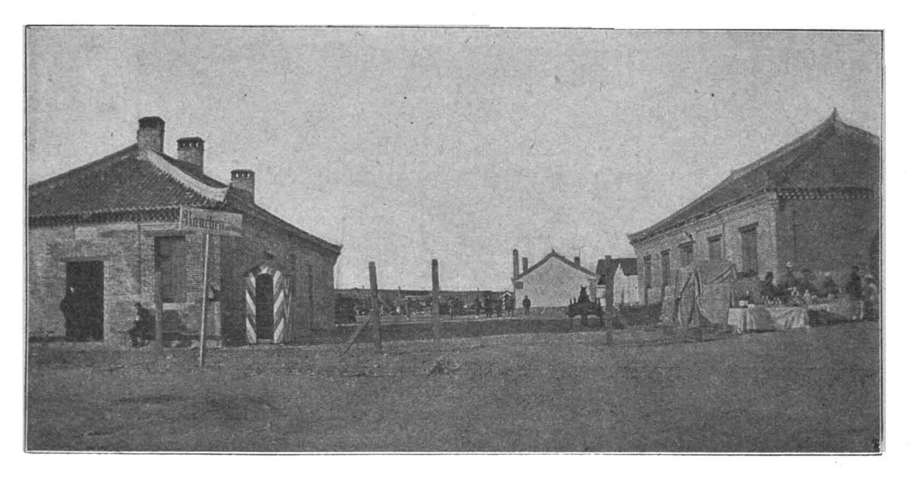
Bezüglich des Gesundheitszustandes der Bevölkerung ist zu bemerken, daß sehr viele Erwachsene und Kinder mit starken Pockennarben gezeichnet sind. Auch die verhältnismäßig große Zahl erblindeter Menschen ist auffallend. Im übrigen haben wir durchweg einen kräftigen, gut gebauten Menschenschlag; es finden sich sogar sehr oft geradezu elegant gebaute Gestalten, auch die weibliche Bevölkerung ist hiervon nicht ausgenommen. Besonders zart sind die Hände der nicht rohe Arbeit verrichtenden Chinesen.

Auf gute Kleidung wird großer Wert gelegt, eine gewisse Putzsucht und Eitelkeit ist bei Männern und Frauen unverkennbar. Bei dieser Betrachtung ist die unterste Stufe der Bevölkerung — der

Die Fortentwickelung Kiautschous.

Eine vom Marineamt ausgearbeitete Schrift giebt über die inzwischen erfolgte Entwickelung unserer „Kolonie" Auskunft. Beispielsweise erfahren wir aus ihr, wie schwierig es anfänglich war, statistische Nachrichten zu erlangen.

Zur Bearbeitung war das ganze, etwa 515 Quadratkilometer umfassende Schutzgebiet Kiautschou (das also ungefähr doppelt so groß als der Staat Bremen ist) in sieben zu erforschende Abschnitte geteilt. In dem durchmessenen Gebiete befinden sich 284 Ortschaften mit 310 Wohnplätzen und 84014 Einwohnern. Die Bevölkerungsdichtigkeit nähert sich mithin der des Rheinlandes.

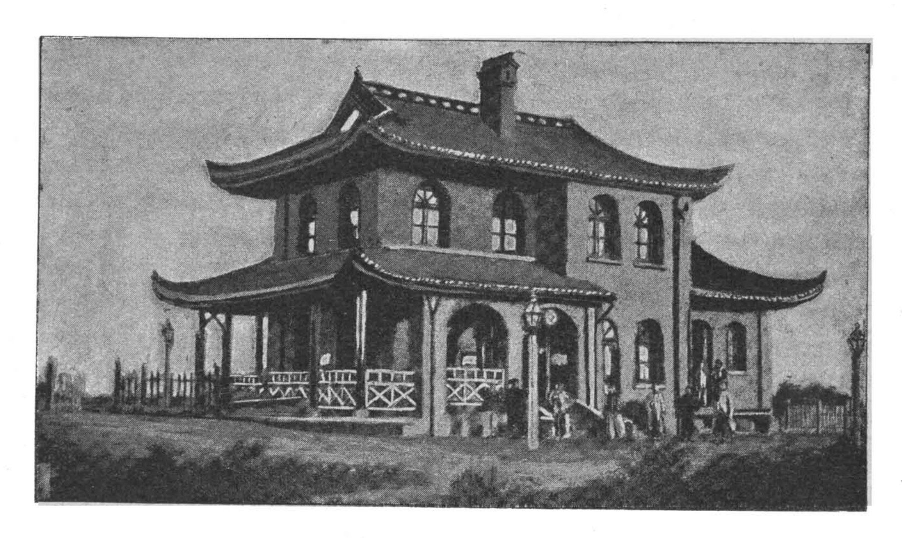


Kasernenhof in Tsintau.

Ein Offizier mußte mit dem Ortsältesten bezw. Schullehrer verhandeln und ihnen die einzelnen Abgaben abnötigen, während ein anderer die einzelnen Gehöfte zählte und sich von der Einwohnerzahl, Vieh u. s. w. überzeugte. Die Chinesen machten fast stets zu niedrige Angaben und kamen unseren Anfragen überhaupt mit Mißtrauen entgegen. In der Regel gab es zunächst keinen Ortsältesten, auch keine Schule u. s. w., dann war der Ortsälteste krank, tot, im Nebendorf, auch in Peking, kurzum, es waren fast stets einige energische Verhandlungen nötig, um dieser Leute habhaft zu werden. Besonders trat diese Erscheinung in den Ortschaften zu tage, wo noch keine Truppe gewesen war, während diejenigen Dörfer, die schon mehr Vertrauen gewonnen hatten, bereitwillig richtige Angaben machten. Die Differenzen

bestand, scheint sich gelegt zu haben. Die Bahn von Tientsin nach Peking, mit der wir bereits fuhren, wird schon stark benutzt. Die Ausführung der von dem Regierungsbaumeister Hildebrand entworfenen hochbedeutungsvollen Bahn Hankau-Peking hat — leider nicht mit deutschem Gelde — begonnen. Die Strecke Wasung-Shanghai soll am 1. April fertig sein und wird über Tutschan und Nanking fortgeführt. Es ist zu hoffen, daß die Ausführung einer Bahn von der Kiautschou-Bucht nach dem Norden nicht lange auf sich warten läßt.

Daß die Kiautschou-Bucht in wirtschaftlicher Hinsicht ungleich günstigere Aussichten gewährt als jeder andere Küstenplatz in China, an dessen Erwerbung gedacht werden konnte, ist mir dort überall be-



Der Bahnhof in Wasung.

tont und darf ja erst jetzt als feststehend angesehen werden. Dies allein hätte meiner Ansicht nach für die Wahl ausschlaggebend sein müssen. Aber auch in technischer Beziehung übertrifft die Bucht den Hafen von Amoy und die Samsah-Bucht, ganz abgesehen von den weit besseren klimatischen Verhältnissen. Ich betone nur nochmals den ungewöhnlich starken Wasserwechsel, der in jenen Plätzen vorhanden ist, durch welchen die Anlage- und Betriebskosten aller Hafenanlagen und Betriebseinrichtungen außerordentlich erhöht werden.

Ich halte also die Wahl von Kiautschou um so mehr für die günstigste, als ich auch davon überzeugt bin, daß etwaige Befestigungsanlagen in Kiautschou billiger werden als an den anderen Plätzen.

der Strecke beschäftigt waren. Auch sie suchten das Weite; aber 3 km weiter bemerkte die Spitze einen Trupp von 2000 Mann, darunter einige Berittene, die von einem Dorfe zur Linken aus gegen die Bahnlinie vordrangen, offenbar in der Absicht, die Spitze abzuschneiden. Sie waren meist mit Speeren und Schwertern, nur ganz vereinzelt mit Gewehren bewaffnet. Obschon die Leute der Spitze 20—30 Boxer in den Sand streckten, ließen diese von ihrem Vorhaben nicht ab, sondern drängten über den Bahnkörper hinüber. Jetzt aber marschierten vom Gros aus Verstärkungen heran, und als die Boxer zwischen zwei Feuer gerieten, zogen sie sich mit einem Verlust von 35 Toten zurück, von den fremden Truppen eine Strecke weit verfolgt.

Über die Lage der Fremden in Tientsin während der folgenden Tage giebt nachstehender Brief einer älteren Dame, den wir dem Berl. Lokalanzeiger entnehmen, Auskunft:

„Ich verließ Schanghai am 12. Juni mit dem nach Tientsin bestimmten Dampfer „Hsing-fung". Nach Passieren der außerhalb der Barre ankernden Flotte von 31 Kriegsschiffen erreichten wir am Freitag Tengkou gerade zeitig genug, um noch Anschluß an den um 5 Uhr nachmittags abgehenden Zug zu erhalten. Um 7,30 in Tientsin angekommen, fanden wir den Bahnhof buchstäblich gedrängt voll von bewaffneten Matrosen und Seesoldaten, meistens Russen, einige auf den von Port Arthur mit herübergebrachten Pferden gut beritten. Auf unserem weiteren Wege begegneten wir überall demselben Bilde — gut bewaffneten Soldaten aller Nationen, augenscheinlich gefaßt, jedem plötzlichen Angriff standzuhalten. Das Haus, in dem ich Aufenthalt zu nehmen hatte, war von 50 Österreichern besetzt, die in dem Godown kampierten, während ihre zwei Offiziere im Hause selbst Wohnung gefunden hatten. Nach dem Abendessen unternahmen wir in Begleitung eines Leutnants einen kurzen Spaziergang und sahen bei dieser Gelegenheit, welche Vorsichtsmaßregeln getroffen waren. Alle paar Schritte wurden wir von Schildwachen angerufen, auf den Straßen war kein einziger Chinese zu sehen, und der ganze Platz erschien still und verlassen und glich gar nicht mehr Tientsin, am wenigsten die Taku Road, wo sonst der größte Verkehr und das lebhafteste Treiben ist.

Gerade als wir im Begriff waren, umzukehren, hörten wir sieben Schüsse kurz hintereinander fallen, aber in so dichter Nähe von so vielem militärischen Schutz fühlten wir uns ganz sicher und legten uns schlafen. Das sollte aber nicht lange währen. Um Mitternacht ungefähr meldete ein Offizier, daß die ganze Chinesenstadt in Flammen

Was die zur Bekämpfung des Boxeraufstandes von seiten der Mächte bisher getroffenen Maßnahmen anbelangt, so waren bis zum 28. Juni in Taku deutscherseits gelandet: 46 Offiziere, 1500 Mann mit 4 Kanonen und 7 Maschinengewehren. Die Russen hatten zu derselben Zeit etwa 6000 Mann ausgeschifft, die Engländer 3000 Mann, die Japaner 4000 Mann, die Franzosen 400 Mann, die Amerikaner 350 Mann. Dazu kamen noch kleinere Kontingente der Oesterreicher und Italiener. Weitere, sehr erhebliche Nachschübe für die verschiedenen Kontingente treffen inzwischen fortgesetzt ein. Was insbesondere Deutschland anbelangt, so ist am 3. Juli von Wilhelmshaven auf den Dampfern „Wittekind“ und „Frankfurt“ des Norddeutschen Lloyd unter Führung des Generalmajors v. Hoepfner ein Expeditionskorps abgegangen, bestehend aus zwei kriegsstarken Seebataillonen, einer fahrenden Batterie (sechs 8,8 Zentimeter-Geschütze), 100 Pionieren und Telegraphisten, einem Sanitätsdetachement, zusammen 69 Offiziere und 2432 Mannschaften. Ferner hat die 1. Division des 1. Geschwaders unter Kontre-Admiral Geißler Befehl erhalten, nach Ostasien zu gehen. Dieselbe setzt sich aus den Linienschiffen „Kurfürst Friedrich Wilhelm“, „Brandenburg“, „Weißenburg“, „Wörth“ und dem Aviso „Hela“ zusammen. Die Gesamtstärke der Besatzung beläuft sich auf 91 Offiziere (einschließlich Ärzte, Ingenieure und Zahlmeister), 1522 Mann Matrosen und 789 Mann Heizerpersonal, insgesammt also auf 2402 Köpfe. Die Hinaussendung einer aus Freiwilligen zu bildenden kombinierten Brigade ist im Werke. Dieselbe wird aus 8 Bataillonen Infanterie, 3 Eskadrons Kavallerie, 4 Batterieen Feldartillerie und den erforderlichen Spezialwaffen, Munitionskolonnen und Trains bestehen.

Die von uns getroffenen militärischen Maßnahmen sollen uns in den Stand setzen, an der von allen Mächten für notwendig erachteten militärischen Aktion in China in einer der politischen Bedeutung Deutschlands entsprechenden Weise teilzunehmen. Durch die Vorgänge in China sind das so erfolgreiche deutsche Missionswerk im fernen Osten, der blühende deutsche Handel in Ostasien und endlich die in der Provinz Schantung im Entstehen begriffenen großen deutschen wirtschaftlichen Unternehmungen in gleichem Maße bedroht. Diese idealen und materiellen Interessen müssen wir mit allem Nachdruck schützen. Das Ziel, das wir verfolgen, ist die Wiederherstellung der Sicherheit von Person, Eigentum und Thätigkeit der Reichsangehörigen in China, Rettung der in Peking eingeschlossenen Fremden, Wieder-

an der gewaltigen numerischen Übermacht der Chinesen. Nur mit großen Anstrengungen gelang es, die umzingelte und schwer bedrängte Entsatzkolonne zu befreien. Mit den augenblicklich in China gelandeten Streitkräften einen nochmaligen Vorstoß auf Peking zu versuchen, ist nach der einstimmigen Ansicht der Admirale zur Zeit aussichtslos, da zwischen der Hauptstadt und Tientsin die bestausgebildeten und bestbewaffneten chinesischen Truppen stehen. Schweren Herzens haben sich daher die Geschwaderchefs entschlossen, um nicht vergeblich neue Opfer an Menschenleben zu bringen, mit weiteren militärischen Operationen zu warten, bis die nötigen Verstärkungen eingetroffen sein werden. Die jetzt an Ort und Stelle vorhandenen internationalen Truppen scheinen höchstens auszureichen, um Taku und Tientsin zu halten.

In dieser letzteren Stadt hatten sich gleichfalls seit Anfang Juni die Ereignisse in einer für die Europäer bedenklichen Weise zugespitzt. Am 4. Juni wurde ein Detachement des deutschen Geschwaders von einem Offizier und 25 Mann zum Schutze der deutschen Niederlassung dorthin gesandt, das später verstärkt wurde. Am 10. Juni waren in Tientsin 650 Mann fremder Truppen zum Schutze der Europäer zusammengezogen. Als die Chinesen begannen, im Peiho-Fluß Torpedos zu legen und in der Umgebung von Tientsin, sowie in den Forts von Taku reguläre Truppen zu konzentrieren, richteten die versammelten fremden Befehlshaber ein Ultimatum an den chinesischen Kommandanten der Taku-Forts, bis 2 Uhr nachmittags des 17. Juni seine Truppen zurückzuziehen. Der Kommandant antwortete damit, daß er um 1 Uhr Nachts am 17. Juni das Feuer auf die vor Taku liegenden fremden Kriegsschiffe eröffnen ließ. Nach siebenstündigem Geschützkampf waren die chinesischen Batterieen zum Schweigen gebracht, so daß die Forts von den vereinigten europäischen Marinemannschaften erstürmt werden konnten. Den vereinten Anstrengungen der internationalen Truppen gelang es, nach heftigen Kämpfen das von Boxern und chinesischen Soldaten eingeschlossene und hart bedrängte Tientsin am 24. Juni zu entsetzen und am 27. Juni die Befestigungen des dortigen Arsenals zu nehmen. An diesen Kämpfen haben unsere Marinemannschaften hervorragenden und ruhmvollen Anteil genommen.

Die militärische Lage hat sich jetzt anscheinend dahin gestaltet, daß die Chinesen den Kaiserkanal bei Tientsin durchstochen haben, um den Anmarsch auf Peking von Süden her durch Ueberschwemmung zu hindern, und daß Tientsin selbst von Norden und Osten her durch große andringende feindliche Heeresmassen ernstlich bedroht ist.

direkten Nachrichten von unserer Gesandtschaft in Peking eingetroffen, da seit dem 13. Juni jede telegraphische und sonstige Verbindung der chinesischen Hauptstadt mit der Außenwelt völlig unterbrochen ist. Nur vereinzelt sind seither noch chinesische Boten mit spärlichen Mitteilungen durchgedrungen. Eine Nachricht, an deren Richtigkeit leider kein Zweifel mehr bleibt, war die erschütternde Kunde von der Ermordung des Kaiserlichen Gesandten Frhrn. v. Ketteler in den Straßen von Peking durch chinesische Soldaten. Die Gerüchte von einer Niedermetzelung



Freiherr von Heyking. Der frühere deutsche Gesandte in Peking.

sämtlicher in der Hauptstadt befindlichen Europäer und der Zerstörung aller Gesandtschaften haben bis jetzt eine authentische Bestätigung nicht gefunden.

Der Versuch der vor Taku versammelten Geschwaderchefs, durch ein unter Admiral Seymour stehendes internationales Expeditionskorps von über 2000 Mann, von welchem mehr als 500 Mann der deutschen Marine einen gewichtigen Bestandteil bildeten, nach Peking vorzudringen, scheiterte an der Zerstörung der Bahn Tientsin-Peking und

angesehen und bezeichnet hatten. Es darf hierbei hervorgehoben werden, daß, als im Jahre 1898 bei den damaligen Ausschreitungen gegen die Europäer ein deutsches Detachement von 30 Seesoldaten und einem Offizier nach Peking gelegt worden war, dieses in Verbindung mit den übrigen etwa gleich stark bemessenen fremden Kontingenten dem gestellten Zweck vollkommen genügt hatte. Da die Gesandten angesichts des unterbrochenen Eisenbahnverkehrs nach Peking und der Zerstörung einer der beiden Telegraphenlinien, welche die Hauptstadt mit der See und dem Ausland verbanden, die Befürchtung hegten, der Aufstand könne gefährlichere Dimensionen annehmen, so wurde auf ihren Antrag von den Mächten den Geschwaderchefs die Weisung erteilt, mit den Gesandten geeignete Maßregeln zur Sicherung der Verbindung mit Peking zu vereinbaren.

Wenige Tage nach dem Eintreffen der Schutzdetachements in Peking schien sich die dortige Regierung darauf besinnen zu wollen, daß sie endlich Schritte zur Unterdrückung des Aufstands thun müsse. Die chinesischen Minister erklärten, die Kaiserin-Witwe und der Kaiser seien sich ihrer Verantwortung bewußt und entschlossen, mit Waffengewalt einzuschreiten. Die von den fremden Instrukteuren ausgebildeten Truppen erhielten Befehl, in die Hauptstadt einzurücken. Sie wurden jedoch nach kurzer Zeit wieder in ihre Lager außerhalb der Stadt zurückgeschickt, weil sie zu scharf gegen die Boxer vorgegangen seien. Diese Maßnahme und verschiedene andere Vorgänge zeigten, daß im Rat der Kaiserin-Witwe die fremdenfeindliche Partei mehr und mehr die Oberhand gewonnen hatte. Immerhin scheint Frhr. v. Ketteler in offenbarer Übereinstimmung mit seinen Kollegen noch am 10. Juni Grund gehabt zu haben, die persönliche Sicherheit des Gesandtschaftspersonals durch die schon getroffenen Vorkehrungen für hinreichend gewährleistet zu halten. An diesem Tage telegraphierte der Gesandte hierher, er habe die weiteren 350 Mann, welche der Chef des deutschen Geschwaders nach Tientsin gesandt und ihm für Peking zur Verfügung gestellt hatte, angewiesen, in Tientsin zu bleiben, da das Pekinger Detachement keiner Verstärkung bedürfe.

Die letzte Nachricht, die von unserem Gesandten hier eintraf, ist vom 12. Juni datiert und besagt, daß der fremdenfeindliche Prinz Tuan, der Vater des im Wege der Adoption zum Thronfolger erhobenen Prinzen Pu-chün, zum Mitgliede des Tsung-li-Yamens ernannt worden, und daß jetzt die Loslassung der regulären chinesischen Truppen gegen die Fremden zu befürchten sei. Seitdem sind keine

sandte die chinesische Regierung den fremden Vertretern eine Note, der zufolge bereits ein dem verlangten identisches Edikt vom Generalgouverneur von Tschili veröffentlicht worden sei. Nachdem sich jedoch herausgestellt hatte, daß in diesem Edikt nur die Sekte der „Roten Faust", nicht aber auch die vom „Großen Messer" als staatsfeindlich namhaft gemacht worden war, stellten die fremden Vertreter von neuem die Forderung, daß auch letztere für gesetzwidrig erklärt und das betreffende Edikt in der amtlichen „Pekinger Zeitung" publiziert werde. Das Tsung-li-Yamen ließ erst nach langem Verhandeln die Veröffentlichung des Ediktes in der gewünschten Weise erfolgen.

Die unheilvolle Wirkung eines so offenbaren Mangels an gutem Willen und einer derartig zur Schau getragenen Lässigkeit der Pekinger Zentralregierung blieb nicht aus. Das endlich ergangene Edikt hatte keinen sichtbaren Erfolg. Vielmehr nahm die aufrührerische Bewegung immer größere Dimensionen an. Ende April d. J. wurden Anhänger der „Roten-Faust"-Sekte in der Umgegend von Tientsin beobachtet. Die Christenverfolgung nahm in bedenklicher Weise zu. Kapellen und Häuser französischer Missionare wurden zerstört und niedergebrannt. Der französische Vertreter in Peking machte vergebliche Versuche, die dortige Regierung zum Einschreiten für seine Schutzbefohlenen zu bewegen. Ende Mai zeigten sich in der Nähe von Peking aufrührerische Banden. Die Ausschreitungen derselben beschränkten sich nicht mehr auf die Chinesenchristen, sondern begannen einen allgemein fremdenfeindlichen Charakter anzunehmen. Die Aufrührer besetzten die beiden von Tientsin und Paotingfu nach Peking führenden Bahnen, so daß die Hauptstadt selbst bedroht erschien.

Nunmehr beantragten, da die chinesische Regierung augenscheinlich unwillig oder unfähig zu energischem Einschreiten sei, die Vertreter aller derjenigen Mächte, welche Kriegsschiffe in den chinesischen Gewässern stationiert hatten, bei ihren Regierungen die Entsendung von Marinedetachements in Stärke von je 50 Mann zum Schutz der Gesandtschaften und deren Schutzbefohlenen. Dem Antrag unseres Gesandten wurde von der Kaiserlichen Regierung sofort entsprochen, so daß das deutsche Detachement am 3. Juni in Peking eintraf. Nachdem dort auch die Detachements der Vereinigten Staaten, Frankreichs, Rußlands, Österreich-Ungarns, Englands, Japans und Italiens eingerückt waren, verfügten die Gesandten ohne Hinzurechnung der in Peking ansässigen waffenfähigen Europäer über eine Schutzwache von etwa 450 Mann, welche sie als für alle Eventualitäten ausreichend

in China haben wie überall in der zivilisierten Welt, so auch in Deutschland in hohem Maße die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die Anteilnahme des deutschen Volkes an dem Gang der Ereignisse in Ostasien findet ihre Rechtfertigung nicht allein in den hervorragenden kommerziellen und sonstigen Interessen, welche wir in Ostasien besitzen, sondern auch darin, daß durch die Ermordung des Kaiserlichen Gesandten in Peking die deutsche Nation in besondere Mitleidenschaft gezogen worden ist. Ich glaube, den Wünschen der dortigen Regierung entgegenzukommen, wenn ich über die in Frage kommenden Ereignisse und die denselben gegenüber von der Kaiserlichen Regierung eingenommene Haltung die nachstehenden Mitteilungen mache.

Die ersten amtlichen Nachrichten von einer aufrührerischen Bewegung in der Provinz Tschili stammen von Mitte Januar d. J. Zunächst wurde der Bewegung von den Vertretern der Mächte in Peking eine ernstere Bedeutung nicht beigemessen. Die Gesandten wurden in dieser ihrer Auffassung der Sachlage dadurch bestärkt, daß die von den chinesischen Geheimgesellschaften des „Großen Messers“ und der „Roten Faust“ (Boxer) im vergangenen Jahre in der Provinz Schantung verursachten Unruhen durch das energische Eingreifen des Kaiserlichen Gouverneurs von Kiautschou im Verein mit dem neu ernannten chinesischen Generalgouverneur der Provinz Yüan-schi-kai, ohne allzu große Anstrengungen hatten bewältigt werden können. Für den deutschen Vertreter kam hinzu, daß in der Provinz Tschili außerhalb von Tientsin und Peking, welche beide Orte damals noch für durchaus ungefährdet galten, weder deutsche Missionare noch sonstige Reichsangehörige lebten, jedenfalls also spezifische deutsche Interessen von nennenswertem Umfange nicht direkt bedroht waren.

Gleichwohl sahen sich die diplomatischen Vertreter in Peking bereits am 27. Januar d. J. veranlaßt, bei der chinesischen Regierung Vorstellungen zu erheben. Von dem deutschen, französischen, englischen und amerikanischen Vertreter, denen sich später auch noch der Vertreter Italiens anschloß, wurden dem Tsung-li-Yamen gleichlautende Noten übergeben, in denen das Verlangen gestellt wurde, die chinesische Regierung solle durch ein Edikt die Sekten der „Roten Faust“ und des „Großen Messers“ als staatsgefährlich und fremdenfeindlich bezeichnen, und deren Mitglieder als dem Gesetze verfallen erklären. Da die chinesische Regierung die Gesandten durch unzureichende Maßnahmen hinzuhalten suchte, kündigten dieselben ihr persönliches Erscheinen auf dem Tsung-li-Yamen an. Unter dem Eindruck dieses Schrittes über-



Diener einer europäischen Gesandtschaft von Boxern verfolgt.

nicht nur den Tod des Gesandten, sondern auch den vieler Deutscher und Europäer." Der Kaiser sagte dann noch ungefähr folgendes: Noch nach tausend Jahren möge der Name Deutschlands in China in solcher Weise bekannt sein, daß niemals wieder ein Chinese wage, einen Deutschen auch nur scheel anzusehen. Der Kaiser erwähnte weiter, daß die Truppen mit einer Uebermacht zu kämpfen haben würden. Das seien die deutschen Truppen aber gewöhnt, wie die Kriegsgeschichte beweise. Die Rede schloß dann folgendermaßen: „Der Segen des Herrn sei mit Euch, die Gebete eines ganzen Volkes begleiten Euch auf allen Euren Wegen. Meine besten Wünsche für Euch, für das Glück Euerer Waffen werden Euch folgen. Gebt, wo es auch sei, Beweise Eueres Mutes. Möge sich der Segen Gottes an Eure Fahnen heften und er Euch geben, daß das Christentum in jenem Lande seinen Eingang findet. Dafür steht Ihr Mir mit Eurem Fahneneid ein. Und nun glückliche Reise. Adieu Kameraden!"

Abfahrt.

Am 27. und 30. Juli sowie am 2. und 4. August verließen die Dampfer des Norddeutschen Lloyd bezw. der Hamburg-Amerika-Linie: „Batavia", „Halle", „Dresden" — Sardinia", „Aachen", „Straßburg" — „Rhein", „Adria" — „H. H. Meyer" und „Phönizia" mit der sogenannten See-Brigade, befehligt vom Generalleutnant v. Lessel, Bremerhaven, nachdem bereits ein Vorkommando unter Führung des Majors v. Falkenhayn sich über Land nach Genua und von dort mit dem Dampfer „Preußen", welcher auch den neuen Gesandten für China, Mumm v. Schwarzenstein, hinausbrachte, nach Ostasien begeben hatte, um dort die wünschenswerten Vorkehrungen für den Empfang und die Unterbringung der See-Brigade zu treffen.

Pferde nahm der Transport nur einige wenige probehalber mit. Das Gros derselben sollte in Australien und in den Vereinigten Staaten durch Kavallerieoffiziere aufgekauft und direkt nach China versandt werden.

Rundschreiben des Grafen Bülow.

In dieser Zeit der großen Spannung und Erwartung richtete die deutsche Regierung ein Rundschreiben (11. Juli) an die verbündeten Regierungen, das seiner Zeit schon seiner gemäßigten Haltung wegen allseitigen Beifall fand. Es lautete: Die jüngsten Vorgänge

Ansprache Sr. Maj. des Kaisers.

Nachdem die Truppen zusammengestellt, einexerziert, sowie an das Gewehr 98 (ein durch geringe Abweichungen verbessertes Modell 88), gewöhnt waren, und die schwierige Einkleidung — die Truppen mußten ja für tropisches Klima und für Winterkälte ausgestattet werden — beendet war, sammelten sich dieselben zur Abfahrt in Bremerhaven.

Am 27. Juli verabschiedete der Kaiser das ausziehende Expeditionskorps in Bremerhaven; ihn begleiteten Ihre Majestät die Kaiserin, die Prinzen Eitel Friedrich und Adalbert, der Reichskanzler Fürst Hohenlohe, der Staatssekretär Graf von Bülow und der Kriegsminister von Goßler.

Zunächst wies der Kaiser auf die Aufgaben hin, die dem Deutschen Reiche in den letzten Jahrzehnten auf überseeischem Gebiete erwachsen seien, und führte dann aus, die Truppen sollten nunmehr vor dem Feinde Probe ablegen, ob die Richtung, in der Deutschland sich in militärischer Beziehung bewegt habe, die rechte sei. Die Kameraden von der Marine hätten bereits gezeigt, daß die Ausbildung und die Grundsätze, nach denen die militärischen Streitkräfte Deutschlands ausgebildet seien, die richtigen seien, Sache der jetzt nach Ostasien gehenden Truppen sei es, es ihnen gleich zu thun. Der Kaiser erwähnte dann, es erfülle alle Deutschen mit Stolz, daß gerade aus dem Munde auswärtiger Führer den deutschen Streitern das höchste Lob zuerkannt sei, und wies auf die Größe der Aufgabe hin, die die Truppen zu lösen hätten. Daß ein Volk, wie es die Chinesen gethan hätten, imstande gewesen sei, tausendjährige alte Völkerrechte umzuwerfen und der Heiligkeit der Gesandten und der Heiligkeit des Gastrechts in so abscheulicher Weise Hohn zu sprechen, sei in der Weltgeschichte noch nicht vorgekommen, noch dazu bei einem Volke, welches stolz sei auf eine vieltausendjährige Kultur.

Der Kaiser betonte hierauf, daß jede Kultur, die nicht auf dem Christentum aufgebaut sei, zu Grunde gehen müsse, und fuhr dann etwa fort: „So sende Ich Euch hinaus, daß Ihr bewähren sollt, einmal Eure alte deutsche Tüchtigkeit, zum zweiten die Hingebung, die Tapferkeit, das freudige Ertragen jedweden Ungemachs und zum dritten Ehre und Ruhm unserer Waffen und unserer Fahnen. Ihr sollt ein Beispiel abgeben der Manneszucht und Disziplin, der Selbstüberwindung und Selbstbeherrschung. Ihr sollt fechten gegen einen gut bewaffneten und gut ausgerüsteten Feind. Aber Ihr sollt auch rächen,

Arzt: Dr. Eckert. — Infanterie-Munitions-Kolonne. Kommandeur: Rittm. Ritter. — Artillerie-Munitions-Kolonne. Kommandeur: Hauptm. Nordsieck. — Munition-Kolonne schwerer Artillerie des Feldheeres. Kommandeur: Hauptm. Brosig.

Trains. Proviant-Kolonne Nr. 1. Kommandeur: Hauptm. Wollseiffen.

Proviant-Kolonne Nr. 2. Kommandeur: Hauptm. Meincke.

Feldbäckerei-Kolonne. Kommandeur: Rittm. Haegele.

Feldlazarett Nr. 1. Chefarzt: Oberstabsarzt 2. Kl. Dr. Reinbrecht. Stabsarzt Dr. Tornow. Oberarzt Dr. Roscher. Assistenzärzte: Dr. Beyer, Eisenhuth, Dr. Bormann.

Feldlazarett Nr. 2. Chefarzt: Oberstabsarzt 1. Kl. Dr. Albers. Stabsarzt Dr. Waldeyer. Oberarzt Dr. Lindner. Assistenzärzte: Dr. Braasch, Dr. Spornberger, Dr. Busch.

Feldlazarett Nr. 3. Chefarzt: Oberstabsarzt 1. Kl. Dr. Dedolph. Stabsarzt Dr. Cammert. Oberarzt Dr. Auburtin. Assistenzärzte: Dr. Hillebrecht, Dr. Haertel, Dr. Porzelt.

Feldlazarett Nr. 4. Chefarzt: Oberstabsarzt 1. Kl. Dr. Herhold. Stabsarzt Dr. Dansauer. Assistenzärzte: Dr. Hölker, Dr. Langheld, Dr. Chop, Dr. v. Leupoldt.

Etappen-Formationen. Etappen-Kommando. Kommandeur: Major v. Sermo. Adjutanten: Hauptm. Marcard, Oberlt. v. Massow.

Pferdedepot. Kommandeur: Rittm. v. Fritsche.

Etappen-Munitions-Kolonne. Kommandeur: Hauptm. Lettre.

Kriegslazarett-Personal. Oberstabsarzt 1. Kl. Dr. Böttcher. Oberstabsarzt 1. Kl. Prof. Dr. Kohlstock. Oberstabsarzt 1. Kl. Dr. Roland. Oberstabsarzt 2. Kl. Dr. Vollbrecht. Stabsärzte: Dr. Drescher, Dr. Harries, Dr. Zöller, Dr. Berger, Dr. Kramm, Dr. Esselbrügge. Assistenzärzte: Dr. Bassenge, Dr. Mauersberg, Dr. Ahlenstiel, Dr. Krahn, Dr. Gelinsky, Dr. Peters, Schultz, Dr. Haedicke, Dr. Gruenhagen.

Bekleidungsdepot. Vorstand: Major Nicolai. Hauptm. v. Knobelsdorff.

Train-Aufsichtspersonal. Oberlt. Wegeli.

Lazarettschiff des ostasiatischen Expeditionskorps. Oberstabsarzt 1. Kl. Dr. Haase. Stabsärzte: Dr. Green, Dr. Mertens, Dr. Eggert. Oberärzte: Dr. Rauschke, Dr. Brockelmann. Assistenzärzte: Dr. Harmel, Krüger, Dr. Saar, Dr. Maßkow.

Kompagnieführer: Die Hauptleute v. Blumenstein, Credner, Frhr. v. Feilitzsch, Schröder, Oltmann, v. Bülow, Steinbauer, Passavant.

Regts.-Arzt: Stabsarzt Dr. Plagge. Bats.-Arzt des 2. Bats.: Stabsarzt Dr. Wolffhügel. Oberarzt (2. Bat.) Dr. Ruidisch, Oberarzt (1. Bat.) Dr. Garlipp.

Ostasiatisches Reiter-Regiment. Kommandeur: Oberstlt. v. Arnstedt. Beim Stabe: Major Frhr. v. Reitzenstein.

Eskadronführer: Die Rittm. Prieß, Rusche, v. Kaehne.

Regts.-Arzt: Stabsarzt Dr. Schmick. Oberarzt Dr. Ley.

Ostasiatisches Feldartillerie-Regiment. Kommandeur: Major Hoffmann. Abteil.-Kommandeure: Major Quensell, Major Beckmann. Beim Stabe: Major Riese.

Batterieführer: Die Hauptleute Frhr. v. Reitzenstein, Osterhaus, Täubler, v. Plönnies.

Regts.-Arzt: Stabsarzt Dr. Mankiewitz. Abteil.-Arzt (2. Abteil.): Stabsarzt Dr. Rössel. Oberarzt (1. Abteil.): Dr. Brockmann, Assist.-Arzt (2. Abteil.) Metzner.



Major v. Kronhelm
Kommand. d. II. Seebataillons.

Leichte Munitionskolonne. Kommandeur: Hauptm. v. Sandrart.

Eine halbe leichte Feldhaubitz-Munitionskolonne. Führer: Oberlt. Feldt.

Batterie schwerer Artillerie des Feldheeres (Haubitzen). Führer: Hauptmann Kremkow.

Ostasiatisches Pionier-Bataillon. Kommandeur: Major v. Reppert. Beim Stabe: Hauptm. Adams. — Kompagnieführer: Die Hauptleute Lequis und Hagenberg. Oberarzt Dr. Pannwitz. Oberarzt Spangenberg.

Korps-Telegraphen-Abteilung. Kommandeur: Hauptm. Trott. Oberarzt Dr. Koch-Bergemann.

Eisenbahnbau-Kompagnie. Führer: Hauptm. Neumann. Oberarzt Dr. Kob.

Sanitäts-Kompagnie. Kommandeur: Rittm. v. Gabain. Stabsärzte: Dr. Langheld, Dr. Hanel. Oberärzte: Dr. Graf, Dr. Heuseler, Dr. Aulike. Assistenzärzte: Dr. Milisch, Dr. Adam, Dr. Merdas.

Munitions-Kolonnen-Abteilung. Kommandeur: Major Thiemig. Adjutant Lt. Krueger. Abteil.-Arzt: Stabsarzt Dr. Heuermann. Assist.-

Generalarzt Dr. Krosta, Stabsarzt Dr. Morgenroth, Oberarzt Dr. Hochheimer.

1. Ostasiatische Infanterie-Brigade. Kommandeur: General v. Trotha. Adjutanten: Oberlt. v. Lettow=Vorbeck, Oberlt. Hoffmann.

1. Ostasiatisches Infanterie-Regiment. Kommandeur: Oberst v. Normann. Beim Stabe: Oberstlt. Graf v. Schlippenbach. Kommandeur des 2. Bat.: Major v. Mühlenfels; des 1. Bat.: Major Graham.

Kompagnieführer: Die Hauptleute v. Wartenberg, Meyer, v. Normann, Frhr. v. Wangenheim, Crüger, Böckler, Hübsch, v. Luck.

Regts.=Arzt: Oberstabsarzt 2. Kl. Dr. Felmy. Bats.=Arzt des 2. Bats.: Stabsarzt Dr. Floeck. Oberarzt (1. Bat.): Dr. Westphal, Assist.=Arzt (2. Bat.): Dr. Sohler.


Major v. Madai
Kommand. des I. Seebataillons.

2. Ostasiatisches Infanterie-Regiment. Kommandeur: Oberstlt. Pavel. Beim Stabe: Major Wyneken. Kommandeur des 2. Bats.: Major v. Förster; des 1. Bats.: Major v. Schönberg.

Kompagnieführer: Die Hauptleute v. Hartmann, v. Freyhold, Meister, v. Schönberg, Richter, v. Joeden, Bartsch, Fließbach.

Regts.=Arzt: Stabsarzt Dr. Kaether. Bats.=Arzt des 2. Bats.: Stabsarzt Dr. Berg. Oberarzt (2. Bat.): Dr. Börger, Oberarzt (1. Bat.): Dr. Gühne.

2. Ostasiatische Infanterie-Brigade. Kommandeur: Gen.=Major v. Kettler. Adjutanten: Oberlt. v. Gottberg, Oberlt. v. Lossow.

3. Ostasiatisches Infanterie-Regiment. Kommandeur: Oberst Frhr. v. Ledebur. Beim Stabe: Oberstlt. Petzel. Kommandeur des 2. Bats.: Major v. Haine; des 1. Bats.: Major v. Mülmann.

Kompagnieführer: Die Hauptleute v. d. Heyde, Mejer, Knoerzer, Rassow, Moraht, Haenel v. Cronenthal, Schäffer, v. Cosel.

Regts.=Arzt: Stabsarzt Dr. Duden. Bats.=Arzt des 2. Bats.: Stabsarzt Dr. Wisnia. Oberarzt (1. Bat.) Dr. Wiesinger, Assist.=Arzt (2. Bat.) Dr. Luda.

4. Ostasiatisches Infanterie-Regiment. Kommandeur: Oberst Hoffmeister. Beim Stabe: Oberstlt. Wallmenich. Kommandeur des 1. Bats.: Major Wichura; des 2. Bats.: Major Graf v. Montgelas.

mischten Brigade befahl, gleichzeitig sollte eine zweite Division der Manöverflotte abgehen.

Diese Brigade bestand aus:

2 Infanterie-Brigaden zu 2 Regimentern zu 2 Bataillonen zu 812 Mann;
1 Reiter-Regiment zu 600 Mann;
1 Feldartillerie-Regiment zu 3 Kanonen- und einer Haubitz-Batterie à 6 Geschützen;
1 Pionier-Bataillon mit Telegraphen-Abteilung und Eisenbahnbau-Kompagnie;
1 Sanitäts-Kompagnie;
1 Munitionskolonnen-Abteilung.

Train:

2 Proviantkolonnen; 1 Etappenmunitionskolonne;
1 Feldbäckereikolonne; Korps-Lazarettpersonal;
4 Feldlazarette; Bekleidungsdepot;
1 Etappenkommando; Train-Aufsichtspersonal;
1 Pferdedepot; Personal für 1 Lazarettschiff.

Diese Brigaden wurden aus Freiwilligen zusammengestellt. Der Andrang von Offizieren und Mannschaften überstieg den Bedarf bei weitem, so daß noch eine große Anzahl Kampflustiger zurückgewiesen werden mußte.

Diese Truppenteile organisierten sich auf den verschiedenen Truppenübungsplätzen, schossen dort, um sich an das Gewehr 98 zu gewöhnen, exerzierten und spielten sich in verschiedenen Übungen gegenseitig ein, was ja bei gänzlich neu zusammengestellten Formationen unerläßlich ist, in denen Chargen und Mannschaften einander nicht kennen.

Die Rangliste des Expeditionskorps.

Folgendermaßen wurde von Sr. Maj. dem Kaiser die Zusammensetzung angeordnet:

Kommando des ostasiatischen Expeditionskorps. Kommandeur: Generallt. v. Lessel. Chef des Generalstabes: Oberstlt. Gündell.

Generalstab: Major Pappritz, Major v. Brixen gen. v. Hahn, Major v. Falkenhayn, Hauptm. v. Tiedemann.

Adjutantur: Hauptm. Zielke, Hauptm. Treusch v. Buttlar-Brandenfels, Rittm. v. Hofmann, Hauptm. Nicolai, Oberlt. Fischer.

Kommandeur der Trains: Kommandeur: Major de la Terrasse. Adjutanten: Oberlt. Kolshorn, Lt. Schwerdtfeger.

Verhältnisse haben sich mit einer furchtbaren Geschwindigkeit zu tiefem Ernste gestaltet und, seitdem Ich euch unter die Waffen zur Mobilmachung berufen, noch ernster. Was Ich hoffen konnte, mit Hilfe der Marine-Infanterie wieder herzustellen, wird jetzt eine schwere Aufgabe, die nur durch geschlossene Truppenkörper aller zivilisierten Staaten gelöst werden kann. Schon heute hat der Chef des Kreuzergeschwaders Mich gebeten, die Entsendung einer Division in Erwägung zu nehmen. Ihr werdet einem Feinde gegenüberstehen, der nicht minder todesmutig ist wie ihr. Von europäischen Offizieren ausgebildet, haben die Chinesen die europäischen Waffen brauchen gelernt. Gott sei Dank haben euere Kameraden von der Marine-Infanterie und Meiner Marine, wo sie mit ihnen zusammengekommen sind, den alten deutschen Waffenruf bekräftigt und bewährt und mit Ruhm und Sieg sich verteidigt und ihre Aufgaben gelöst. So sende Ich euch nun hinaus, um das Unrecht zu rächen und Ich werde nicht eher ruhen, als bis die deutschen Fahnen vereint mit denen der anderen Mächte siegreich über den chinesischen wehen und auf den Mauern Pekings aufgepflanzt, den Chinesen den Frieden diktieren. Ihr habt gute Kameradschaft zu halten mit allen Truppen, mit denen ihr dort zusammenkommt. Russen, Engländer, Franzosen, wer es auch sei, sie fechten alle für die eine Sache, für die Zivilisation. Wir denken auch noch an etwas Höheres, an unsere Religion und die Verteidigung und den Schutz unserer Brüder da draußen, welche zum Teil mit ihrem Leben für ihren Heiland eingetreten sind. Denkt auch an unsere Waffenehre, denkt an diejenigen, die vor euch gefochten haben, und zieht hinaus mit dem alten Brandenburgischen Fahnenspruch: „Vertrau' auf Gott, dich tapfer wehr', daraus besteht dein ganze Ehr'! Denn wer's auf Gott herzhaftig wagt, wird nimmer aus der Welt gejagt!" Die Fahnen, die hier über euch wehen, gehen zum ersten Mal ins Feuer. Daß ihr Mir dieselben rein und fleckenlos und ohne Makel zurückbringt! Mein Dank und Mein Interesse, Meine Gebete und Meine Fürsorge werden euch nicht fehlen und euch nicht verlassen, mit ihnen werde Ich euch begleiten."

Aufstellung der „Seebrigade".

Die Ereignisse in China überstürzten sich und hatten einen so gefahrdrohenden Charakter angenommen, daß, als am 2. Juli die Nachricht von der Ermordung Kettelers eintraf, noch vor der Abfahrt der Seebataillone Se. Majestät der Kaiser die Organisation einer ge-

Feldbatterie.

Chef: Hauptmann Bloch v. Blottnitz.

Feld-Pionier-Detachement.

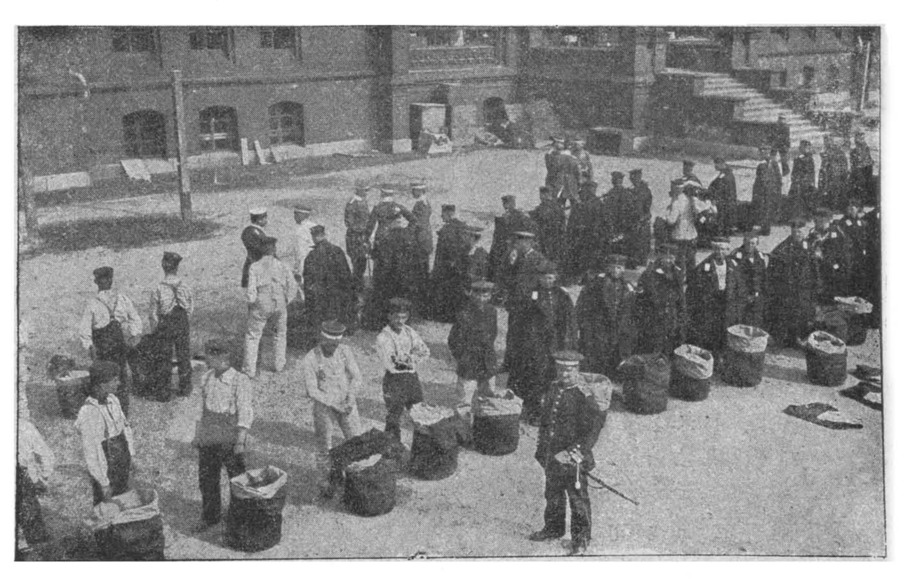
Chef: Hauptmann Klehmet.

Feld-Telegraphen-Detachement.

Führer: Oberleutnant Gundel.

Sanitäts-Detachement.

Dr. Huth, Dr. Schlick, Dr. Fricke (Karl), Dr. Schmidt.

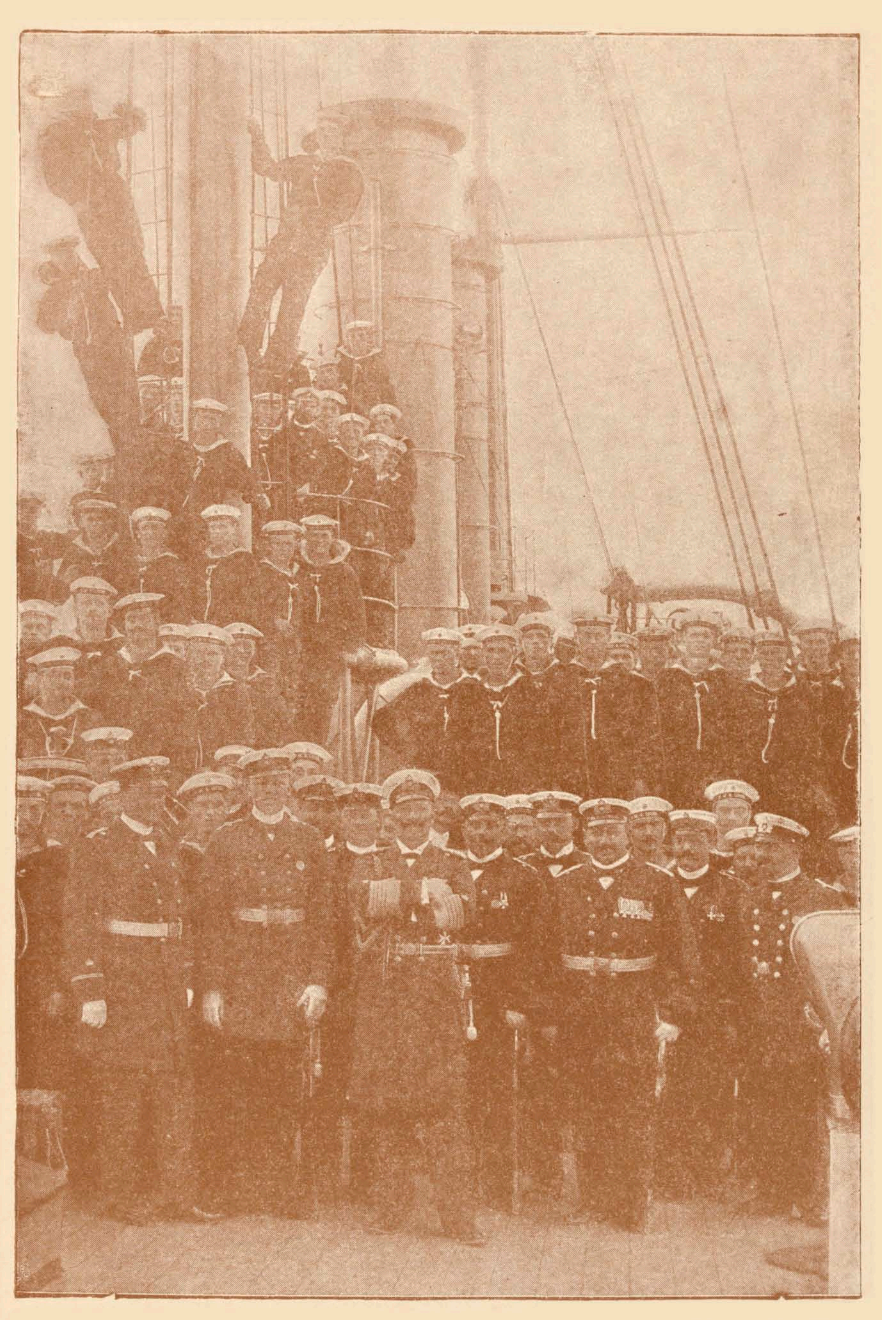


Verteilung der Ausrüstung an das Seebataillon in Wilhelmshaven.

Abschiedsrede des Kaisers an die mobilgemachte Marine-Infanterie am 3. Juli.

„Mitten in den tiefsten Frieden hinein, für Mich leider nicht unerwartet, ist die Brandfackel des Krieges geschleudert worden. Ein Verbrechen, unerhört in seiner Frechheit, schaudererregend durch seine Grausamkeit, hat Meinen bewährten Vertreter getroffen und dahingerafft. Die Gesandten anderer Mächte schweben in Lebensgefahr, mit ihnen die Kameraden, die zu ihrem Schutze entsandt waren. Vielleicht haben sie schon heute ihren letzten Kampf gekämpft. Die deutsche Fahne ist beleidigt und dem Deutschen Reiche Hohn gesprochen worden. Das verlangt exemplarische Bestrafung und Rache. Die





Kaiser Wilhelm an Bord des „Luchs“ vor dessen Abfahrt nach China.

Am 3. Juli liefen unter dem Kommando des Generalmajor **von Höpfner**, des derzeitigen Inspekteurs der Marine-Infanterie, die auf den Dampfern „Wittekind“ und „Frankfurt“ eingeschifften Bataillone von Wilhelmshaven aus.

Ihnen dampfte aus Kiel am 9. Juli die Linienschiffsdivision nach, bestehend aus den Panzern „Kurfürst Friedrich Wilhelm“, „Brandenburg“, „Weißenburg“, „Wörth“ und dem kleinen Kreuzer „Hela“; diese Division führte der Kontreadmiral Geißler.

Das erste Expeditionskorps (Marine-Infanterie) setzte sich in folgender Weise zusammen:

Das I. und II. Bataillon wurden durch Verstärkung von Freiwilligen aus der Landarmee auf die Kriegsstärke von je 1100 Mann gebracht, und ihnen außerdem noch 1 fahrende Feld-Batterie von sechs 8,8 cm Geschützen, 1 Detachement Pioniere und Telegraphisten von 100 Mann, und 1 Sanitäts-Detachement zugeteilt; Gesamtstärke 2528 Mann.



Generalmajor v. Höpfner.

Der Stab des ersten Expeditionskorps für China hatte als Führer: Generalmajor v. Höpfner, Chef des Stabes: Major v. Glasenapp, Adjutanten: Oberleutnant Perrinet v. Thauvenay, Oberleutnant v. Bosse. Ferner als seemännischen Beirat: Oberleutnant z. S. Pfundheller. Außerdem Marine-Oberstabsarzt Dr. Dammann und Marine-Oberzahlmeister Block.

I. See-Bataillon.

Kommandeur: Major v. Madai.
Adjutant: Oberleutnant Vitzthum v. Eckstaedt.
Hauptleute: Freiherr v. Seherr-Thoß, Freiherr v. Rheinbaben, v. Busse, Fischel.
Marine-Ärzte: Dr. Wang und Dr. Robischon.
Marine-Oberzahlmeister: Voigt.

II. See-Bataillon.

Kommandeur: Major v. Kronhelm.
Adjutant: Leutnant Anderson.
Hauptleute: Haering, v. Schönberg, Wellenkamp, Gudewill.
Marine-Ärzte: Dr. Gudden und Dr. Stephan.
Marine-Oberzahlmeister: Gelbricht.

mittel erschöpft waren, drangen die Chinesen in die Gesandtschaften ein, töteten die am Leben Gebliebenen, steckten dann die Gesandtschaftsgebäude in Brand und verbrannten die Verwundeten und Toten. Vom Prinzen Tuan wurden selbst gegen Chinesen schreckliche Grausamkeiten verübt. Er ließ 4000 angesehene chinesische Bürger töten, weil sie gewagt hatten, in einer Petition ihn zu ersuchen, dem Blutbade Einhalt zu thun."

Am 7. Juli hatte Kaiser Wilhelm einen letzten und äußersten Schritt gethan, um die in Peking Eingeschlossenen zu retten. Das Wolffsche Bureau verbreitete folgende Mitteilung:

Seine Majestät der Kaiser hat an den Chef des Kreuzergeschwaders, den Gouverneur von Kiautschou in Tsingtau, den Generalgouverneur von Schantung, den Vizekönig von Nanking und den Vizekönig von Wutschang folgendes Telegramm gerichtet: „Ich verpflichte Mich auf Mein Kaiserliches Wort, für jeden der zur Zeit in Peking eingeschlossenen Fremden jeder Nationalität, welcher lebend einer kaiserlich deutschen oder sonstigen fremden Behörde übergeben wird, demjenigen, der die Auslieferung herbeiführt, 1000 Taels auszuzahlen. Auch übernehme Ich alle Kosten, welche jedwede Übermittelung Meiner Zusage nach Peking verursacht. gez. Wilhelm."

Trotz dieser hohen Belohnung (der Wert des Tael ist, wie wir im ersten Bande ausführten, ein schwankender, doch etwa auf 4 Mark zu veranschlagen) wagte es niemand, der aufgeregten Menge zu trotzen. Die Ungewißheit dauerte weiter, nur eins wurde klar, daß die Boxerbewegung immer weiter um sich griff; die Vorgänge in der Mandschurei und die überall stattfindenden Angriffe auf Fremde und Missionare im südwestlichen China bewiesen dies, denn eine Trauerkunde nach der andern lief ein. Auch die deutsche Regierung wurde immer mehr von dem Bewußtsein erfaßt, daß etwas Nachhaltiges geschehen müsse, um dem Treiben in Peking Einhalt zu thun.

Mobilmachung der Marine-Infanterie.

Bis dahin hatte sich Deutschland nur mit seinen zur Hand befindlichen Seesoldatendetachements am Kampfe beteiligt. Zu der Verstärkung des in Kiautschou garnisonierenden III. Bataillons, das den Hauptanteil an den Kämpfen gehabt hatte, wurden die andern beiden Bataillone mobil gemacht und in ähnlicher Weise, mit Feldartillerie und Pionieren organisiert, wie das III. Bataillon.

Als englischer Gesandter ist in Peking seit 1896 Sir Claude M. Macdonald, französischer Gesandter seit 1897 S. Pichon. Der Vertreter Rußlands in Peking ist seit 1898 Michael v. Giers, derjenige Italiens Salvago Raggi. Gesandter der nordamerikanischen Union ist seit 1897 Edwin H. Conger, und Japan wird durch den Baron Nishi vertreten. Der Gesandte Österreich-Ungarns ist seit 1897 Freiherr M. Czikann v. Wahlborn, der jedoch auf Urlaub war und durch den Legations-Sekretär Dr. A. v. Rosthorn vertreten wurde.

Die deutsche Gesandtschaft in Peking.

Das in Peking anwesende Personal in der deutschen Botschaft bestand, abgesehen von der Witwe des ermordeten Gesandten Freiherrn v. Ketteler, aus dem ersten Sekretär v. Below-Saleske, dem zweiten Sekretär v. Bergen, dem zur Gesandtschaft kommandierten Leutnant à la suite des Dragoner-Regiments König Friedrich III. (2. schlesisches) Nr. 8, v. Loesch, dem zweiten Dolmetscher Cordes (er war kurz vorher vom Urlaub nach Peking zurückgekehrt), dem Stabsarzt Dr. Velde, dem als Hilfsschreiber kommandierten Seesoldaten Koch vom Gouvernement in Kiautschou, dem Kanzleischreiber Pifrement, dem Amtsdiener Hummelke und dem Dolmetscher-Eleven Dr. Merklinghaus. Der erste Dolmetscher, Freiherr v. der Goltz, hatte am 2. April einen Urlaub angetreten. Das Detachement, das am 3. Juni zum Schutze der Gesandtschaft in Peking eingetroffen war, bestand aus einem Offizier (Oberleutnant Graf v. Soden) und 50 Mann von dem in Kiautschou stationierten 3. Seebataillon.

Alle die oben bezeichneten Personen schwebten, als der Aufstand immer weiter um sich griff, in der höchsten Gefahr und die ganze civilisierte Welt sah mit Spannung auf die Entwickelung des Dramas; die letzte glaubwürdige Nachricht über die in Peking eingeschlossenen Gesandten war die von der Ermordung des deutschen Geschäftsträgers. Jeden Moment glaubte man nun die Schreckensnachricht von der Niedermetzelung sämtlicher in Peking anwesenden Europäer vernehmen zu müssen. Wochenlang dauerte diese Unkenntnis der Situation.

Bald wurde auch sie scheinbar zur schrecklichen Gewißheit, als Depeschen wie die folgende durch die Londoner Zeitungen liefen:

Die Abendblätter melden aus Shanghai vom 6. Juli: „Die Nachricht über die Niedermetzelung der Gesandten in Peking sowie ihrer Frauen und Kinder und der europäischen Wachen nach achtzehntägigem Widerstande wird bestätigt. Als die Munition und die Lebens-

Sänfte geschossen wurde. Ketteler erhielt einen Schuß in den Hinterkopf; der ihn begleitende zweite Dolmetscher Cordes wurde gleichfalls verwundet, doch gelang es ihm, sowie den andern Begleitern, wenn auch mit Lebensgefahr, im allgemeinen Tumult das Gesandtschaftsgebäude wieder zu erreichen. Seitdem war Kettelers Leiche verschwunden. Am Tage nach der Einnahme von Peking verriet nun ein Chinese einem Deutschen die Stelle, wo Ketteler begraben worden war. Es war ein chinesischer Grabhügel in der Nähe der Mordstelle. Unsere Seesoldaten deckten den Hügel ab und stießen bald auf einen chinesischen Sarg, den sie öffneten. Er enthielt in der That die Leiche des ermordeten deutschen Gesandten. Freiherr von Ketteler wurde nun nach christlichem Brauch beigesetzt.



Der ermordete Gesandte Freiherr von Ketteler.

Freiherr Klemens von Ketteler war am 22. November 1853 als Sohn des Freiherrn August von Ketteler, Majors im 1. Garde-Ulanen-Regiment, zu Potsdam geboren, und ist ein Neffe des verstorbenen Bischofs Ketteler von Mainz. Er bekleidete, bevor er zum Gesandten in Peking ernannt wurde, den Posten eines Botschaftsrates in Washington. —

Deutschlands Rüstungen.

Die Ermordung des deutschen Gesandten.

Ein Schreckensruf durchtönte die Mitwelt und setzte Deutschland mit Recht in eine alle Herzen erfassende große Erregung. Der deutsche Gesandte Freiherr von Ketteler war von den fanatischen Aufwieglern in Peking meuchlings ermordet worden! Als ein Opfer treuester Pflichterfüllung fiel der brave Beamte in der gewissenhaftesten Ausübung seines Berufes. Der fast zur Gewißheit sich steigernde Verdacht, daß die chinesische Regierung, wenn auch nicht speziell die Ermordung der Gesandten veranlaßt, die That doch offenbar nicht nur stillschweigend gebilligt, sondern insgeheim sogar Belohnungen auf die Häupter der Fremden ausgesetzt hatte, über deren Auszahlung sie, wie spätere Nachforschungen ergaben, genau Buch führte, erhöhte die Wellen der Erbitterung gegen die Greuelthat.

Der österreichisch-ungarische Attaché v. Rosthorn erklärte, die chinesische Regierung habe am 19. Juni dem Gesandten eine formelle Kriegserklärung überreicht mit dem Bemerken, die Einnahme der Taku-forts sei Europas Kriegserklärung gewesen und werde als solche von China acceptiert. Daher müßten die Gesandten binnen 24 Stunden abreisen. Zwei Noten an das Tsungli-Yamen blieben unbeantwortet. Am 20. Juni sagte Freiherr von Ketteler: „Ich muß ins Yamen gehen, weil die deutsche Regierung eine schnelle Erwiderung verlangt.“ Die anderen Gesandten blieben zurück. Eine Viertelstunde später meldeten fliehende Diener Kettelers Ermordung. Cordes sah ihn von Soldaten Tungfuhsiangs erschossen. Danach hielten die Gesandten den Kriegszustand für perfekt.

Nach chinesischem Brauch hatte sich Freiherr von Ketteler in einer Sänfte ungeachtet des auf den Straßen sich zusammenrottenden Pöbels nach dem Tsungli-Yamen tragen lassen, als vom Pöbel auf die

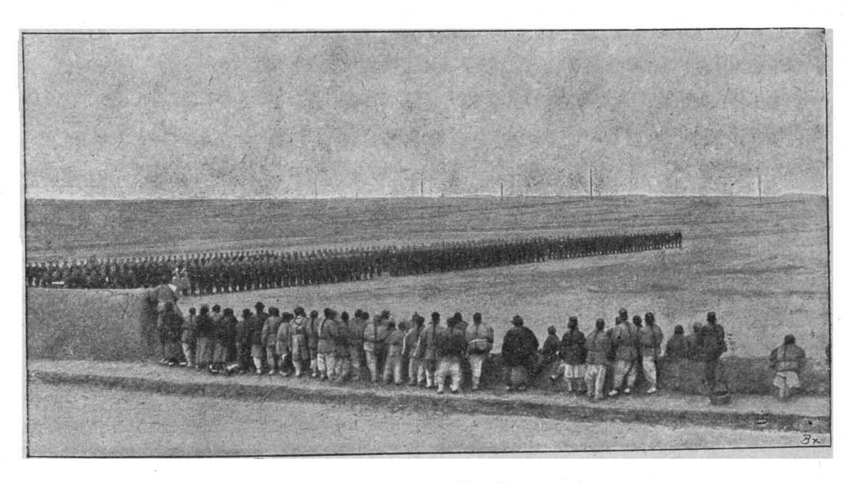
Und wieder erschallten begeisterte Hurras, während die Musik die Nationalhymne spielte.

Den in den Kämpfen bei Tientsin gefallenen Kameraden widmet Major Christ den folgenden

Nachruf:

In heldenmütigem Kampfe, um den in Tientsin von feindlicher Übermacht eingeschlossenen Kameraden und Landsleuten die heißersehnte Befreiung zu bringen, fielen am 23. Juni d. J. vor dem Arsenal bei Tientsin Leutnant Friedrich, Sergeant Popp, die Seesoldaten Delmert, Nitsch, Stegmeier, Ludwig, Schmitz, Wißmeier und Klier. Sie alle sind freudig in den Tod gegangen für Kaiser und Reich. Hat auch fremde Erde die Tapferen aufgenommen, so ist ihnen ein dankbares, treues Gedächtnis bewahrt im Herzen der Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften des III. Seebataillons.

Kommando des III. Seebataillons:
Christ,
Major und Kommandeur.



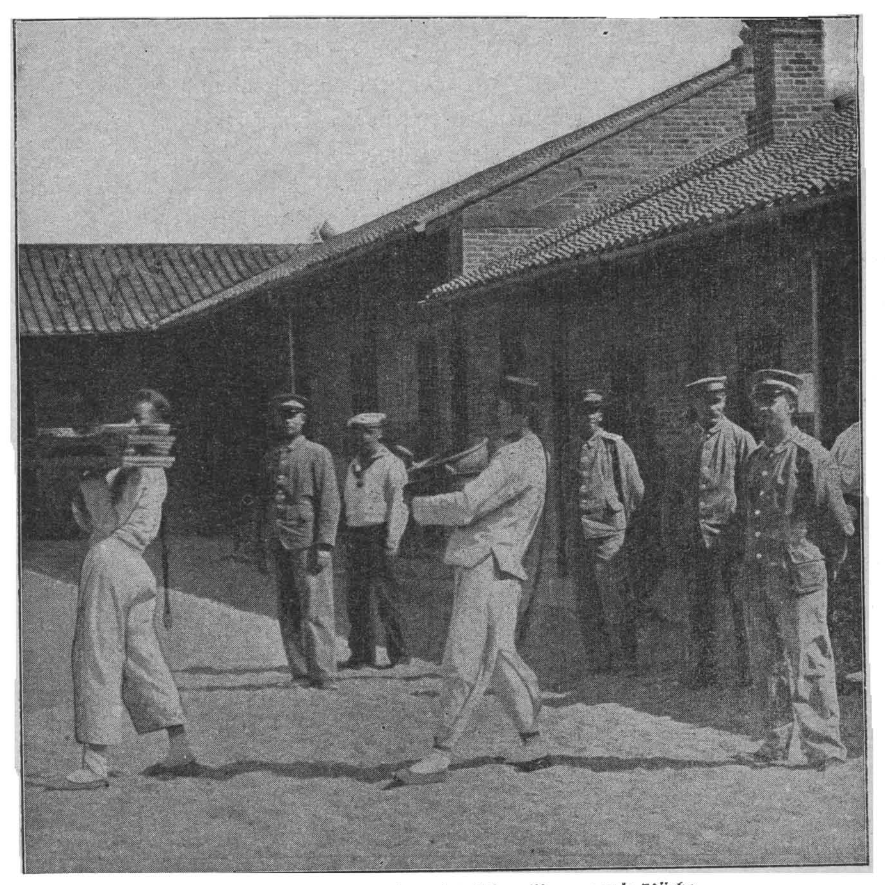
Parade in Tsingtau.

wird auch in diesem Falle nicht vergeblich sein. Es hat uns ein Anrecht gesichert auf die Beteiligung an den Vorteilen, welche der endgiltige Ausgang des Kampfes den zivilisierten Nationen, die daran beteiligt sind, bringen muß, es hat der Welt gezeigt, daß der Soldatengeist in unserm Volke noch ebenso rege ist wie je, denn immer und überall waret ihr voran. So statte ich euch denn nach eurer glücklichen Rückkehr, die wegen der Unruhen im Hinterlande der Kolonie nötig wurde, den Dank der Kolonie und der übrigen Besatzung ab. Ihr könnt euch freuen, daß ihr Gelegenheit hattet, ihn zu erwerben und eurem jungen Marineteil die ersten Lorbern zu erkämpfen; überhebt euch aber nicht, denn eure Kameraden, die nicht das Glück hatten erwählt zu werden, hätten ihre Pflicht gegen ihren Kaiser und ihr Vaterland ebenso glänzend erfüllt. Unsern Dank statten wir ab, indem wir den Feldzugskompagnieen Gené und v. Knobelsdorff und ihrem Führer, Major Christ, drei Hurras bringen wollen. Den Tapferen von Tientsin: Hurra, Hurra, Hurra!

Begeistert brausten die Hurras. Der Kommandeur des Bataillons, Major Christ, der die Expedition nach Tientsin geführt hatte, ergriff darauf das Wort. Mit kräftiger Stimme, bei der aber die Bewegung durchzitterte, sprach er:

Im Namen meiner Offiziere und Mannschaften danke ich für die uns über die Maßen ehrenden Worte, die Sie soeben an uns gerichtet haben. Wir haben nur unsere Pflicht gethan; wir haben sie aber freudig gethan, weil es galt, die in Not und Gefahr befindlichen Kameraden, die in verzweifelter Lage auf Rettung harrenden Landsleute in Tientsin herauszuhauen. Als am Abend vor dem Gefechte die letzten Töne des Abendgebetes verklungen waren, habe ich angesichts des in der Ferne brennenden Tientsin meine Kameraden an die Worte erinnert, die Se. Majestät an uns gerichtet hat, als wir im März in Wilhelmshaven die Ausreise antraten. Die Worte lauten: „Solltet ihr dazu berufen sein, mit den Waffen für den deutschen Namen einzustehen, so erwarte Ich, daß ihr siegen oder sterben werdet, wie Ich das von Meinen deutschen Soldaten verlange!“ Ein Teil meiner Kameraden hat mit seinem Blut und seinem Leben diesem kaiserlichen Gebote Folge geleistet, wir Überlebenden sind von neuem bereit, wenn es gilt, freudig ihrem heldenmütigen Beispiele zu folgen mit dem alten deutschen Kampf- und Siegesrufe, in den ich alle einzustimmen bitte: Seine Majestät, unser allergnädigster Kriegsherr: Hurra! Hurra! und bis zum letzten Blutstropfen: Hurra!

Jeder wäre gern mitgegangen, das weiß ich; die Zurückbleibenden sahen euch 240, die ihr den vorausgegangenen 75 nacheiltet, mit Neid ziehen. Euch war die Ehre anvertraut, die Besatzung der Kolonie und euren Marineteil zu vertreten, und wir können stolz darauf sein, wie ihr uns vertreten habt. Trotzdem viele von euch junge Soldaten waren, so habt ihr euch nach Aussage eures Führers gehalten, wie

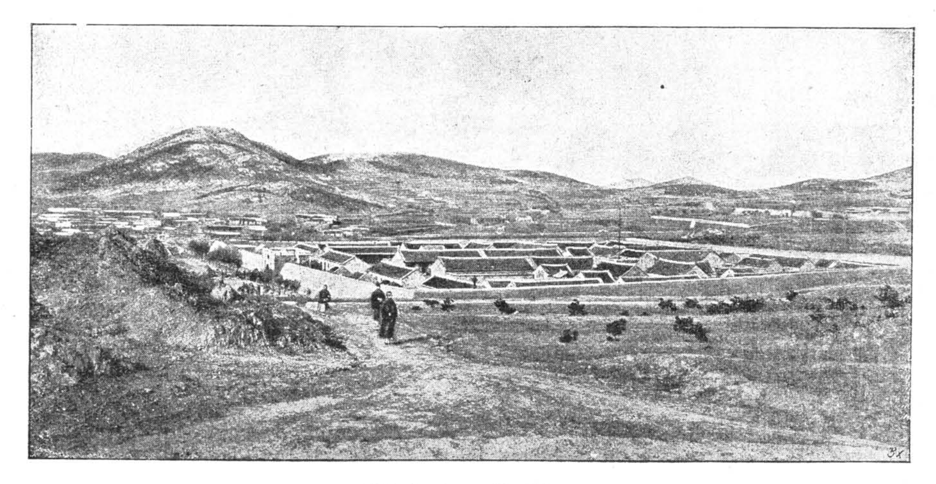


Chinesische Köche vor einer deutschen Kompagnie-Küche.

alte. Ihr habt in den schweren 14 Tagen so oft im Feuer gestanden, wie manche Truppe im ganzen Kriege 1870/71 nicht und seid dabei vorwärts gegangen wie auf dem Exerzierplatz. Eine unverhältnismäßig große Zahl von euch ist dabei auf dem Platze geblieben, ein Zeichen, daß der Gegner bei weitem nicht so zu verachten war, wie bisher angenommen wurde. Das Opfer an jungem Leben und vielem Blute

150 Toten und Verwundeten. Der feindliche Verlust ist nicht genau bekannt, wohl aber sehr schwer. Mittags beschoß französische und englische Artillerie die Forts, wobei eines, samt einer als Signalturm benutzten Pagode, in Trümmer geschossen wurde. Inzwischen sind 1500 Mann amerikanische Verstärkungen angelangt."

Damit hatte die Mitwirkung Seymours an den Kämpfen um Tientsin ihr Ende erreicht. Der „Times"-Berichterstatter meldete am folgenden Tage: „Admiral Seymour, sein Stab und die Mannschaft des „Centurio", die von 392 auf 304 zusammengeschmolzen ist, haben Tientsin verlassen."



Artillerie-Lager in Tsingtau.

Die Rückkehr des III. Seebataillons nach Tsingtau.

Auch die dem deutschen Entsatzkorps angehörenden Truppen wurden nach Kiautschou zurückberufen.

Als die tapferen Truppen des III. Seebataillons nach den schweren Kämpfen bei Tientsin nach Kiautschou zurückkehrten, um dort gegen etwaige Ausbrüche des chinesischen Fremdenhasses auf der Wacht zu stehen, wurde ihnen von den zurückgebliebenen Offizieren und Kameraden ein ebenso herzlicher wie ehrenvoller Empfang bereitet. Zunächst wurde ein feierlicher Feldgottesdienst abgehalten. Nach dessen Beendigung nahm der Gouverneur Jaeschke das Wort zu einer Ansprache, in der er, dem Ostasiatischen Lloyd zufolge, nach einem kurzen Rückblick auf die Ereignisse der letzten Zeit ausführte:

Soldaten wurden getötet. Darauf begannen die vereinigten Truppen das westliche Arsenal zu beschießen und nahmen es ein, da es jedoch auf die Dauer nicht hätte gehalten werden können, wurde es niedergebrannt. Im Arsenal wurden zwei Kanonen erobert. Der feindliche Gesamtverlust an Toten allein beträgt 350, unsere Verluste sind gering, aber noch nicht genau zu beziffern."

Weitere Telegramme berichteten dann, daß bei diesem Kampfe den Japanern das Hauptverdienst zufiel: „Die Chinesen hielten ihre Gefechtslinie halbkreisförmig von Nordosten nach Südwesten ausgedehnt, das Centrum der Fremdenniederlassung gegenüber dem Lutai-Kanal als Stützpunkt der Linken, die Rennbahn als Stützpunkt der rechten Flanke benutzend. General Fukushima dirigierte unter Assistenz des Oberst Dorward die Operationen der alliierten Truppen. Die japanische Kavallerie that ganz ausgezeichnete Kundschafterdienste, auch im Angriff war sie großartig, während die japanische Artillerie und Infanterie große Beweglichkeit zeigten. Das Resultat des Kampfes war eine Erleichterung des Druckes auf unsere linke Flanke. Auf der rechten erreichten wir nichts."

In Übereinstimmung damit meldete eine andere englische Depesche: „Die Chinesen unterhielten gestern Nachmittag ein furchtbares Bombardement, welches sich namentlich gegen die Baracken der Verbündeten und das Hauptquartier richtete. Eine Granate fiel in eine britische Baracke, tötete einen Mann und verwundete zwei. In der Nacht erfolgte ein heftiger Infanterie-Angriff auf den nordwestlichen Teil der Fremdenniederlassung, den die Japaner abwiesen. Britische und angloasiatische Artillerie, Infanterie und Seesoldaten mit deutscher und japanischer Infanterie und Kavallerie und einer Abteilung japanischer reitender Artillerie, insgesamt 2000 Mann, gingen dann nach Südwesten vor, schwenkten darauf nach Norden und zersprengten den Feind vollständig, obwohl derselbe zweimal heftigen Widerstand zu leisten versuchte. Die japanische, angloasiatische und britische Artillerie beschoß sodann das West-Arsenal, welches von den Japanern erstürmt, später aber wieder aufgegeben wurde. 400 Chinesen wurden getötet und sechs Geschütze erbeutet."

Zwei Tage später kam es schon wieder zum Kampf, worüber der Admiral depeschierte: „Am 11. Juli morgens um 3 Uhr machten die Chinesen in großer Anzahl einen sehr energischen Angriff auf den Bahnhof. Sie konnten zwar nach dreistündigem Kampfe um 6 Uhr zurückgetrieben werden, allein mit einem Verlust unsererseits von

tot, 20 Mann verwundet; die russischen Verluste sind unbestimmt, ebenso die chinesischen. Es werden Anstalten getroffen, die Frauen und Kinder nach Taku und von dort nach Tschifu und Japan zu senden.

Eine englische Privatdepesche vom 7. Juli lautet: Die Chinesen erhielten Verstärkungen und brachten neue Geschütze in Aktion. Ihre Kühnheit ist im Wachsen, und ihre Geschicklichkeit überrascht. In der Nacht zum 6. Juli gegen 11 Uhr machte der Feind einen sehr heftigen Angriff und versuchte, sich der Nordbrücke zu bemächtigen, die von den Franzosen und Russen gehalten war. Diesen gelang es, durch ein lebhaftes Gewehrfeuer und mit Hilfe von Maxim-Geschützen die Chinesen unter schweren Verlusten zurückzuschlagen. Um 2 Uhr morgens wiederholten die Chinesen den Angriff, zogen sich aber nach zweistündigem Artilleriegefecht nach der Eingeborenenstadt zurück. Am nächsten Morgen begann die chinesische Artillerie das Bombardement aufs neue, die Russen erwiderten, ohne aber die chinesischen Geschütze zum Schweigen zu bringen. Das Gefecht dauerte vier Stunden, und viele Häuser des Fremden-Viertels wurden demoliert. Bei einer Konferenz der vereinigten Kommandeure wurde dann beschlossen, den Versuch zu machen, die Chinesen aus ihren Stellungen zu verdrängen. Infolgedessen rückten gegen Mittag französische Marinetruppen, zwei japanische Batterieen, eine Kompagnie Russen und das britische Kontigent mit Schiffsgeschützen aus und griffen die Chinesen an, die sich zwischen der Eisenbahnstation und der Eingeborenenstadt stark verschanzt hatten. Nach **fünfstündigem** Gefecht, bei dem die Chinesen acht vortrefflich bediente Geschütze in Aktion gebracht hatten, **mußte sich die vereinigte Streitmacht zurückziehen**. Es ist unmöglich, die Schwierigkeiten der Aufgabe zu überschätzen, die jetzt die Truppen der vereinigten Mächte erwartet. Das Regenwetter erschwert bedenklich jeden Transport, und Nachschub ist nur unter den größten Schwierigkeiten möglich. Die Eisenbahnlinie Tientsin-Peking ist nur bis drei Kilometer hinter Tientsin offen. Der Mangel an starker Artillerie macht sich stündlich mehr bemerkbar.

Recht bedeutend waren die Kämpfe am 9. Juli. Admiral Seymour berichtete darüber: „Heute Nachmittag um 4 Uhr griffen wir die feindliche Stellung südwestlich der Fremdenniederlassungen an. Durch eine Flankenbewegung zwang das japanische Kontingent die Chinesen zum Rückzug und nahm ihnen vier Geschütze ab. Verfolgung durch Kavallerie vervollständigte die Niederlage. Viele Boxer sowohl wie

Einzelheiten aus englischen Berichten.

Zur Ergänzung des vorher mitgeteilten deutschen militärischen Berichts entnehmen wir noch folgende englische Angaben, die teils aus Privatnachrichten, teils aus offiziellen Depeschen des Admiral Seymour geschöpft sind.

Vom 4. Juli berichtete Seymour: Die Chinesen beschossen gestern den ganzen Tag die Fremdenniederlassungen. Über 150 Geschosse fielen innerhalb des Fremdenviertels nieder. Viele Häuser wurden teilweise zerstört, aber es sind nur wenige Menschenverluste zu beklagen. Die Civilisten, die Frauen und Kinder erhielten den Befehl, in den



Deutsches Maxim-Geschütz.

Kellern der Stadthalle und des Astor-Hotels Schutz zu suchen. Drei Kompagnieen japanischer Infanterie mit einer Gebirgsbatterie und einige russische Schützen griffen die chinesischen Geschütze an, jedoch mit geringem Erfolg. Ein Zwölfpfünder vom Kriegsschiff „Terrible" trat darauf bei der Eisenbahnstation in Thätigkeit. Der Feind nahm denselben unter Feuer und traf ihn mit zwei Geschossen, wodurch die Laffette leicht beschädigt und ein Matrose verwundet wurde. Das Geschütz wurde zurückgezogen und durch ein französisches ersetzt. Das nächste chinesische Geschoß platzte mitten in der Geschützaufstellung und verwundete drei Mann von der Bedienung. Die chinesische Artillerie feuerte gleichmäßig gut. Die Japaner verloren 1 Offizier und 2 Mann

französischen Generalkonsul gerichtet, in dem sie Schadenersatz beanspruchen."

Am folgenden Tage fährt der Briefschreiber fort:

„Ich schrieb Ihnen gestern Morgen und muß Ihnen heute die traurige Mitteilung machen, daß inzwischen unser ganzes Haus vollständig von den russischen und französischen Soldaten ausgeraubt, und alles Mobiliar gewaltsam demoliert worden ist. Alle Geldspinde sind erbrochen, und ich bin jetzt bemüht, wenigstens unsere Bücher zu retten. Vom französischen Konsul war keine Hilfe zu erlangen; und der deutsche und der russische konnten nichts machen. Konsul Dr. Zimmermann hat sich aber die zerstörten Plätze angesehen und ist dann persönlich zu Comte du Chaylard gegangen, der ihm versicherte, daß die Ansprüche der deutschen Firmen, falls sie von ihm (dem deutschen Konsul) gegengezeichnet würden, genau in derselben Weise von du Chaylard bei seiner Regierung vertreten werden würden, als kämen sie von französischen Firmen."

Damit waren jedoch die Leiden für die Stadt noch nicht erschöpft, denn die Operationen der Verbündeten fanden durch die elende Wegsamkeit des Geländes, dessen Engen die Boxer von festen Stellungen aus mit vorzüglichen Geschützen bestrichen, einen Stillstand. Alle Vorstöße der Verbündeten in den letzten Julitagen waren erfolglos.

Am 30. Juli rückten 4000 Japaner 5000 Yards auf dem linken Peiho-Ufer vor und griffen die dortige Stellung der Chinesen an. Sie mußten sich jedoch nach Tsiku zurückziehen, überschritten den Fluß und attakierten die feindliche Position bei Munchuachuang. Auch hier prallte ihr Angriff an überlegenem chinesischen Artilleriefeuer ab. Die Japaner verloren 29 Mann. Der Versuch der Russen, die Pontonbrücke über den Lutaikanal zu nehmen, scheiterte ebenfalls. Der Feind war gut verschanzt und hatte vortreffliche Geschütze. Die Verbündeten machten jetzt eine umfassende Bewegung nach Nordosten. Aber schon meldeten weitere Nachrichten den noch bei Tientsin stehenden Verbündeten, daß eine starke, aus Boxern und kaiserlichen Truppen gemischte Streitmacht von Süden her die Verbindungslinie der vereinigten Kontingente bedrohe. Ja, Anfang August hatten sich die Boxer von den Schlägen soweit erholt, daß sie wieder zur energischen Offensive übergehen konnten. Am 1. August machten sie sogar einen Vorstoß auf Tientsin und eroberten im Laufe des Nachmittags nach sechsstündigem Kampfe einen Teil des Chinesen-Viertels zurück, von wo aus sie die Fremdenniederlassung beschießen konnten.

Plünderung in Tientsin.

Die Stadt Tientsin selber hatte unter diesen Kämpfen natürlich schwer zu leiden. Noch schlimmer für sie war, daß die Franzosen, Engländer, Amerikaner und Russen nach der Eroberung ihren Mannschaften offiziell gestatteten einen halben Tag zu plündern, was natürlich bald zu einem barbarischen Vandalismus ausartete, an welchem Treiben sich auch bald der Civil-Mob in weitestem Maße beteiligte; es ging soweit, daß auch die Europäerniederlassungen von der Soldateska verwüstet und beraubt wurden.

Den deutschen Truppen war selbstverständlich weder Erlaubnis noch Gelegenheit gegeben, an dem Treiben teilzunehmen, so daß sie kein Vorwurf treffen kann. Ein Brief an den „Ostasiat. Lloyd" schildert die Ereignisse vom 16. und 17. Juli in ihrer ganzen Brutalität:

„Sofort nach Besetzung der Chinesenstadt sah man Leute, die während des Bombardements nur in den tiefsten Kellern zu finden gewesen waren, dorthin ziehen und schwer beladen mit Beute aller Art, namentlich aber Silber-Sycees heimkommen. Die Freude dauerte indessen nicht lange. Bailie, der englische Oberstkommandierende in der Stadt, nahm den Räubern alles schnellstens wieder ab. Keiner von ihnen hatte auch nur eine Hand gerührt, in Zeiten, als die Lage für uns alle recht gefährlich war; das hinderte sie aber nicht, sich an der Plünderung zu beteiligen und dabei gründliche Beute zu machen. Alles ihnen wieder abgenommene Geld und Silber fällt dem Kriegsfonds zu. Das Abnehmen war übrigens sehr einfach. Ehe man sich dessen versah, erschien Kapitän Bailie mit den Worten: „Everybody in this place is arrested". Dann wurden Thüren und Thore besetzt und gründliche Haussuchung vorgenommen. Am meisten enttäuscht war ein englischer Berichterstatter, der sich Sycees im Werte von 28000 Tael mühsam herbeigeschleppt hatte. Heute tritt in dieser Sache ein Kriegsgericht zusammen. Sonst kann ich nicht viel berichten. Es brennt rings umher, wohin man auch sein Auge wendet. Auch ein Teil der Chinesenstadt steht bereits in Flammen. Die Luft ist ganz entsetzlich. Zu der ganz enormen Hitze kommen noch die üblen Gerüche der Leichen und des Feuers. In unserem Bureau sieht es wüst aus. Ich kann kein Geldspind öffnen, da alle Griffe abgehauen und die Spinde selbst umgeworfen sind. Die sämtlichen deutschen in der französischen Niederlassung ansässigen Firmen haben nach Rücksprache mit dem deutschen Konsul durch ihn ein Schreiben an den

Kampf das Westarsenal hauptsächlich infolge der Wirkung der japanischen, englischen und französischen Feldartillerie und der britischen Maschinengeschütze wegzunehmen und in vereintem Angriff, wobei die Amerikaner, Franzosen, Japaner und Walisischen Füsiliere in erster Linie kämpften, die übrigen Engländer als Reserve folgten, gegen die Tatarenstadt vorzubringen. Die japanische Infanterie und Artillerie, unterstützt von den übrigen Truppen, gelangte bis an die Wälle, mußte aber infolge der vorgeschrittenen Tageszeit und großer Ermüdung von einem sofortigen Sturme absehen. Man lagerte während der Nacht auf dem in hartem Kampfe errungenen Boden und nahm am 14. morgens bei Tagesanbruch den Kampf neuerdings auf. Es gelang den Japanern, eines der Thore zu sprengen; und durch dieses sowie über eine in die Mauer geschossene Bresche ergoß sich nun der Angriff der Verbündeten, der nicht mehr auf einen lebhaften Widerstand stieß. Die Verfolgung der nach Norden zurückflutenden Boxer und chinesischen Truppen scheint jedoch wegen des Umstandes, daß den Verbündeten an Kavallerie nur eine geringe Zahl von Kosaken zur Verfügung stand und daß die Chinesen das den Rückzug nach Norden deckende Nordostlager noch in Händen hatten, nicht über das Stadtgebiet hinausgegriffen zu haben.

An der Erstürmung der Tatarenstadt nahmen die Deutschen keinen Anteil. Zwei deutsche Reserve-Kompagnieen, die unter Befehl des Kapitäns v. Usedom zur Verstärkung des Angriffs bereit gestellt waren, fanden die Stadt bereits den Flammen und der Zerstörung preisgegeben: sie wurden deshalb gegen die äußeren Teile der Chinesenstadt zurückgezogen. Dieser unmittelbar nach dem Angriff der Verbündeten festgestellte Brand und die Zerstörung der Tatarenstadt im Verein mit dem geringen Widerstand, den die Chinesen an ihren Wällen am 14. morgens noch leisteten, legen die Vermutung nahe, daß die Boxer selbst, nachdem sie den Entschluß zum Rückzuge gefaßt hatten, sich der Zerstörung der Stadt als Mittel bedienten, um sich vor Verfolgung zu schützen.

Am 14. Juli nachmittags kämpften die Russen noch um den Besitz des Nordostlagers; am 15. morgens konnten sie aber auch hier als Sieger ihre Fahnen aufpflanzen. Am 18. besetzten sie überdies ohne Kampf das Arsenal von Hsi-ku, wodurch Tientsin mit seinen sämtlichen Befestigungen in den Händen der Verbündeten war — ein Erfolg, dem sowohl in militärischer wie in moralischer Beziehung eine außerordentliche Tragweite beizumessen ist.

schweren Verlusten bis Abend und ohne bleibenden Erfolg. Die Chinesen widerstanden hartnäckig. Um 9 Uhr abends traten die Verbündeten, im Westen stark erschöpft, den Rückzug an. Sie wurden nachts durch zwei deutsche Kompagnieen verstärkt. Der Gesamtverlust der Verbündeten betrug 775 Mann.

Diese Meldung wurde dann noch auf Grund von Mitteilungen des das deutsche Kontingent in Tientsin befehligenden Kapitäns z. S. v. Usedom in einigen wichtigen Punkten ergänzt und hierbei hervorgehoben, daß die Kompagnieen Weddig von „Gefion“ und „Irene“ und Kopp von „Kaiserin Augusta“ unter Befehl Wenigers am Angriff



Ein von deutschen Truppen im Westarsenal erobertes Geschütz.

beteiligt waren, v. Usedom selbst sich beim Stabe Alexejews befand, daß das schnelle sprungweise Vorgehen der Deutschen der Grund ihrer geringen Verluste sei und daß der bei einer Explosion leicht verwundete General Stössel, der bei allen Kämpfen um Tientsin die Russen und Deutschen hervorragend führte, unseren Matrosen das Zeugnis ausstellte, er habe nie bessere Soldaten gesehen, als sie. Gleichzeitig wurde bestätigt, daß der Ausfall des Kampfes vom 13. Juli auch bei der gegen das Westarsenal vorgedrungenen Kolonne einen weit besseren Ausgang hatte, als in dem ersten Telegramm des Vizeadmirals Bendemann angedeutet war.

Thatsächlich war es den dort kämpfenden verbündeten Truppen gelungen, nach dreistündigem außerordentlich schwerem und erbittertem





Vor dem Thor des Yamens der Deutschen Gesandtschaft in Peking.

auf die Angriffsunternehmungen der Chinesen gehabt zu haben, da sie sich in den folgenden Tagen fast ausschließlich mit der Beschießung der Fremdenniederlassung begnügten.

Das Eintreffen weiterer russischer Verstärkungen unter General Alexejew brachte neues Leben in die Kämpfe. Sie griffen am 13. früh die Chinesenstadt und die schweren Geschütze der Chinesen östlich des Bahnhofes gemeinschaftlich an. Über den Verlauf des Kampfes liegt folgende Meldung des Chefs des deutschen Kreuzergeschwaders vor: „Am 13. Juli morgens haben zwölf russische und zwei deutsche Kompagnieen, sowie zwei russische Feldbatterieen und eine französische



Deutsche Matrosenabteilung bei der Aufstellung eines Geschützes.

Gebirgsbatterie die chinesische Nordoststellung bei Tientsin nördlich vom Lutai-Kanal im Osten flankiert, aufgerollt und zwölf Geschütze genommen, sowie zwei Magazine in die Luft gesprengt. Nach einer Mitteilung des russischen Generals nahmen die Deutschen die Geschütze und sprengten die zwei Magazine in die Luft. Nach dessen weiteren Mitteilungen haben die Deutschen als Avantgarde unter dem Befehl des Kapitänleutnant Weniger hervorragend gekämpft. Ihre Verluste betrugen 6 Verwundete (darunter Leutnant Wolff). Gleichzeitig wurde von 3 amerikanischen Bataillonen, 700 Engländern, 200 Japanern, 200 Franzosen und 50 Österreichern vom Westen her das (West) Arsenal und die Chinesenstadt angegriffen. Der Kampf dauerte unter

größten Teile noch von dem Vorstoße Lord Seymours herrührten, wenn auch unter schwerer Gefährdung auf dem Peiho nach Taku zurückzubringen.

Auch vom 5. bis zum 8. Juli wurde die Fremdenniederlassung unausgesetzt von den chinesischen Batterieen am Westarsenal, auf den Wällen der Tatarenstadt und im Norden von Tientsin beschossen. Ein am 6. mit zwei Feldbatterien ausgeführter Angriff gewann besondere Bedeutung, indem die Angriffskolonne Teile der Fremdenniederlassung bedrohte, die bisher unter dem Feuer der schweren Geschütze weniger gelitten hatten. Es gelang jedoch der Artillerie der verbündeten Truppen, den Gegner in achtstündigem Kampfe zurückzuwerfen. Außerdem erfuhr die allerdings unter dem niederen Wasserstand des Peiho leidende Wasserverbindung zwischen Tientsin und Taku durch Besetzung eines Forts etwas größere Sicherung. Die Bahnverbindung war dagegen nur bis Da-tschy-gu (etwa 5 km südöstlich von Tientsin) hergestellt und überdies von den Chinesen außerordentlich gefährdet. Das Eintreffen eines amerikanischen Transportdampfers mit 1200 Mann am 6., eines französischen mit 1400 Mann und einer Feldbatterie am 7. Juli brachte der durch die Gefechtsverluste geschwächten und durch die andauernden Kämpfe ermüdeten Besatzung zwar willkommene Verstärkung; dennoch erschien es auch am 8. noch außerordentlich zweifelhaft, ob sie sich den fortgesetzten Angriffen der Chinesen gegenüber noch lange behaupten könne. Weitere Verstärkungen durch japanische und russische Truppensendungen und einen Transport Amerikaner standen allerdings zu erwarten; dennoch lagen die Dinge so, daß die Familien der Fremden in Tientsin zu Wasser nach Taku flüchteten, und daß man es schmerzlich empfand, daß auch die letzte Kompagnie des 3. deutschen Seebataillons nach Tsingtau zurückgezogen worden war, da dort alle Anzeichen auf einen baldigen Ausbruch von Unruhen deuteten. Deutschland war sonach an den weiteren Ereignissen in Tientsin nur noch mit dem Landungsdetachement unter Kapitän v. Usedom vertreten.

Auch am 9. wurde die Fremdenniederlassung heftig beschossen, wobei sich die Wirkung zweier Batterien, die südlich von Tientsin außerhalb der Ringmauer angelegt worden waren, besonders fühlbar machte. Die Bewegungen einer gegen die Fremdenstadt vordringenden Kolonne rief jedoch einen Gegenangriff der Japaner und Russen hervor, bei dem die Chinesen erhebliche Verluste erlitten und sieben Geschütze verloren. Dieser Erfolg scheint eine rückdämmende Wirkung

Trotz des Erfolges, den die Verbündeten am 30. Juni mit der Festsetzung in einem Teil der Chinesenstadt errungen hatten, dauerten die Feindseligkeiten und Kämpfe innerhalb der Stadt in erhöhtem Maße fort, und auch außerhalb der Ringmauer wurden Vorbereitungen zu einer systematischen Beschießung der in Händen der verbündeten Truppen befindlichen Stadtteile getroffen. Die Lage der Verbündeten wurde unter solchen Verhältnissen um so mißlicher, als auch die Verbindung mit Taku und dadurch der Munitionsnachschub von den Chinesen fast vollständig beherrscht wurde und mangels eines gemeinschaftlichen Oberbefehls und bei der Sprachverschiedenheit der einzelnen Kontingente die einheitliche Leitung ihrer Bewegungen und Kämpfe außerordentlich erschwert war.

Am 1. Juli unternahmen die Russen, die das am 28. Juni eroberte Ostarsenal noch besetzt hielten, von der Fremdenniederlassung aus eine Erkundung in Richtung gegen den Bahnhof und das Zwischengelände zwischen diesem und dem Ostarsenal. Während sie dort auf eine starke Verteidigungsstellung der Chinesen in der Eingeborenenstadt stießen, wurden sie hier durch einen Flankenstoß der Chinesen gegen die in Höhe der französischen Kolonie die beiden Peiho-Ufer verbindende Pontonbrücke zurückgedrängt. Durch das Eingreifen der übrigen Kontingente einerseits, der von den Wällen der Tatarenstadt die verbündeten Truppen beschießenden chinesischen Geschütze andererseits entwickelte sich ein heftiger Kampf, der bis zum späten Nachmittage währte und mit dem Rückzuge der Chinesen endete.

Von diesem Tage an wurde die Stellung der Verbündeten nahezu unter fortwährendem Feuer gehalten, so daß der nicht waffentragende Teil der Fremdenkolonie Deckung in den Kellern der Stadthalle und des Astor-Hotels suchen mußte. Trotz der geringen Verluste, welche das feindliche Feuer infolge dieser Maßnahme herbeiführte, bewies es doch die außerordentlich geschickte und sichere Bedienung der chinesischen Geschütze, die nicht allein infolge ihrer bedeutenden Überzahl, sondern auch wegen ihrer besseren Konstruktion über die verfügbaren Geschütze der Verbündeten die Oberhand behielten. Ein Angriff japanischer Infanterie mit einer Gebirgsbatterie und russischen Schützen gegen eine feindliche Batterie am 4. Juli hatte keinen Erfolg. Einzelne Schiffsgeschütze, durch welche die von den Russen eingenommene Stellung in der Nähe des Bahnhofes verstärkt worden war, mußten unter der Wirkung des feindlichen Feuers ihre Thätigkeit einstellen. Doch gelang es an diesem Tage, die Kranken und Verwundeten, die zum



Gruppe aus Poatingfu vor den Boxern geflüchteter Europäer.

Die völlige Eroberung von Tientsin.

Militärischer Bericht.

Wir hatten bereits mitgeteilt, daß das Expeditionskorps Seymours und das zu seinem Entsatze gesandte und glücklich eingetroffene internationale Entsatzkorps sich zu schwach fühlten, um die ganze Stadt Tientsin zu halten und daß man sich aus diesem Grunde zunächst auf die Verteidigung des Fremdenviertels beschränkte. Es entspannen sich daher weitere hartnäckige Kämpfe um die eigentliche Chinesenstadt, wobei die Boxer meist das Beschießen aus ihren weittragenden modernen Geschützen dem Nahangriff mit der Waffe vorzogen.

Über den Gesamtverlauf der Kämpfe bis zum 18. Juli bringt das „M. W. B.“ folgenden klaren Überblick:

Zunächst zeigte es sich in Tientsin, daß der Mißerfolg Lord Seymours das offensive Auftreten der Aufständischen und der mit ihnen sich verbündenden chinesischen Truppen ungemein gestärkt hatte. Dazu kamen die Anfang Juli aus Peking eintreffenden Nachrichten, welche die Ermordung des deutschen Gesandten (auf die wir später kommen) bestätigten und hervorhoben, daß alle Fremden nach Niederbrennung einiger anderer Gesandtschaften in der englischen Gesandtschaft eingeschlossen seien und bekämpft würden, während nur das deutsche Detachement mit einigen teilweise den Chinesen abgenommenen Geschützen ein benachbartes Stadtthor halte. Daß die in Tientsin vorhandenen Truppen der verbündeten Mächte, deren Zahl auf gegen 16000 angegeben wurde, selbst unter diesen dringend Hilfe erheischenden Verhältnissen zunächst noch einen wiederholten Versuch zum Vormarsch auf Peking unterlassen mußten und Mühe hatten, sich in Tientsin gegen die fortgesetzten Angriffe selbst zu behaupten, steigerte die Kampflust und den Fanatismus der Aufständischen um so mehr, als angeblich auch General Nieh mit zahlreichen chinesischen Truppen im Anmarsch war, um in den Kampf gegen die Fremden einzugreifen.

Deutsche Verluste.

Die amtliche Verlustliste vom 4. Juli zählt folgende Verwundete:

Besatzung S. M. S. „Hertha“. Schwer verwundet: Matrosen Obermann und Gutschmidt; leicht verwundet: Kapitän z. S. v. Usedom, Leutnant v. Wolf, Obermaat Welle, Matrose Gansow, Obermatrosen Schings und Henning, Matrosen Jeka, Klarenaar, Hueet, Steppon, Goepel, Oberbootsmannsmaat Fechner, Bootsmannsmaate Naunheim und Naßler, Obermatrosen Petersen und Jepp, Matrosen Hennessen, Spelter und Bach, Heizer Fattiger.

Besatzung S. M. S. „Hansa“. Schwer verwundet: Kapitänleutnant Schlieper, Leutnant Pfeiffer, Obersanitätsmaat Buermann, Feuerwerksmaat Hellwig, Matrosen Tusch und Averhof. Leicht verwundet: Oberleutnant v. Zerssen, Matrosen Duesterbeck, Lohmüller, Lehmann, Hoexer, Biemann, Kaiser, Giese, Madlener, Scheibe, Klug, Waesack, Daniels und Broening, Oberheizer Andersen, Torpedoheizer Guertler, Heizer Dambacher.

Besatzung S. M. S. „Kaiserin Augusta“. Schwer verwundet: Matrosen Froehlich und Roehl, Bootsmannsmaat Eckardt. Leicht verwundet: Obermatrosen Breiser, Gelinski, Kleemann, Weise und Hofleit, Torpedomatrosen Bochen, Doge, Matrosen Herrmanns, Pfeiffer, Durst, Aluskewitz und Duhnke.

Besatzung S. M. S. „Gefion“. Schwer verwundet: Oberleutnant v. Krohn, Oberleutnant Lustig, Obermatrose Zimmermann, Matrosen Jansen und Hamm, Heizer Otto. Leicht verwundet: Bootsmannsmaat Raap, Obermatrose Koburg, Matrosen Minnow, Wachsmund und Bonk.

Besatzung S. M. S. „Iltis“. Schwer verwundet: Korvettenkapitän Lans, Obermatrose Splinter, Matrose Schoppengerd, Berichterstatter Harrings. Leicht verwundet: Obermatrose Homann, Matrosen Rent und Schweizer.

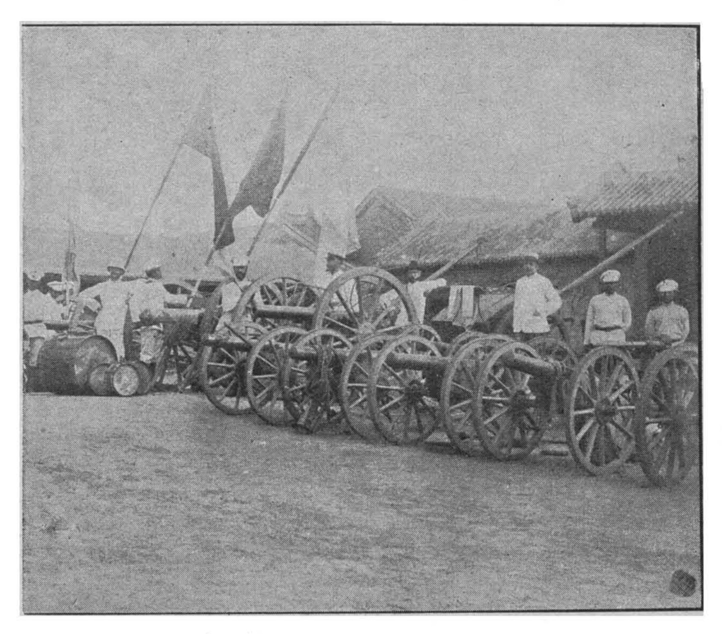
Vom 3. Seebataillon. Schwer verwundet: Gefreiter Schmedehausen, Seesoldaten Kupfer, Jost, Richter II. Leicht verwundet, meist geheilt: Feldwebel Klein, Unteroffizier Schulze, Gefreite Zander, Scherer und Meinecke; Seesoldaten Beitz, Stephan, Holz, Oexler, Trapproth, Gehrke, Müller VII., Cords, Kappler, Rott II., Strasser, Müller II., Wacker, Pfisterer, Bellstedt, Heißmann, Dietrich, Mattern, Schreiber und Brand.

Da lagen wir denn 4 Tage. Ein Staub war es, nicht zum Aushalten. Dann kamen die Granaten und Schrapnells geflogen, direkt ins Lager, wo wir lagen; sofort gings an die Gewehre. Die russische Artillerie und englische mit Maschinengewehren fuhren auf den Höhen auf; wir reinigten noch rasch etwas unsere Gewehre und dann gings wieder ins Gefecht; um 11 Uhr rückten wir auf 1200 Meter vor, Russen, Engländer, Amerikaner, Italiener, Singhalesen, Japaner und Deutsche, alles in einer Schützenlinie. Dann wurde geschossen auf das Arsenal. Dies ist eine Festung mit hohen Wällen und Gesträuch. Kein Chinese war zu sehen, aber geschossen haben sie furchtbar. Ein Schnellfeuer empfing uns, das war ein Pfeifen, und die Granaten platzten, aber alle zu weit . . . Liebe Eltern, könnt Ihr Euch denken, wie einem zu Mute ist, wenn Kugeln um die Ohren pfeifen und bei uns einschlagen? . . . . Dann gings im Schritt vor bis auf 800 Meter. Auf einmal ging die Munitionsfabrik in die Luft. — Die Engländer hatten sie in die Luft geschossen. — Dann gings auf 600 Meter, dann auf 400, dann auf 250. Dasselbe furchtbare Schnellfeuer empfing uns, aber immer vorwärts. Wie wir näher kamen, fiel kein Schuß mehr, die Chinesen waren alle ausgerissen; nur etliche waren noch da, die die Minen anzünden wollten. Eine ging los, aber hat nichts gemacht. . . Ich war auf dem linken Flügel und sah einen Chinesen vom Wall mit einer Lunte kommen, den schoß ich sofort nieder. Dann wurden die Seitengewehre aufgepflanzt, und es ging mit Hurra auf die Wälle; ein Maschinengewehr wurde rasch aufgestellt, und dann Salven auf die Chinesen, welche flohen. Hunderte von Chinesen lagen auf dem Felde, wir hatten nur 3 Verwundete. Erbeutet haben wir 2 Fahnen und 2 Geschütze — sämtliche Geschütze von Krupp — . . . . . Munition hatten sie für 4 Jahre genug. Dann hatten die Chinesen in einem Fort unsere Matrosen eingeschlossen, die holten wir auch ab, da hatten wir auch wieder den Kugelregen. Die Chinesen haben überall Forts, von wo aus sie schießen. Aber da hatten wir keine Verwundeten. Alle Chinesen sind hier Soldaten und nach deutschem Stil ausgebildet. Wasser hatten wir aus dem Peiho, einem Fluß, wo alles von Leichen schwamm. Das war ein Hurrarufen, als wir in Tientsin eingezogen sind, aber wir mußten wieder nach Tsingtau zurück; denn es ist nicht mehr geheuer dort. Na, aber mager sind wir alle furchtbar geworden! Ich kann leider nicht mehr schreiben, und wir wollen uns nun ausruhen."

Einzelheiten über die Erstürmung des Arsenals von Tientsin.

Der Brief eines Mitkämpfers, eines aus Spandau gebürtigen Seesoldaten des 3. Seebataillons, den dieser aus Tsingtau an seine Eltern gesandt hat, schildert die Erstürmung des Arsenals von Tientsin in folgender Weise:

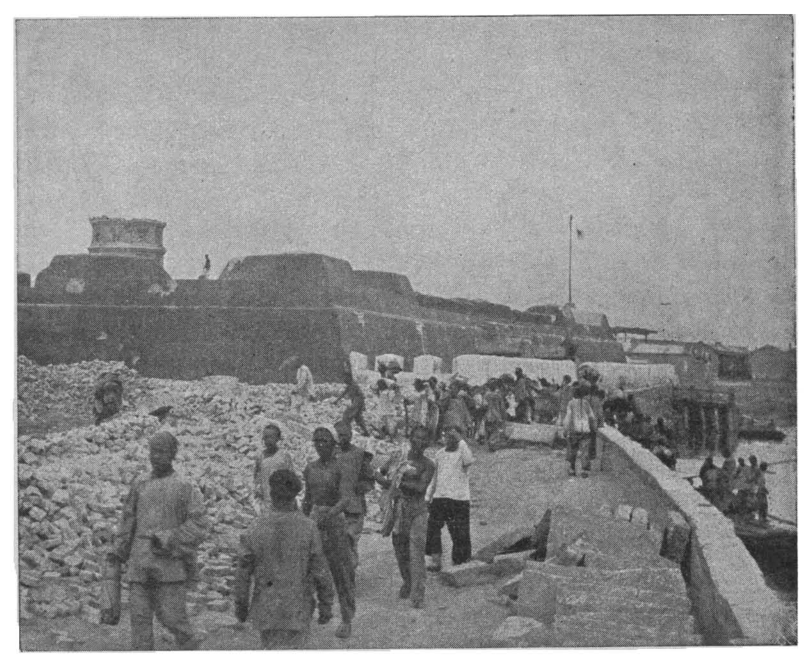
„Wir sind wieder glücklich in Tsingtau angekommen, aber wir haben furchtbare Strapazen durchgemacht. Die Hitze war nicht mehr



Russische Infanterie mit eroberten Geschützen im Lutaifort bei Tientsin.

zum Aushalten, und es gab keinen Tropfen Wasser, und wenn welches da war, war es vergiftet. Gepäck hatte mit Patronen im ganzen ein Gewicht von 80 Pfd. 195 Patronen und Schanzzeug hing an den Hüften, das hat furchtbar gedrückt. Am 23. Juni hatten wir das erste Gefecht am Arsenal bei Tientsin. Die Kugeln sind geflogen wie die Mücken so dicht; da hatten wir 9 Tote, 17 Verwundete. Dann gings weiter nach der Stadt Tientsin, aber alles von Chinesen besetzt. Da machten die russischen Kosaken einen Sturmangriff und sind auch glücklich durchgekommen. Nun konnten wir auch nach Tientsin hinein.

Seit gestern sind wir in der Universität von Tientsin untergebracht; das siebentägige Biwakleben bei mangelnder Verpflegung und sehr großer Hitze hatte die Truppen stark erschöpft; die Nerven sind bei manchem stark angegriffen, und Krankheiten werden infolge der Anhäufung von Menschen kaum ausbleiben. Wenn wir unsern Gesandten und die Truppen aus Peking hier hätten, wäre manches besser; man befürchtet für sie das Schlimmste. Augenblicklich haben wir Ruhe, trotzdem die Nachricht eingegangen ist, daß drei chinesische Korps bei



Entwaffnete Chinesen vor dem eroberten Fort bei Tientsin.

Peking stehen. Vor dem Eintreffen von Verstärkungen kann ein Weitermarsch kaum mit Aussicht auf Erfolg bewerkstelligt werden, und wer weiß, welches Hindernis unsern Operationen die Regenperiode bereitet.

Unser Gepäck war bis jetzt noch nicht angekommen: ich wandle also seit dem 20. Juni in denselben Sachen, und Du kannst Dir wohl eine Vorstellung machen, wir wir aussehen. Leider bin ich so abgespannt, daß ich Ausführliches nicht zu schreiben vermag. Da ich kein Pferd hatte, mußte ich alle Strapazen zu Fuß mitmachen. Unsere Leute haben sich vorzüglich gehalten und sind von den Russen vergöttert worden."

Erstürmung des Arsenals, welches jedoch so stark besetzt war, daß wir, um unnötige Verluste zu vermeiden, das Fort unbeachtet lassend, direkt auf Tientsin marschierten.

Leider kostete uns dieser Tag schwere Opfer, und waren bei einer Kompagnie 25 Prozent Verluste. Das Herz konnte einem still stehen, als man die Kompagnie sich verbluten sah. Wir haben alle die chinesischen Truppen unterschätzt; bei ihren großen Massen und bedeutenden Kriegsvorräten wissen wir noch nicht wie die Sache enden wird. Für Euch werden die Nachrichten von hier sehr beunruhigend sein, jedoch am Orte selbst wird man bald abgestumpft, und gegen einen höheren Willen kann man nichts ausrichten.

Welcher Jubel herrschte, als wir den schwer bedrängten Tientsiner Bürgern und Kameraden die Befreiung brachten. Noch am Abend vorher hatte am Bahnhof ein gewaltiger Kampf stattgefunden, der durch das energische Verhalten der Russen den Unsrigen den Sieg verlieh. Wir haben uns mit den Russen sehr angefreundet; ich glaube, das Band aus Blut, welches uns in diesen Tagen mit ihnen verbunden hat, wird auch weiterhin festgehalten werden. Offiziere und Mannschaften schlugen sich prächtig; in Freud und Leid ein wahrer Kamerad, der Russe.

Am 25. Juni erfüllten wir unsere zweite Aufgabe, indem wir in der Richtung nach Peking vorrückten und das unter Admiral Seymour in einem Fort eingeschlossene Detachement befreiten. Leider hatten wir Deutsche 11 Tote und mehrere Verwundete. Die chinesischen Forts setzten noch immer ihr Geschützfeuer fort; sie sind mit den besten modernsten Waffen ausgestattet. In unser Biwak schlugen viele Granaten ein, ohne jedoch Schaden zu verursachen. Wir verfügten leider nur über wenig Artillerie und einige Kosaken und waren anfangs in keiner beneidenswerten Lage.

Einen sehr empfindlichen Schlag brachten wir gestern den Chinesen bei durch die Einnahme des Arsenals, wobei wir, Gott Lob, nur 3 Verwundete hatten. Es war ein vollkommenes Wunder, daß bei dem sehr starken Feuer der Chinesen die Verluste verhältnismäßig gering waren. In dem Arsenal lagen Munitionsvorräte für etwa die Hälfte der chinesischen Armee; sehr viele Gebäude, die angezündet waren, flogen in die Luft, und der Anblick dieses Feuermeeres war ein grausiger zu nennen. Der Krieg wird mit der größten Erbitterung geführt, die Dörfer in der Umgegend sind alle in Brand gesteckt; unsere Toten waren von den Chinesen oft in grausamer Weise verstümmelt.

und gewandt ausgeführt, was die russischen Kameraden zu ungeteiltem Beifall veranlaßte. Der Abend kam, der Sieg war errungen, dem Lenker der Schlachten galt unser Dank. Am nächsten Tage wurde uns ein Schreiben des Chefs des Kreuzergeschwaders, Excellenz Bendemann, an unseren Kommandeur beim Appell bekannt gegeben:

„Dank Ihnen und Ihrer herrlichen Truppe für das, was Sie geleistet haben! Sagen Sie es Ihren Offizieren und Mannschaften, daß wir ihre Erfolge bewundern und ihnen von Herzen danken. Wir sind stolz auf unsere Marine-Infanterie. Den bis zum Tod Getreuen bewahren wir ein kameradschaftliches und bewunderndes Andenken."

Brief eines deutschen Seeoffiziers.

Ein deutscher Seeoffizier veranschaulicht seine frischen Eindrücke über die Erlebnisse bei Tientsin in folgendem Briefe vom 29. Juni:

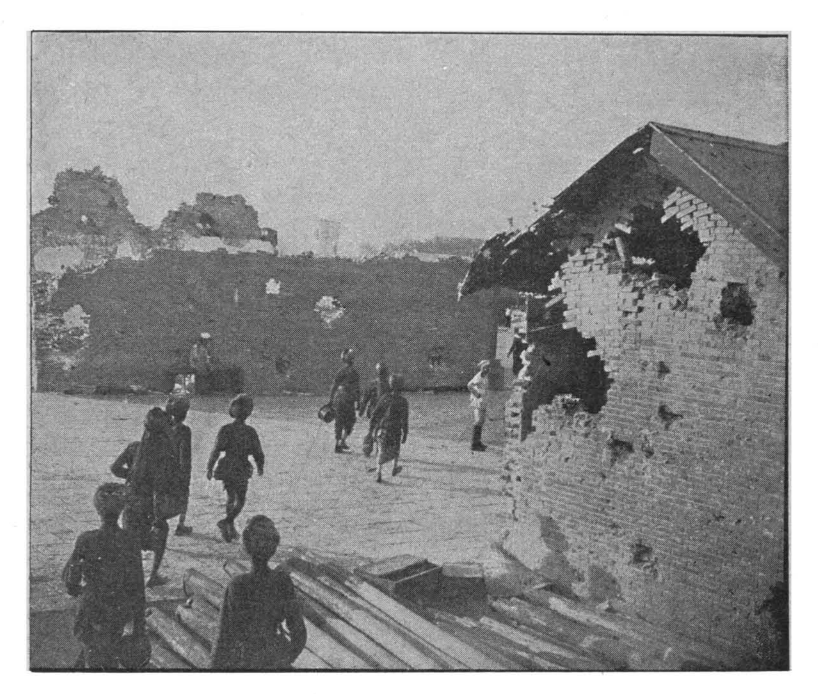
„Es wird schwer fallen, Dir einigermaßen die Eindrücke der letzten Zeit und ihre Ereignisse zu schildern. Es kam uns alles so überraschend, daß wir kaum Zeit hatten, an das Notwendigste zu denken. Am 20. Juni langten wir auf der Rheede von Taku an, wo wir bereits Kanonendonner hörten und die ersten Nachrichten erhielten, wie heldenmütig unser „Iltis" gekämpft hatte, und daß die Taku-Forts genommen waren.

Von Taku wurden wir in Booten durch einen Dampfer den Peiho aufwärts geschleppt, auf welchem unzählige Leichen schwammen. In Tengku angelangt, trafen wir auf Truppen der Russen, Engländer, Amerikaner, Japaner. Wir rückten sofort mit 2 Kompagnieen Russen und 4 Maschinen-Gewehren zu einer Seitendeckung ab und bezogen für die Nacht Ortsunterkunft.

Unser erstes Ziel mußte der Entsatz von Tientsin sein, wo Hunderte von Kameraden einen Verzweiflungskampf kämpften. Nachdem am 20. Juni unter dem russischen General (Stoessel) eine Abteilung gegen Tientsin per Bahn abgegangen war, wurden wir am 21. früh auf der Bahn verladen und dampften mit Gott auf das Kriegstheater. Am Abend vereinigten wir uns dicht an den Thoren von Tientsin mit den Truppen des Generals Stoessel und biwakierten dicht an der von den Chinesen zerstörten Eisenbahn. Der nächste Tag sollte uns eine recht kräftige Feuertaufe bringen. Auf dem rechten Flügel rückten die Russen vor, an diese angelehnt die Amerikaner, dann folgten wir mit beiden Kompagnieen, und im zweiten Treffen links überflügelnd die Engländer, Franzosen und Italiener. Es galt in erster Linie die

den Annalen der Marine-Infanterie ein bleibendes Denkmal gesetzt haben. 25 Mann waren außerdem verwundet und kampfunfähig geworden.

Gegen 3 Uhr nachmittags näherte sich das Detachement den Mauern von Tientsin. — Die dortige russische Besatzung ging vom Bahnhof gegen chinesische Schützen vor, die unsern Vormarsch befeuerten. So unter zwei Feuer genommen, hielt der Gegner nicht mehr Stand und räumte in eiliger Flucht seine Stellung. Gegen



Der Bahnhof von Tientsin nach dem Bombardement durch die Russen.

4 Uhr nachmittags war die Vereinigung mit der Tientsiner Besatzung hergestellt, und mit endlosem Jubel wurden die Befreier begrüßt. Trotz der schweren Verluste und der ungewöhnlichen Anstrengungen — die Truppe war von 5 Uhr vormittags bis 4 Uhr nachmittags im Marsch und Gefecht bei 29° C. starkem entgegenwehenden Sandsturm, ohne Wasser und nur ein Stück Hartbrot im Brotbeutel gewesen — war die Haltung der Truppen ganz vorzüglich, weil alle das Gefühl beseelte: es gilt die Befreiung der Einwohner und Kameraden von Tientsin. Alle Bewegungen wurden wie auf dem Exerzierplatze kurz

dem Kampfe gegen den im Arsenal so gut wie völlig gedeckten Gegner. Gegen 10 Uhr vormittags gelang es der Kompagnie Gené mit einer russischen Kompagnie, bis auf 500 Meter an das Arsenal heranzukommen; sie eröffnete das Feuergefecht, das ungemein lebhaft erwidert wurde. Um 10,45 überbrachte Leutnant Cretius über die von dem Gegner unter Feuer gehaltene Eisenbahnbrücke, welche die Chinesen kurz vorher in die Luft zu sprengen versucht hatten, von dem General Stössel die Mitteilung, er wolle unter allen Umständen den Weitermarsch auf Tientsin antreten.

Da galt es nun, die bereits im Kampf stehenden Truppen vom Gegner loszulösen und diesen in Schach zu halten, bis unsere Truppen die nötige Frontveränderung vorgenommen hatten. Es war klar, daß nach dem Zurückziehen der Truppen vom rechten Flügel sich das gesamte Feuer auf den Teil vereinigen würde, der bis zuletzt liegen bleiben würde. Von diesem Standhalten hing die Ausführbarkeit der Frontveränderung und damit der Erfolg des Tages ab. Keinem unter uns konnte eine frohere Botschaft werden, als die Nachricht, daß unser Kommandeur für diesen Ehrenplatz bei dem russischen General für unsere kleine Schaar gebeten hatte. Erst um 11 Uhr vormittags konnte die russische Kompagnie und die Kompagnie Gené und v. Knobelsdorff aus dem Gefecht an das Detachement herangezogen werden. Unter dem Schutze des russischen Artilleriefeuers wurden die Kompagnieen an den Bahndamm herangezogen, wobei Hauptmann Gené, die Schützenlinie entlang gehend, anordnete, daß sämtliche Verwundeten mitgenommen würden, da bekannt war, daß die Chinesen die Verwundeten auf die furchtbarste Weise verstümmeln. Das Beispiel des Hauptmann Gené, der selbst zwei Verwundete mitschleppte, sowie das tapfere Aushalten seiner Kompagnie im heftigsten Kugelregen, machte auf das gesamte Detachement einen tiefen Eindruck. Noch während des Gefechts sprach General Stössel seine Bewunderung und seinen Dank für das todverachtende Aushalten unserer Leute aus, wodurch der Weitermarsch des Gros an dem Arsenal vorbei auf Tientsin ermöglicht und die Erreichung des Endzwecks, der Entsatz von Tientsin, näher gerückt war. — Aber dieser Erfolg war teuer erkauft. Im Kampf für die Befreiung ihrer Kameraden, für die deutsche Waffenehre, getreu dem ihrem Allerhöchsten Kriegsherrn gelobten Eid, hatten Leutnant Friedrich und acht Kameraden ihr Herzblut hergeben müssen; fern der deutschen Heimat, auf grüner Aue mußten wir sie bestatten, die wackeren deutschen Männer, die sich in

Truppe heran, deutsche Fabriken versahen das chinesische Heer mit den besten, modernsten Waffen und Geschützen. Blutige Lehren mußten wir bald aus diesen Thatsachen ziehen. Wohl ein jeder ahnte auf dem Biwaksplatz am 22., daß der nächste Tag die Entscheidung für Tientsin, und sei es mit noch so großen Opfern, bringen müsse.

Der Entsatz von Tientsin.

Den Biwaksplatz hatte allmählich die Dunkelheit umhüllt. Da erschollen Kommandorufe in den russischen Lagern: Antreten zum Zapfenstreich und Gebet. Auch unsere Leute eilten auf den Appellplatz. Ein eigenartiges Gefühl beherrscht den Mann am Abend vor dem Gefecht. Gewaltig drang zu uns der Gesang der kräftigen russischen Kehlen herüber, wie Meeresbrausen erscholl das lang anhaltende Hurrarufen der Russen für ihren Zaren. Eiserne Stille ruhte bei dem Abendgebet über den Lagern. Und dann noch einige kurze, kernige Worte unseres Kommandeurs, ein dreifaches Hurra auf Se. Majestät mit dem Bewußtsein, morgen gilt es: zu siegen oder zu sterben. Ringsum flackerten die brennenden Dörfer, von Russen und Amerikanern in Brand gesteckt, unheimlich klang von Tientsin her Geschützdonner in die Ohren, hier und da vernahm man aus dem Vorgelände den scharfen Gewehrknall unserer Patrouillen. Unsere Seesoldaten-Kompagnieen lagen dem Gegner am nächsten, eine Kompagnie als Gefechtsvorposten, Gewehr im Arm, jederzeit schußbereit.

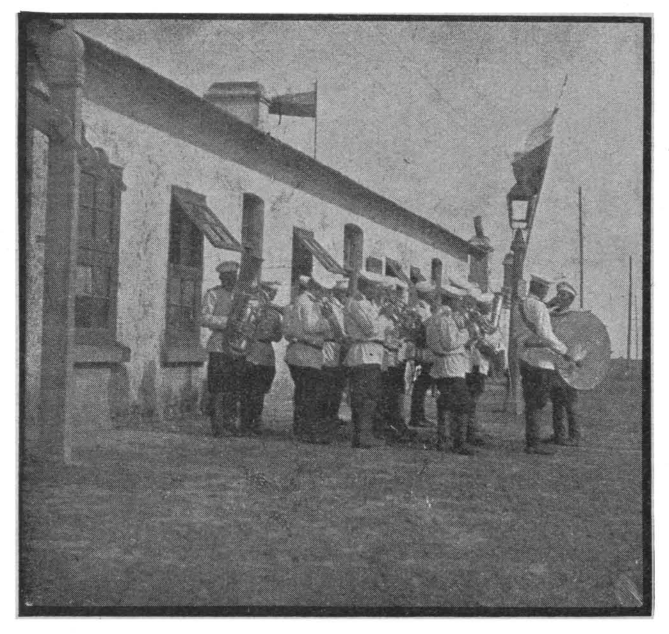
Noch am späten Abend war die Meldung eingegangen, daß 500 Engländer und Amerikaner unsere etwa 2000 Mann starken Streitkräfte verstärken würden. Um 4½ Uhr morgens hatte General Stössel seine Angriffsbefehle ausgegeben, um 6 Uhr morgens wurde auf der ganzen Linie angetreten.

Wir Deutsche wollten natürlich in der vordersten Linie kämpfen, was auch der russische General dankbar annahm, indem er unserm Kommandeur den linken Flügel übergab. Der Vormarsch ging zunächst zu beiden Seiten der Bahn. Gegen 7 Uhr vernahm man auf dem rechten Flügel lebhaftes Gewehrfeuer, kurz darauf sausten die ersten Granaten durch die Luft. Die russische Infanterie hatte augenscheinlich Fühlung mit dem Gegner, welcher das Arsenal besetzt hielt, gewonnen. Um 8 Uhr morgens hatten Amerikaner und Engländer die vordersten Schützenlinien zwischen den Russen und unseren Kompagnieen verstärkt. Nach vollzogener Rechtsschwenkung beteiligten sich alle Truppen an

Am 22. bestiegen wir daher mit zwei Kompagnieen Russen auf dem Bahnhofe Tengku einen Zug und erreichten nach vierstündiger Eisenbahnfahrt und vierstündigem Marsch, auf welchem wir durch einen tropischen Gewitterregen bis auf die Haut durchnäßt wurden, das Detachement des Generals Stössel, mit dem ein gemeinsames Biwak bezogen wurde. Die wenigen Kosaken, die zur Verfügung standen, hatten über den Gegner so gut wie nichts in Erfahrung bringen können, wir konnten daher ebensogut wenigen Tausenden, wie mehreren chinesischen Armeekorps gegenüberstehen, das letztere schien sogar wahrscheinlicher. In unserer rechten Flanke bewegte sich ziemlich ungeniert chinesische Kavallerie; aus chinesischen Dörfern, wie aus dem zwischen uns und Tientsin gelegenen, sehr starken Arsenal, in welchem Millionen an Kriegsmaterial aufgespeichert lagen, hatten die Patrouillen sehr lebhaftes Feuer erhalten. Die Bahnlinie Tengku-Tientsin war derartig nachhaltig von Boxerbanden zerstört, wie es selbst unsere Eisenbahnbrigade nicht hätte besser machen können. Man denke sich in unsern Manövern ein Biwak, in welchem Proviant und Bagage vielleicht erst nach Sonnenuntergang eintreffen. Von 7 Uhr vormittags ab hatten unsere Leute, trotz der großen Anstrengungen bei glühender Hitze (29° C.), nichts in den Magen bekommen, ein Nachschub des Proviants auf der Bahn war unmöglich — die Marine-Infanterie ist nicht wie die Armee mit einer fahrbaren großen Bagage ausgerüstet — die Hoffnung auf seine Koffer u. s. w. hatte wohl jeder von uns aufgegeben; sie kamen auch nicht in den spätern Tagen, sie wurden schließlich bei dem gänzlichen Mangel an Fuhrwerk einem englischen Transport angeschlossen und gelangten erst am 3. Juli in Tientsin in unsere Hände. Sogar der wohlberechtigte Wunsch, das Kostüm, in welchem wir von Tsingtau ausgerückt waren, wechseln zu können, erwies sich leider als unerfüllbar; man hatte im Laufe der Zeit uns nur die Atrappen übrig gelassen, d. h. ein Teil der Koffer war seines Inhalts beraubt. C'est la guerre. Einen Trost hatten wir wenigstens; wir sahen später wirklich wie Feldzugssoldaten aus. Indessen alle persönlichen Bequemlichkeiten, Hunger, Durst und Unterkunft, traten in den Hintergrund vor dem einen großen Ziel: „Die Kameraden befreien und den Gegner schlagen.“

Ja, er war unterschätzt worden, der chinesische Soldat; seit dem japanisch-chinesischen Kriege, in welchem die Zopfträger gewöhnlich nur die Kehrseite gezeigt hatten, hatte sich manches geändert. Deutsche Instrukteure bildeten die chinesischen Soldaten zu einer tüchtigen

Fortmauern nicht trennen würde. So wurde denn Leutnant Friedrich mit 50 Seesoldaten und 50 Russen als Feldwache an der Bahn belassen, die anderen Truppen wurden nach Tengku-Bahnhof in Ortsunterkunft zurückgezogen. Zwischen Ortsunterkunft in Kriegszeiten und einer solchen bei den heimatlichen Fleischtöpfen besteht aber ein recht großer Unterschied. In den wenigen Schuppen, welche noch nicht von den Russen besetzt waren, hatte sich bereits unser Vetter John Bull breit gemacht, und so mußten wir denn mit einem alten Petroleumschuppen und etwas Hartbrot vorlieb nehmen. Aber die Stimmung



Die sibirische Militärkapelle spielt zum Abschied auf dem Bahnhofe Tengku.

blieb frisch und vergnügt; traf doch Abends die Kunde ein, daß Tientsin zwar hart bedrängt, aber noch nicht verloren sei, und daß wir mit Tagesanbruch nach Tientsin aufbrechen würden. General Stössel hatte mit einem Teil seiner Truppen und unserer Kompagnie v. Knobelsdorff noch an diesem Abend unter teilweiser Benutzung der Bahn Tschinliantscheng erreicht und unserm Kommandeur überlassen, die weitern Maßnahmen nach eigenem Gutdünken zu treffen. Sein und unser aller Wunsch war in erster Linie, die bedrängten Kameraden in Tientsin herauszuhauen, zumal am Tage vorher ein Versuch der Engländer und Amerikaner unter schweren Verlusten mißglückt war.

Deutsche und Russen Schulter an Schulter!

Von Taku aus wurde unser Landungskorps von S. M. S. „Jaguar" in Schlepp genommen, deutlich waren an den Takuforts die Spuren der heftigen Beschießung zu erkennen, und zahllose Chinesenleichen, die in dem Peiho trieben, zeigten, wie hartnäckig der Kampf getobt hatte. Unter brausenden Hurrarufen, die von uns kräftig erwidert wurden, fuhren wir an verschiedenen russischen, französischen und englischen Kanonenbooten vorüber; besonders stürmisch begrüßten uns unsere russischen Kameraden, mit denen wir in allererster Linie Freud und Leid, Kampf und Sieg für die Folge geteilt haben. Bei unserer Ausschiffung auf der Eisenbahn-Endstation Tengku herrschte bereits reges Leben. Der russische Oberbefehlshaber, General Stössel, hatte soeben die Nachricht erhalten, daß Truppen des chinesischen Generals Mah, von Schanhaikwan kommend, über Peitsang in der Stärke von 1500 Mann gegen den Bahnhof im Anmarsch seien. Sofort erbot sich Major Christ, den Schutz des Bahnhofs zu übernehmen, während der Rest der russischen Truppen ausgeschifft wurde. Mit zwei russischen Kompagnieen, vier Maschinengewehren und der Kompagnie Gené wurde etwa 2 Kilometer nordöstlich Tengku an der Bahn nach Schanhaikwan eine Vorpostenstellung genommen. Stramm und militärisch meldete der russische älteste Offizier seine Abteilungen zur Stelle, gemeinsam versahen russische und deutsche Patrouillen die Aufklärung gegen den Feind, ein verständnisvolles Zusammenwirken und ein gegenseitiges Verstehen als Soldat und Kamerad verband uns vom ersten Tage an mit den russischen Truppen. Drohend standen die Maschinengewehre auf dem Bahndamm, schweigend legten sich die russischen Truppen auf den nassen, lehmigen Boden, erwartungsvoll harrten unsere Leute der Dinge, die da kommen sollten. Sie hätten einen gepfefferten Empfang gehabt, diese Kerle, für die als Parole ausgegeben war: „Kein Pardon!" Aber sie fühlten sich sicher in ihrem von Sumpf umgebenen Fort Peitsang, und ein am ganzen Leibe zitternder, gefangener Chinese bestätigte uns das, was wir vermuteten, daß sich die chinesische Besatzung von ihren dicken



Major Christ
Kommand. d. 3. Seebataillons.

Vormarsch des internationalen Korps zum Entsatze der Seymour-Expedition.

Das Eintreffen des 3. Seebataillons.

Am 19. Juni erhielt das 3. Seebataillon Befehl, sich mit Stab und Kompagnieen zu je 120 Mann nach Taku einzuschiffen. Am Nachmittag waren die Truppen auf S. M. S. „Irene“ eingeschifft. Von Offizieren nahmen teil: Major Christ, Kommandeur, und Leutnant Cretius, Adjutant des 3. Seebataillons, die Hauptleute Gené und v. Knobelsdorff als Kompagnieführer, Oberleutnant Hagemeister, Leutnant Friedrich, Marine-Oberassistenzarzt Dr. Nüsse. Das Bataillon begleitete freiwillig der Kaiserliche Dolmetscher Dr. Betz. Keiner von uns, so erzählt ein Teilnehmer der Expedition in der Kölnischen Zeitung, ahnte damals während der Überfahrt, welche schweren, harten Kämpfe schon wenige Tage nachher uns bevorstehen würden, und sorglos und heiter vergingen die Stunden in der liebenswürdigen Gesellschaft unserer Kameraden von S. M. S. „Irene“. Am 21. Juni morgens konnte man auf der Taku-Rheede schon von weitem mächtige Rauchsäulen bemerken — einige Stunden später lag S. M. S. „Irene“ inmitten eines über 30 Kriegsschiffe starken Geschwaders. Noch rasselten die Ankerketten, als an Major Christ durch einen Offizier des Geschwaders der Befehl an Bord überbracht wurde, daß das Seesoldaten-Detachement sofort zu landen und sich in Tengku sobald als möglich mit russischen Truppen zum Vormarsch gegen Tientsin zu vereinigen habe. Höher schlugen die Soldatenherzen in dem Gedanken, die in Tientsin verzweifelt kämpfenden Kameraden und Landsleute befreien zu können; fest drückte man sich beim Abschied die Hand. Die Kunde von der heldenmütigen Haltung der Besatzung S. M. S. „Iltis“, die bei dem Angriff auf die Taku-Forts so schwere Verluste erlitten hatte, stimmte alle ernst.

1 Kompagnie von unseren Seesoldaten (Marine-Infanterie) aus der Not halfen. Wir hatten schon zwei Nächte mit Raketen Notsignale gegeben, bis wir am dritten Tage Hilfe bekamen. Die Freude und den Mut könnt Ihr euch garnicht vorstellen. Es war gerade ein heftiges Bombardement; wir hatten nämlich ein Arsenal gestürmt, das uns als eine uneinnehmbare Festung diente. Das Schönste hierbei ist, daß wir die Chinesen mit ihren eigenen Geschützen beschossen. Als wir die Hilfe bekamen, setzten wir das Arsenal in Brand, wo mindestens für 6 Jahre Kriegsvorrat lag."

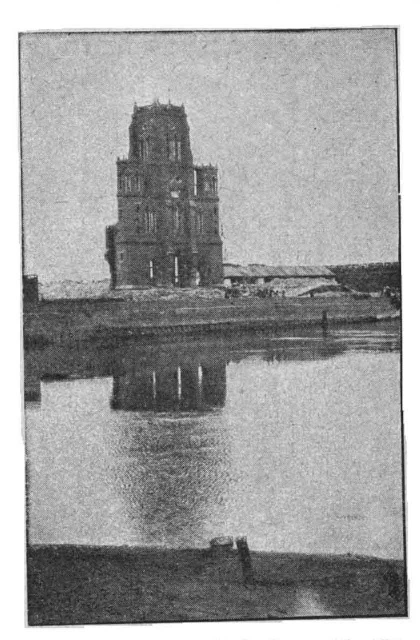
Ein zweiter Brief aus Tientsin datiert, lautet:

„Wie Ihr wohl schon erfahren habt, ist es uns sehr schlecht ergangen. Das internationale Landungskorps von 1800 Mann, womit wir nach Peking wollten, um die Europäer zu schützen, ist mit 80 Toten und 260 Verwundeten nach hier zurückgekehrt. Ob wir überhaupt noch hätten zurückkehren können, wäre sehr fraglich gewesen; wenn die 2000 Russen uns auf der Suche nach uns nicht entsetzt hätten, würden uns die Chinesen bis auf den letzten Mann aufgerieben haben. Nun sind wir hier angelangt, wo 7000 Russen und einige tausend Japaner und Amerikaner liegen. Die Stadt wird Tag und Nacht von allen Seiten von Chinesen bombardiert. Wir waren bis nach Langfang, einige Meilen vor Peking, gekommen und mußten uns von dort aus zurückziehen, weil wir von Chinas Truppen angegriffen wurden. Auf dem Wege nach hier hatten wir Tag und Nacht Gefechte, wobei wir Deutschen immer vor mußten. Wir haben auch von allen Nationen die schwersten Verluste. Ich habe zwei Schuß durch den Tropenhut und einen Schuß durch den Gewehrkolben erhalten. Wir haben mindestens 50 Ortschaften, welche wir einzeln erobern mußten, in Brand gesteckt. Ferner haben wir zwei Forts und zwei Arsenale gestürmt. Morgen soll wieder ein Fort, wo 15000 Chinesen sind, gestürmt werden. Ein recht herzliches Lebewohl an Euch alle."

Nur wenige Tage nach diesem Briefe waren dem tapferen Seemann noch beschieden. Eine feindliche Kugel, die ihn am 10. Juli d. J. traf, brachte ihm den Tod, dem er oft furchtlos ins Auge gesehen hatte.



Hier verloren die Boxer eine unheimliche Masse von Toten. Am 17. wurde alles, was in der Nähe vom Bahndamm lag, in Brand gesteckt. Am 18. machten wir wieder große Märsche und erbeuteten im Gefecht 13 Fahnen von den Rebellen. Am 19. kam was ganz unerwartetes. Gegen Morgen wurden wir das erste Mal von Kaiserlichen Truppen angegriffen, und zwar von Infanterie und Kavallerie, die zusammen auf 3000 Mann geschätzt wurden. Die Kavallerie waren die Garde-Lanzenreiter von Peking. Das Gefecht dauerte zwei Stunden, wo wir die Feuertaufe erhielten. Glücklicherweise lagen wir gut in Deckung und die Chinesen schossen alle zu weit. Die Kavallerie versuchte uns in die linke Flanke zu fallen, wurde aber von den Russen durch Salven und von den Maschinengewehren richtig niedergemäht. Als es den Chinesen zu bunt wurde, ergriffen sie die Flucht und ließen eine Unmenge von Toten zurück. Alle Nationen hatten hier einige Tote und teils schwer, teils leicht Verwundete. Wir Deutschen hatten 2 Tote und 17 Verwundete. Nun mußten wir den Weg nach Peking aufgeben und uns zurückziehen. Leider konnten wir nicht weit, denn die Bahn war vollständig hinter uns aufgerissen. Nun wurde die Bahn bis zum Fluß in Ordnung gebracht und wir waren gezwungen, mit Prähmen den Fluß entlang uns zurückzuziehen. Es wurden daher Munition, Proviant und die Verwundeten in den Prähmen untergebracht und alles, was kampffähig war, folgte in richtiger Marschformation zu beiden Seiten des Flusses. Aber es dauerte nicht lange, so wurden hinter uns die Züge in Flammen gesetzt und von vorn erhielten wir Gewehrfeuer. Bis zum Chiku-Arsenal sind wir in stetem Gefecht glücklich angelangt und verloren in dieser Zeit ungefähr 90 Tote und ungefähr 260 Verwundete, wovon wir von der „Hansa“ am meisten Verluste haben. Wir wären hier nicht so leicht in die Stadt gekommen, wenn uns nicht 2000 Russen, Amerikaner und



Die Trümmer der Kathedrale von Tientsin.

häuschen waren eingeäschert, die Telegraphenpfähle herausgerissen, die Drähte zerschnitten und weggeschleppt. Die Schwellen von den Schienen waren angebrannt oder herausgerissen und weggeschleppt. Die Verbindungsstücke der Schienen teilweise losgeschraubt und Schienennägel, mit welchen die Schienen auf den Schwellen befestigt waren, waren ganze Strecken herausgenommen, um die Züge zum Entgleisen zu bringen. Der Zug setzte sich daher langsam in Bewegung und wir langten im Dunkelwerden bei den anderen Zügen an, welche kräftig arbeiteten, um vorwärts zu kommen. Jetzt war das internationale Landungskorps, über das der englische Admiral den Oberbefehl führte, vereinigt; in Stärke von 1900 Mann, nur Marinetruppen. Am 12. wurde unaufhörlich die Arbeit fortgesetzt. Am 13. gingen die Engländer und Amerikaner in starken Patrouillen den Zügen voraus, um größere Zerstörungen zu verhüten. Hierbei faßten dieselben sehr viel Chinesen und kamen auch hierbei einige male ins Gefecht. Am 14. suchten wir (die deutschen Marinetruppen) die umliegenden Ortschaften ab, wo etwa 40 Chinesen erschossen wurden. Am 15. hatte die englische Truppe ein Gefecht, worin die Boxer (Rebellen) 64 Tote verloren, die Engländer zwei Verwundete. Am Abend entgleisten uns 4 Wagen, welche wir in 5 Stunden wieder in Ordnung brachten. Am 16. kamen mehrere tausend Boxer in geschlossenen Trupps und versuchten mit ihren Lanzen die Züge zu erstürmen. Wie mutig die Rebellen sind, geht daraus hervor, daß sie im Glauben sind, wenn sie erschossen werden, stehen sie nach drei Tagen wieder auf. Leider kamen fünf Italiener in die Hände derselben und verstümmelten sie diese ganz fürchterlich, indem diese Boxer den Italienern die Köpfe abschlugen, ebenso die Füße und die Hände und ihnen das Kreuz total zerhackten.



Zwei Boxer.

Aus diesem detaillierten Berichte des deutschen Führers geht hervor, daß die Expedition alles gethan hat, um ihren Zweck, Rettung und Beschützung der Gesandten, zu erreichen; die übermäßige Zahl der Feinde machte es der kleinen Schar nicht möglich. Es klingt fast wie ein Wunder, daß sie Tientsin und das Entsatzkorps erreichte, das harte Kämpfe zu bestehen hatte, wie ein späterer Abschnitt „Entsatz von Tientsin“ uns belehren wird. Mögen nun noch einige Einzelschilderungen folgen:

Briefe eines deutschen Teilnehmers an der Seymour-Expedition.

Die nachstehenden, durch ihre knappen und doch frischen Schilderungen besonders interessanten Briefe rühren von dem Feuerwerksmaat Tschöpe von S. M. S. „Hansa“ her, der wenige Tage nach Absendung der Briefe den Heldentod fürs Vaterland starb:

„Endlich kann ich Euch einige Zeilen aus dem kriegerischen Leben in China mitteilen. Ich befinde mich hier in einem Hause mit 12 Mann auf Wache und habe daher die schönste Gelegenheit. Wir sind schon seit dem 11. Juni hier im Innern Chinas thätig und haben erst vor einigen Tagen erfahren, daß China sämtlichen Mächten den Krieg erklärt hat. Wir landeten am 11. Juni (Sonntag Vormittag), fuhren mit den Booten den Fluß Peiho stromaufwärts bis nach Taku. Dort, wo bereits die anderen Nationen thätig waren, wurde alles in die Züge gepackt und die Fahrt nach Peking fortgesetzt. Nach vierstündiger Fahrt kamen wir hier nach Tientsin, wo uns die Europäer Bier verabreichten. Unterdessen fuhr die Maschine weg zum Wasserauffüllen. Bei dieser Gelegenheit versuchten die Chinesen, vor der Maschine die Schienen aufzureißen, um die Maschine am Weiterbefördern zu hindern. Glücklicherweise wurde es rechtzeitig von den Engländern bemerkt, welche sofort den Bahnhof mit Waffen säuberten und die Maschine zurückholten. Mit lautem Hurra wurde die Fahrt fortgesetzt, denn wir träumten schon alle von dem Parademarsch in Peking und glaubten in einigen Tagen wieder an Bord eingeschifft zu werden. Leider kam die Sache anders. Von Tientsin fuhren wir ungefähr 4 Stunden in flotter Fahrt durch. Nach dieser Zeit kamen schon die ersten zerstörten Stellen, welche notdürftig von den beiden Zügen, in denen die Amerikaner, Engländer, Franzosen, Italiener und Österreicher waren, ausgebessert worden waren. Die Rebellen, genannt die Sekte vom langen Messer oder Boxer, hatten da schon arg gehaust. Sämtliche Wärter-

entfernt war. Die Besichtigung der Arsenalgebäude ergab enorme Vorräte von Geschützen und Gewehrmunition.

Noch während der Vorbereitungen zum Übersetzen der Verbündeten erfolgte ein Angriff der Chinesen auf das Arsenal. Zur Unterstützung der schwer bedrängten englischen Seesoldaten wurden die Kompagnieen Buchholz und Hecht entsandt. Um 4 Uhr nachmittags war der feindliche Angriff abgeschlagen.

Unser Verlust betrug 6 Tote und 16 Verwundete; darunter Korvettenkapitän Buchholz tot, Leutnant von Krohn und Lustig schwer verwundet.

Am 23. Juni erfolgte mit Tagesanbruch wider Erwarten ein Angriff der Boxer, wobei dieselben mitten im Lager 60 Tote verloren. Unsere Verluste betrugen 2 Tote und 8 Verwundete, darunter Leutnant Pfeiffer. Mit doppeltem Eifer wurden nun die Wälle und Gebäude zur Verteidigung eingerichtet. Während der Nacht waren alle Truppen auf den Wällen, die in einer Länge von 4000 Schritt das Arsenal umgeben.

Am Vormittage des 25. Juni konnte man auf einem Fort bei Tientsin Geschützfeuer erkennen. Um 6 Uhr früh wurde mit 2 Kruppschen Geschützen nach dem Fort geschossen, auf ca. 3—4000 Meter Entfernung. Das Fort erwiderte das Feuer. Um 8 Uhr sah man chinesische Truppen nördlich des Bahndammes vorrücken. Um 9 Uhr erschienen endlich gleichmäßig uniformierte Truppen im Nordosten. Große Freude bei den Unseren! Sogleich wurde auf dem Arsenal die deutsche Flagge gehißt und drei Hurras ausgebracht! Nun wurden wir auch vom Entsatzkorps erkannt.

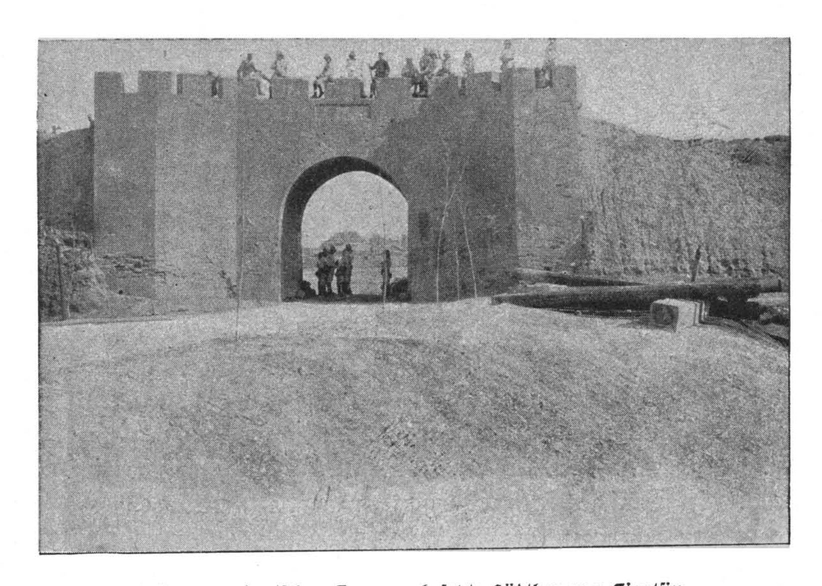
Ein abgehaltener Kriegsrat beschloß jetzt, die Munition und Geschütze im Arsenal zu zerstören und die Verwundeten durch das eigentliche Expeditionskorps Seymours fortbringen zu lassen, dessen Abzug nunmehr das herangerückte Entsatzkorps zu decken hatte.

Der Nachmittag wurde benutzt, um die Verwundeten nach dem linken Peiho-Ufer überzusetzen, während die „Hansa“-Kompagnie unter Leutnant Roehr zur Deckung der Zerstörungsarbeiten bis zum Abmarsch im Arsenal zurückblieb.

Am 26. Juni morgens wurde abmarschiert, gegen 5 Uhr zeigte das Erdröhnen mehrerer heftiger Explosionen im Arsenal an, daß das Zerstörungswerk im Gange war. Um 9 Uhr abends wurde Tientsin erreicht. Die Deutschen haben keine Verwundeten und Vermißten zurückgelassen. Alle Gefallenen wurden mit militärischen Ehren begraben.

Am 22. Juni um 1 Uhr nachts brachen wir auf. Zwei Tage hatten wir nicht abgekocht. Während der Marschpause, gegen 2 Uhr morgens kam der Befehl von Seymour: Germans to the front!

Im Morgengrauen erkannten wir vor uns die Wälle des, wie sich nachher herausstellte, Chiku-Arsenals. Die Werke waren stark besetzt und ein heftiges Gewehr- und Geschützfeuer empfing uns. Doch wurde ersteres bald durch eine Abteilung Deutscher, die einen, dem Gewehrfeuer deckungslos ausgesetzten Steindamm am Ufer besetzten, zum Schweigen gebracht. Bootsmannsmaate Knott und Turkowsky von S. M. S. „Hertha“ waren die ersten oben!



Das von deutschen Truppen besetzte Südthor von Tientsin.

Zur Verlängerung der Feuerlinie wurden die Kompagnieen Weniger, Buchholz und Hecht nach vorne geschickt. Die englischen Seesoldaten der Nachhut setzten über den Fluß und griffen den Erdwall im Osten an. Von uns wurden die Leutnants v. Bülow, Roehrs und Hilmers mit ihren Zügen in der Front übergesetzt, um die Geschütze zu nehmen, deren Bedienungsmannschaft vertrieben war. Da endlich verließ der Feind das Arsenal.

Der Weitermarsch wurde nun unterbrochen, die Verwundeten im Arsenal untergebracht und dieses zur Verteidigung eingerichtet. Wir erwarteten hier Verstärkungen aus Tientsin, das nur 5 Seemeilen

Am 21. Juni wurde früh 6 Uhr wieder aufgebrochen. Da der Fluß viele Biegungen machte, sowie mit vielen Dörfern besetzt war, so marschierten die Deutschen, Russen und Japaner mit 4 englischen Geschützen und 2 Maximgewehren auf dem rechten Ufer unter meinem Kommando; die übrigen blieben auf dem linken. Ein starkes Geschütz- und Gewehrfeuer in der Front machte die Entwickelung der Kompagnieen Buchholz, Schlieper und Hecht, bald auch von 2 russischen Kompagnieen nötig! Die Kompagnie Weniger und die Japaner deckten den Rücken. Kapitänleutnant Schlieper, Leutnant von Zerssen und 2 russische Offiziere wurden verwundet. Der Vormarsch auf dem linken Ufer



Deutsche Marine-Feldbatterie auf dem Marsche.

ging sehr langsam vorwärts, sodaß erst nach zweistündiger Mittags-pause weitermarschiert werden konnte. Die Kompagnie S. M. S. „Hertha" deckte die Verwundeten. Den ganzen Nachmittag standen wir in lebhaftem Geschütz- und Gewehrfeuer vor dem Orte Peitsang, der schließlich mit Sturm genommen werden mußte, indem wir auf beiden Ufern vorgingen. Es wurden 14 Deutsche verwundet. Die englischen Geschütze verfolgten die retirierende chinesische Kavallerie. Zur Nacht wurde die ganze Abteilung Seymours auf dem linken Ufer vereinigt. Es hatte sich inzwischen herausgestellt, daß der Vor-marsch bei Tage unmöglich sei, daher beschloß der Kriegsrat, die Nacht zum Weitermarsch zu benutzen.

war, und den Rückmarsch anzutreten. Die Lokomotiven wurden frisch aufgefüllt und der Wasserverbrauch eingeschränkt. Schlieper meldete nachmittags, daß die Bahnzerstörung sehr beträchtlich sei und bat um Verstärkung. Die Station Lang-fang wurde endgiltig aufgegeben. In dieser Zeit kam ein Kurier aus Peking, der dringend um Hilfe bat.

Am 17. Juni. Auf diesen Hilferuf hin beschloß man Lang-fang und Lofa noch zu halten, um den Vormarsch nach Peking noch zu ermöglichen. Jetzt standen Zug 2 (Engländer) und Zug 3 (Deutsche und Russen) zu meiner Verfügung. Beide Züge fuhren nach Lang-fang, wo ich die Station wieder besetzen ließ. Am Abend kam Buchholz mit der deutschen und russischen Kompagnie und der Meldung zurück, daß der Bahndamm gänzlich zerstört sei und starke Reiterpatrouillen sichtbar seien. Die Nacht blieb ruhig.

Am 18. Juni vormittags kam auch Oberleutnant Bunneman mit der deutsch-russischen Kompagnie von dem Aufklärungskommando zurück und bestätigte die Meldung. Auch der Zug 2 der Engländer traf unverrichteter Sache wieder ein. Admiral Seymour schlug jetzt eine Wiedervereinigung der Truppen und die Aufgabe von Lang-fang vor. Die Kompagnie Schlieper hatte inzwischen bei Lofa ein Gefecht mit den Boxern bestanden. Darauf wurden die Vorbereitungen zum Rückmarsche getroffen. Um 2 Uhr nachmittags erfolgte ein Angriff von regulären Truppen und Boxern auf die Züge 2 und 3. Ich schickte die Kompagnieen Buchholz und Hecht nach rechts zum Umfassen des Feindes vor, während ich eine englische und russische Kompagnie den Bahndamm besetzen ließ. Die Kompagnie Weniger und die Japaner deckten die Station, sowie die Züge. Eine russische und englische Kompagnie, die in Reserve gehalten wurden, mußten auf den linken Flügel vorgehen, da der Feind dort stark vordrängte. Nach längerem Feuergefecht wurde der Feind durch einen kühnen Anlauf der deutschen Kompagnieen auf dem rechten Flügel geworfen! Die Boxer gingen zu neuem Angriffe vor, doch ohne Erfolg! Leider machte die waldige Beschaffenheit der Gegend eine Verfolgung unmöglich! Wir verloren 10 Tote und 51 Verwundete, während der Feind über 200 Tote und das Banner des Generals Tungfuhsiang, sowie eine Menge anderer Feldzeichen einbüßte.

Am 20. Juni wurde der Marsch fortgesetzt. Der Feind verteidigte die Dörfer am Ufer mit Geschütz- und Gewehrfeuer. Nachmittags wurde ein Dorf gestürmt, wobei 2 Deutsche verwundet wurden. Über Nacht biwakierten wir am Flußufer.

Am 11. Juni 7 Uhr vormittags wurde die Weiterfahrt nach 3 Meilen durch eine zerstörte Brücke bei Lofa unterbrochen; viele Chinesenleichen lagen längs des Bahndammes. Die Station Lofa wurde durch Leutnant v. Colomb mit 30 Engländern dauernd besetzt; erst nachmittags fuhren wir langsam weiter. Dann stießen 200 Russen und 50 Franzosen zu uns. Um 6 Uhr nachmittags mußten die Züge stoppen. Alarmsignale und Schüsse zeigten an, daß unsere Front mit dem Feinde engagiert sei. Die Kompagnie Buchholz marschierte sofort zur Front, um die Engländer zu unterstützen. Die Kompagnieen Schlieper, Hecht und Weniger säuberten die Dörfer am rechten Ufer und töteten dabei mehrere Boxer. Um 8 Uhr nachmittags wurde die Fahrt fortgesetzt; bald aber gehalten. Die Kompagnie Buchholz übernahm den Sicherheitsdienst; doch blieb die Nacht alles ruhig!

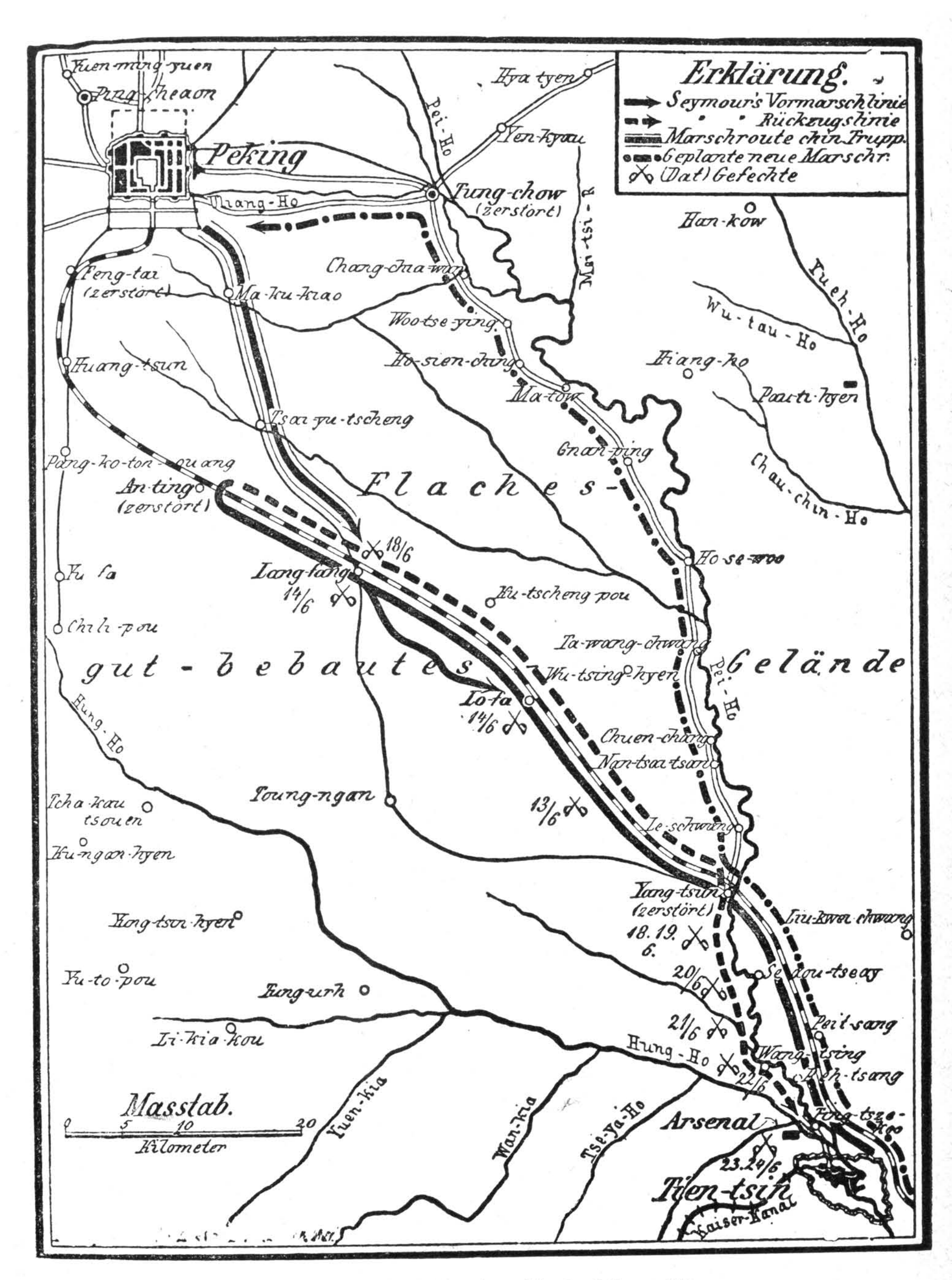
Am 12. Juni um 7 Uhr vormittags wurde die Weiterfahrt schon nach 3 Meilen unterbrochen, weil die Bahn stark zerstört war. Station Lang-fang wurde durch Kompagnie Weniger dauernd besetzt.

Am 13. Juni machten die Bahnzerstörungen einen 3tägigen Aufenthalt zu deren Herstellung nötig. Die Nacht blieb jedoch ruhig.

Am 14. Juni erfolgte ein Angriff seitens der Boxer auf den vordersten Zug. 5 Italiener wurden auf der Feldwache überfallen. Der Zug S. M. S. „Gefion" unter Kommando des Leutnants v. Krohn tötete 18 Boxer, deren Todesverachtung großartig war. Nachmittags kam die Nachricht, daß die Boxer Lofa angriffen. Admiral Seymour führte sofort den 4. Zug (Engländer und Franzosen) vor und kam gerade zur rechten Zeit an, um uns zu unterstützen. Bei dem Gefechte blieben 200 Boxer tot! Seymour ging des Abends zurück. Die Nacht war ruhig.

Am 15. Juni durchsuchten die Kompagnieen Buchholz und Hecht 7 Dörfer auf der linken Seite der Bahnlinie und erbeuteten dabei 5 Boxerfahnen, 2 Gefangene und viel Vieh. Der Feind floh beim Anmarsch. Der Kriegsrat beschloß die Züge nach den Nationalitäten zu ordnen. Der russische Kapitän Chagin stellte seine 300 Mann unter mein Kommando. Unsere Verbindungen mit Tientsin waren ganz unterbrochen; doch blieb die Nacht ruhig!

Am 16. Juni fuhr die Kompagnie Schlieper zur Bedeckung der Bahnarbeiten auf der Bahn nach Lofa. Die übrigen Bahnzüge wurden nach Nationalitäten rangiert: Zug 3 kam auf die Deutschen und Russen. Der Kriegsrat beschloß den Vormarsch auf Peking aufzugeben, da die Verbindung nach vor- und rückwärts unterbrochen



Karte zur Expedition des Admiral Seymour.

nach den Hospitälern in Tientsin, aber sie fanden bald, daß dies ein Fehler sei, und später wurde eine Order erlassen, alle Chinesen, die aufrecht stehen bleiben, zu töten, und auch die Verwundeten nicht zu schonen, besonders aber absolut keine Gefangene zu machen. Häufig nahmen nämlich die Boxer ihre roten Tücher ab und thaten, als ob sie sich nicht an dem Kampfe beteiligt hätten, aber das wurde bald ausgefunden und daher die erwähnte Order gegeben. Die Chinesen dagegen schneiden die Köpfe aller Europäer ab, welche unglücklicherweise in ihre Hände fallen; Leutnant Friedrich z. B., der auf dem Schlachtfelde verwundet wurde und nicht gerettet werden konnte, wurde später gefunden, den Kopf von dem Körper getrennt. Bei einer Gelegenheit wurde ein italienischer Unteroffizier mit acht Soldaten von den Boxern umzingelt, und obgleich es vier Mann gelang sich durchzuschlagen, wurde der Unteroffizier mit den anderen von der Menge einfach überwältigt und in Stücke gehauen. Als v. Krohn später die Leiche des italienischen Unteroffiziers sah, war sein Kopf viermal gespalten, und an seinem ganzen Körper kein heiler Fetzen.

Admiral Seymour blieb im Fort Siko vier Tage; da er aber einsah, daß seine Truppe sich gegen den Angriff einer größeren Masse der Feinde nicht halten könnte, so machten die Royal Engineers Vorrichtungen zur Sprengung, und die nächste Nacht um 2 Uhr, als die Alliierten einige Meilen entfernt waren, sahen sie das ganze Fort in die Luft springen. Leider konnten sie keine der Kanonen mitnehmen.

Bericht des Kapitäns z. See von Usedom.

Andere Einzelheiten aus der merkwürdigen Expedition Seymours ergeben sich aus dem Tagebuche des obengenannten Kapitäns z. See, der bekanntlich für sein tapferes Verhalten auf diesem Zuge zum Flügeladjutanten des Kaisers ernannt wurde. Es heißt darin:

Am 10. Juni mittags setzte sich das deutsche Landungskorps in der Stärke von 25 Offizieren, 527 Mann und 4 Maschinengewehren von Tengku aus in Marsch, um sich mit der Expedition des Admirals Seymour zu vereinen. Wir bemächtigten uns gewaltsam einer Lokomotive und fuhren dann weiter bis Yang-tsun. Am Bahndamme erblickten wir viele chinesische Truppenlager. Um 7 Uhr vereinigten wir uns mit den Truppen Seymours, die aus 1200 Engländern, Franzosen, Russen, Italienern, Japanern, Österreichern, Amerikanern und chinesischen Bahnarbeitern bestanden.

sie fast gar keine Munition mehr hatten, war es nur den Offizieren und Unteroffizieren erlaubt, zu feuern. Die chinesischen Kanoniere bedienten ihre Geschütze mit großer Schnelligkeit und Präzision, und in Anbetracht der geringen Entfernung und der enormen Masse von Metall, die auf die internationalen Truppen verschwendet wurde, ist es merkwürdig, daß nur so verhältnismäßig wenige derselben getötet oder verwundet wurden, unter den letzteren bei dieser Gelegenheit auch Leutnant von Krohn selbst. Es wäre unnütz gewesen, nach den Soldaten in dem Fort zu schießen, denn diese waren durch Wälle sehr gut gedeckt. Aber die Kanoniere waren nicht so geschützt, und die einzelnen Offiziere machten es sich zur Aufgabe, diese abzuschießen. Aber sobald einer fiel, erschien ein anderer, um seinen Platz einzunehmen, und er selbst, sagte Leutnant v. Krohn, habe mindestens zwanzig an einer Kanone weggeschossen, ehe er selbst verwundet wurde. Aber endlich wurde Order gegeben zu stürmen; die englischen Royal Engineers versuchten es zuerst allein, wurden dann aber von den Deutschen verstärkt, und mit einem kräftigen Hurra ging es auf das Fort los, und richtig, die Chinesen liefen bei dem Hurra-Geschrei auch alle fort. Aber weder Tote noch Verwundete wurden in dem Fort vorgefunden. Unsere Leute waren jedoch erstaunt, eine stattliche Anzahl großer Kanonen, teilweise von Krupp und teilweise andere moderne europäische Fabrikate, nebst Tausenden von Mauser- und anderen Gewehren, und ganze Massen von Munition dort vorzufinden. Sobald das Fort erstürmt war, wurden die noch eben von Chinesen bedienten Kanonen auf die fliehenden Horden gerichtet, aber an eine systematische Verfolgung war natürlich nicht zu denken. Glücklicherweise fanden die alliierten Truppen hier Verbandstoffe, Medizin und auch etwas Proviant vor, was ihnen sehr zu statten kam. Es wurden auch einige Gefangene gemacht, und von diesen erfuhren sie, daß sie 6000 Chinesen aus den Forts hinausgeworfen hatten; auch erhielten sie die erfreuliche Nachricht, daß Tientsin und die Taku-Forts in den Händen der Verbündeten seien.

In diesem Kriege, bemerkte v. Krohn weiter, sei es kaum möglich, Gefangene zu machen, da die Chinesen für eine solche Art Krieg zu führen noch nicht zivilisiert genug seien. Auf ihrem Wege seien sie genötigt gewesen, alle Verwundeten mit den Bajonetten zu töten, da sie sich derselben nicht annehmen konnten, und da ein verwundeter Chinese, solange er noch eine Hand heben kann, nach dem Leben der Europäer trachte. Im Anfang sandten sie sogar verwundete Boxer

Bis dahin hatte die Abteilung nur Widerstand seitens der Boxer gefunden. Der Glaube der letzteren an ihre Unverwundbarkeit ist etwas außerordentliches; sie glauben sogar, daß, wenn sie verwundet oder getötet werden, ihr Gott sie in ein paar Tagen wieder heil machen könnte. Aus diesem Grunde nehmen die Boxer stets ihre Verwundeten und Toten mit, weil sie fürchten, daß die „Fremden" nach chinesischer Sitte ihnen die Köpfe abschneiden und dadurch dem Gotte die Heilung bedeutend erschweren würden.

Erst auf dem Wege von Lang-fang zurück fanden die Verbündeten, daß sie nicht nur mit den Boxern Krieg hatten, sondern auch mit den chinesischen Truppen, welche mit modernen Gewehren, meist eines sehr kleinen Kalibers, bewaffnet waren. Da sie wegen ihrer Verwundeten gezwungen waren, an dem Flusse entlang zu gehen, mußten sie jedes Dorf im Sturme nehmen; an einem Tage nahmen sie sieben, und am nächsten Tage sechs, bei welcher Gelegenheit sie von 3 Uhr morgens bis 8 Uhr abends kämpfen mußten. Da die Chinesen rauchloses Pulver benützen, so war dies ein sehr gefährliches Geschäft, denn die Chinesen feuerten von Häusern und von Bäumen, wo man sie nicht sehen konnte. Aber alle Dörfer wurden eines nach dem andern genommen und niedergebrannt, welch letztere Arbeit meistens den Russen überlassen wurde.

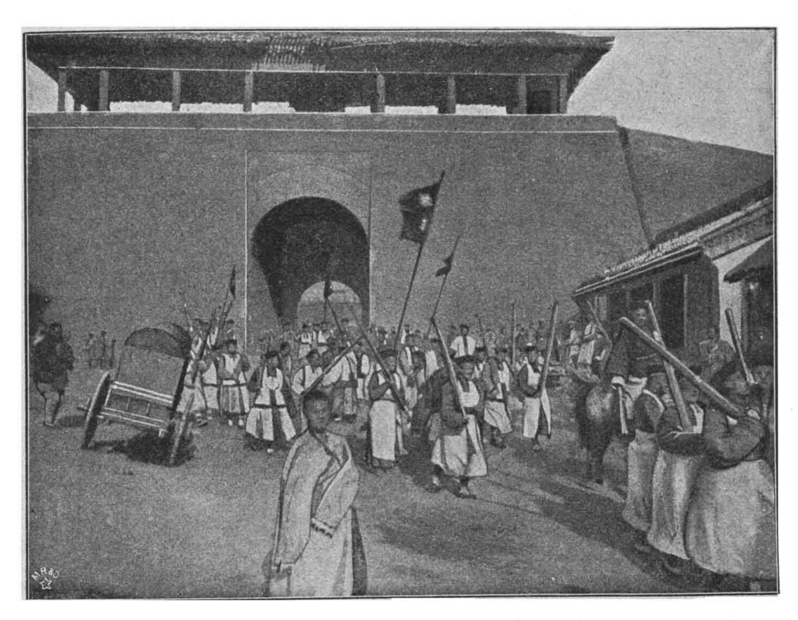
Auf eine Frage, was die Chinesen mit ihren Weibern, Kindern und Greisen anfangen, antwortete Leutnant v. Krohn, daß die Nichtkombattanten wenn möglich vorher immer mit Hab und Gut ausziehen; nur in einem Falle, als die Verbündeten ein Dorf umzingelt hatten und das Ausziehen unmöglich war, töteten die Chinesen alle Weiber und Kinder, schnitten ihnen die Köpfe ab und warfen sie ins Wasser. Bei dieser Gelegenheit erzählte Leutnant v. Krohn, daß, während er am Ufer des Flusses unterhalb des Dorfes saß, mindestens 20 Frauenleichen ohne Köpfe vorübertrieben.

So ging es denn weiter, bis sie an ein Fort kamen, namens Siko. Hier machte eine Kolonne von ungefähr 1000 Mann Halt, da die anderen etwas zurückgeblieben waren. Ein englischer Dolmetscher ging an das Ufer des Flusses und rief hinüber, ob ein Offizier da wäre, mit dem er sprechen könnte. Die einzige Antwort, die er darauf erhielt, war ein Schuß aus einer der großen Kanonen, welchem eine große Kanonade aus Geschützen und Gewehren folgte, und zwar auf eine Entfernung von nur 100 Metern. Das Erste, was die Leute thun konnten, war, Schutz hinter einer Mauer zu suchen und dann, da

ich nie bereut, aufgebrochen zu sein, denn ich hätte mich nicht mehr achten können, wenn ich es nicht gethan hätte.

Bericht des Oberleutnants von Krohn.

Nähere Details erfahren wir durch die Erzählung des bei dieser Expedition durch einen Schuß ins Auge verwundeten Oberleutnants von Krohn. Derselbe äußerte sich, daß die Expedition unter Admiral Seymour ein großer Fehler gewesen sei, da die Offiziere keine Kenntnis vom Lande und keine Karten, die Truppen nur für 8 Tage Proviant und vor allen Dingen nur sehr wenig Munition hatten.



Chinesische Truppen vor Tientsin.

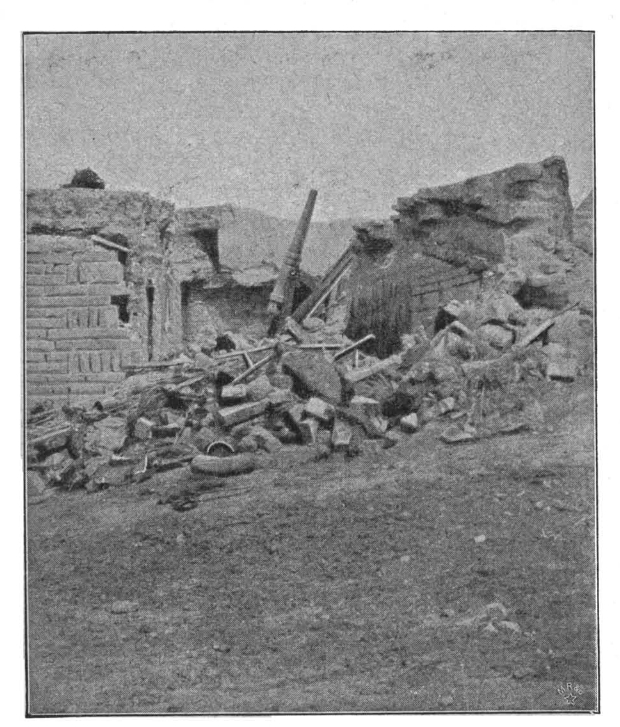
Anfangs sei alles ziemlich glatt gegangen, bis die Verbündeten nach Lang=fang kamen, wo die Herstellung der zerstörten Eisenbahn geraume Zeit in Anspruch genommen hätte. In dieser Zeit war die Expedition von Taku, ja selbst von Tientsin abgeschnitten! Da ein Vormarschieren unmöglich war, suchte Seymour die Verbindung mit Tientsin wiederherzustellen, fand aber die rückwärtige Verbindung so total zerstört, daß es Tage erfordert haben würde, sie wieder in Gang zu bringen. Die Abteilung mußte daher ihre Waggons auf den Schienen stehen lassen, die Verwundeten nach den Booten tragen und dann selbst längs des Flusses zurückmarschieren.





Chinesische Büchsenschützen aus der Provinz.

waren wie die deutschen bewaffnet. Das eroberte Nordarsenal von Tientsin enthielt moderne Waffen, Geschütze und Munition, welche von einigen Beamten, die es verstehen müssen, auf drei oder vier Millionen Pfund geschätzt wurden. Diese sprengte ich in die Luft. Wir fanden Munition, welche in unsere und der Deutschen Gewehre paßte, und bewaffneten einige andere Nationalitäten teilweise neu mit hier gefundenen Gewehren." Schließlich sagt Seymour: Wenige vielleicht haben versucht, eine Expedition von acht Nationalitäten zu leiten. Dazu gehört sowohl Takt wie Selbstbeherrschung, und doch waren die Ausländer sehr nett gegen mich, und je weiter die Sache vor sich ging, sagten sie: „A vos ordres und was Sie auch sagen werden, wollen wir thun". Es war interessant, die nationalen Charakterzeichen zu beobachten. Die Deutschen bewunderten wir am meisten, aber an Schneid und Darauflosgehen that es niemand den Amerikanern zuvor oder vielleicht gleich. Die Franzosen hatten kein besonderes Rapprochement zu irgend einer anderen Nationalität, die Deutschen und Russen neigten zum Zusammenhalten, die Amerikaner hielten immer zu uns, die Japaner neigten zu uns, doch die Russen waren freundlich gegen sie. Die Italiener und Österreicher waren sehr nette Kerle, doch wenig an Zahl. Es gab natürlich amüsante Zwischenfälle, doch auch viele sehr traurige. Zwei oder dreimal waren unsere Aussichten sehr düster, und eine Katastrophe erschien nicht unwahrscheinlich. Dennoch habe



Ein Teil der zerschossenen Mauer des Nordarsenals.

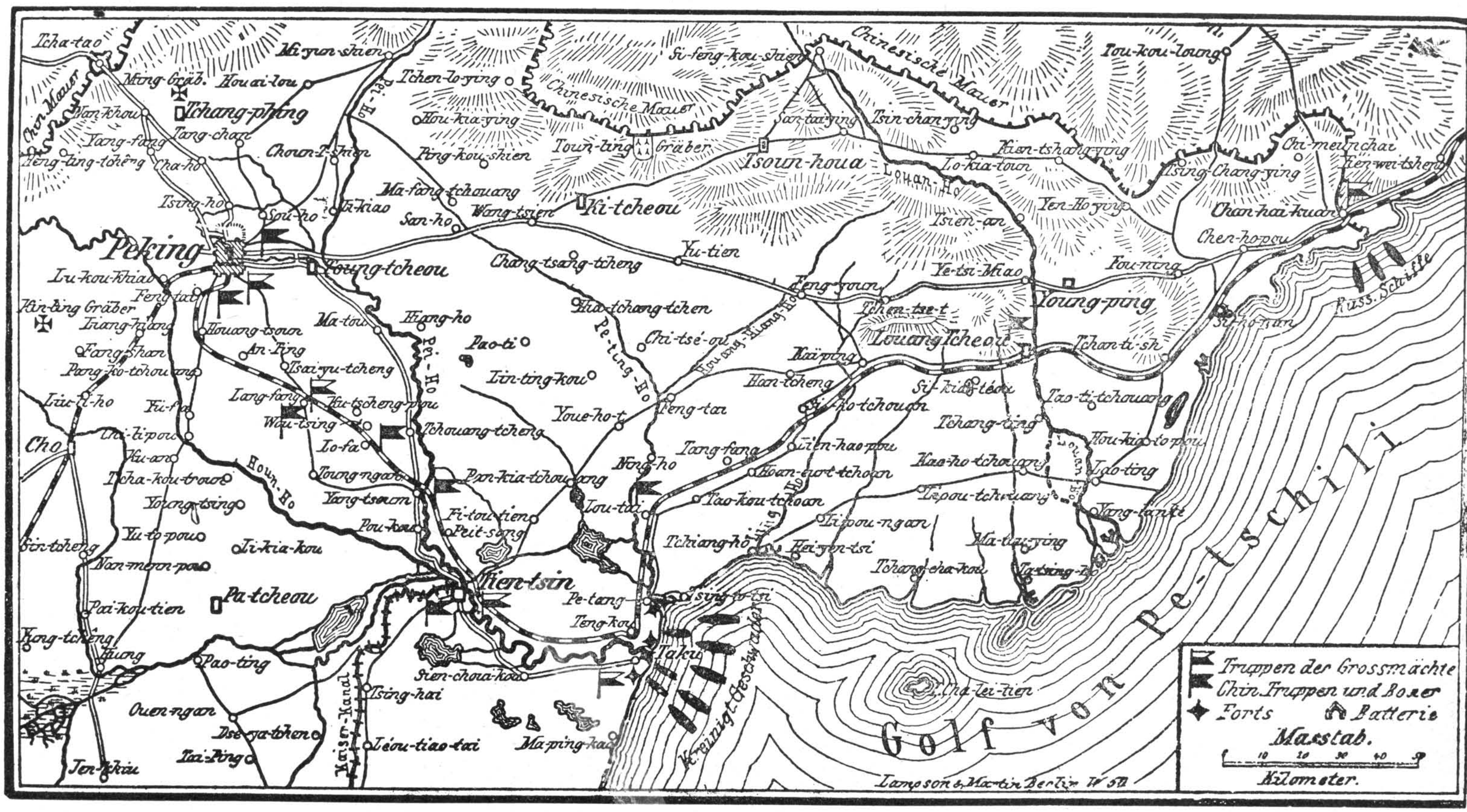
unvermeidlich wurde. Weiter sagt der Admiral, nachdem er allgemein die Haltung der Truppen gelobt: „Ich habe besonders Kapitän von Usedom von der kaiserlich deutschen Marine hervorzuheben, der der Seniorität nach mir folgte. Ich bestimmte diesen Offizier zum Führer, falls ich fallen sollte; und nachdem ich der Dienste meines bei Peitsang verwundeten Flagg-Kapitäns beraubt war, bat ich Kapitän von Usedom, als mein Stabschef zu fungieren, in welcher Eigenschaft er sehr wertvolle Dienste geleistet hat, und ich erlaube mir, denselben den Lords der Admiralität zu empfehlen. Kapitän von Usedom wurde bei Langfang leicht verwundet." Admiral Seymour lobt das Verhalten der britischen Seesoldaten als der Traditionen der britischen Flotte würdig. An die Befehlshaber jeder Nation richtete der Admiral gleichlautende Briefe, in denen der Dank für die Unterstützung und Haltung der betreffenden Truppen ausgesprochen wird. Außerdem erhielt jeder Brief einen besonderen Zusatz. Der an Vice-Admiral Bendemann gerichtete hebt noch einmal die „Tüchtigkeit und unermüdliche Energie", sowie die wertvollen Dienste des Kapitäns von Usedom hervor. Seiner geschickten Anordnung bei der Zurückziehung der Züge bei Langfang sei die Vermeidung eines Unglücks zu danken. Der Mut und die hohe Disziplin der deutschen Offiziere und Mannschaften seien der hohen Traditionen des großen deutschen Reiches durchaus würdig gewesen. —

In einem Privatbriefe hat Admiral Seymour seine Ansichten über die Schwierigkeiten seiner Unternehmung dargethan, in dem er u. a. folgendes schreibt: „Unsere Expedition war wahrscheinlich einzigartig; sie bestand aus acht Nationalitäten, sämtlich Matrosen oder Marinesoldaten, keine Hilfstruppen, kein Transport. Ich bin und war mir des Risikos bewußt, aber nach meinem Ermessen blieb mir angesichts der dringenden Bitten von Peking kein anderer Weg offen. Die Ehre erlaubte mir nicht, zurückzubleiben, ich ging selbst, da dies die beste und einzig mögliche Art war, alle unter eine Spitze zu bringen. Als die kaiserlich chinesischen Truppen die Waffen gegen uns ergriffen, wurde das Projekt unmöglich und der Rückzug schwierig. Das Thermometer stand bisweilen über 100 Grad Fahrenheit im Schatten. Ich darf nicht daran denken, was wir gegessen und getrunken haben. Einmal erschossen wir ein Pferd mit Reiter morgens im Kampf, und abends aßen wir das erstere, nicht den letzteren. Hier halten wir Tientsin unter zeitweiligem chinesischen Feuer und während sie uns außerdem herauszuschwemmen versuchen. Gestern kam eine verendende Kugel und traf mich, wo ich jetzt schreibe. Die kaiserlich chinesischen Truppen

Entsatzversuch auf dem Fluß versucht werden müsse, da der Aufenthalt der Verbündeten Proviant- und Munitionsmangel erzeugt hatte; da Transportmittel nötig sein würden; da die Verbündeten, von ihrer Basis abgeschnitten, nicht wußten, was vorging, und da es nötig sei, die Bahnlinie im Rücken, auf der keine Züge mehr liefen, zu schützen. Demgemäß hatte der Admiral Boten mit der Aufforderung, Dschunken, Proviant und Munition nach Yungtsun zu senden, nach Tientsin zu schicken versucht, doch erreichte keiner sein Ziel. Außerdem hätte die Bitte nicht erfüllt werden können, da Tientsin belagert und bombardiert wurde, was Admiral Seymour nicht wußte, da er zwischen dem 13. und 26. Juni völlig ohne Nachrichten blieb. Auch an den General in Hongkong hatte er Boten um Unterstützung gesandt, da er von der Feindseligkeit der chinesischen Behörden nichts wußte. Erst am 18. Juni erfuhr er, daß auf gegnerischer Seite kaiserlich-chinesische Truppen verwendet wurden.

Am 19. Juni schreibt Admiral Seymour, daß die Führer der verschiedenen Kontingente beschlossen, die Züge aufzugeben und sich nach Tientsin auf dem linken Flußufer zurückzuziehen und die Verwundeten in Dschunken, von den die Deutschen den Boxern 4 genommen hatten, zurückzuschaffen. Der Admiral beschreibt dann die Ereignisse des Rückmarsches. Bei Schilderung der Einnahme des Arsenals von Hsiku sagt er: „Die Verluste der Chinesen waren schwer, aber ebenso die unseren; wir verloren u. a. Kapitän Buchholtz, einen schätzbaren Offizier, dessen Tod nicht nur für die Deutschen, sondern für alle Truppen ein Schlag war.“ — Die Notwendigkeit, die 230 Verwundeten zu tragen, verhinderte ein Erzwingen des Weges nach Tientsin. Nach Ankunft des Entsatzes unter dem russischen Oberst Schirinsky wurde nach Inbrandsteckung des Arsenals ohne weiteren Zwischenfall der Rückmarsch nach Tientsin bewerkstelligt. Der Admiral betont, daß der Sturm mit dem Bajonett gegen die Chinesen sich stets sehr wirksam erwiesen habe und daß das „Hurrah“ sie in Schrecken zu setzen schien, daß die Chinesen gute Deckung nahmen, aber gewöhnlich zu hoch schossen.

In einem Resumé sagt Admiral Seymour, daß der Erfolg der Expedition nur unter der Annahme erwartet werden konnte, daß die kaiserlichen Truppen zum mindesten neutral blieben, (die Boxer waren anfangs meist mit Schwertern und Speeren bewaffnet), daß jedoch dadurch, daß sie mit den Boxern gemeinsame Sache machten und sich wahrscheinlich an der Zerstörung der Bahn beteiligten, ein Mißlingen



Standorte der fremden und der chinesischen Streitkräfte zur Zeit der Seymour-Expedition.

2. Juni. Morgens $2^1/_2$ Uhr: Abmarsch in der Richtung auf Tientsin. Wir sind fest entschlossen, da uns nur noch wenig Patronen übrig bleiben, unser Leben teuer zu verkaufen.

4 Uhr Morgens: Ungefähr 40 Boxer stellen sich uns entgegen, nachdem wir aber zwei getötet und einige verwundet haben, entfliehen sie nach allen Richtungen. Wir finden zur großen Freude einen Kanal.

Um 7 Uhr sehen wir von weitem ein Boot, das auf unserer Seite des Kanals gezogen wird. Wir verstecken uns schnell. Als das Boot in unsere Höhe kommt, nehmen wir es weg. Der Besitzer wollte uns nicht nach Tientsin fahren; aber wir zwangen ihn dazu. In einem Dorfe fanden wir zu essen, zu trinken und zu rauchen. Alles freut sich des Lebens. Die Französinnen sind schon dabei, ein Modejournal zu kombinieren.

Gegen 2 Uhr langten wir endlich nach viertägigen furchtbaren Strapazen im französischen Konsulate in Tientsin an.

Der offizielle Bericht der Seymour-Expedition.

Wir verließen die Abteilung des Admirals Seymour, als ihre Verbindung mit der Flotte und den gelandeten Truppen durchbrochen war.

Diese Expedition erregte in der ganzen Welt ein fast fieberhaftes Interesse, weil sich das Gerücht verbreitete und von Tag zu Tag mehr zu bestätigen schien, daß die ganze Expedition von den Boxern umzingelt, aufgerieben und auf das grausamste hingemordet worden sei!

Der offizielle Bericht über die Expedition lautet: Ein Kriegsrat der rangältesten Seeoffiziere der Mächte beschloß am 6. Juni, die Verbindung mit Peking, falls diese unterbrochen werden sollte, mit den dazu nötigen Truppen wieder herzustellen. Am 10. Juni 9 Uhr 30 Minuten vormittags ging von Tientsin ein Zug mit 300 Briten, 112 Amerikanern, 25 Österreichern und 40 Italienern ab. Bei Lofa wurde die Expedition durch die Ankunft zweier weiterer Züge auf 915 Briten, 25 Österreicher, 40 Italiener, 100 Franzosen, 450 Deutsche, 54 Japaner, 112 Russen und 112 Amerikaner gebracht. Ein weiterer Zug mit 200 Russen und 58 Franzosen brachte die Gesamtzahl auf über 2000 Mann. Nach Besiegung kleinerer Boxerabteilungen traf die Expedition am 12. Juni in Langfang ein. Die Bahnlinie war im Rücken und in der Front zerstört und Admiral Seymour faßte am 16. Juni die Lage in seinem Tagebuch dahin zusammen, daß der

drei Schüsse, und als wir auf das Gros auf eine Entfernung von 400 Metern schossen und einige liegen blieben, floh die ganze Heerde immer wirrer durcheinander gegen das Dorf.

Schwerter, Säbel, Lanzen müssen jetzt zurückgelassen und vernichtet werden, da wir genug an unseren Frauen und Verwundeten zu tragen haben. Die Frauen zeigen wirklich große Ausdauer und gehen mutig vorwärts. Die meisten sind schon ohne Schuhe; Kleider werden zerrissen, um damit die Wunden an den Füßen zu verbinden. Aus Pfützen und Lachen wird getrunken, wo nur etwas Flüssiges zu haben ist.

Gegen 11½ Uhr: Die Boxer sammeln sich in großen Massen. Überall sieht man Fähnchen und Lanzen auftauchen, man sieht, daß sie uns eine Entscheidungsschlacht liefern wollen. Im ganzen haben wir circa 900 bis 1000 Mann um uns herum. Die meisten von uns sind demoralisiert und verlieren den Mut. Man verabschiedet und küßt sich und viele weinen, eine herzzerreißende Scene. Unsere Devise ist, alle Patronen zu verbrauchen und dann eine Kugel für sich zu sparen. Einer bittet den anderen, im Fall er nicht tot ist, mit einem Revolverschuß nachzuhelfen.

Auf zwei Seiten werden Kanonen aufgestellt, und schon ertönen die ersten Schüsse. Kugeln streifen über unsere Köpfe. Von uns rührt sich noch keiner. Man schaut mut- und hoffnungslos ins Leere. Die Boxer wollen sich nicht nähern. Wir nehmen die Bedienung der Kanonen und Bannerträger aufs Korn, welche einen Sprung in die Luft machen und dann auf die Erde fallen. Die Stimmung hebt sich bei uns. Wir rücken vor, und in 15 Minuten war der Feind verschwunden.

3 Uhr Nachmittags: Energischer Angriff. Um uns herum ist alles schwarz. Da sich die Haufen in der Entfernung halten, wird wenig geschossen und wenig getroffen.

Gegen 5 Uhr tragen uns die Füße nicht mehr; die Verwundeten verschmachteten und flehten um Wasser und ziehen den Tod dem Weitergehen vor. Es wird mitten im Sumpfland Halt gemacht; alle fallen erschlafft hin. Um 6½ Uhr rücken die Boxer im Halbkreis auf uns zu, schreien und heulen wie Bestien, erreichen uns aber mit ihren Schüssen nicht. Einige wagen sich nahe an uns heran, werden aber sofort niedergepfeffert. Sie bombardierten uns auch während der Nacht. Da wir in den Sümpfen herumgingen, mußten wir auch im Sumpfe schlafen. Man klappert vor Kälte.

Hunger und Durst fingen an uns zu quälen. Unser Doktor und ein Ingenieur wurden ohnmächtig. Jeden Augenblick muß man halten; die Verwundeten verlangen Wasser, das kleine Mädchen Brot — und keinem Wunsche kann entsprochen werden. Von nun an beginnen Strapazen aller Art. Der erwähnte Ingenieur will nicht mehr weiter und muß getragen werden; er will sich eine Kugel in den Kopf jagen und bittet uns, es geschehen zu lassen; wir sprechen ihm Mut ein. Langsam gehen wir dann dem Flusse zu, wo sich die Boxer in größerer Mehrzahl gruppiert hatten, wahrscheinlich um uns zu verhindern, Wasser zu trinken. Wir gehen resolut darauf zu und sehen mit Vergnügen, daß sich die Boxer entfernen. Alles atmet erleichtert auf, läuft zum Flusse, schöpft und trinkt das schmutzige Wasser. Welche Labung! Man schaut mit Thränen in den Augen zum Himmel.

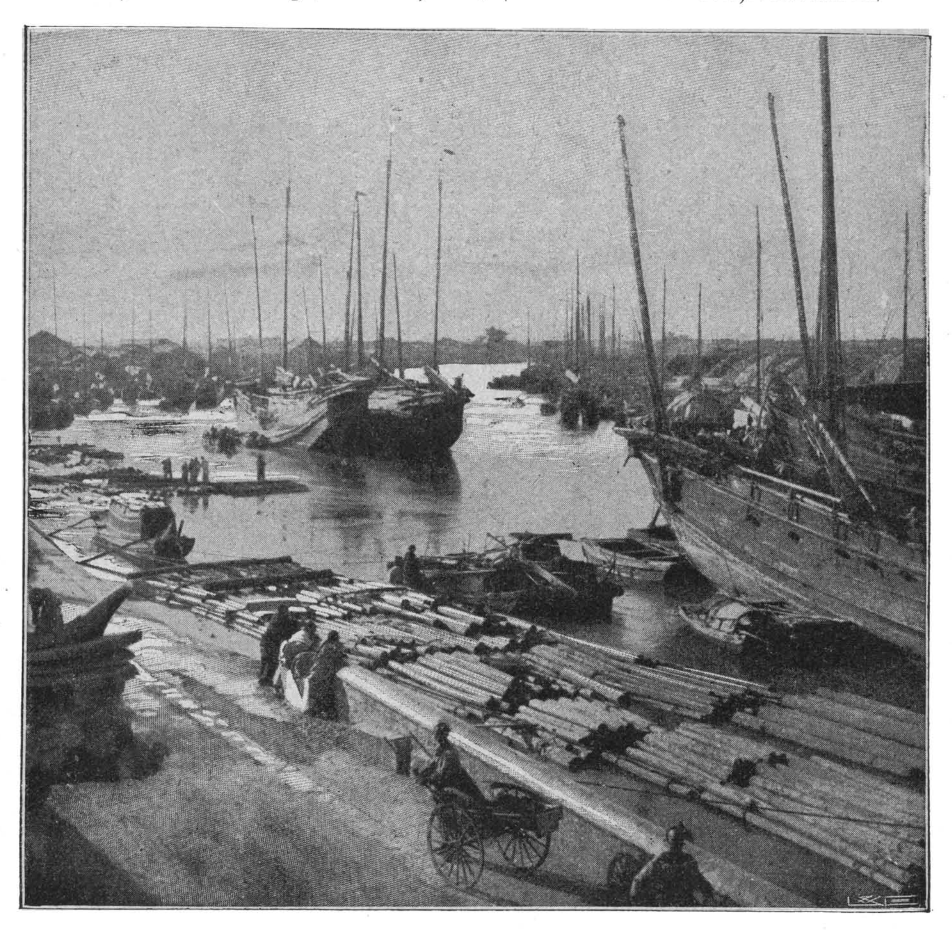
Gegen 2 Uhr marschierten wir längs des Flusses, um nicht mehr dursten zu müssen. Die Boxer folgten uns, aber immer in respektvoller Entfernung. Nach zwei Stunden gelangten wir in ein Dorf, in welchem gerade Markt war. Beim Eintritt empfingen uns einige Notabilitäten mit dem Fächer in der Hand und deuteten uns an, das Dorf möglichst schnell zu verlassen, was wir auch thaten. Somit verließen wir aber auch den Fluß wieder.

Kaum hatten wir das Dorf verlassen, so stellten sich auch die Boxer, etwa 300, ein; die Bevölkerung, an 2000, stellte sich neben den Boxern rechts auf. Wir nahmen Position in einem Friedhof, und sofort wurde Feuer mit einer Kanone und einem großen Gewehr auf uns eröffnet. Selbstverständlich ließen wir die Herren brav schießen und warfen uns nach jedem Schuß auf die Erde. In der Meinung, daß die Schüsse gut getroffen hätten, avancierten die Boxer langsam, aber in dichten Massen, und diesen Augenblick benutzten wir, um auf den Gegner Salven abzugeben, welche sicher viele Tote und Verwundete verursachten.

Der Tag war fürchterlich heiß, Durst und Hunger stellten sich wieder ein, und viele von uns begehren lieber zu sterben, als so weiter zu kämpfen. Aber es geht weiter.

1. Juni: Gegen 5 Uhr hatten wir die erste Attacke des Tages von einer Pagode aus. Die Kerls nähern sich so ohne Furcht, daß man mit ihnen handgemein wird. Einer hatte drei Kugeln im Leibe und schwang fortwährend den Säbel. Doch bald sanken vier zusammen; der Rest floh in die Pagode. Gegen 10 Uhr neuer Angriff von etwa 500 bis 600 Männern. Zwei Anführer fallen auf die ersten

und Patronen, alles andere im Boote zurücklassend. Wir hielten eine halbe Stunde Stand und zogen uns, nachdem das Feuer der Chinesen fortdauerte und wir ihnen keine ernsthaften Verluste beibringen konnten, da sie gut verschanzt waren, außer Schußweite, wurden jedoch verfolgt. Nachdem wir uns gesammelt hatten, stellten wir vier Leichtverwundete,



Am Zusammenfluß des Kaiser-Kanals und des Peiho.

darunter eine Dame, und einen Schwerverwundeten fest. Wie groß war aber unsere Überraschung, als wir zum ersten Male ausruhten und uns nun gegenseitig anschauten; die fünf Damen waren nur mit einem Rock bekleidet und eine, welche ihrer Niederkunft entgegensah, dazu barfuß und mit einem kleinen Mädchen von 4 bis 5 Jahren auf dem Arme. Gegen 9 Uhr wurden wir von neuem überfallen.

Die Expedition Seymours.

Die Flucht vor den Boxern.

Wir hatten gesehen, daß die Boxer der Expedition Seymour in den Rücken gekommen und durch die Wegnahme von Tientsin nicht nur die Abteilung Seymours in die größte Gefahr gebracht hatten, sondern auch das Gerücht verursacht, daß die ganze Expedition verunglückt sei! Anderseits berichteten wir, daß es Seymour gelungen war, Fühlung mit den Verbündeten zu finden. Dieses aber war nur dadurch möglich geworden, daß die verbündeten Truppen Tientsin genommen hatten. Solches war jedoch erst nach heftigen Kämpfen geschehen, deren Beschreibung wir jetzt folgen lassen.

Tientsin war wegen seiner Lage am Kaiserkanal, an der Bahn und am Peiho ein für beide kriegführende Parteien gleich wichtiger Knotenpunkt, ganz abgesehen von den dort vorhandenen großen Arsenalen und den daselbst aufgespeicherten Kriegsvorräten.

Die Fremdenniederlassung Tsz-tschu-lin liegt etwas südlich, also stromabwärts der Stadt, auf dem linken Ufer, und dorthin hatten sich die Fremden aus dem ganzen aufständischen Gebiet zu Beginn der Unruhen geflüchtet. Dem Tagebuche eines Schweizer Ingenieurs S. Tallerie entnehmen wir nachstehende Schilderung der Beschwernisse, die die Fremden auf ihrer Flucht vor den Boxern zu ertragen hatten.

29. Mai. Um 5½ Uhr nachmittags verließen wir, d. h. alle Europäer, 40 an der Zahl, worunter 7 Frauen, Paotingfu (etwa 70 Klm. westlich von dem sumpfigen Flußbett des Thsung-ting-ho gelegen, der bei Tientsin in den Peiho mündet) in elf Booten und fuhren in der Richtung nach Tientsin. Wir waren alle mit Mausergewehren M. 71 bewaffnet, und einige hatten ihre Revolver.

31. Mai. In Sundjen wurden wir zum ersten Male von den Chinesen überfallen. Ich glaube, daß dieser Überfall vorbereitet gewesen ist. Auf den Knall des ersten Schusses griff jeder nach Büchse

ohne uns, das Landungskorps, wären die Forts niemals genommen worden. Auch wir haben dabei unserer Flagge Ehre gemacht, denn ich hätte nie im Leben geglaubt, daß ich an der Spitze von 120 deutschen Matrosen und Heizern noch einmal ein Landfort stürmen würde. Etliche Geschütze nehmen wir mit an Bord; die großen sind zu schwer, wir haben davon mehr als 40 schwersten Kalibers und neuester Konstruktion, die Millionen wert sind, aber sie lassen sich nicht verwerten.

Diesem Briefe sei als Ergänzung folgendes hinzugefügt:

Korvettenkapitän Lans hatte das Kanonenboot „Iltis" nach Ostasien hinausgeführt und auf der Ausreise sehr schwere Stürme zu bestehen, aber das kleine Schiff erwies sich als wetterfest und erlitt keinen Schaden. Korvettenkapitän Lans ist am 23. April 1878 in die Marine eingetreten, wurde am 17. Dezember 1881 zum Leutnant zur See ernannt, avancierte am 19. März 1885 zum Leutnant, am 11. April 1892 zum Kapitänleutnant und am 12. Dezember 1898 zum Korvettenkapitän. Als Kapitänleutnant war er längere Zeit zum damaligen Oberkommando der Marine kommandiert, nachdem er vorher zweiter Offizier auf dem von dem Kapitän zur See Boeters kommandierten Panzerschiff „Kurfürst Friedrich Wilhelm" gewesen war. Seine Majestät der Kaiser verlieh dem tapferen Führer den schönsten Orden, den es für ein Soldatenherz giebt, den Orden pour le mérite.



Oberleutnant z. S. Hellmann.

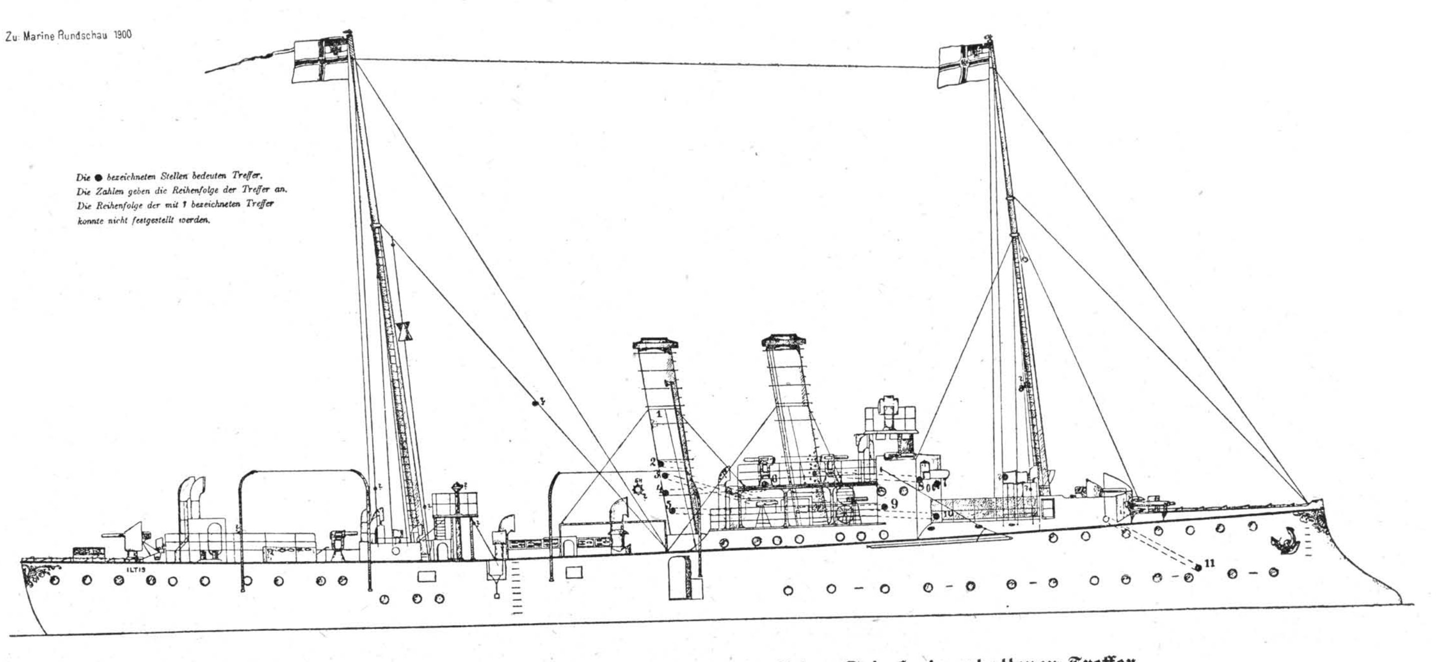
Noch härter als den Kapitän traf das Schicksal den Oberleutnant zur See Hellmann. Dieser war am 6. Dezember 1873 in Neiße in Schlesien geboren, am 9. April 1892 in die Marine eingetreten und am 15. September 1895 Leutnant zur See geworden, er war längere Zeit zur zweiten Matrosen-Artillerie-Abteilung kommandiert, befand sich darauf unter dem Kommando des Kapitäns zur See Oelrichs auf dem Schulschiff „Stein", das damals vorübergehend auf der ostamerikanischen Station kreuzte, gehörte später dem Probefahrtskommando unter Kapitän zur See Ascher an. Am 16. November 1898 avancierte Hellmann zum Oberleutnant und wurde zum Stabe des Kanonenbootes „Iltis" versetzt, auf dem er zuletzt der zweitälteste Oberleutnant war. Während des Bombardements traf eine chinesische Kugel den jungen Offizier und tötete ihn sofort. Über die übrigen Verluste auf deutscher Seite berichten wir später.

drängt. Es soll seit drei Tagen durch chinesische reguläre Truppen, die von Norden gekommen sind, bombardiert worden sein, aber es wird sich wohl, wenn nur Munition und Proviant reicht, halten, bis Ersatz kommt. Natürlich gilt es nun, möglichst viel Truppen rasch dorthin zu schicken. Auf die Dauer können die Chinesen nicht widerstehen, aber bis genügend Soldaten hier sind, können sie zeitweise Erfolge erringen. Der erste Vorstoß von den Russen nach Tientsin ist zurückgeschlagen, und die Russen sollen erhebliche Verluste erlitten haben. Jetzt marschieren etwa 3000 Mann mit 24 Feldgeschützen dahin, und das wird genügen.

Ich kam mit Kirchhoff überein, daß ich andern Tages auf der Tengku gegenüberliegenden Seite des Peiho eine Rekognoszierung unternehmen sollte, um zugleich zwei dort liegende und den Bahnhof bedrohende Forts zu besetzen und die dort vorhandenen Geschütze zu zerstören. Ich machte mich auf, um die Engländer im Nordwestfort, die Japaner im Nordfort und die Russen im nördlichen Teil des Südforts zur Teilnahme aufzufordern, aber nirgends fand ich Unterstützung, und da entschloß ich mich, mit meinen Leuten allein vorzugehen. Dies konnte ich umsomehr, da am selben Tage 220 Mann Verstärkung unter Kapitänleutnant Wedding eintrafen, so daß ich 400 Mann stark bin. Am 22. früh rückte ich mit einem Feldgeschütz, vier Offizieren und 400 Mann ab, besetzte das Südfort, dann die Strandbatterie, beschoß das landeinwärts belegene Fort und besetzte dies ohne Widerstand. Ich demolierte die Geschütze, zerstörte eine Brücke und rückte dann gegen das Tengku gegenüberliegende Fort und Pulvermagazin vor. Wieder ließ ich meine Leute das Feuer eröffnen und die Schüsse zeigten, daß Widerstand nicht zu erwarten war. Einige Chinesen flohen, wir zogen in das Fort ein, wo ich zwölf Geschütze zerstörte. Dann ging es in das mächtige, durch doppelte Wälle geschützte Pulvermagazin. Wir fanden etwa 20000 Kisten Pulver und 2—3000 Granaten. Ich nahm 20 Kisten zur Sprengung der Brücke, was prachtvoll gelang.

Ich soll auf die „Hansa“ zurück, da der Admiral seine Kommandanten an Bord haben will. Lautenberger löst mich ab. Der chinesische Kreuzer, der draußen bei den Schiffen lag, ist auch inzwischen genommen worden. Lans hat sich übrigens bei dem Kampf gegen die Forts vorzüglich gemacht. Mit seinem ungeschützten Kanonenboot ging er schneidig vor und brachte die uns gefährliche Artillerie zum Schweigen. Der „Iltis“ zog das feindliche Feuer auf sich. Aber

Zu: Marine Rundschau 1900



Die von S. M. Kanonenboot „Iltis" im Gefecht mit den Takuforts erhaltenen Treffer.
Nach dem Oktoberheft der „Marine-Rundschau".

war den Chinesen zuviel, ihr Feuer wurde schwächer, ich setzte in meinen von mir vorher bestellten Booten, die dem „Iltis“ gefolgt waren, über den Fluß, zugleich mit den Engländern und rückte in das Fort ein, das durch die Explosion ganz grausam verwüstet war. Aber es ist geradezu unglaublich, wie stark diese Forts sind und was für prachtvolle Geschütze sie haben, alle neuester Konstruktion, Krupp. Das Fort ist etwa 1000 m lang, ich habe daher nur den Südteil besetzt, während die Russen, 150 Mann stark, den Nordteil halten. Die Engländer haben jetzt das Nordwestfort, die Japaner das Nordfort besetzt. Um $7\frac{1}{2}$ Uhr war alles beendet.

Am Nachmittag, nachdem meine Leute ausgeruht hatten, unternahm ich einen Zug nach der Strandbatterie, in der etwa 20 schwere Geschütze stehen, die ich unbrauchbar machte, und dann gings nach dem Südwestfort, wo ich von den dort befindlichen 20 Feldgeschützen zwei mitnahm, nachdem ich die anderen auch unbrauchbar gemacht hatte. Dann habe ich meine ganze Kraft dazu verwendet, mein Südfort in verteidigungsfähigen Zustand zu versetzen und die Leute sicher unterzubringen. Hier brennt es nämlich noch in verschiedenen Kasematten, und das Feuer, das allerdings sonst unschädlich ist, bringt hin und wieder mal ein freiliegendes Geschoß zur Explosion. Wir erwarten hier den Anmarsch chinesischer Truppen, doch glaube ich nicht, daß wir ihnen die Forts lassen werden. Im Südfort sind heute 150 Russen dazu gekommen, so daß wir jetzt in dem allerdings riesigen Fort 420 Mann stehen. Meine Unterbringung ist gut, die Verpflegung geht an, leider regnet es heute, und in dem Lehm ist alles unwegbar. Ich bin gespannt, wie lange ich hier noch im Fort als Kommandant sitzen werde. Ich bin frohen Mutes und froh erregt, daß ich doch auch einmal Gelegenheit zu kämpfen hatte. Hätten wir aber das Nordwestfort nicht genommen, dann hätte es uns recht schlimm ergehen können.



Kapitän zur See Pohl.

Admiral Kirchhoff wurde an Land geschickt. Ich ging mit ihm nach dem Bahnhof von Tengku hinaus, wo jetzt „Iltis“ und „Jaguar“ liegen. Russen und Engländer wurden hier ausgeschifft, ebenso 250 Seesoldaten unter Major Christ, die aus Tsingtau kamen. Die Eisenbahn nach Tientsin ist unterbrochen und dieses selbst hart be-

zurück, um bessere Deckung zu suchen, und etwa eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang, als die Schiffsgeschütze besser richten konnten, schwiegen die drei gräßlichen Dinger da vorne. „Iltis“ hißte das von mir verabredete Fernsignal, einen Ball, als Zeichen, daß er sein Feuer einstellen würde und wir nun vorgehen könnten. Ich ließ den anderen Truppenführern sagen, daß es jetzt Zeit zum Vorgehen sei, und vorwärts stürmte nun alles, auseinander gezogen in langen Linien, die sich aber wieder zusammenschlossen, da tiefe Gräben das sonst ganz ebene Land durchzogen. Die Engländer auf dem rechten Flügel, wir in der Mitte. Nun richtete auch das Fort sein Feuer gegen uns, und wir in unseren weißen Anzügen waren prachtvolle Ziele, aber es wurde schlecht geschossen, die Kugeln pfiffen uns um die Ohren, aber nur hin und wieder fiel einer. Je näher wir kamen, desto schwächer wurde das Feuer, aber einzelne unterhielten es doch noch, bis wir im Fort waren.

Leider war die Brücke, über die meine Leute das Fort betreten sollten, zerstört, wir mußten uns daher alle nach dem rechten Flügel zurückziehen. Ich ließ, dies erkennend, meine Leute mir folgen, und drang selbst, weit an der Spitze meinen Leute voraus, mit den Engländern zugleich in das Fort ein. Es war ein unendlich schöner Moment, als ich unter Hurra unsere mitgebrachte Flagge auf der Südwestecke des Forts hißte, gerade in dem Augenblick, als „Iltis“ in der Höhe des Forts anlangte und etwa 100 m bei uns vorbeidampfte. Wir brachten dem tapfern Schiffe drei Hurras, die es erwiderte, es hatte scharf durch das Feuer gelitten, Lans war schwer am Fuße verwundet, Leutnant Hellmann tot, mehrere Offiziere verwundet, im ganzen sieben Tote und zehn Verwundete. „Iltis“ hatte durch sein Feuern natürlich das feindliche Feuer auf sich gezogen, aber mit dem englischen Kapitän von der „Algerine“ auch fast allein durch sein schneidiges Vorgehen den Erfolg des Tages erzwungen. Ehre dem Schiffe und seinem Kommandanten! Ich hatte nur einen Verwundeten, bei den anderen Detachements waren mehrere Verwundete und Tote.

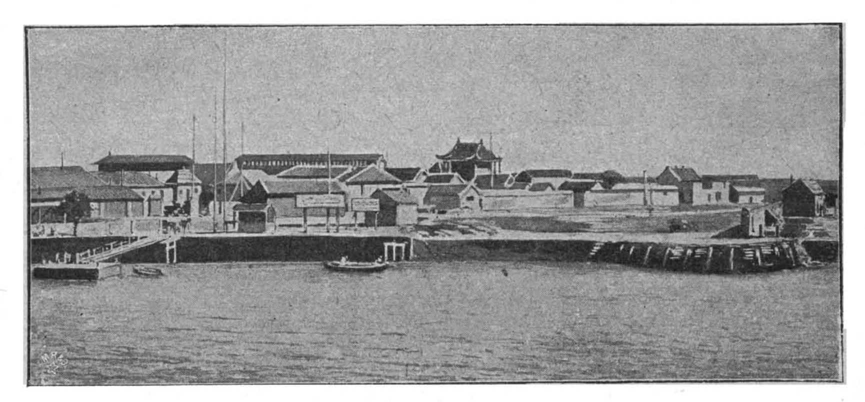
Vom Nordwestfort ging es nach dem Nordfort. Ich nahm mit meinen Leuten die Spitze, ließ gleich zwei Geschütze besetzen, und zur Unterstützung der Kanonenboote, die das heftig feuernde Südfort beschossen, gegen dieses schießen. Unsere Leute bedienten die Geschütze, der Linienschiffsfähnrich Stenner feuerte ab, und beim zweiten Schuß gelang es ihm, das Pulvermagazin in die Luft zu sprengen, nachdem „Iltis“ kurz vorher ein anderes zur Explosion gebracht hatte. Das

Die anderen Truppenführer erklärten sich mit meinen Vorschlägen einverstanden. Glücklicherweise traf während der Sitzung Kapitän Craddock von der „Alacrity“ mit der Meldung ein, daß die Engländer um 1 Uhr nachts 360 Mann ausschiffen würden. Wir waren also 120 Deutsche, 20 Österreicher, 360 Engländer, 300 Japaner, 150 Russen, 20 Italiener, zusammen 970 Mann, von denen aber 150 Japaner zum Schutz des Bahnhofes Tengku zur Rückendeckung gegen etwaige chinesische Truppen zurückgelassen werden sollten. Zum Angriffe waren also nur 820 Mann verfügbar.

Ich glaubte nicht, daß die Chinesen Widerstand leisten würden, hatte mich aber getäuscht. Ich schlief auf dem „Iltis“ den Schlaf des Gerechten, wollte um 2 Uhr aufstehen und um 3 Uhr abrücken, da wachte ich plötzlich auf, bum=bum gingen ganz schwere Geschosse über mich hinweg. An Bord große Aufregung, Lärmen, Rufe; ich so schnell wie möglich in meine Kleider, an Land, wo meine Leute in einem Schuppen schliefen und sich jetzt sammelten. Pfeifend gingen schwere Granaten über uns hinweg und schlugen rechts und links ein, aber alle ohne zu krepieren. Die Chinesen hatten das Feuer um 1 Uhr eröffet und sich offenbar auf den Bahnhof Tengku, wo auch die meisten Kanonenboote lagen, eingerichtet. Ich nahm rasch meine Leute und marschierte auf das Fort zu, die Russen und Japaner durch Patrouillen davon benachrichtigend. Sie stießen etwa eine halbe Stunde später zu mir. Die Kanonenboote gingen nun gleichfalls in ihre Position und wurden natürlich aufs heftigste beschossen von allen Forts, während wir, nur noch etwa 600 m vom Fort entfernt, im Graben und hinter kleinen Anhöhen liegend, den Augenblick herbeisehnten, wo wir eingreifen konnten. Ich war so nahe an das Fort herangegangen, daß wir fast in das Feuer der Kanonenboote hineinkamen. Noch war es dunkel, der Mond schien allerdings, aber die Dunkelheit erschwerte das Zielen, und von einem Schwächerwerden des Feuers im Fort war nichts zu merken. Besonders drei Schnellladegeschütze der uns zuliegenden Front feuerten mit solcher Präzision und Ausdauer, daß ich im Innern glaubte, wir würden mit unseren geringen Mitteln keinen Erfolg haben. Es war ein großartiges Schauspiel. Rechts hinter uns die Kanonenboote, das Aufblitzen und Dröhnen der Schüsse, vor uns der Feind, das Zischen und Einschlagen der Geschosse; nun habe ich auch ein Gefecht mitgemacht, und wirklich ein ernstes.

Kurz vor Sonnenaufgang ging ich mit allen Mannschaften, in Übereinstimmung mit dem englischen Kommandanten, etwa 200 m

korps von „Hansa", „Hertha" und „Gefion", etwa 120 Mann, an Land zu gehen, um mich nötigenfalls der Takuforts zu bemächtigen. Es schlossen sich mir 20 Österreicher unter dem Linienschiffsfähnrich Stenner an, außerdem sollten an Land noch 300 Japaner, 50 Engländer und 20 Italiener, sowie 150 Russen zu mir stoßen. Wir kamen, da wir mit China offiziell im Frieden lebten, durch die Forts hindurch nach Tengku, wo der „Iltis" lag. Ich besetzte hier mit den Japanern zusammen den Bahnhof, schickte bewaffnete Züge nach Tientsin und war dabei, den Bahnhof zu sichern, da der Anmarsch von 5000 regulären chinesischen Truppen gemeldet wurde, die ich unter keinen Umständen nach Tengku hineingelassen hätte. Da kam mir um 5 Uhr nachmittags der Befehl vom Admiral, daß infolge der feindlichen Hal-



Ansicht von Taku.

tung der chinesischen Regierung die Takuforts mit Güte oder Gewalt besetzt werden sollten. Dem chinesischen Befehlshaber wurde ein Ultimatum gestellt, daß er bis 2 Uhr morgens die Forts zu übergeben habe. Dann war Sitzung aller Kanonenboots-Kommandanten und Führer der Landtruppen auf dem russischen Kanonenboot Bobr, dessen Kommandant Kapitän zur See und älter als ich war. Hier wurde festgestellt, wie die Kanonenboote sich zur Beschießung der Forts hinlegen sollten und ich, als ältester Offizier der Landtruppen, entwickelte den anderen meinen Plan, daß ich bei der geringen Zahl der Mannschaften nur dann Aussicht auf Erfolg haben würde, wenn die Kanonenboote das Feuer der Forts soweit niederkämpften, daß ich herangehen konnte. Ich beschloß aber, von vornherein soweit vorzugehen, daß dieser Moment sofort wahrgenommen werden konnte, sobald er eintrat.



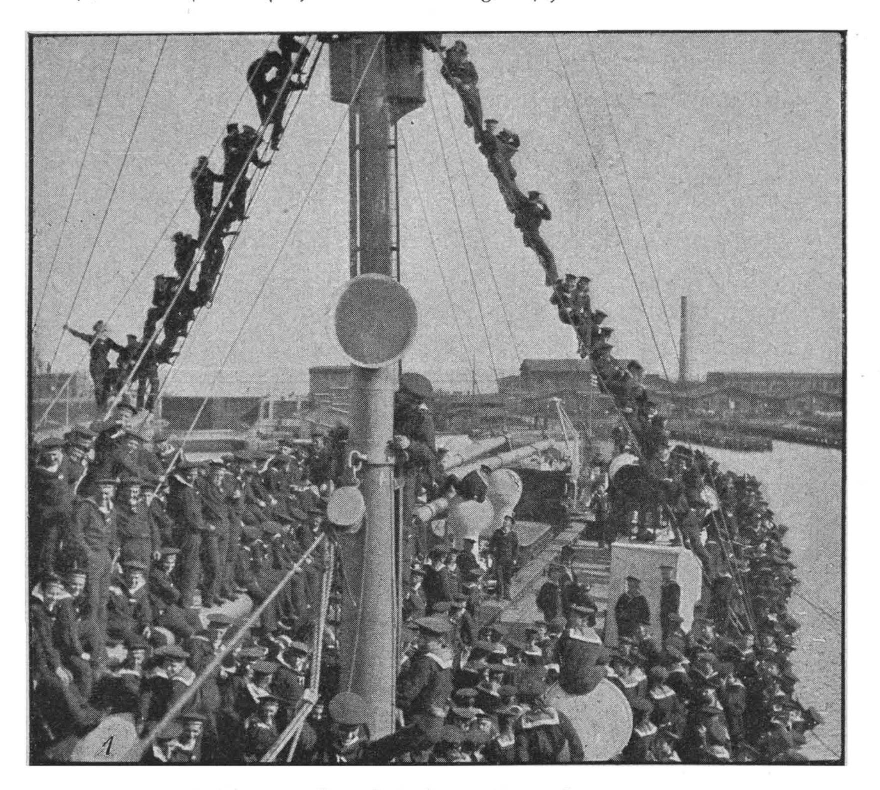


Graf und Gräfin Waldersee bei ihrer Abfahrt aus Deutschland.

den Kriegsschiffen auf See bestattet war. Die Schwerverwundeten brachte der deutsche Lloyddampfer „Cöln" nach Japan; die Leichtverwundeten wurden nach Schanghai geschafft und von dort mit dem Dampfer „Stuttgart" nach Hause befördert.

Briefe des Kapitäns zur See Pohl.

Eine wertvolle Ergänzung des amtlichen Berichts geben einige Briefe, die Kapitän Pohl an die Seinigen schrieb:



Der Lloyddampfer Cöln mit dem deutschen Ablösungskommando.

Nun komme ich dazu, euch einen echten Kriegsbrief zu schreiben, aber ich will euch von vornherein sagen, daß es mir sehr gut geht. Ich bin der reine Krieger geworden; wenn ihr mich sehen würdet, würdet ihr einen wahren Schrecken bekommen, bewaffnet bis oben hin, schmutzig und braun gebrannt.

Also ich wurde am 15. Juni abends zum Admiral gerufen, der mir den Befehl erteilte, um 2 Uhr morgens mit dem Reservelandungs-

Kalt und klar erklang aus dem Munde des Generals, der noch soeben in tiefster Rührung erzitterte, das Kommando zum Angriff. Major Christ führte seine Leute nach dem Eisenbahndamm ab, wo sich ein kurzes Feuergefecht mit dem Feinde entspann, der sich schnell wieder zurückzog, als er merkte, daß ihm die Überraschung nicht gelungen. Müde und ärgerlich über die nimmer standhaltenden Chinesen marschierten Deutsche und Russen wieder ins Biwak ab. Über den Gräbern der gefallenen Kameraden erhob sich bereits ein frisch aufgeworfener Erdhügel. Auf diesen pflanzten sie ein schnell gezimmertes Kreuz, auf das die Kompagnieschreiber in Deutsch und Russisch mit ihren schönsten Schnörkeln aufmalten: „Hier ruhen Deutsche und Russen in treuer Waffenbrüderschaft."

Nach dem Sturme auf das Arsenal wurden Russen und Deutsche in räumlich weit von einander entfernte Quartiere auseinandergezogen. Über den Abschied beider schreibt derselbe Berichterstatter: „So war denn abends 7 Uhr die Stunde gekommen, da das 3. Seebataillon und Kapitän v. Usedoms Marinetruppen, die in der Universität Quartier zu beziehen hatten, von den russischen Kameraden scheiden mußten. Das Scheiden that auch diesmal wirklich weh! Das hatte der russische General Stössel bereits Herrn Major Christ mit warmem Händedruck im vertraulichen Gespräche versichert, das klang aus den schwermütigen Weisen, die jetzt die russische Kapelle den Scheidenden zum Abschied aufspielte, das stand auf den wettergebräunten Gesichtern der tapferen Deutschen, die da, den Tornister geschnürt, zum Abmarsch klar gemacht hatten. Noch einmal trat General Stössel vor die Front. Mit bewegter Stimme bot er den deutschen Kameraden im Namen der Russen den Abschiedsgruß. Schweren Herzens sehe er sie, die in diesen heißen Tagen Kriegsnot und Waffenglück in brüderlicher Gemeinschaft mit den Seinigen geteilt hatten, ziehen. Hoffentlich sei es ihnen vergönnt, ein anderes Mal wieder Schulter an Schulter zu kämpfen. Major Christs Erwiderung war nicht minder herzlich. Und nun nahmen unter den begeisterten Hurrahs der Leute und den alle Herzen mächtig bewegenden Klängen der Musik die Offiziere persönlich Abschied von einander. Leibliche Brüder hätten nicht zärtlicher sein können, als diese einander bis noch vor kurzem so fremden, im Feuer gehärteten Männer. Aber das ist der Krieg! Dem einen schlägt er Wunden, dem anderen wirbt er Freunde."

Es sei hierbei ergänzend bemerkt, daß ein Teil der auf Seite der Verbündeten Gefallenen bereits vorher von den vor der Barre ankern-

„Iltis“ — ehe das Pulvermagazin des Südforts aufflog und damit der Kampf endete — nicht deutlich wahrgenommen. Wie die spätere Besichtigung ergab, handelte es sich bei den Forts um Werke, die mit den modernsten Hilfsmitteln ausgerüstet waren. Vollständiges amtliches Material über die Bestückung der Forts, speziell auch darüber, welche Geschütze sich an dem Artilleriegefecht beteiligten, liegt noch nicht vor, jedoch bestrichen die neuesten Kanonen bis zum 17 cm-Kaliber von den hohen Kavalieren aus den ganzen Horizont. Es erscheint fast unbegreiflich, daß es den Kanonenbooten und den schwachen Landungskorps gelungen ist, das Unternehmen gegen den entschlossenen Widerstand der Chinesen durchzuführen. Wie ein Versuch ergab, konnten die 12 cm-Schnellfeuerkanonen des Nordwestforts wegen der hohen Umwallung nicht die genügende Depression nehmen, um auf den Rumpf der Kanonenboote zu zielen. Nur Mastspitzen und Schornsteine waren zu erreichen. Hieraus erklären sich zum Teil die geringen Verluste der Kanonenboote in dem ersten Teil des Kampfes. Der Erfolg ist dem gut angelegten Angriffsplan, dem richtigen Zusammenwirken aller Kräfte und der hingebenden Tapferkeit der Besatzungen aller Kanonenboote und der Angehörigen der Landungskorps zu danken.

Waffenbrüderschaft der Deutschen und Russen.

Wie eng nach diesen Kämpfen die Waffenbrüderschaft zwischen den Deutschen und Russen war, schildert der „Ostasiatische Lloyd“: Am 24. Juni um 8 Uhr morgens blies der Trompeter zum Gebet. Dicht neben General Stössels Zelt lagen die russischen und die deutschen Kameraden aufgebahrt, die gegen den gemeinschaftlichen Feind kämpfend gefallen waren. Die blutbefleckten Leichen waren in weiße Leinwand gehüllt, die fahlen Gesichter bekränzte frisch gebrochenes Grün. Dieselbe scheue Hochachtung, die die Russen auf dem Schlachtfelde vor dem ersten toten deutschen Soldaten, den man an ihnen vorübertrug, das Gewehr präsentieren ließ, drückte sich auch jetzt auf den grimmen Gesichtern der Krieger des Zaren aus, die auch hier in Reih und Glied den Gefallenen die letzte Ehre erwiesen. Die Deutschen waren nicht minder tief ergriffen von diesem letzten Akt des kriegerischen Dramas, in dem sie selbst mitgespielt hatten. Ein russischer Geistlicher segnete die Leichen ein. Dann begann General Stössel einen Abschiedsgruß an die toten Helden. Er sprach langsam mit tiefbewegter Stimme. Da donnerten die Kanonen eine Ehrensalve den gefallenen Kameraden — die Chinesen hatten sie gefeuert — Alarm!

gelegt hatten, konnten nunmehr die deutschen und österreichischen Mannschaften über den Peiho übergesetzt werden. Die Boote legten, nachdem zuerst eine hindernde Trossensperre überwunden war, am Südfort an, ebenso die Engländer. Das Fort wurde sodann widerstandslos besetzt. Hier wurden sämtliche deutsche Mannschaften zusammengezogen und die deutsche und österreichische Flagge gehißt. Auf dem Nord- und Nordwestfort wurde die deutsche Flagge wieder niedergeholt. Am Nachmittag wurde auch die Seefront und ein südwestlich derselben liegendes weiteres Fort besetzt, nachdem diese Werke vorher vom Südfort aus beschossen waren. Die in den beiden zuletzt erwähnten Werken vorgefundenen Geschütze wurden unbrauchbar gemacht, weil sie der geringen Stärke des Landungskorps wegen nicht dauernd gehalten werden konnten. Das Südfort wurde zur Verteidigung eingerichtet.



Korvettenkapitän Lans.

Die befehligenden deutschen Offiziere melden übereinstimmend, daß jedermann voll und ganz seine Schuldigkeit gethan hat. Es gilt dies nicht allein von den kämpfenden Offizieren und Mannschaften, sondern auch von dem Maschinen- und Heizerpersonal auf S. M. S. „Iltis“, das in seiner exponierten Lage mit Ruhe und Kaltblütigkeit seinen verantwortlichen Dienst versah. Hervorgehoben wird auch das waffenbrüderliche Verhalten der Schiffe der übrigen Nationen, denen voller Anteil an den Erfolgen des Tages zukommt, sowie das wohl vorbereitete Zusammenwirken von Landungskorps und Schiffen.

Von Bord des Flaggschiffes des Kreuzergeschwaders war der Kampf in seinen letzten Phasen bei dem sehr sichtigen Wetter einigermaßen zu verfolgen. „Iltis“ und „Algerine“ konnten ziemlich deutlich erkannt werden. Allerdings wurde der kritische Moment für S. M. S.

mando weiterführen und übergab dasselbe daher bis auf weiteres an den nächstältesten Offizier, Oberleutnant zur See Hoffmann. „Iltis“ glitt infolge der vorerwähnten Ereignisse an „Algerine“ vorüber und ankerte sodann vor dem englischen Kanonenboot, während der Verabredung gemäß die frühere Reihenfolge beibehalten werden sollte. „Iltis“ war nunmehr das vorderste Schiff und fand so erwünschte Gelegenheit, als vorderstes Schiff an der Niederkämpfung des noch feuernden Werkes mitzuwirken. Das Schnellfeuer seiner 8,8 cm-Schnellfeuerkanonen brachte sehr bald darauf das Pulvermagazin beim 1. Kavalier des Südforts zur Explosion. Jedermann nahm an, daß damit der Widerstand zu Ende sein werde. Jedoch setzten einige Geschütze des Südforts, bez. der noch weiter außerhalb gelegenen Seefront, das Feuer mit großer Präzision und Heftigkeit fort.



General-Major Stössel.

Unterstützt von dem Feuer aus dem Nordfort, das inzwischen auch durch die verbündeten Landungskorps besetzt war und dessen Geschütze unter Leitung deutscher und österreichischer Offiziere auf das Südfort gerichtet wurden, konzentrierten „Iltis“, der durch Manövrieren mit den Maschinen die noch intakten Geschütze der Backbordseite zum Schuß brachte, und die anderen Kanonenboote ihr Feuer auf das Südfort. Nachdem eine Kasematte mit Pulvermagazin in Brand geschossen war, gelang es den vereinten Bemühungen, eine 17 cm-Kanone des Südforts und die Geschütze der Seefront zum Schweigen zu bringen. Vom „Iltis“ aus, der noch kurz vorher durch einen Treffer an Steuerbord 3 Tote und 2 Verwundete verloren hatte, konnte festgestellt werden, daß die Chinesen in regelloser Flucht das Fort verließen. Gegen 7 Uhr morgens fiel der letzte Schuß. Dank der vorher getroffenen Maßnahme, daß die Boote des deutschen Landungskorps in Feuerlee des „Iltis“ folgten und auf erhaltene Weisung beim Nordfort an-

mannschaften hinwegschossen. Als das Signal zum Sturmangriff hochging, und das Feuer auf das Nordwestfort eingestellt war, wurden die Kompagnieen auseinandergezogen, in der Mitte die Deutschen, auf dem rechten Flügel die Engländer, links Russen und Japaner. Mit Hellwerden war es kurz vorher möglich geworden, die Forts und die Geschoßwirkung besser zu beobachten. Einige Geschütze wurden durch die Chinesen sehr gut bedient. Trotzdem die Granaten der Kanonenboote an beiden Seiten den Wall abkämmten, ruhte die Bedienung nicht. Drei Mann wurden beobachtet, die zu ihrem besseren Schutz ihrem Geschütz jedesmal die höchste Elevation zum Laden gaben, dann aber wieder verschwanden, wenn das Rohr zum Schuß gesenkt wurde.

Der Befehl zum Vorgehen wurde mit größter Schnelligkeit vollzogen. Auf 400 m herangekommen, wurde das Gewehrfeuer eröffnet. Obwohl die Chinesen auch mittels einer Feldkanone mit Kartätschen zu feuern begannen, waren auch hier die Verluste gering. Die Schützenzüge zogen sich, näher herankommend, mehr und mehr nach rechts zusammen und drangen, da die Brücke des Wallgrabens für den hinteren Eingang zerstört war, durch den Haupteingang in das Nordwestfort ein. Einige Leute erkletterten die Wälle. Die Chinesen leisteten teilweise bis zum letzten Moment Widerstand. Es wurden 50 Tote im Fort gezählt und zahlreiche Gefangene gemacht. Auf den Wällen wurden die Flaggen der beteiligten Nationen gehißt. Da „Iltis“ und „Algerine“ gerade in diesem Moment zum Angriff auf das Nordfort vorbeidampften, brachten ihnen die Mannschaften des Landungskorps drei brausende Hurrahs. Nach Aussage des gefangenen Sekretärs des Fortkommandanten soll das Nordwestfort eine Besatzung von 1450 Mann gehabt haben. Als 5 Uhr 13 Min. die Landungskorps in das Nordwestfort eindrangen, gingen der Verabredung gemäß „Algerine“ und „Iltis“ ankerauf und dampften stromabwärts. Die übrigen Kanonenboote folgten. Heftiges Granatfeuer aus dem Südfort setzte auf „Iltis“ einige Leute außer Gefecht. Ein kleiner Brand konnte ohne Mühe gelöscht werden. Das Nordfort hatte inzwischen auch zu feuern aufgehört.

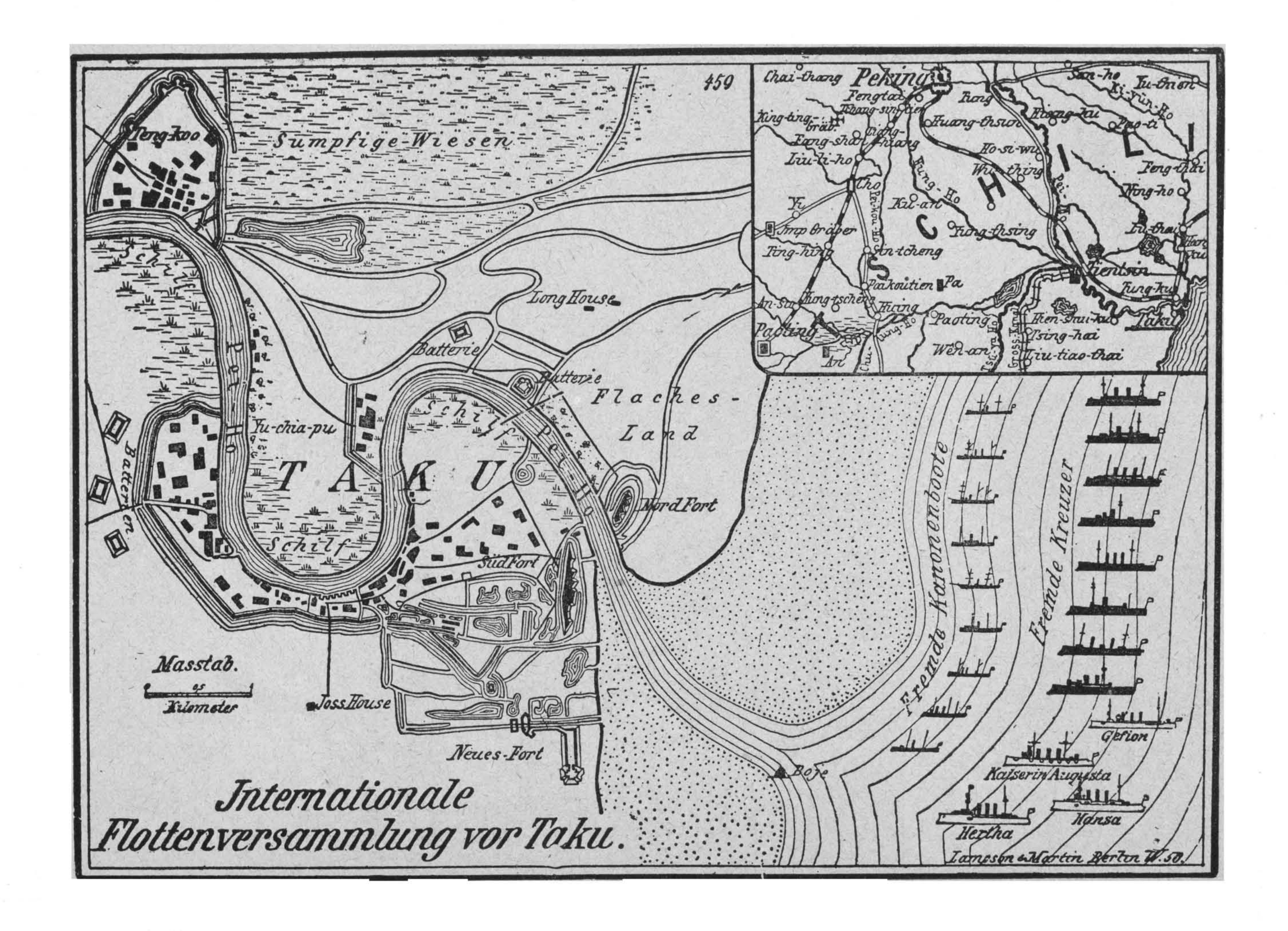
Um 5 Uhr 45 Min. ankerte „Algerine“ wiederum. Auf S. M. S. „Iltis“, der dicht hinter ihr folgte, zerstörte in diesem Momente eine Granate, die unter der Kommandobrücke krepierte, Steuerapparat und Maschinentelegraphen. Ehe noch die Reservemaschinenbefehlsübermittelung in Kraft treten konnte, wurde durch einen weiteren Treffer der Kommandant schwer verwundet, konnte nur noch kurze Zeit das Kom-

betrug 1000 m, nach dem Südfort 2200—2500 m. Die Undeutlichkeit der Ziele und der Rauch einiger mit rauchstarkem Pulver schießender anderer Schiffe erschwerte das Zielen. Es wurden daher, um Munitionsverschwendung zu vermeiden, Pausen gemacht und in einer solchen auf den Gefechtsstationen auch Frühstück ausgegeben.

Um 2 Uhr 30 Min. waren alle Plätze durch die Kanonenboote planmäßig eingenommen. Gegen 3 Uhr setzte Flut ein, die Schiffe schwoiten. Bis zur Morgendämmerung kamen, obwohl einige Granaten den Schornstein durchschlugen, und leichtere Verwundungen durch Splitterwirkung entstanden, ernstere Beschädigungen nicht vor. Auf S. M. S. „Iltis" hatte das Gefecht bis dahin den Charakter einer gut geleiteten Schießübung. „Iltis" schien, sobald es hell wurde, seiner durch die Aufbauten besser hervortretenden Formen wegen besonders als Zielpunkt für die chinesischen Geschütze ausgewählt zu werden. Die ersten Treffer, welche die Maschinenkanonen und deren Mannschaften auf der Kommandobrücke außer Gefecht setzten, traten ein.

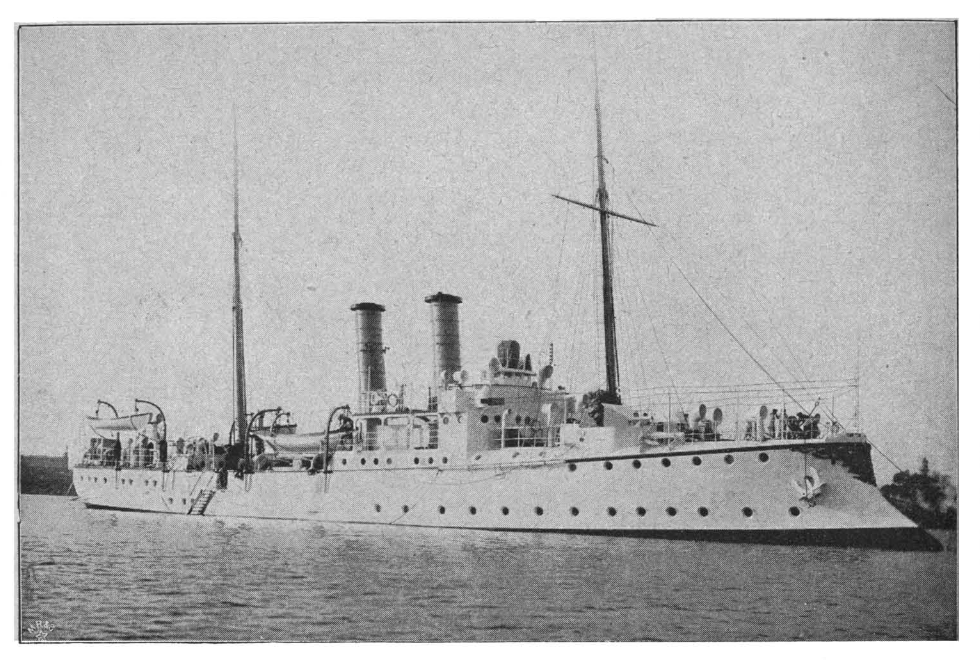
Um 4 Uhr 36 Min. wurde auf der Südseite des Südforts eine heftige Explosion bemerkt. Auf dem Nordfort schwieg indessen das Feuer. Nach Verständigung mit „Algerine" durch das Dampfbeiboot wurde daher um 4 Uhr 45 Min. auf „Iltis" ein schwarzer Ball zum Zeichen für das Landungskorps, nunmehr zum Sturm auf das Nordwestfort vorzugehen, gehißt. „Algerine" wiederholte das Signal, das gleichzeitig die Schiffe davon verständigte, das Feuer auf das Nordwestfort einzustellen.

Kapitän zur See Pohl, dem der Auftrag zu teil geworden war, den Befehl über die verbündeten Landungskorps zu übernehmen, war am 16. abends in Tengkou gelandet. Die Mannschaften wurden zunächst in leere Bahnhofsschuppen untergebracht. Das Landungskorps bestand aus 120 Deutschen, 20 Österreichern, 150 Russen und 150 Japanern. Vor Beginn des Sturmes stießen noch 360 Engländer und 20 Italiener hinzu. Um 2 Uhr nachts sollten die Mannschaften geweckt werden. Als die Forts das Feuer eröffneten, traten die Leute sofort an, und um 1 Uhr 15 Min. wurde abgerückt. Nach Überwindung einiger Terrainschwierigkeiten wurde ein Weg nach dem Nordwestfort gefunden, der einige Deckung bot. An geschützter Stelle wurde zunächst Halt gemacht, um den Erfolg des Geschützfeuers der Kanonenboote abzuwarten. Pulverdampf erschwerte außer der Dunkelheit die Beobachtung der Schüsse. Verluste traten hier nicht ein, da die Forts ihr Feuer auf die Kanonenboote richteten und über die Landungs-



Internationale Flottenversammlung vor Taku.

Forts das Feuer auf die Kanonenboote. Allen Wahrnehmungen nach waren die Geschütze der Forts bereits vor Dunkelwerden auf die Kanonenboote eingestellt. Die Granaten schlugen in nächster Nähe ein. Bei langsam laufender Ebbe warf „Iltis“ um 1 Uhr 30 Min. vom Bollwerk los und steuerte gefechtsklar auf seinen Ankerplatz. Vorher war freiwillig der deutsche Lotse Lindberg an Bord gekommen und hatte seine Dienste angeboten. Beim Stromabwärtsdampfen wurde im Vorbeifahren festgestellt, daß „Whiting“ und „Fame“ ihre Aufgabe, nämlich die Besetzung der chinesischen Torpedoboote, bereits erfüllt



S. M. Kanonenboot „Iltis“.

hatten. „Lion“ und die russischen Kanonenboote, die im Fluß oberhalb der verabredeten Gefechtsposition zu Anker lagen, wurden beim Stromabwärtsdampfen passiert. Um 2 Uhr ging „Iltis“ südlich von „Algerine“ zu Anker. Das Artilleriegefecht war inzwischen schon im vollen Gange. Offiziere und Mannschaften waren bereits vorher belehrt und kannten ihre Aufgaben. Die Armierung S. M. S. „Iltis“ war durch zwei Maschinenkanonen von S. M. S. „Hertha“, die einige Tage vorher pivotiert worden, verstärkt. Zu einem wohlgezielten Feuer war die Nacht zu dunkel. Der Gefechtsabstand nach dem Nordfort

Tientsin, einer in höchster Aufregung befindlichen Millionenstadt, deren militärische Machtmittel unbekannt waren, hatte die Bewegung der Boxer immer bedrohlichere Formen angenommen. Am 16. Juni fand, nachdem überall die Überzeugung durchgedrungen war, daß kein Moment verloren werden durfte, an Bord des russischen Kreuzers „Rossia" unter dem Vorsitz des rangältesten anwesenden Admirals eine Sitzung statt, in der der Wortlaut eines an den Vizekönig von Tientsin und die Kommandanten der Takuforts zu richtenden Ultimatums festgesetzt wurde. Das letztere forderte die provisorische Räumung der Forts bis 2 Uhr morgens des 17. Juni. Dieses Ultimatum wurde vor Mitternacht abgegeben. Am Nachmittag des 16. fand auf dem russischen Kanonenboot „Bobr", dessen Kommandant der rangälteste Offizier der im Peiho liegenden Fahrzeuge war, eine Sitzung statt, in der die militärischen Maßnahmen im Falle der Ablehnung des Ultimatums festgesetzt wurden. Von deutscher Seite nahm an dieser Besprechung außer dem Kapitän Lans, Kommandanten S. M. S. „Iltis", auch der Kapitän zur See Pohl teil, dem die Führung des internationalen Landungskorps zugefallen war. Es wurde vereinbart: Die Kanonenboote ankern bis spätestens 4 Uhr früh südlich der Flußbiegung beim Nordwestfort in der Reihenfolge „Algerine" (englisch), „Iltis", „Lion" (französisch), „Bobr", „Korejez", „Giljak" (russisch); „Algerine" am weitesten nach außen. Dem japanischen Kanonenboot „Atago" war die Aufgabe zugefallen, beim Bahnhof liegen zu bleiben und die Station zu decken. Die englischen Torpedobootszerstörer „Fame" und „Whiting" sollten die bei dem Arsenal liegenden vier chinesischen Torpedoboote besetzen. Es sollte zunächst das Nordwestfort (am weitesten flußaufwärts auf dem Norduser gelegen), sodann das an der Flußmündung gelegene Nordfort niedergekämpft und schließlich die Geschütze des Südforts (ebenfalls an der Flußmündung, aber auf dem Süduser gelegen) zum Schweigen gebracht werden. Ein verabredetes Signal sollte dem Führer der Landungskorps das Zeichen zum Sturm auf das Nordwestfort (Batterie) geben. Die Beschießung dieses Werkes sollte dann eingestellt werden.

S. M. S. „Iltis", der an einer Brücke in Tengkou vertäut lag, hatte im Laufe des 16. das Schiff gefechtsklar gemacht. Es war beabsichtigt, um 3 Uhr 30 Min. morgens am 17. den vereinbarten Posten einzunehmen. An die Leute waren am Abend Hängematten verausgabt. Es war Mondschein (vier Tage nach Vollmond) und klares Wetter. Um 12 Uhr 50 Min. nachts eröffneten plötzlich die

dem sich die Forts bis 12 Uhr ergeben sollten, widrigenfalls um 2 Uhr das Bombardement beginnen würde. Die Einwohner von Taku erhielten infolgedessen Ordre, sich an Bord des amerikanischen Schiffes „Monocacy", das am Quai lag, zu begeben. Um 1 Uhr, noch ehe das gestellte Ultimatum abgelaufen war, begannen die Chinesen mit dem Feuern. Der erste Schuß ging durch die Takelage des englischen Kanonenbootes „Algerine", ohne irgendwie Schaden anzurichten. Von dieser Zeit ab bis ungefähr 6,30 morgens herrschte eine ununterbrochene Kanonade; zeitweilig war der Donner der Geschütze fast betäubend.

Während des Bombardements lagen wir gerade in der Feuerlinie und hatten alles andere als eine angenehme Situation, die Granaten flogen über uns und um uns in allen Richtungen herum, und es ist ein wahres Wunder, daß der „Monocacy" nur einen Schuß erhielt, der ihm direkt durch den Bug ging. „Lienshing" wurde noch dazu von einer Anzahl Chinesen angegriffen, die das Getümmel dazu benutzen wollen, um die Ladung zu berauben, doch wurden die Halunken durch Flintenschüsse zurückgetrieben. Eine Granate schlug in einem Hotel dicht neben dem Takubahnhof ein und tötete drei Chinesen, die einzigen Anwesenden im Hause.

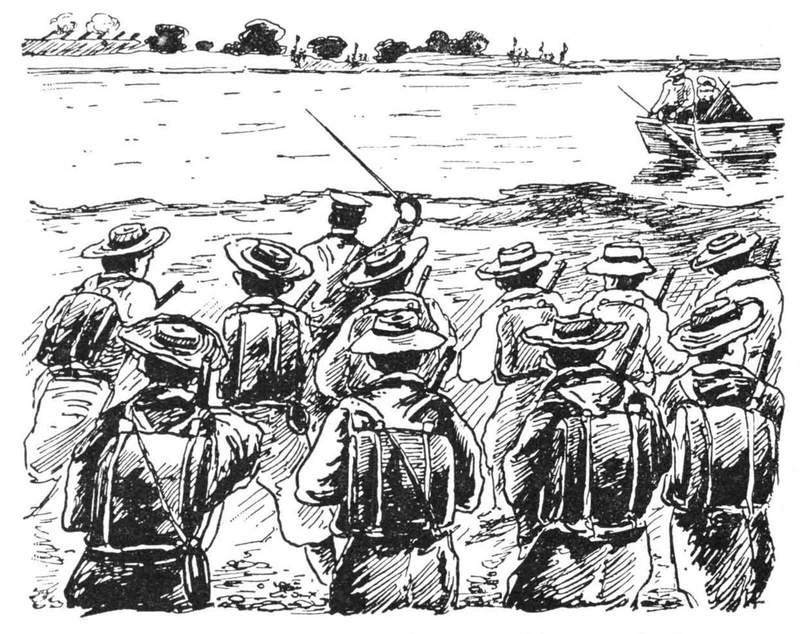
Ungefähr um 10 Uhr vormittags, als alles ruhig war, machten sich die Offiziere von unserem Dampfer auf den Weg, um die angerichteten Verwüstungen in Augenschein zu nehmen. Doch wurden ihre Erwartungen noch weit übertroffen; die Herren berichteten, daß sämtliche Forts nur noch eine Masse von Ruinen seien, bedeckt mit kopf- und gliederlosen Körpern, die im wahren Sinne des Wortes im Blut schwammen. Die Leichen wurden durch Matrosen gesammelt und haufenweise verbrannt.

Angriff und Sturm auf die Takuforts.

Über die genaueren Vorgänge, welche eingetreten waren, während Admiral Seymour mit seiner Kolonne nach Norden marschierte, giebt der von der „Nordd. Allg. Ztg." veröffentlichte amtliche Bericht ein übersichtliches Bild:

Am 15. Juni war bekannt geworden, daß die chinesischen Festungsbesatzungen anfingen, im Peihoflusse Minensperren zu legen. Schon vorher war Zuzug chinesischen Militärs nach den stark armierten Takuforts beobachtet. Seit dem 13. war jede Verbindung mit dem unter Admiral Seymour stehenden Entsatzkorps abgeschnitten. In und um

dazu bei, die Lage chinesischer Kinderfrauen angenehmer zu gestalten. Nach Verlauf einiger Stunden, die uns Eingeschlossenen wahrhaft endlos dünkten, erhielten wir die Nachricht, daß alles sicher sei und sich die Boxer zurückgezogen hätten. Immerhin wurde uns allen dringend geraten, Tientsin zu verlassen. Aber wie? Die Eisenbahnschienen waren zerstört und die Züge liefen nicht. Glücklicherweise wies sich aus, daß der Schaden nur gering sei, die Schienen wurden auch schnell wieder in Stand gesetzt, so daß wir um 2 Uhr nachmit-



Englische Marinesoldaten der Seymour-Expedition nahe Tientsin.

tags in zwei kurz auf einander folgenden Zügen uns auf den Weg nach den im Hafen liegenden Schiffen machen konnten.

Aber auch hier waren wir noch nicht am Ende unserer Leiden angelangt, sondern eher vom Regen in die Traufe gekommen; denn kaum waren wir eingeschifft, als wir hörten, daß in der kommenden Nacht voraussichtlich die Takuforts genommen werden sollten. Da die Admirale des vereinigten Geschwaders erfahren hatten, daß tagsüber tausende chinesischer Soldaten in den Forts zusammengezogen wurden, sowie daß dieselben Minen legten, unterbreiteten dieselben der Besatzung des Forts durch den Dolmetscher Mr. Johnstone ein Ultimatum, nach

stände, die Boxer seien im Anmarsch und gerade jetzt im Gefecht beim Bahnhofe, den sie ebenfalls versucht hätten, in Brand zu stecken. Wir wurden gebeten, uns anzuziehen, um bei gegebenem Alarmsignal sofort nach dem Stadthause eilen zu können. Der Brand des Chinesenviertels gewährte einen imposanten, schaurig schönen Anblick. Man sagt, daß das Feuer gleichzeitig an vierzehn Stellen angelegt worden sei, glücklicherweise stand der Wind vom Europäerviertel ab, sonst wäre auch davon nicht viel übrig geblieben. Nachdem wir uns fertig angekleidet hatten, verbrachten wir die meiste Zeit im Garten neben der Munition, die dorthin geschafft war, da auch unser Haus eventuell Feuer fangen konnte. Zehn Leute blieben zu unserem Schutze zurück, die übrigen mit den Offizieren gingen den Boxern entgegen. Ungefähr um 3 Uhr morgens konnten wir wieder ins Haus zurück, da man uns sagte, daß alles ruhig sei und die Boxer zurückgeschlagen wären. Wir zogen es aber vor, uns nur angekleidet niederzulegen.



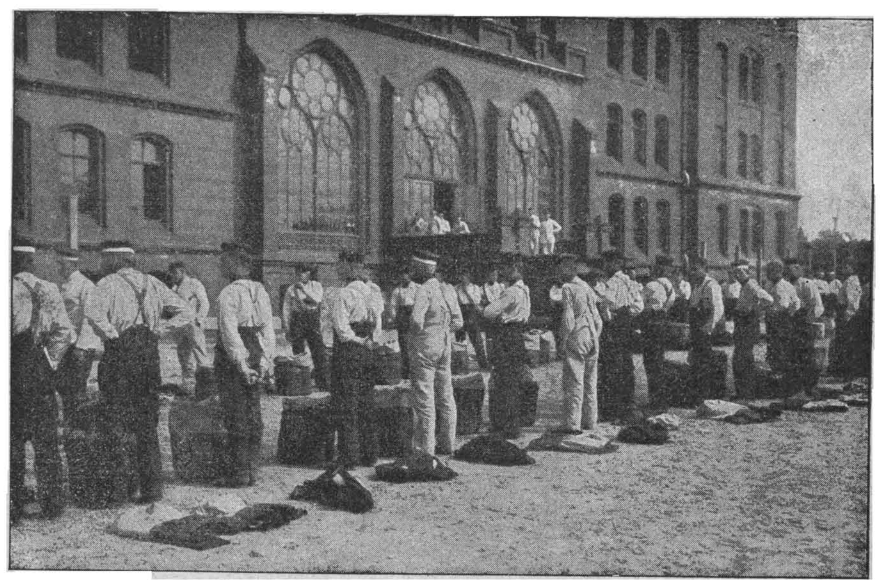
Admiral Sir E. H. Seymour.

Um 4 Uhr morgens wurden wir eilends benachrichtigt, daß die Boxer schon nahe bei uns seien und von der Rückseite unseres Hauses herankämen, so daß wir uns sofort nach dem Stadthause flüchten mußten. In sehr kurzer Zeit waren wir auch schon auf dem Wege dahin, die Kinder wurden aus den Betten gerissen, in dicke Röcke gepackt, und eilends gings fort nach dem schutzbietenden Stadthause, wo wir bereits eine andere Anzahl Damen in ebensolchem Aufzuge antrafen. Es bot sich uns in der That ein bemitleidenswerter Anblick, denn unter den Kindern waren einige ganz kleine, einen Monat alte, und wenn auch alle ganz ruhig und artig waren, so waren doch die Gesichter der Mütter ebenso bleiche und erschreckte. Amahs waren nur sehr wenige dort, da die meisten Dienstboten fortgelaufen sind, in vielen Häusern ist auch nicht ein einziger zurückgeblieben.

An dieser Zufluchtsstätte blieben wir bis 7,30 morgens, ohne daß wir wußten, was draußen vorging oder passiert war. Die vielen Gerüchte, die in unserem Kreise kursierten, trugen auch nicht gerade

herstellung und Sicherstellung geregelter Zustände unter einer geordneten chinesischen Regierung, Sühnung und Genugthuung für die verübten Unthaten. Wir wünschen keine Aufteilung Chinas; wir erstreben keine Sondervorteile. Die Kaiserliche Regierung ist von der Überzeugung durchdrungen, daß die Aufrechterhaltung des Einverständnisses unter den Mächten die Vorbedingung für die Wiederherstellung von Frieden und Ordnung in China ist, und wird ihrerseits in ihrer Politik diesem Gesichtspunkte auch ferner in erster Stelle Rechnung tragen.

Die im Vorstehenden dargelegten Gesichtspunkte haben die volle Zustimmung des Bundesrats-Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten gefunden. (gez.) Bülow.



Appell mit Feldausrüstungsgegenständen in Wilhelmshaven.

Stimmung in Deutschland.

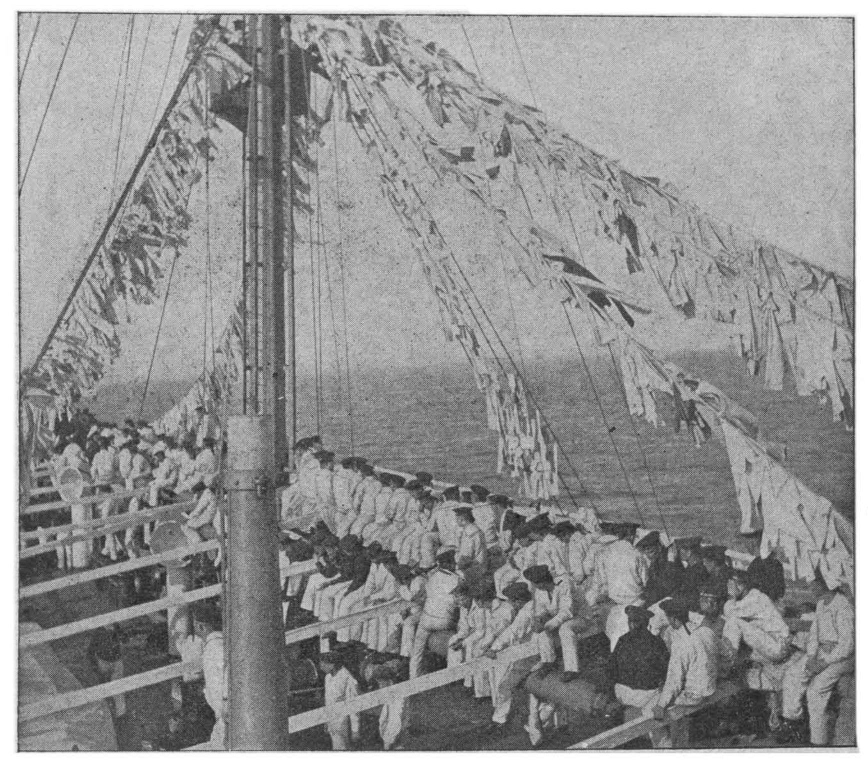
Von der Stimmung, die damals in deutschen Kreisen herrschte, giebt ein großes Blatt folgendes Bild: In dem Augenblick, wo Deutschland zum ersten Male in seinem politischen Dasein im Begriff steht, eine größere militärische Expedition an eine ferne Küste zu entsenden, um sein Recht und seine Angehörigen gegen Vergewaltigung zu schützen, erscheint es in jeder Hinsicht geboten, sich über die Tragweite und die Schwierigkeiten des geplanten Unternehmens klar zu werden.

Allerdings ist ihr Kostüm ein wesentlich anderes als das des bekannten Struwwelpeter-Mohren, denn statt dessen kurzen Lederschurzes tragen unsere Mohren lange, hemdenartige Kittel. Natürlich sind ihnen diese beim Laufen äußerst hinderlich. Aber so etwas geniert einen findigen Mohrenknaben nicht. Praktisch und kurz entschlossen wird der unterste Zipfel des Hemdleins zwischen die Zähne genommen und der Lauf in leichter, wenn auch etwas freier Schürzung fortgesetzt. Als sich auch dieses als unzureichend erweist, wird das Kostüm mit einem kurzen Ruck über den Kopf gestreift, zusammengeballt, zu Boden geworfen, und der Wettlauf mit dem Schiff ohne äußere Zeichen der Kultur fortgesetzt. Aber nur ohne äußere Zeichen, die Beweise innerer Kultur geben sie uns unausgesetzt, denn während sie durch den fortwährenden Zuruf „Backschies! Backschies!“ volles Verständnis für den Wert des Geldes bekunden, schalten sie von Zeit zu Zeit den Ruf: „Europa, Europa!“ ein, augenscheinlich in der Absicht, der „dunklen Gefühle Macht“, die Erinnerung an die Heimat in uns zu wecken, und uns zu größerer Freigebigkeit anzuspornen.

Jetzt ändert sich die Szenerie. Im Westen auf afrikanischem Boden erscheint am fernen Horizonte — in einen zarten violetten Schleier gehüllt — steigendes, mächtig zerklüftetes Gebirge, die Mountains of Ettakah. Sehr bald erblicken wir nun auch — anscheinend unmittelbar am Fuße des Gebirges liegend, thatsächlich aber viele Meilen von demselben entfernt die Minarets von Suez und über sie hinaus, in wunderbarem Smaragdgrün schimmernd, die Wogen des roten Meeres. Gegen Mittag legen wir auf der Rhede von Suez neben einem großen englischen Dampfer an. Nachdem der deutsche Konsul die für das Oberkommando des Expeditionskorps bestimmten Depeschen an Bord gebracht hat und wir schnell einigen frischen Proviant (hauptsächlich Weintrauben, Limonen, Bananen und Eier) aufgenommen haben, setzt sich gegen 1 Uhr Mittags — nach knapp einstündigem Aufenthalte — unser Schiff wieder in Bewegung und hinaus geht es in das von alters her so verrufene rote Meer. „Wie wird es uns darauf ergehen?“ fragt einer den andern, und mit Spannung ruhen alle Augen auf der sich vor uns ausbreitenden Wasserfläche.

Man müßte lügen, wollte man behaupten, dieselbe habe irgend etwas Unheimliches. Im Gegenteil: ein schönerer, farbenprächtigerer Anblick, als er sich uns in diesem Augenblicke bot, wird wohl nur selten einem Menschen zu teil. Auf smaragdgrünen, von tief ultra-

von der Größe unseres „Rhein“ und bei unserer leichten Beladung sehr gefährlich. Leider versagt unser elektrischer Scheinwerfer, und da ohne einen solchen die Weiterfahrt unstatthaft ist, so müssen wir festlegen und den Anbruch des Tages abwarten. Für uns trotz der wundervollen Sommernacht und des zauberisch schönen Sternenhimmels doch ein ärgerlicher Gedanke. In weiter Entfernung war uns ein großer holländischer Dampfer durch den Kanal gefolgt. Glücklicher



Zeugtrocknen im roten Meer.

als wir, erfolgt bei ihm kein Strike des Scheinwerfers, und langsam gleitet der Holländer an uns vorüber, während seine Mannschaft mit mehr gutem Willen als Verständnis die „Wacht am Rhein“ singt und begeistert „Hurrah Deutschland“ ruft. Bei Tagesanbruch am 15. setzen wir unsere Fahrt fort. Die Szenerie bleibt zunächst dieselbe, und auch die Begleitung der Fellahjungen fehlt nicht, nur ist jetzt die Kupferfarbe unter ihnen blos spärlich vertreten, während die Mehrzahl so kohlrabenschwarz ist, als wären sie unmittelbar dem „Struwwelpeter“ entsprungen.

Sprüngen stürmt eine Anzahl kupferbrauner Fellahjungen auf den Kanal zu. Woher in aller Welt kommen sie in diese anscheinend doch unbewohnte, unbewohnbare Wüste? — Aber wie so oft im Leben, trügt auch hier der Schein. — Drüben, mitten im Sande der asiatischen Wüste erheben sich einige Unebenheiten. Für Dünenbildungen hatten wir sie gehalten, erkennen aber jetzt, bei schärferem Hinblicken, daß es Wohnstätten — freilich primitivster Art —, elende Lehmhütten eines Fellahdorfes sind. Kein Baum, kein Strauch, keine Spur grünen Rasens umgiebt sie. Was mögen die jetzt in ihrer Nähe sichtbar werdenden, anscheinend eifrig grasenden zwei Kameele, das völlig gesattelte Beduinenpferd, die gut genährten Esel dort wohl Freßbares finden? Nach unserer Beobachtung könnte es nur Sand sein. Doch der Schein trügt wohl auch hier. Mittlerweile haben die Fellahjungen das Ufer des Kanals erreicht. Unermüdlich, mit staunenswerter Gewandtheit die Unebenheiten der Uferböschungen überspringend, laufen sie, gellende Rufe ausstoßend, stundenlang neben dem Schiffe her, die ihnen vom Schiffe aus zugeworfenen Gegenstände bald im Fluge haschend, bald, ohne Unterbrechung ihres Laufes auf Händen und Füßen weiter springend, von der Erde aufgreifend. Jetzt können wir uns eine lebhafte Vorstellung von den Angriffen der Mahdisten machen, und glauben nun nicht mehr, daß die Schilderungen darüber, die wir früher mit ungläubigem Kopfschütteln lasen, übertrieben sind.

Hin und wieder passieren wir die in großen Zwischenräumen am Kanal liegenden Signalstationen der Suezkanal-Gesellschaft. Aus zwei bis drei sauberen, rot gedeckten, weiß oder gelb gestrichenen Wohn- und Dienstgebäuden mit zierlichen, luftigen Balkons bestehend, bieten sie inmitten kleiner, aber gut gepflegter Palmen- und Blumengärten fast ausnahmslos einen wunderhübschen Anblick. Bei einigen dieser Stationen erscheinen auf den Balkons elegant gekleidete, modern frisierte Damen, die unsere huldigenden Grüße vornehm kühl erwidern. — Wie einsam mag sich auf die Dauer hier wohl ihr Leben gestalten, so fern von allem ihnen sicher gewohnten Kulturleben, von allem Verkehr mit ihresgleichen. Aber wie es sicher die „Macht der Liebe“ ist, die sie hierhergeführt, so wird diese Macht ihnen wohl auch das Leben hier nicht nur erträglich, sondern schön gestalten.

Nur selten begegnen uns entgegenkommende Schiffe. Meist sind es Engländer, die, von Australien kommend, mit Hammelfleisch au[f] Eis befrachtet, keinen sehr schönen Eindruck machen. Nur langsam kommen wir vorwärts, denn die Fahrt im Kanal ist für ein Schiff

Ein besonderer Genuß ist es bei dem allen, die Gesichter unserer Leute zu beobachten. Wie wenige von ihnen hatten beim Antritt unserer Reise eine Vorstellung von dem, was sie erwartet, von allem, was sie sehen würden. Wie staunen sie über dieses fremdartige, bunte Treiben, dieses wilde, wüste Geschrei, diese schwarzen Kerle, von deren Existenz mancher von ihnen noch nie etwas gehört hatte. Die einen meinen, das seien „eben solche Kerle, wie die Chinesen", mit denen wir nun bald zu thun haben werden, andere — klüger sein wollende — sprechen sich aber in überlegenem Ton dahin aus, daß die „noch viel schwarzer und schlimmer seien".

Kurz vor unserer Abreise von Port Said war auch die „Straßburg" dort eingelaufen, die wir 2 Tage zuvor im Mittelmeer überholt hatten. Auch auf ihr ist an Bord alles wohl und munter wie bei uns. So eigenartig, so schön die den meisten von uns so neuen Eindrücke von Port Said auch waren, das Schönste, Liebste waren doch die Grüße, die wir hier von unseren Lieben daheim erhielten. Sie bringen ja die erste und nunmehr bis China auch die letzte Kunde aus der Heimat. Freudige Erregung rief bei uns die Kunde über die Ernennung des Grafen Waldersee hervor.

Weitere Verstärkungen sollen uns auch aus der Heimat folgen, und, wie der „New-York Herald" vom 8. August, die neueste Zeitung, die wir erhalten, schreibt, hat die chinesische Regierung Befehl gegeben, die Taku-Forts und Tientsin um jeden Preis wieder zu nehmen. Es wird also voraussichtlich ernste Arbeit für uns geben. Dazu — und nicht zu einer Vergnügungsreise — sind wir ja hinausgegangen, und freudig klingt in unserem Herzen das Lied an: „Wohl sehr glücklich ist, wer zu sterben weiß für Gott und das heilige Vaterland". Und in demselben Augenblicke ertönt von der Back her die schöne Weise des Liedes: „Steh ich in finstrer Mitternacht", und wie eine frohe Verheißung für uns und unsere Lieben daheim tönt es jetzt mit kräftigen Stimmen über das Meer: „Seid still, ich steh in Gottes Hut, Er schützt ein treu Soldatenblut". — Inzwischen hat unser Schiff seinen Kurs fortgesetzt und langsam — nur mit 4 statt wie bisher mit 13 Knoten Fahrt — gleiten wir im Suez-Kanal dahin.

Welch veränderte Szenerie: Nicht mehr auf ultramarinblauen Fluten, sondern auf einer schmalen, gelbgrünen Wasserrinne gleitet unser Schiff dahin, und statt der für das Auge endlosen Wogen des Mittelmeeres umgiebt uns einförmige, gelbe tote Wüste. — Doch nein, nicht tot! Gellende Rufe ertönen aus ihr zu uns herüber, und in langen

Freudig erregt eile ich nach dem Badezimmer, um in einem herrlichen Bade die häßlichen Spuren des „Kohlens“ zu beseitigen. Der Bade-Steward ist in dieser Zeit dringender Arbeit anderweit beschäftigt. Aber was ficht das einen preußischen Soldaten an? Nach dem Grundsatze „selbst ist der Mann!“ drehe ich den Kaltwasserhahn auf, und heraus strömt — ein dicker, tintenschwarzer Wasserstrahl. — O der verdammte Kohlenstaub! — Tröstend sagt jedoch der um Rat gefragte Sachverständige: „Morgen verliert sich das wieder“.

Sobald das Einnehmen der Kohlen beendet ist, beginnt eine neue Thätigkeit. Von allen Seiten steuern kleine und große Boote auf unser Schiff los und legen an dessen Seiten an. Sie enthalten den von der Lloyd-Gesellschaft zur Ergänzung unserer Vorräte bestimmten Proviant aller Art, der unter thatkräftiger Mitwirkung unserer Mannschaften in unglaublicher Geschwindigkeit an Bord geschafft wird.

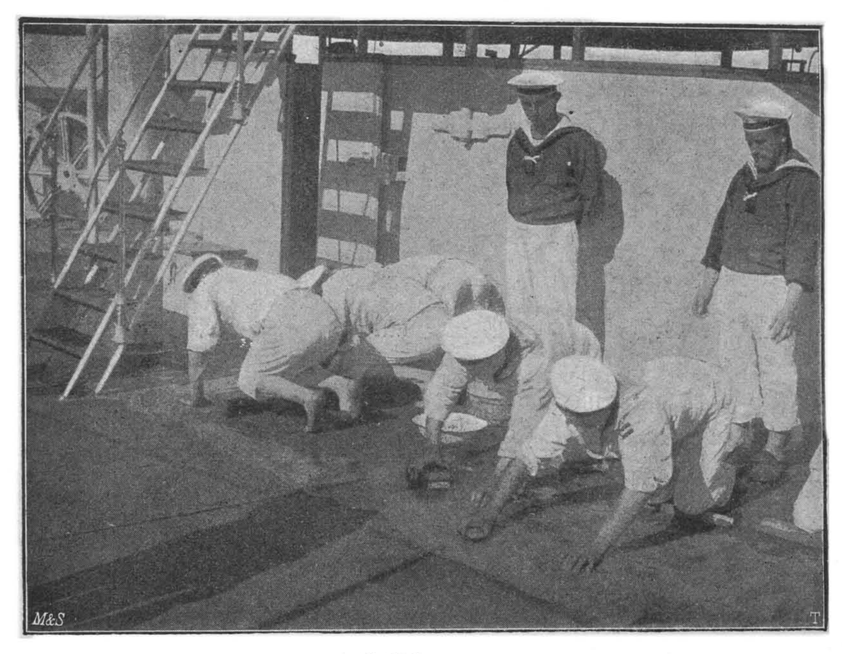
Inzwischen hat der dienstfreie Teil der Offiziere sich an Land begeben, um Einkäufe zu machen und Studien aller Art zu treiben.

Im höchsten Grade angeregt durch die fremdartigen Eindrücke, aber auch ausnahmslos empört über die Aufdringlichkeit und die Unreellität der Geschäftsleute, Boots- und Eselvermieter, Fremdenführer und dergleichen mehr, kehren sie alle an Bord zurück. Gott Mars hat sie eben auch nicht vor den trüben Erfahrungen zu schützen vermocht, die jeder Orientreisende macht. — Indes, hierüber setzt man sich mit frohem Soldatenmute hinweg. Hat man auch die erstandenen Zigaretten unverhältnismäßig teuer bezahlt, so weiß man dafür doch auch mit Sicherheit, daß man nun unbestreitbar echte „Egypter“ besitzt. In diesem Vollgefühl öffnet man eine der zierlichen, sauber verschlossenen Blechschachteln — aber welche Überraschung: statt der erhofften aromatischen Zigaretten enthalten die meisten — Würfelzucker. Welch drollige Gesichter und welche Entrüstung ruft diese überraschende Entdeckung hervor! Vergeblich wird in gerechter sittlicher Entrüstung über diese Gaunerei die Vermittlung des an Bord befindlichen deutschen Konsuls angerufen. Wie soll er wohl auch unter den vielen Hassans und Abrahams, die in Port Said Zigaretten verkaufen, den richtigen Verbrecher herausfinden. Ja, wenn er wenigstens die Hereingefallenen als Zeugen mitnehmen könnte. Aber das geht nicht, denn in China warten unsere Landsleute und ihre fremden Kampfgenossen sehnsüchtig auf unsere Hilfe, und unseres Bleibens in Port Said ist daher nicht lange. Nach nur 11stündigem Aufenthalte, am 14. August Mittags, lichten wir wieder die Anker und hinein gehts in den Suez-Kanal.

er dann auf eine andere Planke, läuft dieselbe in fliegender Eile hinab, ergreift ohne Besinnen einen anderen gefüllten Korb und so fort, unermüdlich, bis nach 3—4 Stunden die ganzen ungeheuren Kohlenmassen an Bord des „Rhein" geborgen sind.

Es ist eine wahre Lust, dieser Arbeit zuzusehen. Dabei arbeiten sie aber nicht etwa auf Akkord, sondern für den kärglichen Lohn von 1 Frank für den Tag.

Erläuternd wies ein arabischer Händler, dem ich mein Erstaunen über so niedrigen Lohn bei so hervorragender Arbeit ausdrückte, auf

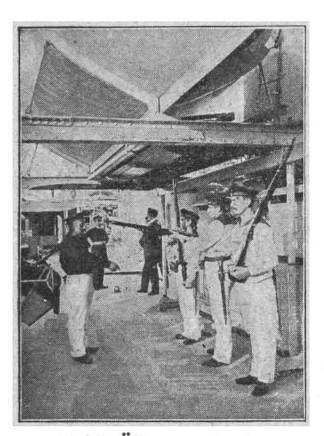


Deckscheuern.

einen zwischen den arbeitenden Fellachen einherstolzierenden Araber mit den bezeichnenden Worten: „He eats all the money!"

Endlich ist unter fortgesetztem Schreien, Schnattern und Johlen das entsetzliche Kohlen beendet, und schreiend, schnatternd und johlend stürzen sich die Fellachen in ihre Boote, um 100 Schritte weiter an einem anderen Schiffe in derselben Weise die gleiche Arbeit zu verrichten. Schwarz ist unser schönes Schiff jetzt von oben bis unten, schwarz ist alles, was man anfaßt, und schwarz sind unsere Hände und Gesichter. Aber der entsetzliche Staub hat aufgehört; Luken, Fenster und Thüren werden wieder geöffnet.

auf ausdrücklichen Befehl entschließen sie sich zu dem diesen Frechlingen gegenüber allein wirksamen, summarischen Verfahren, das dann allerdings von schnellem Erfolge gekrönt ist. Inzwischen haben zahlreiche große, bis oben hin gefüllte, prahmartige Kohlenschiffe an beiden Seiten des Schiffes festgelegt, und es beginnt das jedem, der größere Reisen an Bord eines Dampfers mitgemacht hat, in schauerlicher Erinnerung stehende „Kohlen“. Zunächst sind schon um Mitternacht alle Luken, Fenster und Thüren des Schiffes möglichst luftdicht verschlossen worden, um dem feinen Kohlenstaub das Eindringen in alle Räume zu verwehren, und eine geradezu fürchterliche Luft herrscht deshalb sehr bald in allen inneren Schiffsräumen, während gleichzeitig der von den Kohlenschiffen aufsteigende dichte, schwarze Staub den Aufenthalt auch auf Deck fast unmöglich macht. Auf den Kohlenschiffen selbst aber hat inzwischen ein wahrer Hexensabbat begonnen. Hunderte von kleinen schwarzen Kerlen in bis zur halben Wade reichenden schwarzen Hemden sind auf zahllosen Booten an diese Schiffe herangerudert und haben sie mit unglaublichem, wildem Geschrei erklettert. Mit Händen, Armen und Beinen gestikulierend, die weißen Zähne fletschend, schreien sie gellend auf einander los, und jeden Augenblick erwartet man, daß es zu einem heftigen Kampfe zwischen ihnen kommen wird. Aber nichts von dem — es bleibt bei dem Geschrei und scheint auch gar nicht schlimm gemeint, denn alle Augenblick geht dieses in ein schallendes, kindlich frohes Lachen über.



Griffe-Üben an Bord.

Anfangs glaubt man, daß bei dieser Art und Weise die Kohlen wohl überhaupt nicht an Bord des „Rhein“ kommen werden, aber sehr bald ändert sich das Bild: Auf ein von einer Art Aufseher oder Vorarbeiter (die bis dahin mit den anderen um die Wette geschrieen und gestikuliert hatten) gegebenes Zeichen stürzen sich alle diese schwarzen Kerle mit wahrer Wut auf die Kohlen. Mit geradezu fieberhafter Hast füllt jeder einen der umherstehenden zweihenkeligen, korbartigen Gefäße, wirft sie mit schnellem Schwunge auf den mit einem dicken Wollentuch umwickelten Kopf, läuft im Trabe eine der nach dem Schiffsraum gelegten Holzplanken hinauf und wirft seine Last mit kurzem Ruck in diesen Raum. Mit katzenartiger Gewandtheit springt

ganz in dessen Höhe gekommen, da ertönen plötzlich die Klänge der „Marseillaise“, dieses alten französischen Revolutionsliedes von Deck unseres Schiffes — des deutschen „Rhein“. Kaum ist der letzte Ton verhallt, antwortet von drüben die Schiffskapelle mit unserem „Ich bin ein Preuße“. Die Franzosen wissen wohl nicht, daß Angehörige aller deutschen Stämme sich unter Deutschlands Fahne hier an Bord befinden — gleichviel, denn „Uns alle treibt der gleiche frohe Sinn, nach einem Ziele streben wir alle hin“. Und dieses eine Ziel — es ist der Ruhm und die Ehre unseres gemeinsamen, geliebten deutschen Vaterlandes, und deshalb giebt es für uns hier an Bord nur das eine Gefühl: „Wir halten zusammen, wie treue Brüder thun“.

Weit zurück bleibt der Franzose. Bald ist er unserem Blick entschwunden. Der Abend bricht herein. In der Ferne erglänzt der Leuchtturm von Damiette. Heute Nacht um 1 Uhr werden wir vor Port Said ankern. Dort erwarten uns auch die ersten Nachrichten von unseren Lieben — von Frau und Kind. Wie freudig und doch wie bang klopft uns das Herz. Was werden wir von unseren Lieben hören? Hat Gott sie beschirmt wie uns bisher?

Aber auch die ersten Nachrichten nach 12tägiger ununterbrochener Fahrt sollen wir in Port Said erhalten über die Vorgänge in der übrigen Welt. Was werden sie uns bringen?

Wie steht es in China? Leben die fremden Gesandten in Peking noch? Haben die Truppen der europäischen Mächte ihren Vormarsch auf Peking begonnen? Warten sie unser Eintreffen ab?

Ein einziger Wunsch beseelt jetzt alles an Bord: „Nur nicht zu spät kommen zur Entscheidung“. Drum: „Vorwärts, immer vorwärts, wackeres Schiff!“

Am 14. August, kurz nach Mitternacht, läuft der „Rhein“ in die Mündung des Suez-Kanals ein und um 1 Uhr morgens liegt er Port Said gegenüber vor Anker. — Ein unglaubliches Leben und Treiben beginnt jetzt rings um das Schiff. Im Augenblick ist es von zahllosen Booten aller Art umringt. Wie die Katzen klettern von allen Seiten gelbe, braune und schwarze Kerle an Bord — mit lautem Geschrei und unglaublicher Zudringlichkeit Ansichtspostkarten, Zigaretten und Zigarettenspitzen zum Kaufe anbietend.

Vergeblich versuchten unsere gutmütigen, an peinliche Befolgung aller bei uns geltenden gesetzlichen Bestimmungen gewöhnten Posten und Unteroffiziere vom Dienst die Eindringlinge durch ernste aber höfliche Aufforderungen von Bord zu weisen. Nur widerstrebend und

Schiffes zugewendet wird, ist der Gesundheitszustand bis zu diesem Augenblicke — wo wir im Begriffe stehen, in das rote Meer einzufahren — ein geradezu vortrefflicher, und jede Garnison unseres Vaterlandes würde stolz sein, wenn sie im Verhältnis so wenig Kranke aufzuweisen hätte, wie wir an Bord des „Rhein“. Wolle Gott, daß das so bleibt.

Was die äußeren Eindrücke anlangt, so unterscheidet sich unsere Fahrt naturgemäß in keiner Weise von anderen Reisen auf dieser Route. Die Feuer von Dover und Calais wurden am Abend des 3., Kap St. Vincent am Morgen und Gibraltar am Spätabend des 7. August passiert. Herrlich beleuchtete der Mond diese gigantische Felsenmasse und erhebend war der Augenblick, wo wir sie unter den Klängen des „Heil Dir im Siegerkranz“ und des „Deutschland, Deutschland über alles“ passierten.

Am Abend des 11. überholten wir im Mittelmeer die „Straßburg“, die, ebenfalls nach China bestimmt, einige Tage vor uns Bremerhaven verlassen hatte, aber nur etwa 11 Seemeilen fährt, während wir (d. h. der „Rhein“) deren mehr als 13 in der Stunde zurücklegen.

Die „Straßburg“ hat drei sächsische und eine preußische Kompagnie an Bord. Es war ein eigenartig freudiges Gefühl, so fern vom lieben Vaterlande unsere Landsleute begrüßen zu können. Freudige Zurufe erschallen herüber und hinüber, jubelnd erklang wieder das „Heil Dir im Siegerkranz“ und „Deutschland, Deutschland über alles“ und hell erstrahlten beide Schiffe im Glanze bengalischer Flammen, sowie der von Deck des „Rhein“ aufsteigenden Leuchtkugeln. Bald aber blieb die „Straßburg“ mehr und mehr zurück, noch ein donnerndes: „Glückliche Fahrt“ herüber und hinüber und sie war unseren Blicken entschwunden. Und weiter geht die Fahrt, immer mit „Volldampf voraus“ gen Port Said, das wir in der Nacht vom 13. zum 14. August erreichen sollen.

Da taucht am 13. Mittags in der Ferne vor uns ein fremdes Schiff auf. Es segelt in unserem Kurse, aber wir fahren ungleich schneller. Näher und und näher kommen wir dem Fremden, und bald erkennen wir ein Kriegsschiff, an dessen Heck die Trikolore weht. Der „Redoutable“ ists, ein älteres französisches Kriegsschiff, angeblich auch für China bestimmt.

Mit Neugier sind alle Gläser von hüben und drüben auf einander gerichtet. Dicht an dem französischen Schiffe vorbeifahrend, sind wir

Die Unterbringung der Mannschaften ist eine ausgezeichnete. Nicht in den ihnen ganz ungewohnten Hängematten müssen sie schlafen, sondern jeder Unteroffizier, jeder Mann hat sein eigenes, festes Bett wie in der Kaserne seiner Garnison. Weniger günstig ist die Lage der Offiziere, denn für die Unterbringung einer so großen Zahl von ihnen ist das Schiff von Hause aus nicht eingerichtet. Die jüngeren von ihnen müssen deshalb zu zweien, dreien und auch vieren zusammen=



Gewehrreinigen an Bord eines Transportdampfers.

liegen. Für eine Fahrt von 6 Wochen Dauer und durch das verrufene rote Meer nicht gerade angenehm. Aber wir machen ja keine Vergnügungsreise, sondern eine ernste Kriegsfahrt, und — der richtige Soldat findet sich auch rasch in alles.

Vortrefflich ist die Verpflegung von Offizier und Mann, und was der Lloyd in dieser Beziehung leistet, ist einfach bewunderungswürdig. Dank diesem letzteren Umstande, der guten Unterbringung der Leute, der peinlichen Sorgfalt, die der gesamten Hygiene an Bord des

Kompagnie, jeder Formation ein bestimmter Teil des Schiffes für bestimmte Zeiten zur Abhaltung ihres Dienstes zugewiesen ist, beginnt der Drill wie auf den schönsten Exerzierplätzen unserer Garnisonen. Hier werden Frei- und Gewehrübungen gemacht; dort werden Griffe „gekloppt“; dort wird Klimmziehen an den Strickleitern des Schiffes geübt; hier dröhnt dasselbe von den Wandungen wieder; und dazwischen kracht vom hinteren Ende des Promenadendecks Schuß auf Schuß. An einer langen, weit über den Bord des Schiffes hinragenden Raae ist eine Scheibe aufgehängt. Mit genialen Strichen hat auf ihr ein Künstler drei hinter Verschanzungen halbversteckte Chinesen zur Darstellung gebracht, und nun gilt es für unsere Leute, einen der Chinesenköpfe nach dem andern zu treffen. Bei dem steten Schwanken des Schiffes keine leichte Aufgabe, aber eine vortreffliche Vorübung für die uns bevorstehenden Aufgaben.

Ganz hinten auf dem Achterdeck ist ein Schießstand für Revolver und Pistolen eingerichtet, und mit Unermüdlichkeit wetteifern hier Offiziere, Sanitätsoffiziere und die Beamten der Militärverwaltung in der Förderung ihrer Schießausbildung. Freilich sind hier die Treffergebnisse nicht ganz so zufriedenstellend, wie beim Schießen nach den gemalten Chinesen; hat doch so mancher der Beteiligten jetzt wohl zum ersten Male einen geladenen Revolver oder eine Mauserpistole in der Hand.

Wenn dann das Schießen aufhört, ertönen vom Achterdeck die in jeder Garnison unseres Vaterlandes allen ja so wohlbekannten Klänge unserer übenden Tambours und Hornisten, während sich aus dem Salon der 2. Kajüte die Weisen der dort übenden Regimentsmusik hören lassen.

Gegen Abend schweigt dies alles, statt dessen aber ertönen von allen Teilen des Verdecks die allbekannten Weisen unserer Soldatenlieder, die mit Eifer eingeübt werden. Soll doch kräftiges Singen ein gutes Präservativ gegen Seekrankheit sein. — Ist es nun das Verdienst dieses Präservativs oder der kräftigen Konstitution unserer braven Jungen — gleichviel, die Seekrankheit hat trotz des besonders in der Nordsee und im Biscayameer recht steifen Windes nicht viel Gewalt über sie gewonnen, und nur ein verhältnismäßig kleiner Teil von ihnen mußte dem Meergott seinen Tribut entrichten.

Freilich fährt auch der „Rhein“ außerordentlich angenehm, und wird er auch von den Wellen noch so hoch gehoben, ein unangenehmes Schaukeln, Stoßen und Stampfen ist niemals zu verspüren.

Augenblicks auf. Unwiderruflich ist jetzt die Trennung von der geliebten Heimat, von all den Lieben, die in ihr zurückgeblieben auf lange, lange Zeit. Werden wir sie jemals wiedersehen, werden wir alle dereinst so frisch und freudig wiederkehren, wie wir jetzt hinausziehen, wird es uns vergönnt sein, neuen Ruhm an Deutschlands Fahnen zu heften? — Da läßt die Regimentsmusik die fröhliche Weise des alten schönen Soldatenliedes: „Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang" erklingen und mit seinem letzten Verse: „Und wer den Tod im heilgen Kampfe fand, ruht auch in fremder Erde im Vaterland" ist der Bann gebrochen und voll freudiger, hoffnungsvoller Zuversicht schließt jeder mit der Vergangenheit ab. Nur ein Gedanke beseelt uns noch: „Vorwärts für Kaiser und Reich".

Eine rege Geschäftsthätigkeit beginnt jetzt in allen Teilen des Schiffes, heißt es doch sich einrichten in dem engen Raume für lange sechs Wochen. — Eine kurze Zeit herrscht ein ziemliches Durcheinander. Den meisten — Offizieren wie Mannschaften — ist die Einrichtung eines derartigen Schiffes völlig neu und das Zurechtfinden in seinen zahlreichen Abteilungen und Gängen bei der sie füllenden Menschenmasse ist nicht ganz leicht. Rasch aber macht sich die Wirkung unserer nie versagenden althergebrachten militärischen Disziplin geltend, und schon nach wenig Stunden herrscht volle Ordnung in allen Teilen des Schiffes.

Die ersten Tage der Fahrt werden benutzt, um sich völlig häuslich einzurichten, die Plätze für den Dienstbetrieb, den Empfang der Mahlzeiten für die Mannschaften, den gesamten Verkehr auf dem Schiffe zweckdienlich zu regeln. Keine Vorgänge giebt es hierfür, denn, wie gesagt — neu ist allen Beteiligten eine derartige große Kriegsfahrt und auch den sonst so erfahrenen Lloydoffizieren fehlt in dieser Hinsicht jede Erfahrung. Hierzu kommt noch die Neugier der Mannschaften, denen alles, was sie umgiebt, neu ist, und deren Aufmerksamkeit durch jede größere Welle, jeden besonders heftigen Windstoß, jedes entgegenkommende Schiff, jeden Fischerkutter auf das lebhafteste in Anspruch genommen wird. Gern tragen die Vorgesetzten diesem Wunsche auch Rechnung, und erst allmählich treten deshalb die Anforderungen des militärischen Dienstes mit ihrer vollen Schärfe in den Vordergrund.

Freilich währt diese Ruhepause nicht lange, und schon am zweiten Tage der Fahrt hallen alle Teile des Schiffes wider von Kommandorufen aller Art. Nachdem, dem engen Raume entsprechend, jeder

bahnzüge haben das gesamte Wagenmaterial des Expeditionskorps: Proviant-, Gepäck-, Patronen-, Kranken- und Medizinwagen herangeführt. Schnell werden die Wagen von den Lowries herabgeschoben, mit Tauen umschlungen, durch mächtige Krähne emporgehoben und in die Tiefen des Schiffes versenkt, aus dem sie erst in China wieder an das Tageslicht kommen sollen. — Ungeheure Kohlenvorräte werden an Bord geschafft, soll doch die Fahrt in ununterbrochener Tour zuerst bis Port Said, von dort bis Singapore, dann nach Schanghai und schließlich nach Taku oder Tsintau gehen, das sind Strecken von einer so ungeheuern Länge, daß es nur selten Schiffe giebt, die sie ohne Unterbrechung zurückzulegen vermögen. Indes: es gilt, den bedrängten Europäern in China baldige Hilfe zu bringen und da wird das nur Menschenmöglichste geleistet.

Um 4 Uhr nachmittags ist alles verladen, und als bald darauf Seine Majestät der Kaiser mit Ihrer Majestät der Kaiserin an Bord erscheint, um den scheidenden Truppen Lebewohl zu sagen, kann der Führer des Schiffes, Kapitän Dannemann, Seiner Majestät mit freudigem Stolze melden, daß dasselbe zur festgesetzten Zeit reisefertig ist.

Die letzten Vorgänge an Bord des „Rhein", die ernsten inhaltschweren Worte unseres Kaisers an das Offizierkorps sind eingehend berichtet worden und in diesem Augenblicke, wo ich im fernen Weltmeere diese Zeilen schreibe, ganz Deutschland längst bekannt.

Unter heftigen Regenschauern, aber umbraust von dem jubelnden Zuruf Tausender, welche die Quais bedecken und die zahllosen kleineren und größeren Schiffe des Hafens füllen, hat der „Rhein" gegen 5 Uhr die Anker gelichtet und mit nicht enden wollendem Hurrah seiner überall aufgeenterten, fast 2000 Köpfe zählenden Besatzung und unter den Klängen „Heil Dir im Siegerkranz" und des „Deutschland, Deutschland über alles" der an Bord befindlichen Musik des 3. Ostasiatischen Regiments dampfte er hinaus in die starkbewegte See.

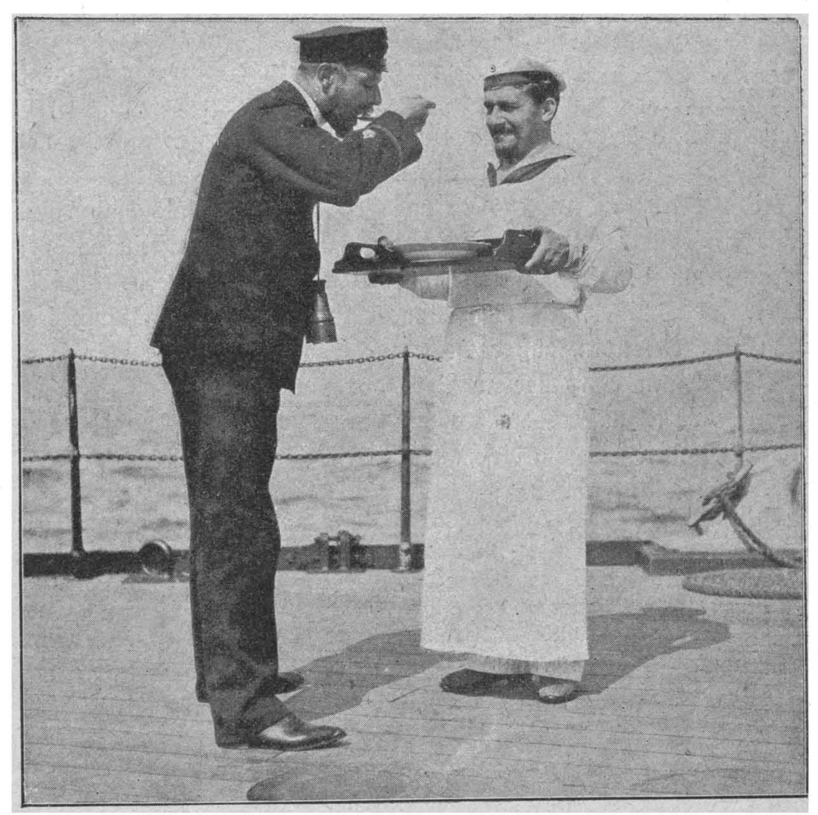
Noch eine Strecke weit begleiteten ihn dicht besetzte Dampfer, aber schneller und schneller arbeiten die gewaltigen Maschinen des „Rhein", immer größer wird der Abstand zwischen ihm und seinen Begleitern, ein letztes Hurrah der Schiffsbesatzung, ein letztes Schwenken der Hüte, Mützen und Taschentücher und — wir sind allein auf weiter See.

II. An Bord des Rhein.

Tiefe Stille ist an die Stelle des eben noch so lauten Jubels getreten. Mit Allgewalt drängt sich jedem der schwere Ernst dieses

Namen des betreffenden Truppenteils bezeichnet. Jedes Mannschaftsbett trägt eine Nummer; es gehört dem Manne, dessen Gewehr und Kochgeschirr die gleiche Nummer trägt. So muß denn auch die Unterbringung der Truppen an Bord sich ordnungsmäßig und ohne Stocken vollziehen.

Nachdem schon am Morgen des 1. August der Stab des Oberkommandos an Bord gegangen war, treffen am 2. August von Mittag



Der wachthabende Offizier probiert die Mannschaftskost.

ab die auch mit dem „Rhein" fahrenden Truppen — das 3. Ostasiatische Infanterieregiment, das gesamte Lazarettpersonal und eine Proviantkolonne — ein und werden rasch eingeschifft. — Inzwischen arbeiten die Dampfkrähne des Schiffes unausgesetzt weiter, um das noch fehlende Kriegsmaterial für das Expeditionskorps und die noch fehlende Schiffsverpflegung zu verstauen. Es ist fast unglaublich, was alles im Innern des Schiffes untergebracht wird. Zahlreiche Eisen-

planmäßigen Fahrt nach Baltimore zurückgekehrt, ist er unverzüglich für die Chinafahrt in Dienst gestellt. Er ist bestimmt, außer dem 3. Ostasiatischen Infanterieregiment den wichtigsten Bestandteil des ganzen Expeditionskorps, das Oberkommando mit seinen Feld-Verwaltungsbehörden an Bord zu nehmen. Seine zahlreichen Kabinen, seine gediegene Ausstattung machen das Schiff hierfür besonders geeignet.



Segelmacher bei der Arbeit.

Am 1. August morgens ist das Oberkommando, von Berlin herkommend, in Bremerhaven eingetroffen und sofort an Bord gegangen. In vortrefflicher Weise ist hier alles für die Aufnahme vorbereitet. Durch eine aus einem Marineoffizier und mehreren Generalstabsoffizieren bestehende Kommission ist die Unterbringung von Offizieren und Mannschaften auf Grund des zwischen dem preußischen Kriegsministerum und dem Norddeutschen Lloyd getroffenen Abkommens bis ins kleinste geregelt. Jede Kabine ist mit den Namen der darin unterzubringenden Offiziere und Beamten, jeder Mannschaftsraum mit dem

Von unserm Ostasiatischen Expeditionskorps.

(Schilderungen eines Beteiligten in der Kreuz=Zeitung.)

I. In Bremerhaven.

Fieberhafte Thätigkeit herrscht in Bremerhaven. Zum ersten Male seit Bestehen des Deutschen Reiches soll eine größere Truppenmacht über das Meer nach fernen Gegenden entsendet werden. Ist diese Aufgabe an sich schon schwer, wie viel schwerer im vorliegenden Falle, wo sie ganz unerwartet, unvorhergesehen an uns herangetreten ist, und wo es sich zugleich um allergrößte Eile handelt. — Dank der vortrefflichen Organisation unseres gesamten Heereswesens, der Schulung unseres Generalstabes und Kriegsministeriums ist die Formierung, Ausrüstung und Bewaffnung des Expeditionskorps ohne jegliche Friktion mit größter Schnelligkeit erfolgt. Jetzt gilt es, den Abtransport dieses Korps auszuführen. In England und Frankreich, wo man seit alters her an derartige Transporte gewöhnt ist, Marine=Verwaltung und Rhedereien hierfür vorbereitet und besondere Truppentransportschiffe in größerer Zahl vorhanden sind, bietet ein solcher Transport keine nennenswerten Schwierigkeiten. Anders bei uns, wo Heeres= und Marine=Verwaltung sich vor einem vollständigen Novum befinden. Und doch — bei uns vollzieht sich der Abtransport mit einer Schnelligkeit, einer Präzision, die für alle Welt mustergiltig ist. Das Verdienst hieran gebührt in erster Linie dem „Norddeutschen Lloyd“. — Im Vertrauen auf seine vortreffliche Organisation und sein ausgezeichnet geschultes Personal hat er ohne Zaudern die schwere Aufgabe übernommen, und trotz des Fehlens jeder besonderen Vorbereitung auf dieselbe, trotz der Kürze der Zeit und vor allem — trotz der Katastrophe von Hoboken, die ihn dreier seiner besten Schiffe beraubte, hat er diese Aufgabe bisher glänzend gelöst und wird sie — wie sich schon jetzt mit Sicherheit übersehen läßt — glänzend zu Ende führen.

Am 16. Juli war das Expeditionskorps mobil geworden und schon am 27. verließen die ersten Truppentransporte auf den Dampfern „Batavia“, „Halle“ und „Dresden“ Bremerhaven. Ihnen war am 30. die „Sardinia“, am 31. die „Aachen“ und „Straßburg“ gefolgt.

Jetzt gilt es die Dampfer „Adria“ und „Rhein“ segelfertig zu machen, die am 2. August von Bremerhaven abdampfen sollen, und — fieberhafte Thätigkeit herrscht im Kaiserhafen.

Hier liegt in vorderster Linie der „Rhein“, eines der neuesten und mächtigsten Schiffe des Lloyd. Erst vor wenig Tagen von seiner

ein Transportführer ernannt war. Demselben wurden die für die Reise erforderlichen Druckvorschriften, wie die Marine-Sanitätsordnung, übergeben und ihm außerdem schriftlich einige Mitteilungen gemacht, die geeignet erschienen, ihm seine Pflichten zu erleichtern, wie Muster einer Tageseinteilung an Bord. Winke über Anordnung des inneren Dienstes, eine besonders ausgearbeitete Anweisung über Tropenhygiene, Meldungen im Auslande, Bestimmungen über Postsendungen und dergleichen.

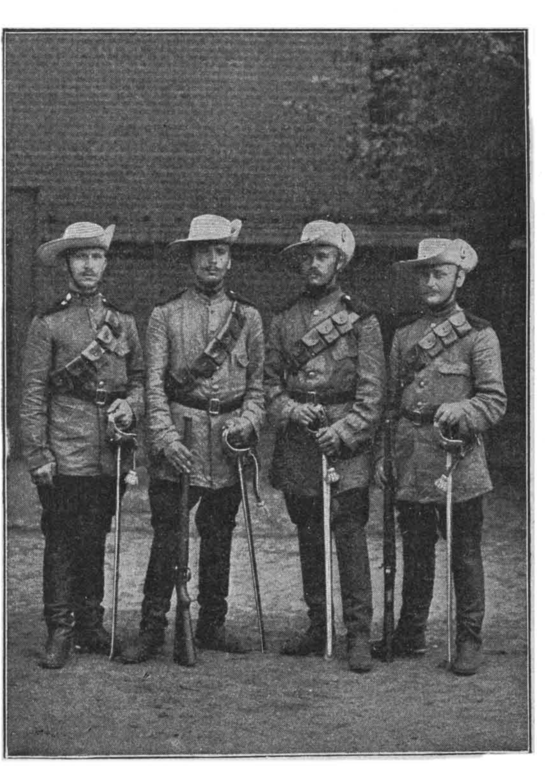
Diese Winke erschienen um so mehr erforderlich, als die Zuteilung eines Marineoffiziers auf jeden Dampfer sich nicht ermöglichen ließ, sondern nur der Stab des Kommandeurs des Expeditionskorps über einen Oberleutnant zur See verfügte. Auf mehreren Schiffen wurden je 4 bis 6, im ganzen 30 Pferde transportiert, um zum ersten Male zu erproben, ob dieselben eine solche lange Seefahrt durch die Tropen überhaupt aushalten würden. Soweit bekannt, sind sämtliche Pferde gut angekommen, doch läßt sich hieraus noch nicht die Folgerung ziehen, daß ein Massentransport, wie die Überführung berittener Truppenteile mit ihren Pferden angängig ist.

Man kann wohl sagen, daß die für den Transport des Expeditionskorps getroffenen Maßnahmen sich bewährt haben, im besonderen ist die Feststellung erfreulich, daß während der ganzen etwa 48tägigen Reise, die in der heißesten Jahreszeit durch die Tropen ging, der Gesundheitszustand der Mannschaften ein ausgezeichneter war. An Verlusten sind nur zu beklagen:

2 Mann am Hitzschlag (davon einer vom Armee-Oberkommando außerhalb des eigentlichen Truppentransports auf dem Reichspostdampfer „Sachsen“),
1 „ an Bauchfellentzündung,
1 „ an Gehirnhautentzündung,
1 „ an Schädelbruch durch Herunterfallen eines Drahtseils und
2 „ ertrunken.

Sämtliche Truppentransportschiffe sind ohne Zwischenfall planmäßig vor Taku angekommen, nur der Dampfer „Straßburg“ hatte infolge einer geringfügigen Beschädigung eine 11tägige Verspätung. Die folgenden Mitteilungen werden zeigen, inwieweit es den Bemühungen der militärischen und maritimen Behörden sowie der Sorge der überseeischen Gesellschaften gelungen ist, die schwierigen Rätsel des Transportes zu lösen.

Die Einschiffung der Truppen erfolgte unter Leitung der betreffenden Generalstabsoffiziere im allgemeinen derart, daß nach Einlaufen des Zuges, der in unmittelbarer Nähe des betreffenden Transportdampfers hielt, vor den Eisenbahnwagen angetreten wurde und die Feldwebel rc. die richtige Formierung ihrer Kompagnie revidierten. Die vor der Front befindlichen Offiziere rc. wurden kurz unterwiesen, dann in ihre Kabinen geführt, und der Generalstabsoffizier gab mit Hilfe der Feldwebel und der Unteroffiziere des Einschiffungskommandos jedem im Zwischendeck untergebrachten Mann eine Nummer, die mit einer der Zahlen, mit denen Kojen, Gewehrstützen und Backs bezeichnet waren, korrespondierte.



Ostasiatische Reiter.

Die Mannschaften wurden dann truppweise auf das Schiff geführt, legten ihr Gepäck vorläufig auf die Koje und stellten ihr Gewehr in die Stütze. Währenddem wurden von einem Hilfskommando der Marine das Offiziergepäck und die sonstigen von den Truppen mitgebrachten Kriegsbedürfnisse aus der Eisenbahn geladen und am Kai niedergelegt. Jeder Mann suchte darauf seinen Kleidersack und brachte ihn an Bord, die Offiziere sorgten für Übernahme ihres Gepäcks und Unterbringung je nach Bedürfnis in der Kabine oder im Gepäckraum, dann wurden die noch mitgebrachten sonstigen Güter verstaut. Im Durchschnitt dauerte die Einschiffung eines Bataillons 1 bis $1\frac{1}{2}$ Stunden.

Die Vorbereitungen für den Dienstbetrieb an Bord während der Ausreise beschränkten sich im allgemeinen darauf, daß für jedes Schiff

gütern, die man so gern ganz unten gehabt hätte, auszufüllen; trotzdem blieben beim ersten Transport etwa 1000 cbm Reserveproviant und dergleichen zurück.

Soweit möglich, wurden die Truppengüter formationsweise und in sich geordnet so längsseits der Dampfer gebracht, daß bei der Übernahme die gewünschte Reihenfolge sich von selbst ergab, eine Maßnahme, deren Wert oft hinfällig wurde, wenn z. B. die Beladung eines Leichters (Schiff) nur zum Teil in einen Schiffsraum ging, der Rest aber in einem anderen verstaut werden mußte. Die nautischen Gesichtspunkte, die unter anderem eine Verstauung der schweren Stücke möglichst unten und eine seefeste Verpackung besonders der Fahrzeuge mit kleinen Kollis, wozu sich besonders die Proviantkisten eigneten, verlangten, standen oft den militärischen Wünschen entgegen.

Die ganze Arbeit wurde durch das regnerische Wetter und durch den Umstand erheblich erschwert, daß die meisten Dampfer verspätet eintrafen; denn es war zuerst der 1. August als erster Abfahrtstag bestimmt gewesen, und demzufolge hatten die Rhedereien ihre Dispositionen getroffen. Als dann der ganze Abtransport um fünf Tage früher gelegt wurde, war es nicht mehr möglich, alle Schiffe entsprechend früher aus ihren planmäßigen Fahrten zu ziehen, so daß die verlorene Zeit durch intensivste Arbeit ohne jegliche Unterbrechung eingebracht werden mußte. Für einzelne Dampfer standen zur Entlöschung ihrer gewöhnlichen Ladung, Einrichtung zum Truppentransport und Wiederbeladung nur zwei Tage zur Verfügung, und wenn es gelang, alle Dampfer, bis auf einen, planmäßig auslaufen zu lassen, so verdient diese Arbeitsleistung des Lloyd, der nebenher seinen ganzen gewöhnlichen Betrieb aufrecht zu erhalten hatte, hohe Anerkennung.

Die eingerichteten Dampfer mußten kasernenmäßig ausgenutzt und hierfür die nötigen Vorkehrungen getroffen werden. Zu diesem Zwecke waren, gewissermaßen als Quartiermacher, dem Einschiffungskommando eine Anzahl von Offizieren des großen Generalstabes und Mannschaften zugeteilt Jede Kajüte der I. und II. Klasse wurde unter Berücksichtigung des Dienstalters und der Dienststellung verteilt und an den Thüren Etikettes mit Bezeichnung der Inhaber befestigt. Alle für besondere Zwecke dienenden Räume, wie diejenigen für Offiziergepäck, Kleidersäcke, Klosets, Bureaus, Arrest ꝛc., wurden kenntlich gemacht und die Zwischendecks unter möglichster Wahrung der militärischen Verbände eingeteilt. Wegweiser an Deck und den Niedergängen zeigten den Truppen den Weg in ihre Quartiere.

kommando, das in der Stärke von 21 Offizieren, Ärzten und höheren Beamten und 120 Mannschaften die Ausreise von Genua bereits am 24. Juli auf einem Reichspostdampfer angetreten hatte, bei seinen Vorbereitungen am Lande zu unterstützen.

Das Kommando des Expeditionskorps, dessen frühzeitige Ankunft auf dem Felde seiner Thätigkeit sehr erwünscht war, konnte aus ganz bestimmten Gründen erst mit der dritten Gruppe am 2. August befördert werden, doch war Vorsorge getroffen, daß der 13 Seemeilen laufende Dampfer „Rhein" seine Reise in kürzester Zeit unter Vermeidung aller nicht unbedingt nötigen Aufenthalte durchführte.

Von den zur unmittelbaren Mitarbeit an der Einschiffung berufenen Behörden trat die Sammelstation Bremen zuerst, und zwar bereits am 12. Juli in Thätigkeit. Auf die Art ihrer Einrichtung soll hier nicht näher eingegangen, sondern nur in wenigen Worten ihre Aufgabe, soweit dieselbe unmittelbar mit der Einschiffung zusammenhängt, gekennzeichnet werden.

Demnächst mußten die Güter auf die für die einzelnen Transportdampfer bestimmten Leichter verladen und rechtzeitig nach Bremerhaven geschickt werden.

Der Umfang der zu bewältigenden Arbeit geht daraus hervor, daß in der Zeit vom 12. bis 30. Juli etwa 6 100 000 kg Güter auf 1418 Achsen für das Expeditionskorps auf dem Weserbahnhofe eintrafen und abgefertigt wurden.

In ähnlicher Weise hatte die Bahnhofskommandantur Bremerhaven die dort einlaufenden Fahrzeuge, Munition ꝛc. am Kai längsseits der Transportschiffe ordnungsmäßig bereitzustellen. — Die Verladung war dadurch erschwert, daß unter allen Umständen der Gesamtraum voll ausgenutzt werden mußte, um alle Kriegsbedürfnisse unterzubringen. Es mußte also angestrebt werden, so viel Massengüter vorweg in die untersten Schiffsräume zu packen, daß gerade noch genug Platz blieb, um die zu den einzelnen Truppen gehörigen Fahrzeuge, Güter ꝛc., also die mit einem Schiffsnamen bezeichneten Gegenstände, unter allen Umständen noch auf dem betreffenden Dampfer unterzubringen. Welcher Raum hierfür reserviert werden mußte, war gar nicht möglich, auch nur annähernd genau zu bestimmen; ließen doch die Truppen selbst noch zahlreiche Sachen, wie Meßgegenstände, Marketenderwaren und dergleichen an Bord bringen. Sobald sich übersehen ließ, daß nach Einladung sämtlicher „Truppengüter" noch Raum übrig blieb, mußte mit schwerem Herzen dazu geschritten werden, denselben mit Massen-

für frischen Proviant, Treppen und Aufgängen, Einschneiden von Fenstern, Legen elektrischer Leitungen', Einrichtung von Dampfheizung und dergleichen erforderlich, die Anforderungen an die Arbeitskraft der Rhedereien also erhöht wurden. Es hat sich übrigens gezeigt, daß durch derartige Umbauten jeder gute Dampfer zu einem brauchbaren Truppentransportschiffe gemacht werden kann.

Bei der Aufstellung des Einschiffungsplanes mußte sowohl mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß in Rücksicht auf die chinesische Kriegsflotte die Transportschiffe sich etwa in Singapore sammelten und unter dem Schutze von deutschen Kriegsschiffen die Fahrt in den chinesischen Gewässern fortsetzten, als auch, daß eine feindliche Bedrohung ausgeschlossen war und jeder Transportdampfer allein die Reise zurücklegen konnte. In ersterem Falle empfahl es sich, die langsamsten Schiffe zuerst zu befördern, um so schnell als möglich die Transportflotte im Versammlungshafen zu vereinigen, im anderen Falle mußten die schnellsten Schiffe zuerst auslaufen, um baldigst eine Verstärkung unserer schwachen Streitkräfte in Ostasien zur Stelle zu haben und um Zeit für die schwierigen Ausladungen im Zielhafen zu gewinnen.

Da die Kriegslage und besonders die unbedingte Überlegenheit der verbündeten Flotten in Ostasien eine Störung der Transportbewegung unwahrscheinlich machten, wurden in die erste Gruppe, die die Ausreise am 27. Juli antrat, drei schnelle Schiffe genommen, die, den anderen vorauseilend, gleichsam eine Avantgarde bildeten. Dementsprechend erhielt die erste Gruppe folgende Truppeneinteilung:

Stab 1. Infanteriebrigade.
Infanterieregiment 1.
Stab und 2 Eskadrons Reiterregiments. (Da die Pferde aus Amerika und Australien kamen und zum Teil früher eintreffen sollten als die Truppentransporte, war eine frühe Beförderung besonders erwünscht. Das Pferdedepot war bereits vorausgesandt.)
2. Abteilung Feldartillerieregiments.
1 Batterie schwerer Feldhaubitzen (deren frühzeitige Ankunft sich bei Erstürmung der Peitang-Forts bezahlt gemacht hat).
Korps-Telegraphenabteilung.
Feldlazarette 1 bis 4.

Außerdem waren der Etappenkommandeur und sämtliche technischen Truppen der ersten Gruppe beigegeben, und zwar auf dem schnellsten Schiffe, um die Marine bei den Ausschiffungsarbeiten und das Vor=

zahlreiche Mannschaften, aber Mangel an Kajütseinrichtungen, ein anderer, der gemäß seiner gewöhnlichen Bestimmung Überschuß an letzteren hatte, verfügte über nur wenig Raum im Zwischendeck, und wiederum ein großes Frachtschiff konnte verhältnismäßig wenig Truppen beherbergen.

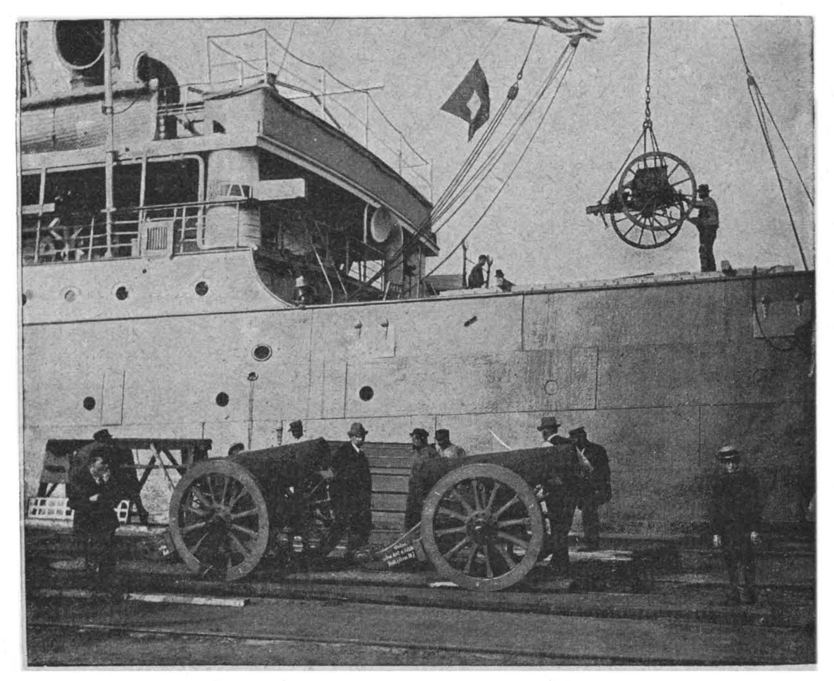
Damit soll nicht gesagt werden, daß die Rhedereien minderwertige oder für den Truppentransport nicht geeignete Dampfer gestellt hätten; im Gegenteil, das Schiffsmaterial an sich war vorzüglich, besser als



Anpassen der Tropen-Uniformen.

es vielleicht je für solche Zwecke Verwendung gefunden hat. Man war aber bei der Plötzlichkeit und dem großen Umfange des Bedarfes nicht in der Lage gewesen, eine besonders genaue Auswahl zu treffen, sondern mußte diejenigen Dampfer nehmen, die sich um die Zeit des Transportes gerade in der Heimat oder auf dem Wege dahin befanden und von den Rhedereien am ehesten aus dem regelmäßigen Betriebe entbehrt werden konnten. Dies hatte natürlich zur Folge, daß sehr umfangreiche Umbauten, wie Bau von Kabinen, Kühlräumen

zum Transport erforderlichen Dampfer namentlich bestimmt und ihre Belegungsfähigkeit festgestellt. In Anbetracht der langen Seereise durch die Tropen, deren Unbilden und Strapazen unseren Landsoldaten ganz fremd sind, und der Notwendigkeit, das Expeditionskorps in bestmöglichem Gesundheitszustande an den Zielhafen zu bringen, wurden die Zwischendecke nur mit 75 Prozent ihrer normalen Belegungsfähigkeit in Ansatz gebracht, eine Fürsorge, die sich als sehr zweckmäßig erwiesen hat.*)



Verladung der Haubitzenbatterie in Bremerhaven.

Die Verteilung der Truppen machte große Schwierigkeiten, da die Truppeneinheiten mit ihrem gesamten Personal und Material unbedingt beisammen bleiben mußten, die Dampfer für dieses Bedürfnis aber natürlich nicht gebaut waren. So hatte vielleicht einer Platz für

*) Soweit bekannt, ist von anderen Nationen die normale Belegungsfähigkeit grundsätzlich voll ausgenutzt worden, im Spanisch-Amerikanischen Kriege sind die spanischen Truppen nach und von Kuba sogar mit einer Mehrbelegung der Räume bis zu 25 Prozent transportiert worden.

Die Kojen in den Mannschaftsräumen waren mit laufenden Nummern zu versehen.

Zur Vermeidung von Unglücksfällen bei Kollisionen mußten breite Aufgänge von den Wohnräumen nach Deck in genügender Zahl vorhanden sein.

Für die Aufstellung einer genügenden Anzahl von Gewehrständern in den nicht mit Mannschaften belegten Räumen und Gängen war Sorge zu tragen. Die Gewehrständer waren von vorn anfangend mit fortlaufenden Nummern zu versehen.

Zur Unterbringung des Offiziergepäcks und der Kleidersäcke der Mannschaften waren Kleiderkammern herzurichten.

Zur Verpackung und Aufbewahrung von Sattel- und Zaumzeug waren besondere, während der Reise zugängliche Räume bereitzustellen.

Zur Unterbringung des Eßgeschirrs waren an den Schiffswänden über den Backstischen feste, mit Leisten versehene Borde anzubringen. Das Geschirr für den persönlichen Gebrauch der Mannschaften sowie Teller, Löffel und Gabeln lieferten die Rhedereien.

Auf jedem Dampfer waren 1 bezw. 2 verschließbare, als Bureau geeignete Räume einzurichten.

Auf jedem Dampfer wurde eine Lazaretteinrichtung für eine Kopfzahl von $2^1/_2$ Prozent der Transportstärke hergestellt und mit Krankenbad und Klosets versehen.

Die Lazarette sollten gut heizbar und so belegen sein, daß Luft und Licht zu denselben unmittelbar Zutritt hatten.

Auf die Vervollkommnung der Feuerlöscheinrichtungen war von den Rhedereien besonderes Gewicht zu legen. Die erforderlichen Rettungsvorrichtungen waren zu treffen, eine genügende Anzahl von Booten, Rettungsbojen, darunter eine Nachtrettungsboje und Material zu Flössen an Bord zu nehmen. Die Rhedereien lieferten Schwimmwesten für die Transportmannschaften u. s. w.

Man sieht, daß für alles die sorgfältigsten Vorbereitungen getroffen waren.

Der Transport des Ostasiatischen Expeditionskorps.

Die Grundlage für die Verteilung der Truppen gab nach dem M. W. B. ein „Plan für die Einschiffung des Ostasiatischen Expeditionskorps (Nr. 7), der in unwesentlich veränderter Form auch beim zweiten Transport Anwendung fand. Auf Grund der Gesamtzahl der zu befördernden Passagiere I., II. und III. Klasse wurden die

Den wichtigsten Faktor für die Möglichkeit, schnell und gut größere Truppenkörper über See zu transportieren, bildet eine leistungsfähige Handelsmarine, und da war Deutschland in der glücklichen Lage, über die beiden größten Dampfergesellschaften der Welt, den Norddeutschen Lloyd und die Hamburg-Amerika Packetfahrt-Aktiengesellschaft, zu verfügen. In Besprechungen zwischen Vertretern der Armee, der Marine und den beiden genannten Rhedereien wurden die bindenden Grundsätze für die gesamte Transportbewegung festgelegt und auf Grund örtlicher Besichtigungen diejenigen Maßnahmen verabredet, die nachstehend erörtert werden.

Die Gestellung der Transportschiffe erfolgte nach den Bestimmungen besonderer Verträge, die unter Berücksichtigung aller möglichen Fälle die von den Rhedereien zu übernehmenden Verpflichtungen und die hierfür vom Reiche zu zahlenden Vergütungen regelten.

Nachstehende Anforderungen wurden an die Einrichtungen der Transportdampfer gestellt:

Als Unterkunft hatten die Rhedereien zu gewähren:

Allen Offizieren vom Range der Stabsoffiziere aufwärts und Beamten gleichen Ranges zu alleiniger Benutzung eine vollständig ausgestattete Kammer, in der sich eine geräumige, verschließbare Kommode sowie eine zur Benutzung als Schreibtisch geeignete Vorrichtung befand;

allen übrigen Passagieren der ersten Kajüte, soweit angängig, ebenfalls je eine vollständig ausgestattete Kammer, event. hatten sich jedoch zwei bis vier Personen in eine entsprechend ausgerüstete Kammer zu teilen;

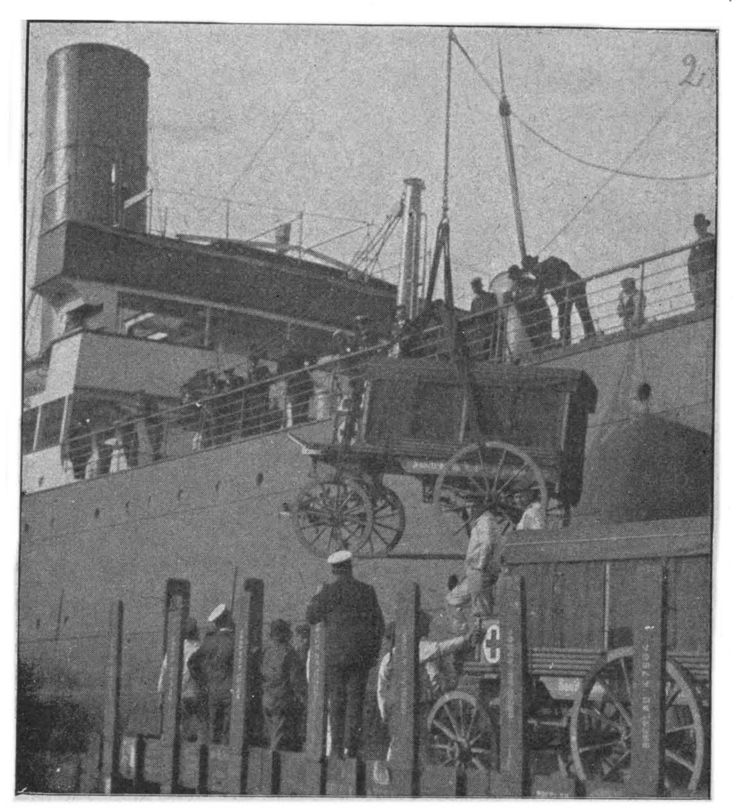
den Passagieren der zweiten Kajüte je zu zweien bis vieren eine Kammer und als gemeinsamen Aufenthaltsort eine Messe;

den Passagieren des Zwischendecks Kojen in einem abgetrennten Raum im Zwischendeck mit genügenden Lichtöffnungen und guter Ventilationseinrichtung.

Die Kammern enthielten: feste Kojen für sämtliche Insassen und soweit angängig für jeden Passagier einen Waschtisch und einen Feldstuhl. Das Kojenzeug bestand aus einer Matratze mit Roßhaar- oder Seegrasfüllung, einem Kopfkeil mit Roßhaarfüllung, zwei wollenen Decken in leinenen oder baumwollenen Bezügen, einem Bettuch und einem Kopfkissenbezug.

Alle Kammern und Wohnräume der Kajüts- und Zwischendeckspassagiere waren mit Dampfheizung auszustatten.

Vorbereitungen und Vorgänge für einen solchen riesigen Transport (sagt das Mil. W. Bl.) waren nicht vorhanden, alles mußte improvisiert werden. Zwar war, um Erfahrungen zu sammeln, beabsichtigt gewesen, im Kaisermanöver 1900 eine gemischte Brigade zu vier Bataillonen, einer Eskadron und einer Batterie von Danzig nach Swinemünde zu befördern, und es war für diesen Zweck der Entwurf einer Seetransportordnung in der Ausarbeitung begriffen. Der plötzliche Ausbruch der Unruhen in China und die nicht vorher zu ahnende Notwendigkeit, schleunigst eine stärkere Truppenmacht dorthin zu senden, machten allen theoretischen Erwägungen ein Ende und zwangen zum schnellen Handeln.



Übernahme der Sanitätswagen auf den Lloyddampfer „Wittekind".

Bei Ausführung der Transporte waren Armee und Marine beteiligt, eine genaue Abgrenzung der Befugnisse beider wurde nicht befohlen, da die militärischen und die marinetechnischen Interessen sich nicht trennen lassen.

Freiwilligen des aktiven Dienststandes und Beurlaubtenstandes noch eine 3. Ostasiatische Infanteriebrigade (5. und 6. Ostasiatisches Infanterieregiment) zu je zwei Bataillonen, die dem Befehle des bereits in Ostasien befindlichen Inspekteurs der Marineinfanterie, Generalmajor v. Höpfner unterstellt wurde, sechs 9. Kompagnien für die bestehenden sechs Ostasiatischen Infanterieregimenter zu Etappen- und Ersatzzwecken, eine Jägerkompagnie, eine (4.) Eskadron des Ostasiatischen Reiterregiments, den Stab einer dritten Abteilung, zwei fahrende und zwei Gebirgsbatterien des Ostasiatischen Feldartillerieregiments mit den erforderlichen Munitionskolonnen, einen Bataillonsstab schwerer Feldhaubitzen und eine zugehörige 2. Batterie, eine 3. Kompagnie des Ostasiatischen Pionierbataillons, den Stab eines Eisenbahnbataillons mit einer 2. und 3. Eisenbahn-Baukompagnie, eine Infanterie-, eine Artillerie- und eine schwere Feldhaubitz-Munitionskolonne, eine 3. Proviantkolonne und zwei weitere Feldlazarette (Nr. 5 und 6). Zwischen 31. August und 7. September erfolgte der Abtransport dieser Verstärkungen von Bremerhaven aus. Mit ihrem Eintreffen in Ostasien wird das deutsche Expeditionskorps an fechtenden Truppen über 55 Kompagnien Infanterie, 4 Eskadrons, 8 Feldbatterien (darunter 2 Gebirgs- und 2 Feldhaubitzbatterien), 2 schwere Batterien Haubitzen, 3 Pionier- und 3 Eisenbahnkompagnien verfügen.

Zum ersten Male stand Deutschland vor der Aufgabe, eine so große Menge von Truppen in fremde Weltteile zu überführen. Es wurde dazu eine Anzahl transatlantischer Dampfer der Hamburger und Bremer Gesellschaften gechartert, die sich ebenfalls der Aufgabe völlig gewachsen zeigten. In der Zeit vom 27. Juli bis 4. August fand auf zehn Dampfern die Abfahrt des Expeditionskorps statt in Stärke von

500 Offizieren und höheren Beamten,
10 894 Unteroffizieren und Mannschaften,
558 Geschützen und Fahrzeugen,
16 380 cbm Kriegsbedürfnissen.

In gleicher Weise trat die durch Allerhöchste Kabinetsorder vom 12. August 1900 befohlene Verstärkung von

269 Offizieren und höheren Beamten,
7 430 Unteroffizieren und Mannschaften,
303 Geschützen und Fahrzeugen,
14 032 cbm Kriegsbedürfnissen

zwischen 31. August und 7. September auf acht Dampfern die Ausreise an.

richteten Abschiedswort hervorhob, eine einheitliche Anerkennung für unser ganzes militärisches Leben und Wirken, für unser militärisches System und für die Ausbildung und Führerschaft unserer Generale und Offiziere. Auf gleicher Höhe stand aber auch der Ernst der von Deutschland übernommenen Aufgabe. Gerade weil inzwischen Peking in die Hände der Verbündeten gefallen und die Lage dort durch die Rettung der Gesandten und Fremden minder kritisch geworden war, hatte auch das Verhalten der einzelnen Mächte gegenüber der gemeinschaftlich zu lösenden Frage eine Verschiebung erfahren, die den Feldmarschall Grafen v. Waldersee vor eine Reihe schwerer Aufgaben stellen mußte, die nicht allein klaren militärischen Blick und hervorragende Führereigenschaften, sondern auch allgemein richtiges, die Vielseitigkeit des daselbst bestehenden Koalitionsverhältnisses beherrschendes Urteil, Bestimmtheit und Entschlossenheit des Auftretens und vollendeten Takt bedingen, Aufgaben, deren Umfang und Tragweite sich heute noch nicht bemessen lassen! Dennoch bürgt die Persönlichkeit des Grafen v. Waldersee dafür, daß deren Lösung in den besten Händen ruht.

Die Wahl des Grafen Waldersee war überdies schon dadurch gerechtfertigt, daß Deutschland in erster Linie durch die Brutalität der Chinesen in Mitleidenschaft gezogen worden war; ferner, daß die Ansprüche der Deutschen auf chinesisches Gebiet bisher nur solche gewesen sind, daß sie durchaus nicht die Eifersucht der europäischen Mächte zu erregen geeignet waren.

Verstärkung und Überfahrt des ostasiatischen Expeditionskorps.

Das Mil. W. Bl. begleitet die Aufstellung mit folgender Motivierung:

Mit der Aufstellung des Armee-Oberkommandos stand zeitlich auch die Bildung eines deutschen Verstärkungskorps für das Ostasiatische Expeditionskorps in Zusammenhang. Sie ist teilweise vielleicht durch jene bedingt, wenn auch die Vorbereitungen hierzu in eine Zeit fallen, in der noch niemand an einen deutschen Oberbefehl dachte. Für die Autorität des deutschen Oberbefehlshabers erscheint es unerläßlich, daß Deutschland auch mit einer ansehnlicheren Truppenmacht auf dem Schauplatz der Ostasiatischen Wirren vertreten ist. Am 22. August formierte deshalb Deutschland auf einer Reihe von größeren Truppenübungsplätzen und in einzelnen Garnisonen aus tropendienstfähigen

Schon hatte es sich bei der Expedition Lord Seymours gezeigt, daß der Organisation der Truppen die Spitze fehlte, und daß selbst das entgegenkommendste Verhalten und die bereitwilligste Unterordnung des einzelnen die höhere Führung nicht zu ersetzen vermag, die aus dem Willen eines einzigen, mit genügender Machtvollkommenheit ausgestatteten Befehlshabers entspringt, die Thätigkeit der verschiedenen Kommandos richtig zusammenfaßt und auf ein einheitliches Ziel lenkt.

Schon die frühere Expedition gegen China im Jahre 1860 hatte sehr beachtenswerte Lehren über den Wert einer einheitlichen Führung gegeben. Die Eifersucht der beiden operierenden Nationen: Frankreich und England, erzeugte so viel Reibungen und Rivalitäten, daß es nahe daran war, daß der ganze Feldzug an den Reibereien scheiterte, und die übermäßige Länge und Kosten des Krieges waren lediglich Folgen der zwiespältigen Leitung. Und doch waren es damals nur zwei Nationen, die mit einander operierten; jetzt sind es deren 8!

Das Mil. W. Blatt, dessen trefflicher Darlegung der Verhältnisse wir folgen, da es den Gedanken der maßgebenden Personen am besten Ausdruck giebt, sagt dazu:

In richtiger Erkenntnis des Wertes der Einigkeit der Mächte hatte Deutschland seine Zustimmung zu der Wahl des gemeinschaftlichen Oberbefehlshabers lediglich von dem Einverständnis auch der übrigen Mächte abhängig gemacht. Vielleicht hat gerade diese Haltung dazu beigetragen, daß der schließliche Vorschlag des Feldmarschalls Grafen v. Waldersee die allgemeine Zustimmung der beteiligten Regierungen erfuhr. Sicher waren es aber auch der Name und das Ansehen des trotz seiner 68 Jahre dem Rufe seines Kaisers gern Folge leistenden Marschalls, die die Einigung der Mächte beschleunigten. Schon am 16. August konnte in Berlin die Aufstellung des Oberkommandos vor sich gehen, dessen Organe (Chef des Generalstabes: Generalmajor v. Groß, gen. v. Schwarzhoff; Oberquartiermeister Generalmajor Frhr. v. Gayl ꝛc.) mit besonderer Sorgfalt aus den zahlreichen freiwilligen Anmeldungen ausgewählt wurden. Am 21. August erfolgte zu Genua die Einschiffung desselben auf dem Reichspostdampfer „Sachsen“, so daß die Ankunft Graf Waldersees vor Taku Ende September, etwa eine Woche nach den letzten Truppen des deutschen Expeditionskorps, sichergestellt war.

Die Aufstellung des Armee-Oberkommandos bildet für Deutschland eine ungemein ehrenvolle Auszeichnung. Sie ist, wie Se. Majestät der deutsche Kaiser in seinem an den Stab des Grafen Waldersee ge-

Das Deutsche Reich greift ein.

Die Ernennung des Grafen Waldersee zum Ober-Kommandeur der ostasiatischen Expedition.



Die Schmach, die durch die Ermordung des Gesandten v. Ketteler dem deutschen Reiche angethan war, erheischte schnelle Sühne, damit der deutsche Name und das Ansehen der Nation nicht unheilbaren Schaden erleiden sollte.

Der Kaiser wußte, daß er sein Volk hinter sich hatte, als er mit schneller Hand eingriff. Um keine Verzögerungen durch etwa langwierige Kammerverhandlungen eintreten zu lassen, berief Se. Maj. nicht erst den Reichstag ein, sondern ließ sofort ein Expeditionskorps von der Stärke einer Division ausrüsten und zwar wurde diese, damit die Struktur des Heeres nicht auseinandergerissen würde, aus Freiwilligen gebildet.

Der Ruf des Kriegsherrn fand ein lebhaftes Echo, denn schon 9 Tage nach erfolgter K. Allerhöchster Order war die Formierung beendet, zugleich ein Beweis von der Präzision, mit der die deutsche Heeresmaschine läuft.

Die Zusammensetzung haben wir bereits gegeben. —

Wenn bis dahin auch die verschiedenen Kontingente der Verbündeten in anzuerkennender Übereinstimmung mit einander operiert hatten, so legte besonders die Einnahme von Tientsin es nahe, den Oberbefehl in eine ebenso energische wie taktvolle Hand zu legen.





Tsai-tien, der jugendliche Kaiser von China.

würdigender Zustand. Von Kuanschi aus erhielt der kaiserliche Wagen Maultiergespanne. Bis Hsuanhuafu wurden dann täglich zwanzig Meilen zurückgelegt. Dort, hundertundzwanzig Meilen von Peking, wurde drei Tage gerastet; bis dahin war die Flucht panikartig. Viele Ratgeber der Kaiserin rieten, dort zu bleiben; die Mehrheit fürchtete die Verfolgung und gab den Ausschlag. Vor der Abreise aus Hsuanhuafu schlossen sich noch 10000 Soldaten unter Tungfuhsiang der Eskorte an, vermehrten aber nur die Zwietracht. Die Kaiserin that fast nichts als weinen und klagte diejenigen an, welche sie in solche Lage gebracht hätten. Der Kaiser schmähte jeden ohne Rücksicht auf seine Meinung. Die Flucht nach Tayuenfu dauerte 26 Tage; man nahm die längste Route aus Furcht vor Verfolgung. Obwohl viele Edikte erlassen wurden, konnte die Befolgung nicht erzwungen werden, und die Verhältnisse wurden bald fast unhaltbar.



Die Audienzhalle im Pekinger Kaiserpalast.

durch Sprengung des nördlichen Thores ohne fremde Beihilfe den Eintritt in die Mandschustadt erzwangen. Das Rettungswerk, das den Zweck des Entsatzversuches bildete, war hiermit vollbracht, und sein Gelingen stellte auch in militärischer Beziehung einen wesentlichen Erfolg dar, obwohl man sich nicht verhehlte, daß es bei der Bedrohung der Verbindungen und der gänzlichen Zerstörung der Bahn zwischen Yang-tsun und Peking des Aufgebots aller Kräfte bedürfen werde, sich in der eroberten, jedoch noch Scharen bewaffneter Feinde bergenden Hauptstadt zu behaupten. Der politische Erfolg aber, den man sich von der Festsetzung in Peking versprochen hatte, blieb aus. Denn die Regierung hatte mit dem Prinzen Tuan und dem größten Teil der Truppen und Boxer Peking verlassen, um sich nach Tayuenfu, der Hauptstadt der Provinz Shansi, zu flüchten. Sie bestätigte dadurch, daß die ganze gegen die Fremden gerichtete Bewegung von der chinesischen Regierung unterstützt wurde.

Die Flucht des chinesischen Hofes.

Daß der Kaiserin-Mutter an der ganzen Entwicklung der Dinge ein großer Teil der Schuld beizumessen ist, steht außer Frage. Es scheint aber zweifelhaft, ob sie das Vorgehen gegen die Gesandtschaften nicht aus Klugheit und im eigenen Interesse gehindert haben würde, wenn sie nicht von ihrer Umgebung fortwährend über die wahre Sachlage getäuscht worden wäre. Es wird behauptet, daß ihr, während die Verbündeten schon im Vormarsch auf Peking begriffen waren, täglich Mitteilungen über chinesische Siege gemacht wurden, so daß sie, sich in Sicherheit wähnend, ruhig im Palast blieb. Erst als die Verbündeten bereits in die Stadt einrückten, floh sie am 15. August, begleitet vom Kaiser, in wilder Hast aus der Kaiserstadt. Der Kaiser wollte angeblich Peking nicht verlassen, sondern sich den Verbündeten anvertrauen, doch man hörte nicht auf ihn.

Prinz Su, welcher später von Tayuenfu zurückkehrte, erzählte, als der Hof aus Peking floh, reisten sie in landesüblichen Lastwagen bis Kuanschi, 20 Meilen nördlich, eskortiert von 3000 Soldaten, welche auf der ganzen Route alles plünderten und mordeten. Kaiser und Kaiserin trugen ganz gewöhnliche baumwollene Gewänder und reisten so verkleidet mit ganz kleinem Gefolge. Unterwegs hatten sie mit mancherlei Entbehrung zu kämpfen. Drei Tage lang waren sie ausschließlich auf Hirse als Nahrung angewiesen und schliefen auf nacktem Lehmboden in unsauberen Herbergen. Es war ein für sie höchst ent-

Mandschustadt führen, während die südlich des Kanals zunächst den Zutritt in die Chinesenstadt vermittelnden beiden Thore neben dem Kanal gelegen sind. Für den durch letztere in die Chinesenstadt Eingedrungenen bleibt jedoch der Zutritt zu den Gesandtschaften noch durch die südliche Umwallung der Mandschustadt gesperrt, die durch drei verteidigungsfähige Thore unterbrochen wird. In dem Raume, der durch die Südumwallung der Mandschustadt zwischen dem östlichen und mittleren Thore derselben und der Südmauer der Kaiserlichen Stadt bezeichnet wird, lagen die Gesandtschaften.

Der Vormarsch der einzelnen Kontingente gegen Peking hat sich durchaus selbständig und auch zeitlich keineswegs übereinstimmend vollzogen. Während die Japaner, die das nördlichste Thor zum Angriffsziel genommen hatten, erst am 14. nachmittags 2 Uhr vor demselben eintrafen und auf hartnäckigen Widerstand stießen, den sie im Verlaufe des Tages nicht mehr zu brechen vermochten, hatten die Russen ihre Bemühungen, sich den Weg durch das nördlich des Tongchow-Kanals gelegene Thor zu öffnen, bereits am Vormittage aufgenommen. Auch sie stießen auf lebhaften Widerstand, dem gegenüber es bis zum Einbruch der Dunkelheit nur gelang, sich des äußeren Thorabschnittes zu bemächtigen. Glücklicher waren die Engländer, die hart südlich des Kanals, und die Amerikaner, die gegen das südlichste Thor vorgingen, indem sie an der Umwallung der Chinesenstadt unter nur leichten Kämpfen eindringend, sich den Weg zum östlichen und mittleren Thor der Mandschustadt zu öffnen suchten. Hier setzten sich aber die auf den Wällen kämpfenden Chinesen thatkräftig zur Wehr. Es gelang jedoch dem englischen General Gaselee, mit einer Kompagnie Sikhs sich durch einen Abzugskanal unter der Mauer der Mandschustadt hindurch Bahn zu den Gesandtschaften zu brechen und so einen Weg zu zeigen, den später auch die übrigen Engländer und die amerikanischen Truppen einschlugen, um die Verteidiger der Südmauer von rückwärts anzugreifen und zu vertreiben.

Der Freude des Wiedersehens mit den hierdurch geretteten Gesandtschaften, die gerade während der letzten Tage besonders heftigen Angriffen ausgesetzt waren, konnten sich die eingedrungenen Truppen jedoch nur kurze Zeit hingeben. Es galt, den Kampf im Innern der Stadt weiterzuführen und dadurch die Angriffe der Russen und Japaner auf die beiden nördlichen Thore zu erleichtern. Dank dieser Unterstützung gelang kurz nach Einbruch der Dunkelheit auch das Eindringen der russischen Kolonne, während die Japaner im Laufe der Nacht sich

Die Besetzung Pekings.

Der von West nach Ost fließende Tongchow-Kanal teilt Peking in die südlich desselben gelegene Chinesenstadt und in die durch Mauern abgegrenzte Mandschu- oder Tatarenstadt. Die Mandschustadt schließt in ihrer Mitte die ebenfalls ummauerte Kaiserliche Stadt, und diese in ihrer südöstlichen Ecke die heilige oder verbotene Stadt ein, die den Kaiserlichen Palast birgt. Die ungewöhnlich große räumliche Aus-



Japanische Truppen in einer Vorstadt Pekings.

dehnung der Stadt giebt kein zutreffendes Bild über die Bebauungsverhältnisse im Innern, vielmehr finden sich innerhalb derselben große Strecken unbebauten Geländes. Die Umwallung Pekings wird durch eine über 6 m hohe und 7 m breite Mauer gebildet, auf die nach außen hin zum Schutze der auf diesem Walle kämpfenden Verteidiger noch eine eigene Schutzmauer aufgesetzt ist. Die Stärke der Befestigung wird durch einen die gesamte Umwallung umziehenden nassen Graben erhöht. Den Zugang zur Stadt vermitteln auf der Ostseite vier Hauptthore, von denen zwei nördlich des Tongchow-Kanals in die

Marsch über Tung-tschou.

Die Frage, ob von Ho-hsi-wu aus die westlich abzweigende über Ma-kü-kiau nach Peking führende neuere Straße einzuschlagen oder trotz ihres besonders schlechten Zustandes die alte, den Lauf des Peiho und des von Peking nach Tung-tschou führenden Tongchow-Kanals begleitende Straße beizubehalten sei, war für das Entsatzkorps leicht zu entscheiden. Der Rückzug der bei Ho-hsi-wu vertriebenen Chinesen in der Richtung auf Tung-tschou sprach trotz des Umstandes, daß man auf diesem Wege auch noch mit den Befestigungswerken von Tung-tschou zu rechnen hatte, ebenso sehr zu Gunsten der letzteren Marschlinie als der Umstand, daß man hier den bisher durch den Lauf des Peiho ermöglichten Verpflegungsnachschub auch fernerhin durch Benutzung des Wasserweges gesichert sah. Der Marsch wurde demzufolge am 10. in der Richtung auf Tung-tschou aufgenommen und am 11. bis Ma-tou durchgeführt, von wo sich stärkere feindliche Kräfte bei Annäherung der Verbündeten auf Tshang-kia-wan zurückzogen. Auch an letzterem Orte, den man am 12. August erreichte, war jedoch der Widerstand nur ein geringer, da die von den Chinesen versuchte Herstellung eines Fronthindernisses durch Überflutung der Gegend mißlungen war und ein Flankenangriff der die Vorhut bildenden Japaner wirksam zu werden drohte. Nach einem auf 500 Tote angegebenen Verluste, den die Chinesen durch das den Angriff auf Tshang-kia-wan einleitende Geschützfeuer erlitten, wandten sie sich zur Flucht, teils in der Richtung auf Tung-tschou, teils gegen Peking. Am 13. August vollzog sich auch die Besetzung von Tung-tschou, wie es scheint, ohne jeden Widerstand. Die Chinesen zogen sich in völliger Auflösung und entmutigt gegen Peking zurück. Die noch am 13. in der Richtung auf Peking vorstoßende Kavallerie trieb die Fliehenden mühelos vor sich her und erbeutete acht Geschütze.

Bei dem am 14. aufgenommenen Vormarsche gegen Peking trat eine Teilung der Kräfte ein, indem die Japaner und Russen die von Tung-tschou nördlich des Tongchow-Kanals nach Peking führende Straße wählten, während die Engländer und Amerikaner auf der Straße unmittelbar südlich des genannten Kanals gegen Peking vorstießen.

fähigsten; ihr Transportdienst war der beste und sie marschierten daher an der Spitze; nach ihnen zeigten sich die Russen als den Beschwerden am meisten gewachsen. Die Engländer und Amerikaner leisteten ihr äußerstes, um es ihnen gleich zu thun. General Fukuschima sagte später, die Japaner hätten Peking zwei Tage früher erreichen können, als der Entsatz thatsächlich stattgefunden hat, und dies ist wahrscheinlich richtig. Die Japaner schienen nie zu ruhen; ihre Reiter und ihre Aufklärungspatrouillen durchschweiften das Land vorwärts und nach der Flanke hin. Ihre Vorposten hielten sich in beständiger Fühlung mit dem Feinde und setzten ihm so nah zu, daß die Chinesen ihre Schlafmatten und Kochgeräte sowie Kleidungsstücke wegwarfen. Täglich blieben mehrere hundert Amerikaner wegen der Hitze hinter ihrem Truppenteil zurück; sogar die eingeborenen Truppen aus Indien litten nahezu ebenso sehr.

Die internationale Truppe ließ auf ihrem Wege eine Spur, die durch Leichen von Soldaten und Pferden bezeichnet wurde, hinter sich. Die Soldaten tranken fortgesetzt aus dem schlammigen Fluß und den Brunnen am Wege, mit dem Ergebnis, daß eine Dysenterie-Epidemie unter ihnen zum Ausbruch kam. Die Japaner und Russen hatten vor den übrigen Kontingenten sehr viel voraus; sie marschierten in den kühlsten Morgen- und Abendstunden. Da vier Armeen eine einzige Straße entlang marschierten, war der Unternehmendste der Herr des Weges, die anderen hatten dem Wege jener zu folgen, wenn sie konnten, oder mußten hinter ihnen zu Grunde gehen. Die Amerikaner litten am stärksten unter den Beschwerden und gegen Schluß vermochten die Offiziere die Leute nur noch zur Thätigkeit anzutreiben, indem sie an ihren Stolz appellierten und sie anfeuerten, den Engländern und Russen nachzueifern.

Alles, was Räder hatte, vom Bauernwagen bis zur Equipage, wurde zum Transportdienst herangezogen. Jeder Chinese, jedes Pferd und jedes Maultier am Wege wurde requiriert. Die Japaner ließen ihr Gepäck von Kühen tragen, die Russen von Kameelen. Chinesen zogen Gepäckkarren und verzagten unter den schweren Lasten. 200 Dschunken und Boote mit Schießvorräten wurden durch Kulis an Seilen den Fluß hinaufgeschleppt. Wenn die Chinesen die Offensive ergriffen hätten, wäre der größte Teil des Transportzuges der internationalen Truppe mit Leichtigkeit durch kleine, nach den Flanken gesandte Abteilungen weggenommen und die Begleitungsmannschaft niedergemacht worden.

Verstärkungen (ein russisches Regiment, ein Bataillon Franzosen und zwei Kompagnien Italiener) entbehrlich geworden waren, zur sofortigen Aufnahme des Marsches nach Peking entschlossen. Die in Tientsin zurückgebliebenen Teile des französischen Kontingents, die Österreicher, Italiener und die beiden deutschen Landungskompagnien Pohl und Hecht gingen infolgedessen am 9. und 10. August zur Verstärkung des zum Entsatze der Gesandten bestimmten Korps ab.

Letzteres erreichte inzwischen am 9. Ho-hsi-wu und hatte damit die Hälfte des Weges von Tientsin nach Peking zurückgelegt. Die scheinbar geringe Marschleistung von 11 bis 12 km täglich, die bisher das Entsatzkorps aufzuweisen hatte, verdient alle Anerkennung, wenn man die außerordentliche, die Truppen schwer belästigende Hitze, den ungemein schlechten Zustand der Vormarschstraße, eines ausgewaschenen, holperigen Steindammes, den durch die Kämpfe von Peitsang und Yang-tsun bereiteten Aufenthalt und die Schwierigkeit des Nachschubs berücksichtigt, der auf dem seichten Peiho mittels flachgehender Dschunken erfolgen mußte. Auch die Wegnahme von Ho-hsi-wu hatte nur mit geringem feindlichen Widerstand zu rechnen gehabt und neue Anzeichen für die tiefe Entmutigung und die Demoralisierung der zurückweichenden Chinesen ergeben. Diese hatten zwar Verteidigungsstellungen, in deren fortifikatorischer Verstärkung sie überhaupt eine beachtenswerte Geschicklichkeit beweisen, angelegt, räumten dieselben jedoch schon unter den ersten Schüssen der verbündeten Artillerie, wie es scheint in so zügelloser Verfassung und so großer Kopflosigkeit, daß die sofort eingeleitete Verfolgung, bei der sich vorzugsweise bengalische Reiterei hervorgethan zu haben scheint, ihnen noch schwere Verluste beibrachte und zahlreiche Trophäen sammelte. Dagegen stimmten die Führer sämtlicher Kontingente in schweren Klagen über den Einfluß der Hitze auf die Leistungsfähigkeit ihrer Truppen überein. Nur die Japaner scheinen unter der Hitze weniger gelitten zu haben, da sie sich nach Beendigung der täglichen Marschleistung stets noch mit der Ausbesserung der Wege beschäftigten. —

Von anderer Seite wird ergänzend berichtet:

Die letzten fünf Tage des Marsches waren die schlimmsten, und die Truppen hatten unter entsetzlichen Beschwerden zu leiden. Das Thermometer hielt sich auf nahezu 100 Grad Fahrenheit, zuweilen stieg die Temperatur sogar darüber hinaus. Der Marsch ging durch tiefen Sandboden über schattenlose, mit hochhalmigem, dünnstehendem Getreide bewachsene Felder. Die Japaner zeigten sich am widerstands-

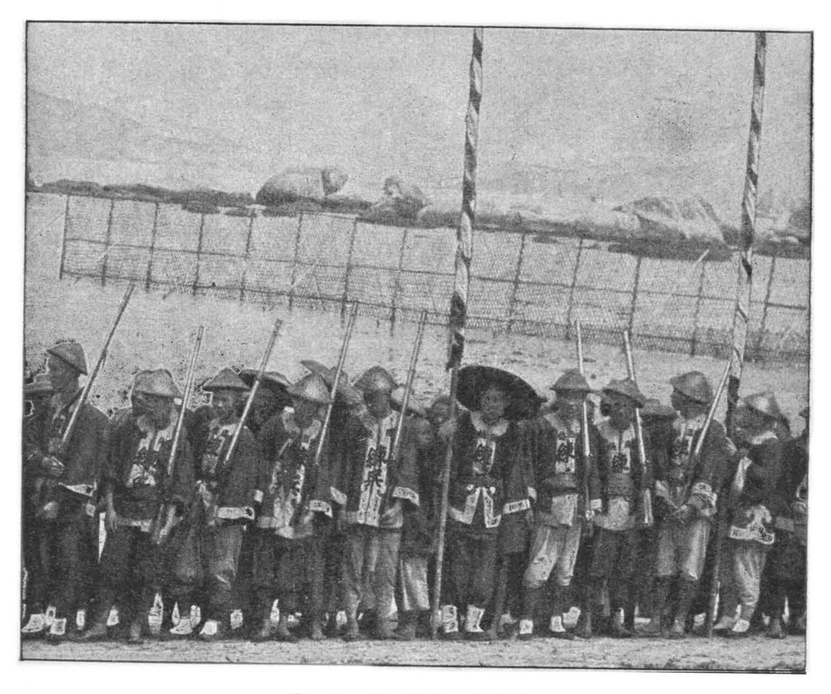
zur Flucht gezwungen habe, doch für die alsbaldige Fortsetzung des Vormarsches aus. Es gewann den Anschein, daß die Chinesen, durch die Mißerfolge von Peitsang und Yang-tsun stark erschüttert, sich vor Peking kaum mehr zu entscheidendem Kampfe herbeilassen würden, und deshalb galt es, aus dieser Verfassung des Gegners Vorteil zu ziehen.



Oesterreichische Matrosen bei einem russischen Marketender.

Selbst bis Tientsin hin äußerte diese Auffassung ihre Wirkung. Der französische General Frey, der wegen Störungen im Verpflegungsnachschub, die das französische Kontingent an der Fortsetzung des Marsches über Yang-tsun hinaus hinderten, nach Tientsin zurückeilte, teilte dort die an der Front gewonnenen Eindrücke mit. Die Folge davon war, daß sich alle Truppen, die durch inzwischen eingetroffene

Nach einem Daily Mail=Telegramme aus Tschifu bestand die chinesische Position bei Yang=tsun aus im ganzen sieben Reihen von Schanzwerken, die in Zwischenräumen von 200 Yards hintereinander angelegt waren. Eine Linie nach der anderen wurde von dem Feinde preisgegeben, jedoch unter beständigem starken Feuer, bis er schließlich sich auch aus der letzten zurückzog. Seine Verluste betrugen 200 bis 250 Mann. Auch die Japaner verloren empfindlich. Die englischen Lyddit=Granaten sollen sich beim Bombardement der Schanzen wirksam



Gruppe chinesischer Soldaten.

erwiesen haben. Die Chinesen erklärten, sie gingen zurück, weil die Briten sie mit Gift beschössen.

Verfolgung auf Peking.

Obwohl für den 7. August ein Rasttag in Aussicht genommen war, um den sehr ermüdeten Truppen einige Erholung zu gönnen, sprach sich ein am Morgen dieses Tages berufener Kriegsrat auf die Nachricht hin, daß die japanische Verfolgungskolonne bei Nan=tsai=tsun die gegnerische Nachhut ohne Schwierigkeit in $1^1/_2$ stündigem Kampfe

5. August durch Feststellung einer weiteren chinesischen Truppenmacht südwestlich von Tientsin neue Anhaltspunkte gewonnen worden waren, nur wenig Rücksicht genommen werden. Lenewitsch mußte sich mit der Sicherung durch die in Tientsin zurückgelassene Besatzung begnügen, der nun mit den zurückkehrenden Deutschen, Österreichern und Italienern eine schwache Verstärkung zufloß, und nahm am 6. August morgens 4 Uhr auf beiden Ufern des Peiho den Vormarsch gegen Yang-tsun auf. Es waren schwere Anforderungen, die dieser Tag an die Verbündeten stellte. Es galt zunächst die Zurücklegung eines Marsches von 18 km in glühender Sonnenhitze, die bereits zahlreiche Verluste an Sonnenstich hervorrief, und dann die Vertreibung der Chinesen, die sich in einer Stärke von 15 000 bis 20 000 Mann vor Yang-tsun zu neuem Widerstande gesetzt hatten und durch Herstellung verschiedener Reihen von Schanzwerken, deren hinterste die Stadt Yang-tsun in sich schloß, die Absicht einer zähen, ausdauernden Verteidigung bekundeten.

Nach Mitteilungen aus einer japanischen Quelle, die wir bei der Knappheit der einschlägigen offiziellen Meldungen zu Hilfe nehmen müssen, wurde der Angriff auf dem westlichen Peihoufer von Truppen sämtlicher Kontingente ausgeführt, während die auf dem östlichen Ufer vorrückende Kolonne aus Engländern und Japanern bestand, wegen der Schwierigkeit der Vorwärtsbewegung auf dem schlechten Wege jedoch zu spät eintraf, um noch in den Kampf eingreifen zu können. Zum Glück für die durch die Hitze ermüdeten Truppen scheint jedoch der Widerstand der Chinesen kein sehr nachhaltiger gewesen zu sein. Unter dem Feuer der gegen sie aufgefahrenen und allmälig vorrückenden Artillerie räumten sie eine Stellung nach der anderen und schließlich auch die Stadt Yang-tsun. Immerhin war die gefechtsmäßige Zurücklegung einer Strecke von etwa 5 km in heftigem Gewehr- und Geschützfeuer notwendig, die einen Zeitraum von drei Stunden beanspruchte, bis Yang-tsun, die auf dem östlichen Ufer gelegene Bahnstation, die beiden zu letzterer führenden Schiffbrücken und die oberhalb Yang-tsun den Peiho überspannende Bahnbrücke in Händen der Verbündeten waren. Die Chinesen, die schwere Verluste erlitten hatten, zogen sich längs des Peiho in der Richtung auf Ho-hsi-wu zurück, von einer Kolonne Japaner, die unter den Anstrengungen des Tages und der Hitze am wenigsten gelitten hatten, bis in die Gegend von Nan-tsai-tsun verfolgt. Die übrigen Truppen der Verbündeten lagerten sich bei Yang-tsun.

fallsigen Rückzuges, der mit der auf dem anderen (westlichen) Peiho-ufer laufenden Straße nach Yang-tsun zu rechnen hatte, trug eine nördlich Peitsang befindliche Schiffbrücke Rechnung. Auch auf dem östlichen Peihoufer, zwischen Fluß und Bahnlinie, führt ein — wenn auch weniger brauchbarer — Weg nach Yang-tsun.

Die Überschwemmung der feindlichen Front zwang General Lenewitsch offenbar dazu, den Angriff gegen die beiden Flanken der Stellung ins Auge zu fassen. Zu diesem Zwecke gingen die Russen mit Ausnahme der 3. Ostsibirischen Schützenbrigade längs der Bahn, die Japaner, Engländer und Amerikaner sowie die genannte Brigade unter General Stößel gegen die rechte feindliche Flanke vor.

Um 10 Uhr früh waren bereits die linke Flanke der feindlichen Stellung und zwei Eisenbahnbrücken von den russischen Truppen, bei denen sich nach General Chaffee auch Franzosen eingeteilt befanden, genommen. Gleichzeitig hatte die linke Flügelkolonne die rechte feindliche Flanke umgangen und (also nach Durchschreitung des Peiho) die Stadt Peitsang besetzt. Dadurch waren die Chinesen ihrer Flügelstützpunkte beraubt, flankiert und mußten sich zum Rückzug entschließen. Letzterer wurde mit solcher Beschleunigung durchgeführt, daß die Zerstörung der Schiffbrücke hinter den fliehenden Chinesen unterblieb, so daß die Japaner, die sich nach übereinstimmendem Zeugnis während des ganzen Vormarsches nach Peking durch ungewöhnliche Ausdauer und eine ungezügelte Tapferkeit hervorthaten, die unmittelbare Verfolgung übernehmen konnten. Hierbei scheinen sie jedoch beim Überschreiten der Schiffbrücke in das Kreuzfeuer der Chinesen gekommen zu sein, die teilweise auch auf dem östlichen Peihoufer zurückwichen. Dadurch werden auch die namhaften Verluste der Japaner erklärt, die General Lenewitsch auf mehr als 300 Mann angiebt, während nach der gleichen Quelle die Russen nur 6 Mann, die Engländer und Amerikaner je 20 Mann an Toten eingebüßt haben sollen. Die Chinesen hatten dagegen angeblich bedeutende Verluste und büßten 13 Geschütze ein. Außer den Japanern beteiligten sich auch noch Russen und Engländer an der Verfolgung, um am 6. August bei der Fortführung der Offensive die Vorhut der Verbündeten zu übernehmen.

Weitermarsch auf Yang-tsun.

Bei dem Zwecke, der dem Vormarsche zu Grunde lag, konnte auf die Gefahr einer Bedrohung der Verbindungen, für die im Laufe des

geführten Überschwemmungen und Geländeverstärkungen eine starke Verteidigungsstellung schufen, zu öffnen und die nötigen Anhaltspunkte über Ort und Stärke des voraussichtlich zu erwartenden Widerstandes zu liefern.

Auch die Einleitung des Vormarsches selbst, zu dem etwa 12000 Japaner, 4500 Russen, 2300 Engländer, 1600 Amerikaner, 1000 Franzosen, 300 Deutsche und je ein Zug Österreicher und Italiener zur Verfügung standen, ließ die Einheitlichkeit der Vorbereitungen vermissen. Obwohl ursprünglich für den 31. Juli oder 1. August in Aussicht genommen, mußte er verschoben werden.

Erkundung gegen Peitsang.



Ruff. General Lenewitsch.

In der Nacht zum 5. August endlich wurde unter Zurücklassung einer etwa 6000 Mann starken Besatzung mit 14 Geschützen in Tientsin und ungeachtet der Bedrohung des letzteren durch eine in der Gegend des Ta-po-Sees südöstlich von Tientsin auftretende Streitmacht von 15000 Chinesen, der Vormarsch, an dem zunächst auch zwei deutsche Kompagnien unter Kapitänleutnant Philipp beteiligt waren, angetreten. Die Leitung übernahm der russische General Lenewitsch als rangältester Offizier. Seinem Berichte über das am gleichen Tage stattgehabte Gefecht bei Peitsang folgend, werden wir wohl das zutreffendste Bild von den einschlägigen Vorgängen erlangen, da die übrigen besonderen Meldungen außerordentlich knapp sind, die anderer Herkunft aber an großen Unklarheiten und Widersprüchen leiden.

Der Angriff auf die bei Peitsang gelegene chinesische Stellung bot nicht allein wegen der Geländeverstärkungen, sondern in noch höherem Maße durch eine ausgedehnte, große Teile der feindlichen Verteidigungsfront deckende Überschwemmung bedeutende Schwierigkeiten. Der rechte Flügel der auf 25000 Mann geschätzten, unter dem Befehle des Vizekönigs Tschung-tschu stehenden Chinesen scheint sich an den Peiho angelehnt zu haben, während die Front unter Einbeziehung der Stadt Peitsang sich bis zur Bahnlinie Tientsin—Yang-tsun in einer Länge von etwa $3^1/_2$ km hinzog. Den Bedürfnissen eines allen-

den Abgang eines großen Teils der verschiedenen Geschwader nach Schanghai zur Folge hatten. Auch das deutsche Landungsdetachement unter Befehl des Kapitäns zur See v. Usedom kehrte nach Belassung des Kapitänleutnants Weniger mit 300 Mann in Tientsin am 20. Juli zum Geschwader zurück; ihm folgte Tags darauf der bisher mit der Leitung des Etappendienstes in Taku betraut gewesene zweite Admiral des Kreuzergeschwaders, Konteradmiral Kirchhoff, mit dem ihm beigegebenen Personal. Bis zum Eintreffen des 1. und 2. Seebataillons unter Generalmajor v. Hoepfner, der ersten Staffel seiner abgesandten Verstärkungen, war Deutschland mithin nur in bescheidenem Maße an der weiteren Entwickelung der Verhältnisse in Petschili beteiligt.

Gegen Ende Juli tauchte nun abermals das Gerücht auf, daß die Gesandten, mit Ausnahme des deutschen, noch am Leben, aber im Kampfe mit den aufständischen Elementen begriffen seien. Dieses Gerücht, das schon früher wiederholt verbreitet, ebenso oft aber auch widerlegt worden war, gewann allmälig durch Bestätigung aus unterrichteten und unanfechtbaren Kreisen so volle Glaubwürdigkeit, daß dadurch die Sachlage eine vollständige Verschiebung erlitt. Allerdings erfuhren die Aussichten einer neuen Unternehmung gegen Peking an sich keine Verbesserung. Allein die Thatsache, daß es sich nun um einen ernsten Entsatzversuch für die schwer bedrohten Vertreter der Mächte und die sonstigen Fremden in Peking handelte, mußte vom rein menschlichen Standpunkte aus jede diesen Zweck verfolgende Unternehmung gerechtfertigt und notwendig erscheinen lassen, selbst wenn sie auf die Gefahr eines Mißerfolges hin eingeleitet wurde. Das Verdienst, in diesem Sinne auf die übrigen Mächte eingewirkt und sie entgegen der anfangs teilweise bestandenen abweichenden Auffassung zur Aufnahme des Entsatzversuches bewogen zu haben, dürfen Amerika und besonders Japan für sich in Anspruch nehmen.

Dieser Entsatzversuch ließ den Mangel eines einheitlichen Oberbefehls schwer empfinden. Schon die Erkundungen, die Ende Juli zur Aufklärung der Vormarschverhältnisse hauptsächlich von den Russen, Japanern und Amerikanern ausgeführt wurden und zur Feststellung von starken chinesischen Vortruppen bei Ting-tsze-ku (5 km nördlich von Hsi-ku), führten, machen mehr den Eindruck selbständiger Unternehmungen der betreffenden Kontingente als zielbewußter, nach dem Willen einer und derselben höheren Führung ausgeführter Vorbereitungen. Immerhin hatten sie den Erfolg, in verschiedenen unbedeutenden Gefechten den Weg bis Peitsang, wo die von den Chinesen herbei-

nüchterne, auch die Wirkungen eines allenfallsigen Mißerfolges in Betracht ziehende Erwägung treten, ob die Aufnahme der Offensive vom militärischen Standpunkte mit genügender Aussicht auf Erfolg durchführbar sei.

Diese Frage wurde in einem am 18. Juli zu Tientsin abgehaltenen Kriegsrate verneint. Hierfür war zunächst das numerische Mißverhältnis maßgebend, in dem sich die Verbündeten gegenüber den feindlichen Kräften befanden. Die Kämpfe in Tientsin hatten nicht allein nach der Zahl der aufgetretenen Gegner, sondern auch nach deren Kampfleistungen den Eindruck hervorgerufen, daß die Fortsetzung der Offensive mit den etwa 20000 Mann, die hierfür zur Zeit in Tientsin verfügbar waren, viel zu gewagt sei, um den gehofften Erfolg zu gewährleisten. Man mußte darauf rechnen, daß mit dieser außerordentlich schwachen Streitkraft nicht allein ein weit überlegener Gegner in der Richtung auf Peking zurückzuwerfen war, sondern daß starke Entsendungen zur Deckung der Flanken gemacht werden mußten. Dazu kamen die Schwierigkeiten, die sich infolge der außerordentlich mangelhaften Transportwege, der von den Chinesen hervorgerufenen teilweisen Überschwemmung, unter den Einflüssen der heißen Jahreszeit und der zu gewärtigenden Regenperiode, selbst dem Vormarsche eines organisierten, mit allen Bedürfnissen ausgerüsteten Truppenverbandes entgegenstellen mußten, und denen die der sachgemäßen Ausstattung entbehrenden Kontingente kaum gewachsen waren. Und selbst nach glücklicher Überwindung aller während des Vormarsches sich ergebender Hindernisse war unter den Mauern von Peking, wo sich die Scharen des von Tientsin aus zurückgeworfenen Gegners mit der die Verhältnisse in Peking beherrschenden Macht vereinigen mußten, ein Widerstand zu erwarten, dem gegenüber die Streitkräfte der Verbündeten durchaus unzulänglich erscheinen mußten.

Nach der Beurteilung der Lage durch den Kriegsrat am 18. Juli erschien es also ratsamer, vor einer Weiterführung der Operationen das Eintreffen weiterer Verstärkungen abzuwarten und die Zwischenzeit zur Herstellung geordneter Verhältnisse in Tientsin und zur Aufklärung der Umgebung zu verwenden. Die Beschränkung auf diese Aufgaben machte es möglich, auch die Landungsdetachements zum größten Teile wieder auf die im Golf von Petschili ankernden Geschwader zurückzuziehen, was sich bald um so notwendiger erweisen sollte, als die demnächst eintretenden Meinungsverschiedenheiten wegen der Landung fremder Truppen in Schanghai und dem Yantse-Gebiet

Der Marsch des Entsatzkorps von Tientsin nach Peking.

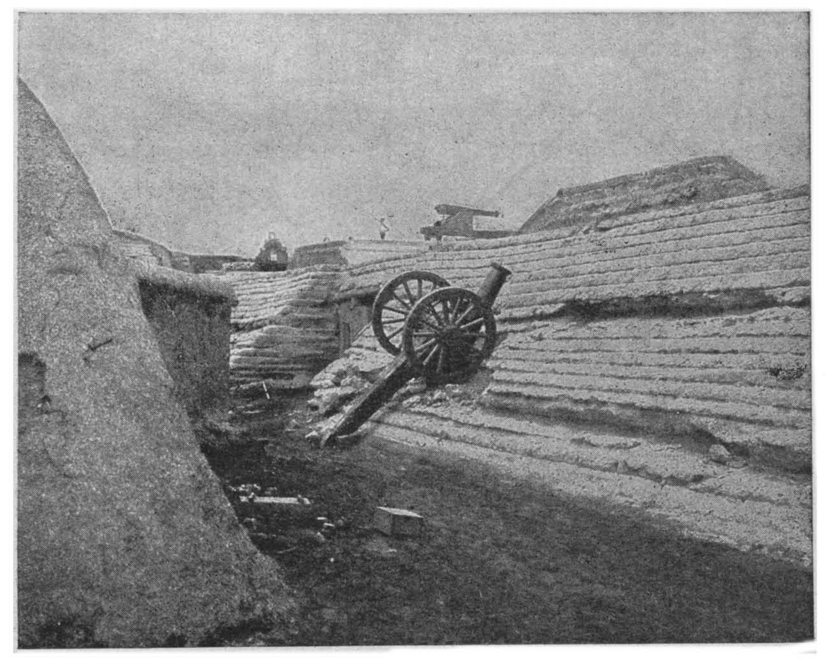
Die ersten Erwägungen.

Haben wir unseren Lesern bisher die Vorgänge innerhalb der Mauern der chinesischen Hauptstadt geschildert, so liegt uns nunmehr ob, das Vorrücken des Entsatzkorps zu betrachten, dem schließlich die Befreiung der Gesandtschaften gelang, und zwar wollen wir uns hierbei an die trefflichen Schilderungen des M. W. B. halten.

Mit der Einnahme von Tientsin durch die Verbündeten mußte die Frage einer Weiterführung der Offensive bis Peking naturgemäß in den Vordergrund treten. Allein so sehr man auch die Bedeutung der glücklichen Durchführung eines solchen Unternehmens für die Niederwerfung des Aufstandes gelten ließ und anerkennen mußte, daß die Wegnahme von Peking und die Klärung der dortigen, völlig in Ungewißheit gehüllten Verhältnisse den wirkungsvollsten Schritt bezüglich der Begrenzung und Bekämpfung der Boxer-Bewegung bilden würden, ebenso gewichtige Gründe sprachen gegen eine übereilte, vom militärischen Standpunkte nicht genügend gesicherte Fortführung der Offensive.

Zunächst fiel, wie schon erwähnt, nach dem damaligen Standpunkte der Nachrichten ins Gewicht, daß an eine Rettung der Gesandten und Fremden in Peking kaum gedacht werden konnte, nachdem in der Zeit vom 16. bis 20. Juli von verschiedenen Seiten Bestätigungen dafür einliefen, daß die Vertretungen der Mächte und alle Fremden in Peking etwa um den 9. Juli den fortgesetzten Angriffen der Boxer und der Tuanschen Truppen zum Opfer gefallen seien. Hiermit entfiel jener Grund, der einen nochmaligen Vorstoß gegen Peking hätte rechtfertigen können, mochte letzterer auch noch so sehr als ein tollkühnes Wagnis erscheinen. An seine Stelle mußte vielmehr die

steigen flammend empor, und Soldaten und Nichtsoldaten aller Nationalitäten sind brüderlich vereint. Dazwischen hört man die Kanonade fortsetzen. Granaten aus den Geschützen der Verbündeten zerschmettern das gelbe Dach der „Verbotenen Stadt“. Erschöpft von den Mühsalen schlagen Shiks auf dem Rasen ihre Zelte auf. Auf der Grasfläche jenseits der Tatarenmauer zünden das amerikanische und das russische Kontingent ihre Lagerfeuer an. Durch die Trümmer der



Ein von den Wällen Pekings herabgestürzter Vorderlader.

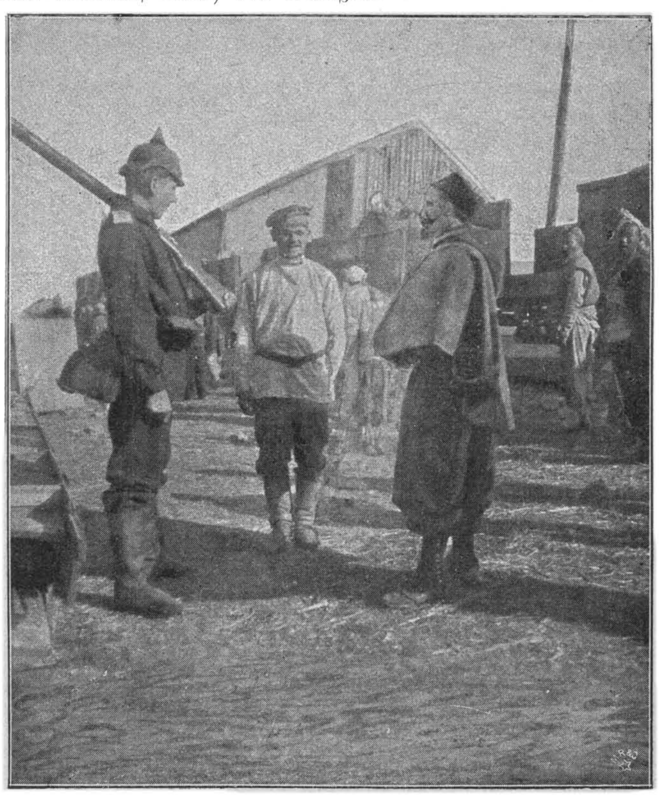
Fremdenniederlassungen hindurch drängt sich eine aus den verschiedenen Völkern zusammengesetzte Menge: Indier, Kosaken, die den Gesandtschaften angehörenden Damen, Diplomaten, Amerikaner von den Philippinen und Franzosen aus Saigon. Nur die Japaner, die die Ehre hatten, die erste Stelle bei den Kämpfen zu haben, sieht man nicht. Die Bewohner Pekings erfreuen sich der Freiheit, einhergehen zu können, ohne heransausende Geschosse fürchten zu müssen. Die neuen Ankömmlinge sind eifrig darauf bedacht, die historische Verteidigungsstätte zu besichtigen.





Reguläres chinesisches Militär marschiert durch das Hauptthor in Peking ein.

aus die Pagode über dem Chahna=Thor, bis die Infanterie sich dicht davor befand. Unter dem Feuer der chinesischen Scharfschützen erklomm eine Kompagnie die Ecke der Mauer beim Thor, sodann drängten Amerikaner und Russen in das Thor hinein, ohne auf weiteren Widerstand zu stoßen, doch war jede Seite der Straße zur tatarischen Mauer, durch welche die Soldaten vorrückten, dem Gewehrfeuer vom Walle herab ausgesetzt, und die Truppen stürmten, einer hinter dem anderen, durch die Straßen.



Deutscher, Russe und Franzose auf der Eisenbahnstation bei Peking.

Zum Gedächtnis der Belagerung von Peking wird eine Medaille mit der Umschrift „Menschen, nicht Mauern machen eine Stadt“ geschlagen werden. Auf dem Terrain der britischen Gesandtschaft, wo eine Handvoll Menschen 58 Tage lang den Streitkräften der chinesischen Hauptstadt widerstanden hat, wird heute Abend eine Feier zur Bekundung jener Medaillenumschrift gefeiert. Die Missionare sind um den Glockenturm versammelt und singen Gott Lobgesänge. Raketen

die werden hier gewünscht!" „Wo kommen wir hinein?" fragte General Chaffee; die Antwort lautete: „Durch den Kanal, die Engländer waren schon vor zwei Stunden dort." Chaffee sah enttäuscht zu und rückte hinter den letzten englischen Streitkräften in das Thor ein, doch wurde er so enthusiastisch empfangen als ob er der erste gewesen wäre. Der Missionar Turkerburg rief: „Hoch die amerikanische Flagge!", die Damen winkten mit ihren Taschentüchern, die Soldaten brachten Hochs auf die Damen aus; die in die Gesandtschaft einrückenden Truppen fragten erstaunt, ob es sich um eine Gartengesellschaft handle, sie erwarteten, die Belagerten in schlimmerem Zustande vorzufinden, doch war der Kontrast im Aussehen der Befreiten und Befreier erstaunlich.

Auf der letzteren Seite Soldaten, abgemagert, mit zerzausten Bärten. Sie schleppten sich dahin, dem Umsinken nahe. Ihre Uniformen trieften vor Schweiß und waren mit einer Schmutzkruste bedeckt. Näher besehen, waren auch die Belagerten entsetzlich bleich und abgemagert; sie sahen aus, wie Invaliden. Jeder Teil der Einfriedigung zeugte von dem, was sie durchgemacht hatten. Besonders fiel eine mit frischen Gräbern bedeckte Stelle auf, überragt von hölzernen Kreuzen, darunter fünf Kindergräber. Das Haus des zweiten Sekretärs war ein Hospital, das mit Verwundeten angefüllt war. Dieselben wurden von französischen Nonnen gepflegt. Zu einer Zeit lagen alle Verwundete, mit einer Ausnahme von vier Mann vom japanischen Kontingent, in diesem Hospital. Auch mehrere Keller gab es da, die mit Balken überdacht und mit Erde bedeckt waren. Diese sollten als bombensichere Zufluchtsstätten dienen, wurden aber selten aufgesucht. Ein „schwarzes Brett" war mit bezeichnenden Warnungen bedeckt, wie zum Beispiel: Heute wahrscheinlich heftiges Feuer, das Betreten des Gartens für Frauen und Kinder verboten! Wegen Mangels an Vorräten wird der Gemüse- und Kornmarkt künftig nur von 9 bis 10 stattfinden! Alles Pferdefleisch wird vom Arzt untersucht. —

Die Japaner, die noch gegen die Mauer im nordöstlichen Teil der Stadt anstürmen, sind noch nicht in die Stadt eingedrungen. Die Chinesen haben dort wahrscheinlich ihre Streitkräfte konzentriert und dadurch den Engländern und Amerikanern den Weg verhältnismäßig leicht gemacht.

Die Engländer rückten durch das Shabo-Thor in der Mitte der Ostmauer, nahe bei der Gesandtschaftsstraße, ein und erreichten daher die Gesandtschaft zuerst. Die Amerikaner rückten links vom Kanal unter vorzüglicher Deckung vor, Hauptmann Reilly beschoß vom Hügel

Richtplatz gebracht. Dort wurden ihm die Fußfesseln, aber nicht die Handschellen gelöst, man ließ ihn zurücktreten und nach chinesischer Gerichtsgewohnheit niederknieen. Enhai zeigte keine Furcht, schaute öfters rund umher und lächelte einige Male höhnisch. Plötzlich sagte er einige Worte zu dem Publikum, das von ihm kaum drei Schritt entfernt stand. „Was hat er gesagt?“ fragte ein Offizier seinen des Chinesischen mächtigen Nachbar, welcher (wie ich hinterher erfuhr) zur Umgebung Sir Robert Harts gehörte. „Enhai hat gesagt: Ich bin bestochen.“ Wenige Minuten später lachte der Mörder in gezwungener Weise laut auf und blieb dann eine Weile ruhig. Plötzlich sagte er wieder einige Worte, welche, wie folgt, übersetzt wurden: „So schaut, wie mein Herz ruhig ist!“ Pünktlich um 3 Uhr erschien General v. Lessel auf dem Platze, das Urteil wurde in chinesischer Sprache verlesen, der Mörder wurde den chinesischen Beamten übergeben und sogleich trennte der Scharfrichter mit seinem einem Brotmesser ähnlichen Richtschwerte durch einen Hieb das Haupt vom Körper. Der Kopf wurde in eine in der Nähe bereitstehende Kiste, der Körper in einen Sarg gelegt und hinweg gefahren.

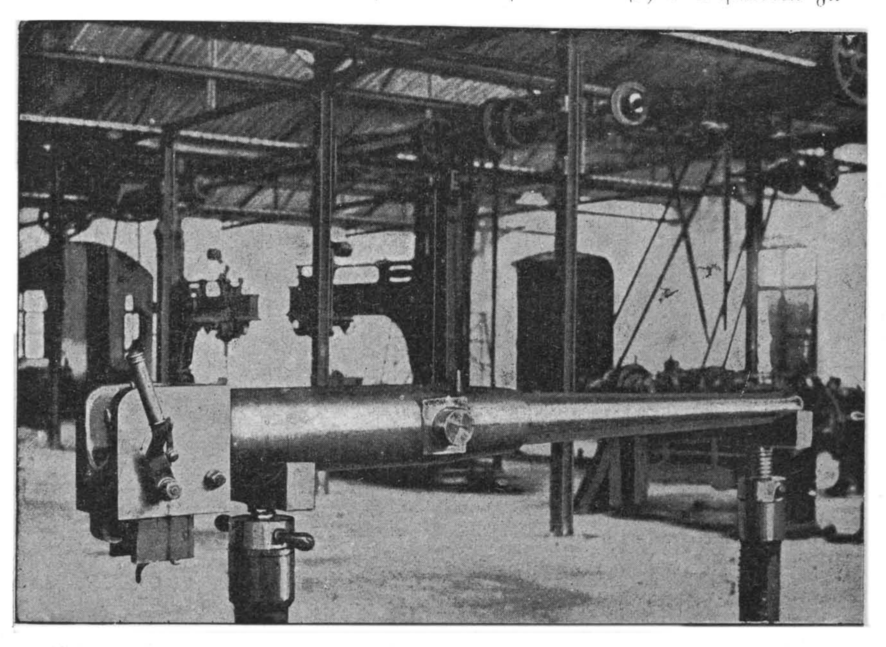
Der Einzug in Peking.

Einem noch am 14. August von englischer Seite abgesandten Telegramm entnehmen wir folgendes:

Der Einzug in die Stadt war kein Schaustück. General Gaselee mit seinem Stabe und einer Kompagnie Sikhs drang vor durch das Bett des Abzugskanals unter der tatarischen Mauer, die Belagerten beseitigten die Barrikaden, und als die Thorflügel nach innen aufschlugen und die britischen Fahnen erschienen, erscholl auf beiden Seiten ein gewaltiges, anhaltendes Hurrah. Generale und Soldaten erklommen die Ufer des Kanals, immer durch den Schmutz hindurch unter Stoßen und Drängen. Jeder wollte der erste in der Gesandtschaft sein. Männer und Frauen umringten die Befreier. Jedermann eilte in höchster Erregung in die Gesandtschaft hinein, um die Fahnen hochzuziehen. Die Soldaten umringten den Brunnen, der die Stütze der Belagerten gewesen ist, während die Gesandten und Offiziere einander über die letzten Erlebnisse befragten.

Eine Stunde später marschierte General Chaffee an der Spitze des 14. Infanterieregiments die tatarische Mauer hinauf; von oben rief die amerikanische Marine: „Sie kommen gerade zur rechten Zeit,

des Ermordeten zu verkaufen, erkannt und von japanischen Soldaten festgenommen war, wurde er auf Antrag der deutschen Vertretung unseren Truppen ausgeliefert. Am 21. d. Mts. fand seine letzte Vernehmung statt. Darin sagte der Verhaftete aus, am 19. Juni Nachmittags hätten er und seine Leute von einem Prinzen den Befehl erhalten: „Schießt die Fremden nieder, wenn Euch welche zu Gesicht kommen". Der Mörder bestreitet, daß der Befehl gelautet habe, auf einen Gesandten oder im besonderen auf den deutschen Gesandten zu



Herstellung eines 75 mm Schnellfeuer-Rohrs in einem chinesischen Arsenal.

schießen. Ebenso will der Mörder nicht angeben können, von welchem Prinzen der Befehl, auf die Fremden zu schießen, erteilt worden sei."

Die eigentliche Sühne konnte erst mehrere Monate später erfolgen, doch wurde es so eingerichtet, daß der Mörder noch in demselben Jahre — wenn auch erst am letzten Tage desselben — seine Schandthat büßte. Eine Depesche berichtete hierüber:

Enhai, der Mörder des Freiherrn von Ketteler, wurde heute Nachmittag 3 Uhr in Gegenwart der Generale Lessel und Trotha, sowie vieler Offiziere in der Kettelerstraße auf der Stelle, wo der Mord geschehen war, enthauptet. Der Verurteilte wurde 20 Minuten vorher auf einem chinesischen Gefängniskarren, in Eisen gefesselt, auf den

Unteroffiziere und Mannschaften und werden fortleben als leuchtendes Beispiel in der Geschichte des III. Seebataillons."

Der zweite Nachruf ist dem am 26. August in Peking seinen Verletzungen erlegenen Seesoldaten Paul Reinhold Hermann Berger gewidmet, von dem gesagt wird: „Er folgte seinen im Tode vorausgegangenen Kameraden und besiegelte durch seinen Tod die Treue, welche das ganze deutsche Detachement während der Kämpfe in Peking in heldenmütiger Ausdauer gezeigt hat. Der Verstorbene, in welchem das Bataillon einen eifrigen, tüchtigen, sehr beliebten Kameraden verloren hat, wird unvergessen bleiben." —

Wir wollen hieran noch einen Brief schließen, den der Seesoldat August Schönherr aus Iserlohn am 17. August, also drei Tage nach der Befreiung, an seine Angehörigen in der Heimat richtete. Er gehörte zur Schutzwache, die unter Befehl des Grafen von Soden stand, den Se. Majestät der Kaiser bald darauf durch Verleihung des Ordens pour le mérite auszeichnete:

„Von uns sind von unseren 50 Mann 11 Mann gefallen und 12 Mann zu Krüppeln geschossen. Jetzt ist Peking von unseren Europäern eingenommen und wird total in Grund und Boden geschossen... Wir lagen vom 21. Juni bis 17. Juli ständig im Feuer der Chinesen und mußten auch hin und wieder die Barrikaden der Chinesen stürmen. Ich kann Euch, Ihr Lieben, allen schreiben: Barrikadenkämpfe sind doch etwas zu Schreckliches. Bei einem Angriff auf eine Barrikade habe ich es Gott allein zu danken, daß ich noch lebe. Wir hatten unserer zehn eine Barrikade erstürmt. Als wir wir weiter vorgingen, fiel ich über eine Kiste und kam so zu Fall. Da lagen unter den Brettern und Kisten drei Chinesen, mit noch geladenen Gewehren, auf uns anschlagend. Wir pflanzten auf und durchstachen sie mit dem Bajonett. Als der eine schoß, schoß er mir durch meinen Rock über das rechte Bein hinweg und zerriß Hose und Unterzeug, auch brannte der Streifen, worüber die Kugel gegangen, eine Blase . . ."

Die Hinrichtung des Mörders des Freiherrn v. Ketteler.

Am 23. September sandte die deutsche Gesandtschaft in Peking nachstehende Meldung über das vorläufige Ergebnis der wegen der Ermordung des Gesandten Freiherrn von Ketteler angestellten Untersuchung:

„Nachdem der chinesische Unteroffizier, der den tödlichen Schuß auf Freiherrn von Ketteler abgegeben hatte, bei dem Versuch, die Uhr

Wallbüchsen, Mausergewehre M. 71, 88 und 98, Mannlichergewehre u. s. w., Feldschlangen und Vorderladegeschütze mit eisernen Vollkugeln von $1/2$ bis 10 kg Gewicht, Kruppsche Geschütze von 3 bis 9 cm und Schnellfeuergeschütze, und schließlich als merkwürdigste Waffe Brandraketen. Am meisten Eifer wurde von den Chinesen auf Brandstiften verwendet, das sie u. a. auch mit Handgranaten betrieben; wo irgend möglich, wurden von gedeckter Stellung aus die brennenden Gebäude noch mittels einer Feuerspritze mit Petroleum berieselt (?). Außerdem sprengten sie an der französischen Gesandtschaft 2, am Peitang 5 Minen, von denen die größte einen Trichter von 20 m Durchmesser am oberen Rande und 8 m Tiefe aufwarf. Glücklicherweise schossen die Chinesen mit den Gewehren meist ohne zu zielen und viel zu hoch, sodaß eine erhebliche Zahl der Geschosse in ihre eigenen, von der entgegengesetzten Seite angreifenden Reihen eingeschlagen sein muß. Ihre Geschütze verstanden sie offenbar nicht zu bedienen und richteten auch damit verhältnismäßig wenig Unheil an; ihre Minen waren gleichfalls teilweise recht schlecht angelegt. Die am Peitang gelegten Minen waren indessen einwandsfrei; durch eine derselben wurden 5 Italiener und etwa 75 chinesische Christen verschüttet, von denen nur ein italienischer Offizier nach $3/4$ Stunden lebend ausgegraben werden konnte. Zu erwähnen ist schließlich noch, daß nicht nur regelrechte Geschosse, sondern auch gehacktes Blei, Stücke von Thürschlössern, Schrauben u. dergl. aus den Kanonen und Wallbüchsen gefeuert wurden.

Nachrufe für die gefallenen Verteidiger der deutschen Gesandtschaft.

Der Kommandeur des III. Seebataillons in Kiautschou, Major Christ, ehrte das Andenken der in den Pekinger Kämpfen gebliebenen Seesoldaten durch folgende beiden Nachrufe:

„Während der Einschließung von Peking in der Zeit vom 21. Juni bis 14. August starben den Heldentod für Kaiser und Vaterland der Gefreite Gölitz, die Seesoldaten Rentmeister, Strauß, Matthies, Tölle, Hentschel, Ebel, Gugel, Kaußen, Hohnke und Meinhardt. In schweren, aufreibenden Kämpfen gegen einen tausendfach überlegenen Gegner haben sie ihre im Fahneneide gelobte Treue mit ihrem Blute besiegelt. Als ein bewundernswertes Beispiel für deutschen Heldenmut, deutsche Tapferkeit und treue Pflichterfüllung bis zum Tode, werden sie unvergessen bleiben in den Herzen der Offiziere,

und Ruhe nicht verlassen. Man kann ihrer Thätigkeit nur mit der höchsten Achtung und Anerkennung gedenken. In dem Lazarett fanden die Verwundeten von 8 Nationen mit 6 verschiedenen Sprachen (englisch, deutsch, französisch, italienisch, russisch, japanisch) Aufnahme; außerdem mußte mit dem Unterpersonal chinesisch gesprochen werden. Um die sich hieraus ergebenden Schwierigkeiten nach Möglichkeit zu vermeiden, waren russische und japanische Dolmetscher zu bestimmten Stunden anwesend; insbesondere hielt sich ständig eine der russischen Damen, welche sämtlich mehrere Sprachen beherrschten, im Lazarett auf.

Die Gesamtziffer der in das Hospital aufgenommenen Personen betrug 166; davon waren tot eingeliefert 5; an Wunden starben innerhalb 24 Stunden 13, nach längerer Zeit 4; schließlich gingen an Krankheiten (Ruhr) zu Grunde 2, sodaß die Zahl aller Gestorbenen 24 beträgt. Von den Aufgenommenen litten an Wunden 126, an Krankheiten 40. Den verschiedenen Nationalitäten gehörten an:

	Militär	Zivil	Zusammen
Amerikaner	16	1	17
Deutsche	20	1	21
Engländer	43	12	55
Franzosen	13	4	17
Holländer	—	1	1
Japaner	10	4	14
Italiener	17	—	17
Österreicher	6	—	6
Russen	17	1	18
Summe	142	24	166

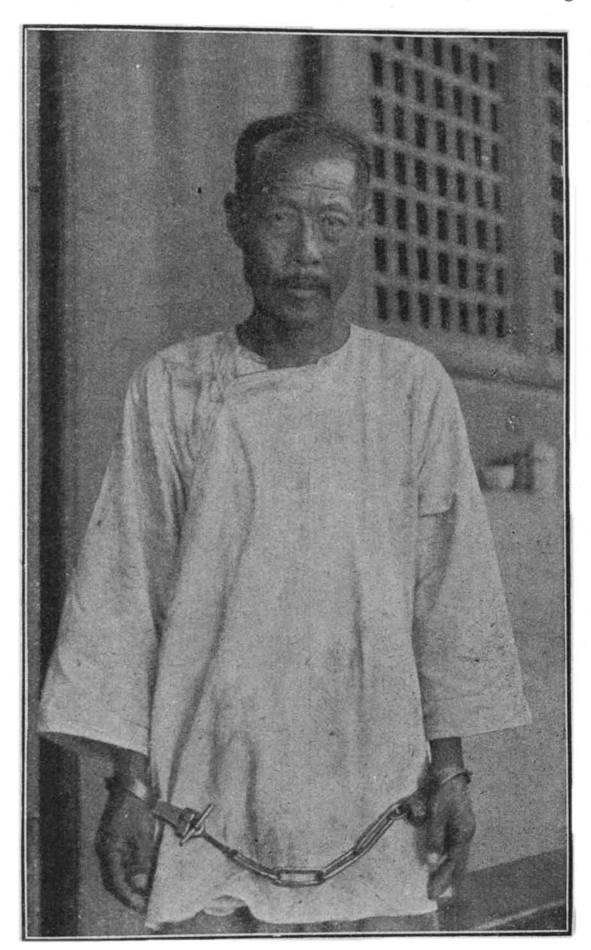
Von den im Hospital behandelten Verwundungen waren hervorgerufen:

durch Gewehrkugeln	97
„ Artilleriegeschosse	18
„ abgesprengte Steine	10
„ die blanke Waffe (Speer)	1

Der Verlust, den die 450 Mann starke Schutzwache der Gesandtschaften unter den Angriffen der Chinesen in Peking erlitt, betrug 70 Tote und 145 Verwundete. Das 50 Mann starke Detachement Graf Sodens zählte allein 11 Tote und 16 Verwundete.

Von Schußwaffen und Geschossen kamen auf chinesischer Seite so ziemlich alle Arten zur Verwendung, welche seit Erfindung des Schießpulvers angefertigt worden sind: Luntenflinten, Perkussionsgewehre,

wundet worden war, ein Missionsarzt thätig. An gutem Pflegepersonal war kein Mangel. Ein englischer, ein deutscher, ein italienischer und ein amerikanischer Lazarettgehilfe wechselten sich in den Dienstleistungen ab. An der Spitze des weiblichen Personals stand eine wohlgeübte englische Krankenpflegerin, welcher 4 englische bezw.



Der Mörder des Freiherrn von Ketteler.

amerikanische weibliche Ärzte und 6 andere Damen, sowie 2 katholische Schwestern französischer Nationalität beigegeben waren. Alle kamen ihren Obliegenheiten mit der größten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit nach und wurden auch bei der heftigsten Beschießung und unter der unmittelbaren Wirkung des feindlichen Feuers von ihrer Besonnenheit

hinter ihrer Gesandtschaft nur vorläufig; nach der Befreiung wurden die Überreste verbrannt und die Asche nach der Heimat übergeführt. — Der Gesundheitszustand bei den Belagerten war unter Berücksichtigung der Verhältnisse recht günstig; nur die Erkrankungen der Verdauungswerkzeuge erreichten eine nennenswerte Verbreitung. Der Mangel an frischer Kuhmilch und der dadurch bedingte Wechsel in der Ernährung erwies sich für die Kinder unter zwei Jahren verhängnisvoll, da von ihnen der größte Teil an schwerem Brechdurchfall erkrankte und die Hälfte (5) starb. Ruhr kam ungefähr 15 mal vor, und zwar fast ausschließlich bei den Matrosen einer bestimmten Nation,



Zerschossenes Zimmer im Hause des Herrn von Below.

von welchen 2 starben. Hier hatte der Offizier, trotz erfolgter Warnung, den Mannschaften den Genuß schlecht schmeckenden Wassers aus einem verdächtigen Brunnen in ungekochtem Zustande gestattet, „um dieselben daran zu gewöhnen".

Die ganze Ausstattung des Lazaretts war improvisiert. Die ärztliche Behandlung im Hospital lag in den Händen des englischen Gesandtschaftsarztes Dr. Poole und Dr. Veldes. Der französische Gesandtschaftsarzt Dr. Matiguon versah den Dienst in der französischen und deutschen Gesandtschaft, der russische in der russischen, der japanische (am letzten Tage verwundet) in dem Su wang fu bei Japanern und Italienern. In der amerikanischen Gesandtschaft war zuerst ein mit der Schutzwache angekommener Assistenzarzt, und, als dieser am 30. Juni durch einen Knochenschuß in den Oberschenkel schwer ver-

Gesundheitszustand der Eingeschlossenen.

Über den Gesundheitszustand der Fremden in Peking äußerte sich nach den im „Reichsanzeiger" veröffentlichten Mitteilungen der Gesandtschaftsarzt der Deutschen Botschaft, Stabsarzt Dr. Velde, wie folgt:

Die Zahl der eingeschlossenen Fremden betrug ungefähr 1000, darunter 400 Offiziere und Mannschaften der Schutzwachen und 200 Frauen und Kinder. Dazu kamen an einheimischen Dienern und chinesischen Christen etwa 3000 Personen. Die Witterung war den Belagerten günstig. Nur an wenigen Tagen war die Luftwärme übermäßig hoch, höher als die Blutwärme gesunder Menschen; auch heftige Regengüsse, welche sonst um diese Jahreszeit fast täglich einzutreten pflegen, kamen nur in geringer Zahl vor. Sie hätten sowohl den aufgeworfenen Befestigungen gefährlich, als auch bei den zerschossenen Dächern sonst sehr lästig werden können. Konserven, Weizen und Reis waren reichlich vorhanden, doch mangelte es an Schlachtvieh und Futter für die vorhandenen Tiere. Die Ernährung erfolgte vorwiegend durch Pferdefleisch, Reis und Brot. Milch und frische Gemüse fehlten vollständig und Eier konnten erst in der zweiten Hälfte der Belagerung in geringer Anzahl eingeschmuggelt werden. Die augenfällige Herabsetzung des Körpergewichts, welche bei allen Belagerten eintrat, ist neben der seelischen Erregung weniger auf Unzulänglichkeit der Nahrungsstoffe, als auf den Mangel an Abwechselung in den Speisen zurückzuführen. Für die Chinesen war schließlich Reis nur noch in Ausnahmefällen vorhanden; dieselben erhielten in der letzten Woche täglich 50 g Weizen, welchen sie grob geschrotet und mit Baumblättern vermischt zu harten Kuchen verarbeiteten. Viele lebten in den letzten Tagen nur von einem Gemüse von Baumblättern; es waren Personen, welche unangemeldet in dem von den Fremden besetzten Bezirk wohnen geblieben waren und bis dahin von den Abfällen und Almosen ihrer Landsleute ihre Nahrung bereitet hatten. Am Ende der Belagerung waren in den Gesandtschaften noch Lebensmittel für etwa 14 Tage vorrätig, während im Peitang im Augenblick des Entsatzes für 3000 Menschen noch ein Bestand von — 50 Pfund Reis vorhanden war.

In der deutschen, französischen, russischen und englischen Gesandtschaft waren Begräbnisplätze eingerichtet, in welchen die Leichen in der Regel einzeln, ausnahmsweise bis zu 3 in einem gemeinsamen Grabe, beigesetzt wurden. Die Japaner begruben die Leichen der Ihrigen

Als endlich ein wenig Ruhe eintrat, ließ Graf Soden eine Weile Schnellfeuer geben, um doch auch einmal die Chinesen zu „uzen“, und richtig, sofort fing der Spektakel von neuem an. Leider hatten wir in dieser Nacht noch einen Toten zu beklagen.

14. August: Die Verbündeten müssen gestern Abend das tolle Schießen in Peking gehört haben, denn schon um 2 Uhr früh wurden ihre Maschinengewehre laut. Um 6 Uhr begannen sie dann mit ihrem großen Angriff, den ihre 130 Geschütze so energisch einleiteten, daß die Erde erdröhnte.

Gegen 2 Uhr nachmittags hörten wir plötzlich lautes Hurrah auf der Straße. Es war die Begrüßung für die indischen Sikh-Reiter, welche, ganz in der Nähe unserer Gesandtschaft, durch einen offenen Kanal in die Stadt gelangt waren. Unsere Freude war einfach unbeschreiblich. Wir schüttelten einander die Hände, die Frauen und die Kinder aber tanzten vor Freude auf offener Straße. Dann gings in die feindlichen Stellungen, welche die Chinesen verlassen hatten. Wir besetzten sie und stießen noch bis zum Hatamen vor, wo wir die amerikanische Kavallerie antrafen, die auf den dortigen Dächern spazieren ritt. Später gabs noch ein kleines Scharmützel mit versprengten Chinesen; dann aber fanden wir keinerlei Widerstand. Wir waren endlich befreit, und als der Abend nahte, konnten wir uns zum ersten Male wieder nach 64 Tagen zur vollen Nachtruhe niederlegen. —

Erst später ergab sich, daß es trotz der eiligen Flucht der chinesischen Truppen aus der Hauptstadt beim Herannahen der internationalen Truppen ihnen gelungen war, einen Teil ihrer Artillerie und Munition zu vergraben, um sie den Fremden nicht in die Hände fallen zu lassen.

Dem Präfekten des von den Deutschen besetzten Teiles von Peking, Dolmetscher Cordes, war aufgefallen, daß in allen Boxerverhören der hiesige Buddhatempel Titsangan oft erwähnt wurde; während der Belagerung war dieser Tempel mit Boxern und Soldaten belegt. Cordes vermutete dort ein Waffendepot und beschloß, Nachsuchung zu halten. Als er hinkam, gestanden die Tempelwächter sofort ein, es seien daselbst Geschütze verborgen. Man fand unter Schutthaufen drei auseinander genommene Gebirgsgeschütze, Hinterlader neuer Konstruktion nebst Munition, welche die Truppen des General Yunglu auf ihrem eiligen Abzuge zurückgelassen hatten. Ferner Waffen, Boxerfahnen, Pulver, Uniformen, sowie viele Schriftstücke. Die Geschütze waren komplett, sie wurden zusammengesetzt und der deutschen Artillerie überwiesen.

endlich wußten sie bestimmt, daß wirklich das Entsatzkorps schon in nächster Nähe war, und lauschten dem aus der Ferne herüberschallenden Kanonendonner.

12. August: Es fallen nur vereinzelte Schüsse. Leider bekommt unser lieber Kamerad Berger noch einen schweren Schuß am Kopf. Er hatte sich so auf die Entsatztruppen gefreut, und nun muß er vielleicht noch im letzten Augenblick dran glauben.

13. August: Morgen früh um 8 Uhr soll es also losgehen. Wir erwarten den Kampf mit begreiflicher Spannung. In Machia-pu, eine Stunde von hier, sollen sich bereits Reiterpatrouillen gezeigt haben.



Barrikade zwischen der russischen und amerikanischen Gesandtschaft.

Am Nachmittag ist es ruhig. Um halb acht Uhr steigt im Kaiserpalast eine weiße Rakete auf — das Angriffssignal für die Chinesen, die dann auch sofort ein Feuer von allen Seiten eröffnen, wie wir es während der ganzen Belagerung nicht zu hören bekommen haben. Es war stockfinster, und ein schweres Gewitter ging gerade nieder. Der Regen goß in Strömen, der Donner rollte und mischte sich mit dem Donner der zahlreichen Geschütze und dem Knattern des Kleingewehrfeuers. Wir konnten uns nur mit einander verständigen, wenn wir uns in die Ohren brüllten. Wir selbst gaben übrigens keinen Schuß ab, da die Chinesen nicht vorgingen. Bei dem fürchterlichen Getöse war einem doch eigentümlich zu Mute. Jedermann fühlte, nunmehr nahe die Entscheidung.

Die Männer lasen diesen Brief und wandten sich dann ab, um außer Hörweite der Frauen ihre Ansicht darüber zu äußern, und es war erbaulich zu hören, mit welcher Schadenfreude sie die Briten zwangen, einzugestehen, daß dieses zusammenhanglose Erzeugnis thatsächlich aus der Feder eines Konsuls stamme, der noch in britischen Diensten sei. An der Hand dieses Schriftstücks war es uns unmöglich, zu erraten, ob die Truppen auf dem Wege von Tientsin nach Peking oder von Europa nach Tientsin seien, welche Truppen gemeint seien, wie viele es waren, und ob die Zahl der Gelandeten 24 000 oder 43 000 betrug, während die Bemerkung, daß die Truppen kommen würden, wenn unsere Vorräte reichten, zu besagen schien, daß, wenn uns die Vorräte ausgingen, die Truppen nach Tientsin zurückkehren würden.

Ein oder zwei Tage später traf ein gleich lehrreicher Brief des Herrn Ragsdale, des amerikanischen Konsuls in Tientsin, ein. Nachdem es Herrn Conger gelungen war, den Brief zu entziffern, wurden Auszüge daraus am Glockenturm angeschlagen. Er begann: „Ich hatte in der vergangenen Nacht einen bösen Traum, in dem Sie die Hauptrolle spielten.“ Er enthielt auch nicht ein Tüttelchen von der Auskunft, nach der wir uns so sehnten, dagegen gab der Konsul in ganz überflüssigerweise seinen Gefühlen Ausdruck: „Es ist mein aufrichtiger Wunsch, daß Sie alle gerettet werden möchten“, sagte er. Das war auch unser Wunsch, und daraus eben entsprang unser Verlangen, Nachricht von der Entsatztruppe zu erhalten.

Die letzten Tage vor dem Eintreffen der Entsatztruppen.

Unter dem „Waffenstillstand“, wie wir ihn geschildert haben, darf man sich jedoch keineswegs ein vollständiges Aufhören der Feindseligkeiten vorstellen. Nicht nur, daß fast unausgesetzt einzelne Schüsse fielen, sondern oft genug flogen auch Granaten durch die Luft und fast alle Schutzwachen hatten nicht nur Verwundete, sondern sogar Tote zu beklagen.

Das Tagebuch des Deutschen berichtet nun weiter:

Am 10. August brachen die Chinesen plötzlich den Waffenstillstand und begannen zu schießen. Dann jedoch erschienen Mandarinen und entschuldigten dieses „Versehen“. Das hielt sie aber keineswegs ab, vielleicht wieder aus Versehen, am Abend des 11. August eine ganze Stunde lang ein sehr heftiges Feuer von allen Seiten auf uns loszulassen. Doch jetzt kümmerte das unsere Braven sehr wenig. Jetzt

Wiederherstellung des Statusquo zu vereinbaren haben, so scheint es besser, diese Dinge in Tientsin zu regeln, und deshalb wiederholen wir unsere Forderung, daß Sie baldigst Ihre Sachen packen und einen bestimmten Tag bezeichnen, damit wir für Boote und Vorräte sorgen können. Unsere Grüße!

In dem Umschlag, der diesen Brief enthielt, waren noch zwei andere, nicht minder harmlose Mitteilungen. Die erste lautete:

Am 24. Juli teilte uns Herr Warren, der britische Generalkonsul in Schanghai, telegraphisch mit, daß seit der Zeit, wo China die Gesandtschaften schütze, kein Telegramm des britischen Gesandten mehr eingetroffen sei und deshalb das Yamen gebeten werde, ein Telegramm Sir C. M. Macdonalds nach Schanghai zu übermitteln. Wir übermitteln das Obige pflichtgemäß und bitten Sie, ein Telegramm in offener Schrift dem Yamen zur Übermittlung zuzustellen.

Der zweite Brief besagte:

Seit länger als einem Monat sind die militärischen Angelegenheiten sehr dringlich gewesen. Ew. Excellenz und die übrigen Gesandten sollten aber nach Hause telegraphieren, daß ihre Familien sich wohl befinden, um Besorgnisse zu zerstreuen. Für den Augenblick ist jedoch der Friede noch nicht wiederhergestellt, Ihre Gesandtschaftstelegramme müssen daher in offener Schrift abgefaßt sein und betonen, daß Alles wohl ist, ohne militärische Dinge zu berühren. —

Bald darauf kamen Nachrichten von dem englischen Konsul in Tientsin an. Ihr Inhalt war jedoch so sonderbar, daß wir darüber dem englischen Berichterstatter der „Times“ das Wort erteilen:

Am 28. Juli traf ein Brief von Herrn W. R. Carles ein, dem britischen Konsul in Tientsin, einem Manne, der beträchtliche Erfahrungen im Konsulatskreise hatte. Mit Lebensgefahr hatte der Bote den Brief durch die feindlichen Linien gebracht. Als der Brief an dem Glockenturm angeschlagen wurde, stürzte alles herbei, ihn zu lesen. Er sagte Wort für Wort folgendes:

Tientsin, 22. Juli.

Ihr Brief vom 4. Juli. Jetzt sind 24000 Mann gelandet und 19000 hier. General Gaselee morgen Taku erwartet. Russische Truppen sind in Peitsang. Die Chinesenstadt Tientsin ist unter fremder Verwaltung und die Macht der Boxer hier gebrochen. Es sind viele Truppen unterwegs, wenn Sie sich nur Vorräte verschaffen können. Fast alle Frauen haben Tientsin verlassen. Das Konsulat wird ausgebessert.

W. R. Carles.

14*

ihm schleunigst neue Beglaubigungsschreiben gesandt und ihn angewiesen habe, den Beistand der befreundeten Republik anzurufen, deren Gesandtschaft in Peking zu derselben Zeit durch kaiserliche Truppen unter dem Befehle Junglus durch Schießpulver in die Luft gesprengt wurde. Auch dem belgischen Gesandten brachte der Bote eine Depesche seines Konsuls in Tientsin. Nur nicht ängstlich, hieß es darin, bleiben Sie ruhig. Sollte Ihnen ein Unglück zustoßen, so werden die Interessen Belgiens darunter nicht leiden; Herr de Cartier, der Geschäftsträger in Peking gewesen und schon auf dem Wege nach Hause war, ist in Schanghai angehalten worden und hat Weisung erhalten, im Falle Ihres Todes als Gesandter aufzutreten. Für den Gesandten Herrn Joostens war das eine recht erbauliche Kunde.

Einige Tage später trafen dann wieder Botschaften vom Prinzen Ching ein:

25. Juli 1900.

Von Anfang bis zu Ende haben wir nicht versäumt, die Gesandtschaften zu schützen, aber in Anbetracht der Thatsache, daß das rebellische Volk täglich an Zahl zunimmt, fürchten wir sehr, daß plötzlich etwas geschehen möchte, vor dem wir nicht schützen können, und daß sich dann ein großes Unglück ereigne. Deshalb haben wir das Gesuch, die Gesandten möchten für eine Zeit lang Peking verlassen, erneuert. Was die Frage über den Unterschied zwischen dem Schutze in der Stadt und unterwegs betrifft, und weshalb er unterwegs gewährt werden kann, so giebt es einen offenbaren Unterschied, denn das Verweilen in der Stadt ist dauernd, der Aufenthalt auf dem Wege nur zeitweilig. Wenn alle fremden Gesandten einwilligen, eine Zeit lang Peking zu verlassen, würden wir den Weg nach Tungtschau und von dort in Booten stromabwärts nach Tientsin vorschlagen, das in zwei Tagen erreicht werden könnte. Welche Schwierigkeiten dann auch auftauchen mögen, es würde eine große Zahl Truppen gesandt werden, die halb zu Wasser, halb zu Lande eine geschlossene Bedeckung bilden und alle auf einem langen Wege auf beiden Flußufern schützen würden. Da die Zeit nur kurz wäre, so würden wir uns verbürgen können, daß kein Unglücksfall sich ereignete. Anderseits, bei dauerndem Aufenthalt in Peking, ist es unmöglich, vorauszusagen, wann ein Unglück eintreten kann. Bei Tage oder bei Nacht kann eine einzige Stunde, ja, ein Augenblick der Nachlässigkeit einen Alarm zur Folge haben, und dann wäre keine Zeit mehr, Vorkehrungen zu treffen. Das ist leicht zu verstehen und enthält keinen Widerspruch. Da Ew. Excellenz und die andern Gesandten die

dem Gasthofe. Einmal empfing man auch vom Tsungliyamen tausend Pfund Mehl nebst etwas Eis und Gemüse; doch wagte niemand, von dem Mehl zu genießen, aus Furcht es könnte vergiftet sein.

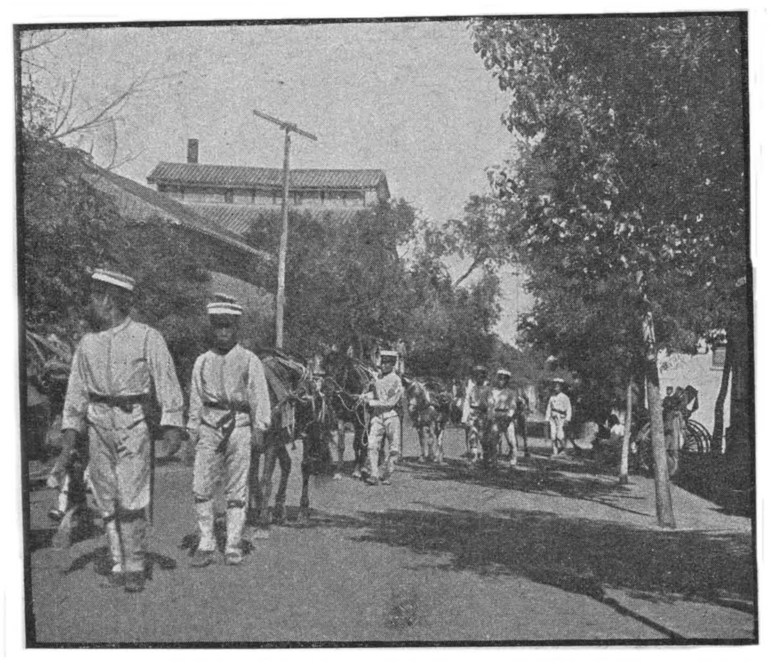
Trotzdem gelang es noch am Abend des 18. Juli einem von den Japanern abgesandten Boten, mit einem Haufen neuer Nachrichten durch die feindlichen Reihen zu gelangen und den Eingeschlossenen Trost zu bringen. Zunächst erfuhren dieselben, daß General Fukuschima



Alarmierung des französischen Wachtkommandos.

mit 4000 japanischen Soldaten am 29. Juni in Tientsin eingetroffen sei, daß ferner 4000 Russen, 2000 Briten, 1500 Franzosen, 1500 Amerikaner und 500 Deutsche gelandet seien, daß die Chinesenstadt von Tientsin am 14. genommen worden und daß das Arsenal in den Händen der Verbündeten sei. Derselbe Bote überbrachte dem französischen Gesandten einen Brief, der ihm kund that, daß er mit einer höhern Klasse der Ehrenlegion ausgezeichnet worden sei, daß Frankreich dem chinesischen Gesandten die Pässe zugestellt habe und daß China

Barrikade. Der Feind kam den Gesandtschaften fast so nahe, daß man in die Gewehrmündungen hätte schießen können, die aus den Schießscharten hervorragten. Der Kreis wurde immer mehr eingeengt, um etwaiges Eingreifen der Belagerten beim Anmarsch der Entsatzkräfte zu verhindern. Es wurde den Fremden nicht erlaubt, Lebensmittel zu kaufen, nur ein paar Eier für die Frauen und Kinder konnten heimlich von chinesischen Soldaten erworben werden. Die Eingeschlossenen wurden auf kleinere Rationen gesetzt, und die Kost für die 2750 eingeborenen Christen, für die man zu sorgen übernommen hatte, genügte



Japaner versuchen Proviant zu beschaffen.

gerade, um sie vor dem Verhungern zu schützen. Ihre Leiden waren groß, die Sterblichkeit unter den Kindern und den alten Leuten schrecklich. Trotzdem war es wunderbar genug, daß mit den vorhandenen kargen Mitteln, außer den unter Gewehr stehenden Truppen, 473 Zivilisten, 2750 Flüchtlinge und etwa 400 eingeborene Diener während der ganzen, zwei Monate währenden Belagerung unterhalten werden konnten. Zum Glück befand sich in der Gesandtschaft selbst eine Mühle und eine größere Menge Getreide; man mahlte täglich über 8 Zentner Mehl und teilte es zwischen der Gesandtschaft und

weitere Maßnahmen für Ihre Abreise getroffen werden, um so die freundschaftlichen Beziehungen vom Anfang bis zum Ende unversehrt aufrechtzuerhalten. Beim Verlassen der Gesandtschaften aber darf nicht ein einziger bewaffneter Soldat mitgenommen werden, um Zweifel und Furcht bei den Truppen und dem Volke zu vermeiden, denn das könnte zu leidigen Zwischenfällen führen. Wenn Ew. Excellenz damit einverstanden sind, bitten wir Sie, sich mit allen fremden Gesandten in Peking in Verbindung zu setzen — die Frist reicht bis morgen Mittag — und uns eine Antwort zu übermitteln, damit wir den Tag für die Abreise der Gesandtschaften festsetzen können. Es ist dies der einzige Weg, die Beziehungen aufrechtzuerhalten, den wir angesichts der unzähligen Schwierigkeiten erdenken konnten. Erfolgt bis zu der festgesetzten Frist keine Antwort, so wird selbst unsere Gewogenheit uns nicht ermöglichen, Ihnen zu helfen. Unsere Grüße. 14. Juli 1900.

gez.: Prinz Ching und andere.

Dann kam ein Bote mit der kurzen chiffrierten Depesche „Gebet eure Nachrichten dem Überbringer" an den amerikanischen Gesandten Conger. Dieser antwortete in derselben Chiffre: „Seit einem Monat sind wir in der englischen Gesandtschaft unter fortgesetztem Feuer von chinesischen Truppen belagert. Nur schnelle Hilfe kann eine allgemeine Metzelei verhindern". — Diese Depesche Congers war die erste, die von der Lage in Peking der Außenwelt berichtete, aber sie wurde damals allgemein, da sie kein Datum trug, als Fälschung betrachtet. Die besonderen Umstände, unter denen sie aufgesetzt wurde, erklären jetzt nachträglich die Formlosigkeit.

Die offizielle chinesische Regierung sah nun doch wohl ein, daß sie einlenken müsse. Sie bekam es mit der Furcht zu thun und suchte alle Schuld von sich abzulenken. Am 18. Juli, also genau vier Wochen nach den Mordthaten, brachte die „Pekinger Zeitung" folgende offiziöse Auslassung: „Im vorigen Monat wurde der Kanzler der japanischen Gesandtschaft getötet. Die That geschah gänzlich unerwartet. Ehe die Angelegenheit beigelegt war, wurde der deutsche Gesandte getötet. Daß wir auch dieser Sache Uns so plötzlich gegenüber sahen, verursachte Uns großen Kummer. Wir bemühten uns nach Kräften, den Mörder ausfindig zu machen, um ihn zu bestrafen."

Die Rädelsführer der Fremdenfeinde ließen sich durch diese friedlichen Herzensergüsse des offiziellen Chinas aber durchaus nicht in ihren Maßnahmen beirren. Sie bauten eine Mauer mit Schießscharten quer über die Gesandtschaftsstraße, etwa 16 Meter von der russischen

noch 90—100 pro Kopf vorhanden. Sonst haben wir nur noch 1000 Platzpatronen, die man allenfalls mit Bleikugeln zu scharfen umgestalten könnte, und außerdem ein Gewehr Modell 88 mit 400 Patronen, das durch Zufall in unsere Hände kam.

Waffenstillstand.

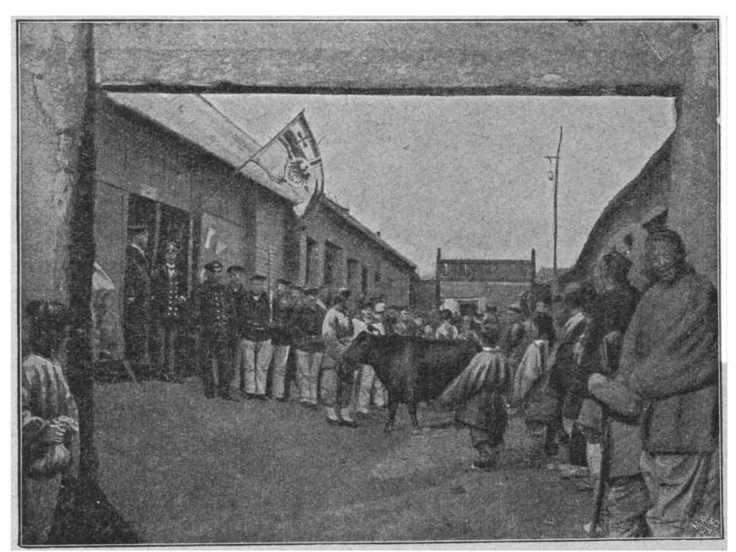
Nachdem noch am 16. Juli der älteste englische Offizier, Kapitän Strouts, durch einen Schuß getötet worden war, begann am folgenden Tage ein Waffenstillstand, dem die Fremden aber zunächst nicht trauten, sondern ihn nur als eine Falle betrachteten. Diese Befürchtung erschien um so berechtigter, als die Chinesen von ihren Schanzen auf der Mauer bei der deutschen Gesandtschaft nach Westen vorrückten, so daß sie gerade in die deutsche Gesandtschaft hinein feuern und die Leute, welche die Treppe zur Wohnung des Gesandten hinaufgingen, wegschießen konnten. Man verstärkte also alle Mauern und Zufluchtsorte, um sie möglichst bombensicher zu machen, und verdoppelte noch die Wachsamkeit.

Allmälig drängte sich aber doch die Überzeugung auf, daß irgend etwas „draußen" sich ereignet habe, das diesen Wechsel herbeiführte. Zunächst erhielt man folgendes wunderliche Schriftstück zugestellt:

In den letzten zehn Tagen haben Soldaten und Miliz gekämpft, und es bestand zu unserer großen Besorgnis keine Verbindung zwischen uns. Vor einiger Zeit hatten wir eine amtliche Kundgebung ausgehängt, die unsere Ansichten wiedergab, aber wir erhielten keine Antwort, und entgegen unsern Erwartungen machten die fremden Soldaten erneute Angriffe und verursachten Lärm und Argwohn unter den Soldaten und dem Volk. Gestern nahmen die Truppen einen Christen mit Namen Tschinssuhei gefangen und erfuhren von ihm, daß alle fremden Gesandten wohl seien, was uns mit großer Genugthuung erfüllt. Aber es hat sich Unerwartetes ereignet. Die Verstärkungen der fremden Truppen sind schon lange von Boxern aufgehalten und zurückgetrieben worden, und wenn wir auch gemäß frühern Vereinbarungen Ew. Excellenzen aus der Stadt geleiten ließen, so sind doch so viele Boxer auf dem Wege nach Tientsin und Taku, daß wir ein Unglück befürchten müßten. Wir ersuchen nun Ew. Excellenzen, zunächst mit Ihren Familien und den verschiedenen Mitgliedern der Gesandtschaften die Legationen in Abteilungen zu verlassen. Wir würden vertrauenswürdige Offiziere auswählen, die ausreichenden Schutz gewähren würden, und Sie könnten zeitweilig im Tsungliyamen wohnen, während hier

sofort an. Dann brachen sie in die Umfassungsmauern der eigentlichen Gesandtschaft Schießscharten und feuerten auf uns wie wahnsinnig. Zum Glück mußten jetzt aber ihre Geschütze schweigen, um nicht ihre eigenen Leute zu treffen.

Es war ein sehr kritischer Moment, aber unser Graf (Soden) nutzte ihn zu einem tollkühnen, famosen Handstreich aus. Er ergriff ein Gewehr und stürmte, gefolgt von zwei gerade neben ihm stehenden Seesoldaten, durch eine Maueröffnung direkt auf die ganz verblüfften Chinesen zu. Natürlich riefen die drei Stürmenden aus Leibeskräften Hurrah, und — die Chinesen machten Kehrt! Dabei entriß ihnen der



Deutsche Seesoldaten requirieren Schlachtvieh.

Seesoldat Horn auch noch trotz heftiger Gegenwehr ihre mächtig große Fahne. So war doch wenigstens etwas Luft geschafft, und wir wieder Herren des Tennisplatzes. Mehr konnten wir aber nicht erreichen, denn wir waren im Augenblick nur noch 19 Mann und mußten auch die Ställe auf der anderen Seite verteidigen. Zirka 60 Chinesen haben heute daran glauben müssen. Viel haben sie mit diesen Opfern nicht erreicht; immerhin aber sind ihre Barrikaden jetzt nur noch 20 Meter von den unseren entfernt und ihre Geschütze haben sie nun schon acht Tage auf 100 Meter Entfernung von uns aufgefahren.

Das Schlimmste ist unser Mangel an Munition. Heute hat sicherlich jeder von uns seine 25 Schuß abgegeben und es sind nur

Kämpfe im Juli.

Am 1. Juli wurde unsere arg zusammengeschmolzene deutsche Schar durch die Chinesen von der Mauer gedrängt. Dadurch wurde unsere Situation doppelt böse, denn nun konnte der Feind auf der Mauer dicht über dem Gesandtschaftsterrain Geschütze auffahren und alles in Grund und Boden schießen. Jedenfalls war vorläufig die Verteidigung auf die Gesandtschaftsgebäude beschränkt. Am 1. und 2. Juli hatten wir zwei Tote zu beklagen. —

An diesem Tage wurde auch der unseligste Ausfall während der ganzen Belagerung versucht und zwar durch den italienischen Kapitän Paolini, der sich an der Spitze von 16 Italienern und unterstützt durch eine Anzahl Freiwillige anderer Nationen einer chinesischen Kruppkanone bemächtigen wollte, deren Stellung er nicht einmal genau ermittelt hatte. Paolini und zwei seiner Soldaten fielen, ein Offizier und 15 Mann wurden verwundet. —

Viel Glück hatte am 3. die im Klubhause stationierte deutsche Wache. Sie bemerkte vom Wachtlokal aus eine starke Bewegung unter den Chinesen und stürzte hinaus. In fast demselben Moment krepierten drei Granaten in dem eben verlassenen Wachtlokal und machten es zu einem wirren Trümmerhaufen.

Am 11. Juli erhielt Seesoldat Rentmeister einen Schuß in den Unterleib. „Ach Gott, so jung und jetzt schon sterben", waren seine letzten Worte, ehe er am Abend die Augen für ewig schloß.

Ein sehr verhängnisvoller Tag hätte uns der 13. Juli werden können. In einem Morgengefecht war bereits der Gefreite Günther verwundet worden; etwas später erhielt der Seesoldat Gramlich mehrfache Verletzungen durch Steinsplitter, dann hörte die Schießerei bis Nachmittag auf.

Da plötzlich gegen 5 Uhr unternahmen die Chinesen einen allgemeinen Sturmangriff, wie wir ihn bisher noch nicht erlebt. Ihre Hornisten machten auf ihren zwei Meter langen Hörnern einen furchtbaren Lärm. Sie bliesen Sturm, ihre Geschütze donnerten dazwischen, und in Massen und permanent feuernd drangen die stürmenden Kolonnen auf uns paar Männer ein und zwar auf der ganzen Gefechtslinie. Es half alles nichts, wir mußten uns langsam zurückziehn, zumal gleich anfangs die Seesoldaten König, Klaus und Seifert von Granatsplittern verwundet wurden. So gewannen die Chinesen festen Fuß, besetzten beide Klubhäuser und zündeten das eine

kamen noch immer nicht; dagegen schmolzen die Munition und die Lebensmittel täglich mehr zusammen! . . .

Vom 30. Juni berichtet das Tagebuch nur ganz kurz: „Es war ein besonderer Unglückstag; wir verloren drei Tote und fünf Verwundete! Wenns so weiter geht, dann sind wir bald verloren“. — Wir wollen daher diesen kurzen und bescheidenen Bericht durch die ausführliche Schilderung ergänzen, welche die englische Zeitung „Times“ über den Verlauf dieses Tages brachte:

Die amerikanische Barrikade, mit ihrer gemischten Besatzung von Amerikanern, Russen und Briten mußte auf alle Fälle gehalten werden, sonst konnten die chinesischen Kruppgeschütze das größte Unheil über die Gesandtschaften bringen. Noch größerer Gefahr als die amerikanische Barrikade waren aber die Vorposten ausgesetzt, die die Deutschen auf der Mauer aufgestellt hatten. Zuerst waren sie durch Franzosen und Österreicher verstärkt worden, allein die Bedrängnis der französischen Gesandtschaft war gleich groß, so daß die französische Abteilung zurückgezogen und durch eine britische ersetzt werden mußte. Als diese den Deutschen zu Hilfe kam, hatten letztere bereits schwer gelitten, denn der Posten befand sich in einem Abstand von nicht 250 Meter von der Gesandtschaft, und die Hilfstruppen waren auf dieser Entfernung dem Feuer von etwa 100 Schützen ausgesetzt.

100 Meter gegenüber der deutschen Barrikade war die chinesische malerisch aufgebaut mit den Bannern der Armee Yunglus. Hier stand eine Kruppsche Kanone, deren Geschosse über der deutschen Barrikade krepierten und 2 von den 6 Briten, die dort Wache standen, schwer verwundeten. An demselben Tage wurden auf der Barrikadenwache 2 Deutsche durch den Kopf getroffen, und blieben sofort tot, ein dritter erhielt ebenfalls einen Schuß durch den Kopf, lebt aber noch — wie durch ein Wunder davon gekommen. Ein vierter wurde durch eine Granate im Gesicht verwundet, ein fünfter wurde in derselben Todesecke durch das Gelenk geschossen. Zwei Leute, welche die Wache ablösen sollten, wurden gleichfalls von chinesischen Scharfschützen getroffen; der eine erhielt dabei eine leichte Verwundung an der Hand, der andere einen tötlichen Schuß durch den rechten Schenkel — er starb nach 11 Tagen am Starrkrampf. Um das Unglück des Tages voll zu machen, wurde auch der Gefreite Robert Gölitz, Inhaber der Kriegsmedaille, die ihm erst im vergangenen Jahr für eine Heldenthat bei Kiautschou verliehen worden war, durch den Kopf geschossen und war auf der Stelle tot.

also aus und feuerten fürs erste einmal Salve auf Salve, aber die Salven fluschten nicht recht. Nicht weniger als viermal schossen sie uns die leichte Barrikade über den Köpfen zusammen, die aber immer wieder von uns ausgeflickt wurde.

Anfangs hatte uns ein amerikanisches Maschinengewehr begleitet. Am Aufstieg aber war es zurückgeblieben und hatte dort Deckung gefunden. Jetzt wurde es heranbefohlen. Die drei Mann Bedienung waren nicht gerade zu beneiden, denn mit solchem Maschinengewehr 300 Meter ohne Deckung durch solchen Kugelregen vorzukommen, ist wahrlich kein Vergnügen. Sie schienen auch zuerst keine Lust dazu zu haben, als aber Kapitän Myers zum zweiten Male pfiff, da kamen sie richtig angefegt. Und nun begann das Maschinengewehr zu arbeiten, schoß sich schnell ein, und dann gings los; pro Minute jagte es 450 Kugeln in des Feindes Barrikaden. Trotzdem wichen die Chinesen nicht, wohl aber verminderte sich ihr Feuer. Stoppte das Maschinengewehr, wurde das Chinesen-Feuer gleich wieder stärker.

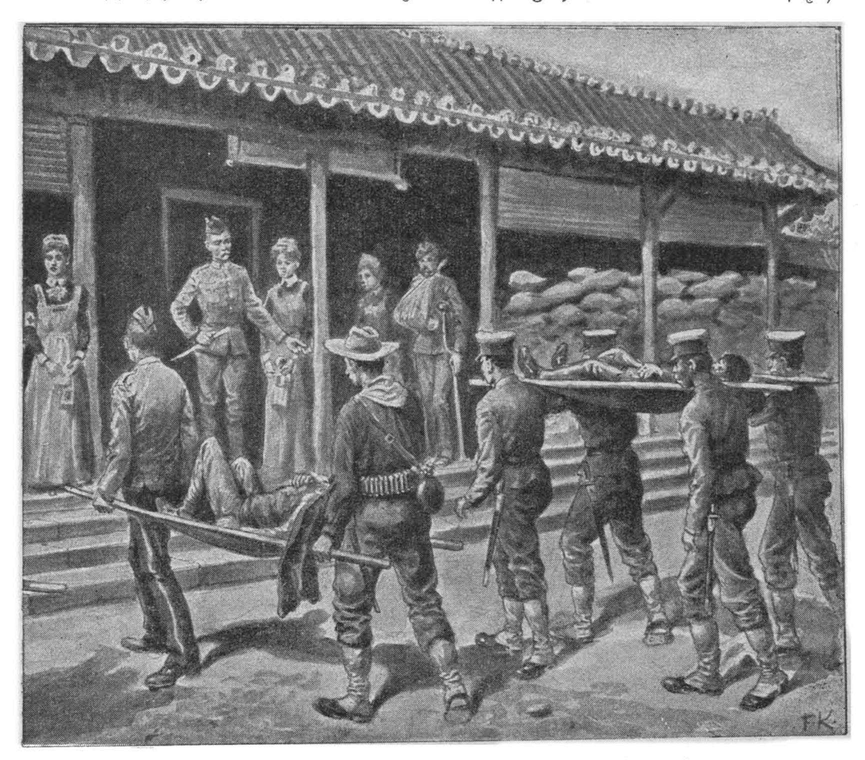
Unter solchen Umständen war jede Aussicht auf Vorwärtskommen ausgeschlossen, zumal nun auch noch zwei chinesische Geschütze anfingen, uns mit Shrapnels zu regalieren. So gab denn Kapitän Myers den Befehl zum Rückzuge. Erst ging die eine Hälfte zurück, während die andere Schnellfeuer abgab. Bei diesem Rückzug mußten wir aber noch eine ziemlich hohe Barrikade passieren. Über die setzten wir aber so elegant hinweg, wie sonst im Zirkus ein Clown über ein Pferd! Herr Gott! Hätten die Langzöpfe wirklich gezielt, uns wäre es nett ergangen! So aber hatten wir während der ganzen Geschichte auch nicht einen Verwundeten. Wenn nämlich die Chinesen im feindlichen Feuer Schüsse abgeben, so legen sie sich entweder platt auf den Boden, so daß sie buchstäblich mit der Nase im Schmutz stecken, heben das Gewehr mit beiden Händen hoch über den Kopf und drücken los; dagegen hinter einer Barrikade liegend, heben sie es über dieselbe, so daß man nur das Gewehr und ihre beiden Hände sieht, und drücken ab.

Wir hatten an diesem Vormittag viele von ihnen ins Jenseits befördert; wie viele, ist schwer zu sagen, aber von unserm ersten Kampfe fanden wir später in unserem Rücken noch über 100 Tote liegen. Verschiedentlich waren die Uniformstücke dieser Toten angebrannt. Ich kann mir das nur so erklären, daß die Verwundeten selbst ihre Kleider anzündeten, um uns nicht lebend in die Hände zu fallen!

Und solche Kämpfe um Sein oder Nichtsein gab es nun Tag für Tag, Nacht für Nacht. Wochen vergingen, aber die Entsatztruppen

lassen, ohne uns davon irgendwie zu benachrichtigen. Hätten die Chinesen aufgepaßt und das ausgenutzt, würden wir zwischen zwei Feuer gekommen und sicherlich zusammengeschossen worden sein.

Gegen 10 Uhr gings abermals vor. In Gemeinschaft mit den Amerikanern sollten wir den hinter deren Gesandtschaft gelegenenAmeraufstieg nehmen. Kapitän Myers von den Amerikanern übernahm die Führung. Durch das die obere Breite der Mauer ausfüllende Gestrüpp schlichen wir uns bis zum Aufstieg heran. Er wurde besetzt;



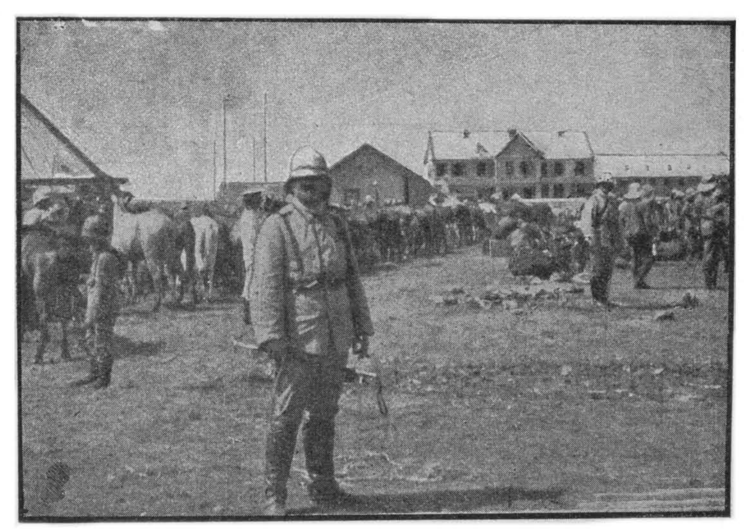
Einbringen Verwundeter in das englische Hospital zu Peking.

dann gings weiter vor. Schon waren wir bis auf 250 Meter an das Chiemen herangekommen, da prasselte plötzlich ein ungeheurer Kugelhagel auf uns nieder. Zum Glück war eine kleine, niedrige Barrikade in der Nähe. Hinter sie warfen wir uns und gaben Gegenfeuer. Wir waren aber nur zwanzig Mann und uns gegenüber standen mindestens fünfhundert Chinesen, die wie toll feuerten; und dazu hinter uns 300 Meter glatte Maueroberfläche ohne jede Deckung. Da war auch kaum an einen leidlichen Rückzug zu denken. Wir hielten

Gleich darauf kamen auch die Italiener und Franzosen im Laufschritt angerückt. Sie nahmen den östlichen, wir den westlichen Feind vor.

Kaum war uns durch dieses Arrangement der Rücken gedeckt, da ertönte auch schon die Pfeife des Grafen Soden. „Sprung auf, Marsch-Marsch — Hurrah,“ ... und mit kräftigem Hurrah stürmten wir hinter unserm tapfern Führer her!

„Hinlegen; Schnellfeuer.“ Einige Minuten knatterten unsere Gewehre. Dann hieß es „Stopfen“, und von neuem: „Sprung auf, Marsch-Marsch — Hurrah!“ ... Als wir jetzt wieder auf sie los sausten, wurde es den Langzöpfen zuviel. Sie flohen. Wir ihnen nach! Noch einmal versuchten sie sich hinter einer Barrikade festzusetzen,



Graf Soden nahe Chiemen.

aber sie mußten heraus, und nun gabs für sie kein Halten mehr. Wie eine erschreckte Hammelheerde liefen die feigen Gesellen davon. Wir aber nahmen die Herren jetzt mit Ruhe aufs Korn und brachten noch eine ganze Menge zur Strecke. Sie hätten noch viel mehr verloren, leider aber war es ihnen geglückt, dicht unterhalb der Mauer zwei Häuser in Brand zu stecken, wodurch auf der Mauer ein solcher Qualm entstand, daß man kaum atmen konnte.

Wir brachen also das Gefecht ab und gingen zum Aufstieg zurück. Da aber wurde uns eine rechte Überraschung zu teil. Nachdem es nämlich den Franzosen und Italienern gelungen war, den Feind ebenfalls zu werfen, hatten sie einfach kehrt gemacht und die Mauer ver-

Die Kämpfe der Deutschen im Monat Juni.

Es würde zuweit führen, alle Kämpfe der einzelnen Schutzwachen während der folgenden Tage eingehend zu schildern, und wir wollen daher für den ferneren Verlauf der Belagerungszeit ein im Berl. Lok.-Anz. veröffentlichtes Tagebuch eines deutschen Mitkämpfers als Grundlage für unsere Schilderung benutzen und nur die wichtigsten Kämpfe der anderen Kontingente einschalten.

23. Juni: Wieder tobte der Kampf. Uns bedachten die Chinesen mit Kruppschen Geschützen, zum Glück schossen sie schlecht. Ihre Artilleristen scheinen das Zielen für ebenso überflüssig zu halten, wie ihre Infanteristen. Am Nachmittag krepierten sieben Granaten mitten in unserer Gesandtschaft, doch wurde niemand verwundet. Dagegen erhielt der Seesoldat Kaußen auf einer Barrikade einen Schuß zwischen die Rippen. Im Hause des Legationssekretärs v. Bergen ist oben auf dem Dachboden ein großes Fernrohr aufgestellt, durch welches man den auf dem 1500 Meter entfernten Chiemen stehenden Feind trefflich beobachten kann. — Wo bleiben nur die Entsatztruppen?! Es ist in der That rätselhaft. Tientsin ist doch nur 120 Kilometer von hier entfernt, und wie lange sollen sie schon unterwegs sein? . .

24. Juni: Das war ein kampfesheißer Tag! Schon in den Nachmittagsstunden hatten wir uns eines heftigen Angriffs von der Mauer aus zu erwehren. Am heutigen Vormittag erhielt aber unser Detachement eigentlich erst die richtige Feuertaufe, und zwar auf der direkt hinter der Gesandtschaft vorbeiführenden Stadtmauer. Dieselbe ist ungefähr 13 Meter hoch und 10 Meter breit und nur an ihren Aufstiegen zu besteigen. Ein solcher Aufstieg befindet sich dicht hinter der Gesandtschaft und ein zweiter etwas mehr seitwärts hinter der amerikanischen Gesandtschaft.

Gegen 8 Uhr gingen nun die Chinesen von Westen und Osten auf der Mauer vor und eröffneten ein heftiges Geschütz- und Gewehrfeuer speziell gegen die deutsche Gesandtschaft. Es gelang ihnen auch, bis auf zirka 200 Meter von beiden Seiten heranzukommen und, ehe wirs uns versahen, wehten zwei mächtige chinesische Fahnen über uns. Die Chinesen aber schossen wie die Wahnsinnigen; das Pfeifen der Kugeln war geradezu unheimlich.

Wie der Wind fegten wir — Graf Soden allen voran, nach dem Aufstieg und wenige Minuten später waren wir an die vordersten Chinesen heran und stachen sie über den Haufen.

gemeldet wurde, Deutsche sowie Amerikaner hätten den Wall wieder gesäubert. Es gelang auch uns, den Gegner aus der Gesandtschaft hinauszuwerfen, aber die Kerle hatten Zeit gehabt, in der kleinen Gasse, welche östlich der Legation mündete, ein Geschütz in Stellung zu bringen, welches ein wirksames Feuer auf uns eröffnete und in unsere Mauer eine tiefe Bresche legte.

Die Position schien unhaltbar zu werden, und Kapitän d'Arcy, der französische Detachementskommandant beschloß, die Gesandtschaft aufzugeben. So zogen wir uns in das anschließende Hotel zurück, nachdem die Soldaten durch Trompetensignale zum Sammeln gerufen worden waren; wir hatten nun erwartet, die Chinesen würden sofort die Legation nehmen und in Brand stecken. Als eine Stunde verronnen war, ohne daß das Mindeste dort vorging, überredete Kapitän Thomann den französischen Kommandanten, die Gesandtschaft wiederum zu besetzen. Da das chinesische Geschütz in einer engen Gasse stand, so konnte es nur eine ganz kleine Front bestreichen, und wenn man diese gefährliche Position umging, so war die Gesandtschaft noch auf die Dauer zu halten.

D'Arcy wollte vorerst nicht unsere Ansicht teilen, als wir uns aber erboten, allein mit unserem Detachement das Gebäude wieder zu besetzen, konnte er nicht zögern und wir gingen hinüber.

Eine grenzenlose Überraschung erwartete uns dort. Das chinesische Geschütz war zurückgezogen und die Umgebung verödet. Es ist dies nicht anders erklärlich, als daß unsere Gegner das Signal zum „Sammeln" für das Sturmsignal hielten und, ohne erst dessen Folgen abzuwarten, Reißaus nahmen. Wir konnten unsere Positionen wieder ungestört einnehmen, und die Bresche ein wenig ausbessern.

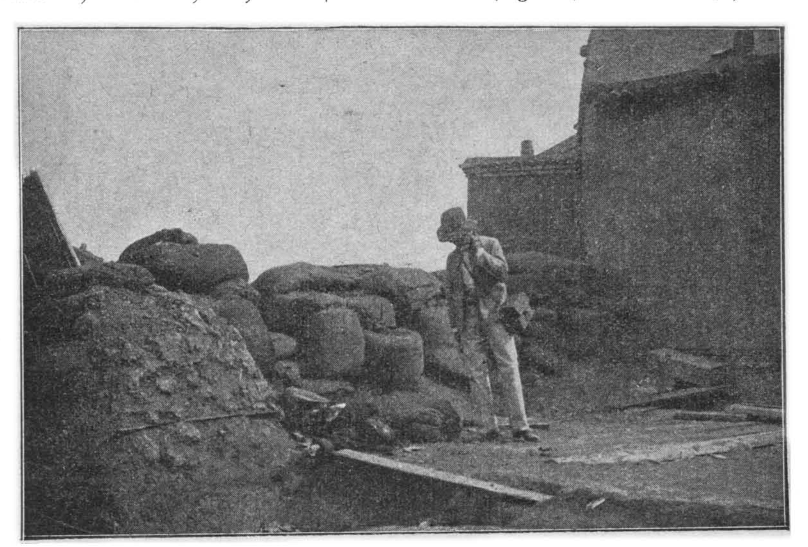
In kurzer Zeit kamen aber die Chinesen wieder zurück und mit ihnen ihr Geschütz. Gar großen Schaden richteten sie im Materiale nicht an, aber unseren braven Kapitän Thomann traf eine Granate mitten durch die Brust, als er über die Stiege der Veranda herabstieg, um sich zu seinen Leuten zu begeben, am Morgen des 8. Juli." —

Am Abend griffen die Chinesen nochmals die Amerikaner an, wurden aber mit einem Verlust von 100 Toten zurückgeschlagen. Die niederländische Gesandtschaft war ebenfalls niedergebrannt.

Dieser Tag kostete den Italienern, Amerikanern, Engländern und Russen auch je einen Toten, und die Zahl der Verletzten und Verwundeten, welche alle im Spital der britischen Gesandtschaft untergebracht wurden, war recht beträchtlich.

ihrer freien Zeit stets toll betrunken. Wo sie hier den Whisky erhalten haben, wissen wir nicht, aber bei dem geringsten Versäumnis von seiten ihrer Offiziere wurde einfach gestrikt.

Der Fall war einfach. Die Posten auf einer Barrikade, welche quer über die Mauer, südlich der italienischen Gesandtschaft, gezogen war, hatten durch Vergeßlichkeit der Vorgesetzten keine Nahrung erhalten. So verließen sie ganz ruhig die Barrikade, nahmen ihre Kameraden von der westlich davon gelegenen Barrikade auch noch mit und wollten nach Hause gehen. Kaum hatten aber diese pflichtbewußten Leute die Mauer geräumt, als die Chinesen ihre Nasen und dann ihre Gewehre herübersteckten und lustig auf die italienische Ge-



Eine Barrikade zum Schutze der Gesandtschaften.

sandtschaft schossen, die aufgegeben werden mußte. In der ersten Verwirrung glaubte man allgemein, die ganze Mauer sei in der Hand des Gegners, und so brachten wir unsere Familien nach der britischen Gesandtschaft für einige Stunden in Sicherheit.

Die italienische Legation konnte nicht mehr zurückerobert werden, aber die Wälle kamen wieder in unseren Besitz. Es ist ganz unbegreiflich, wie die Chinesen so vollkommen ihren Vorteil außer acht lassen konnten, und sich darauf beschränkten, die Barrikade in Brand zu stecken.

Sie drangen außerdem in die französische Legation ein, aber kaum waren wir eine Stunde in der englischen Gesandtschaft, als

verstanden, sondern wollte sich selbst an die Spitze stellen. Um dies bewirken zu können, versuchte er, alle Fremden zu bewegen, in den englischen Gesandtschaftsgebäuden Schutz zu suchen, um dann in seiner Eigenschaft als Hausherr, und da man sich auf britischem Grund und Boden befand, die Herrschaft ausüben zu können.

Die Ungeschicklichkeit, wenn nicht gar Feigheit des amerikanischen Kapitäns Newton Hall kam seinen Plänen schon am Morgen des 22. Juni zu Hilfe. Um 9 Uhr begannen die Chinesen ein Bombardement, und ohne jeden ersichtlichen Grund gab Hall plötzlich eine wichtige Stellung an der Stadtmauer auf und zog sich nach der englischen Gesandtschaft zurück. Dadurch gerieten Österreicher, Italiener, Franzosen, Russen und Japaner ebenfalls in Bedrängnis und schließlich mußte auch das deutsche Kontingent, um nicht abgeschnitten zu werden, den Rückzug antreten, obschon es gar nicht beschossen wurde.

Als nun alles in der britischen Gesandtschaft angelangt war, erhob Macdonald großes Geschrei über die Unfähigkeit des österreichischen Kommandanten, der angeblich den Rückzug befohlen haben sollte, und spielte sich selbst als Feldherrn auf. Graf Soden, der als letzter die deutsche Gesandtschaft verlassen hatte, wartete die schöne Rede aber gar nicht ab, sondern rückte, sobald er merkte, daß die ganze Sache auf Intrigue oder Mißverständnis zurückzuführen sei, in Eilschritt wieder auf den alten Posten zurück, den er zum Glück noch unbesetzt fand. Nur eine von ihm zur Besetzung einer Barrikade am Seezollamt ausgesandte Seitenpatrouille in Stärke von einem Unteroffizier und sieben Mann erhielt Feuer, und der Seesoldat Matthies fand hierbei seinen Tod. Vier Mann trugen den toten Kameraden nach der Gesandtschaft zurück, in deren Garten er am Nachmittage beerdigt wurde.

Auch die übrigen fremden Truppen vermochten sich wieder in den Besitz ihrer früheren Stellungen zu setzen, nur die österreichische und die italienische Gesandtschaft waren den Chinesen zugefallen und von ihnen bereits in Brand gesteckt worden. Die Österreicher folgten einer Einladung des französischen Gesandten und blieben dort während der weiteren Belagerung. —

Von österreichischer Seite ist über diese betrübende Angelegenheit, die ja leicht einen noch viel schlimmeren Verlauf hätte nehmen können, folgendes veröffentlicht worden:

„Die Disziplinlosigkeit der Amerikaner hat uns in eine arge Teufelei gebracht. Es sind höchst verwegene und tüchtige Burschen, aber in

Deutsche: Leutnant Graf v. Soden und 51 Seesoldaten vom 3. Seebataillon aus Kiautschou.

Italiener: Leutnant Paolini und 28 Matrosen von der Elba.

Japaner: Leutnant Hara und 24 Mann vom Atago.

Russen: 2 Offiziere (Leutnant Baron v. Rahden und Leutnant v. Dehn) und 79 Mann, nämlich 72 Matrosen vom Sissoj Weliki und 7 Gesandtschaftskosaken; zusammen 18 Offiziere und 389 Mann.

Hierzu gesellte sich eine Freiwilligentruppe von 75 Mann, unter denen sich einige sehr tüchtige Leute befanden. Die Japaner hatten mit 31 Mann darin die Überhand und der japanische Militär-Attaché, Oberstleutnant G. Schiba, übernahm sofort das Kommando. Er war erst kürzlich nach Peking zurückgekehrt. Er kannte China recht gut, da er in dem japanisch-chinesischen Kriege mitgefochten hatte. Oberstleutnant Schiba war einige Jahre Militär-Attaché in London gewesen und hatte den kubanischen Feldzug an der Seite des Generals Shafter verfolgt. Vor seiner Rückkehr nach Peking hatte er die Befestigungen der Nordwestgrenze Indiens studiert. Der ihm beigegebene Hauptmann Morita war seit sechs Jahren in Peking. Hauptmann Ando, der aus japanischen Freiwilligen eine sehr leistungsfähige Truppe bildete und kommandierte, war erst zwei Tage in Peking, als der Abbruch der Verbindungen ihn zwang, hier zu bleiben. — Herr v. Strauch, ein früherer deutscher Gardeoffizier, lebte hier als Beamter der Seezollverwaltung; er hatte den Vorteil, chinesisch zu sprechen, da er früher militärischer Instrukteur bei Tschantschitungs Armee war. — Hauptmann Perry Smith, zuletzt im Südstaffordshire-Regiment, befand sich in Peking zu Besuch, als seine Mitwirkung angerufen wurde. Hauptmann F. G. Poole vom Ostyorkshire-Regiment, der in Mittelafrika gefochten hatte, weilte hier zum Studium der chinesischen Sprache. Herr Nigel Oliphant, der bei den Scots Greys gedient hatte, war bei der kaiserlichen chinesischen Bank angestellt. — Hauptmann Labrousse, von der französischen Marine-Infanterie, hatte erst kürzlich nach Ablauf seines Kommandos Tonking verlassen und befand sich in Peking in der Absicht, über Sibirien heimzureisen. — Leutnant Wrublewski vom 9. ostsibirischen Schützenregiment war ebenfalls zum Studium der chinesischen Sprache anwesend. —

Der rangälteste Offizier der gemeinsamen Truppen war der österreichische Kommandant, Kapitän Thomann, und dieser übernahm mit Fug und Recht am Abend des 21. Juni den Oberbefehl. Damit war der britische Gesandte Sir Claude Macdonald jedoch keineswegs ein-

That wurde auch nicht von Boxern verübt, denn es wurde nicht einmal versucht, den Chinesen, die uns begleiteten, Leids anzuthun und das widerspricht vollständig der Gepflogenheit der Boxer, deren Wut sich in gleicher Weise wie gegen die Fremden gegen die Chinesen richtet, die den Reis der Fremden essen. Zum Schluß bekräftige ich, daß die Ermordung des deutschen Gesandten ein sorgfältig geplanter, vorbedachter Mord war, der in Vollstreckung der Befehle hoher Regierungsbeamten von kaiserlichen Bannertruppen verübt wurde."

Beginn der Belagerung der Gesandtschaften.

Kurz nach der Ermordung des Freiherrn v. Ketteler ging dem diplomatischen Korps eine Note der chinesischen Regierung zu, worin es hieß, die Gegend zwischen Peking und Tientsin wimmele von Räubern, und es sei nicht ratsam, daß die Gesandten dorthin gingen. Sie möchten also in Peking bleiben!

4 Uhr nachmittags war die Stunde, die in dem Ultimatum den Gesandten für die Räumung der Legationen angesagt war, aber das Ultimatum war zurückgezogen worden. Trotzdem wurden chinesische Soldaten im Laufe des Vormittags an allen Punkten aufgestellt, welche die Außenposten beherrschten, und um 4 Uhr, genau auf die Minute, eröffneten sie das Feuer auf die österreichischen und französischen Posten. Ein Franzose fiel, durch den Kopf geschossen, tot nieder, ein Österreicher wurde verwundet.

Fast sträubt sich die Feder, es niederzuschreiben — und doch ist es leider nur allzu wahr — daß in einem solchen Augenblicke, der das Zusammenhalten aller Fremden zur unbedingten Pflicht machte, nationale Eifersüchteleien und persönlicher Ehrgeiz die gemeinsame Sicherheit in Frage stellten.

Die Gesamtstärke der fremden Truppen war folgende:

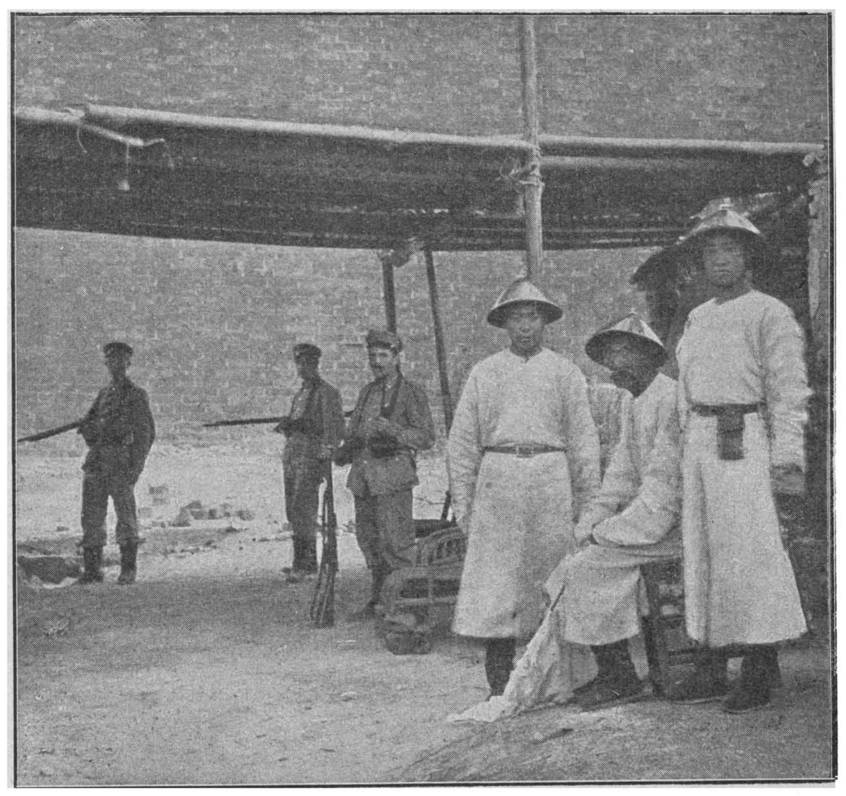
Amerikaner: 3 Offiziere (Kapitän Myers als Kommandant, Kapitän Hall, Chirurg Lippett) und 53 Matrosen von der Newark.

Österreicher: 5 Offiziere (Kapitän Thomann, Kommandant der Zenta, Flaggleutnant v. Winterhalder, Leutnant Kollar, 2 Fähnriche) und 30 Mann von der Zenta.

Briten: 3 Offiziere (Kapitän B. M. Strouts als Kommandeur, Kapitän Halliday, Kapitän Wray) und 79 Seesoldaten von J. M. S. Orlando und 49 Seesoldaten aus Weihaiwei.

Franzosen: 2 Offiziere (Kapitän Darcy und Fähnrich Herbert) und 45 Mann vom d'Entrecasteaux und Descartes.

chinesischen Regierung an dem Morde. Die Mörder selbst aber waren nicht etwa Räuber oder Irreguläre, sondern kaiserliche Bannertruppen in voller Uniform. Die Leute, die für den Mord ausgesucht waren, nahmen überdies in der Nähe einer Polizeistation Aufstellung, die unter der Aufsicht Tschunglis, des militärischen Kommandanten von Peking, steht.



Chinesische Unterhändler in der deutschen Gesandtschaft.

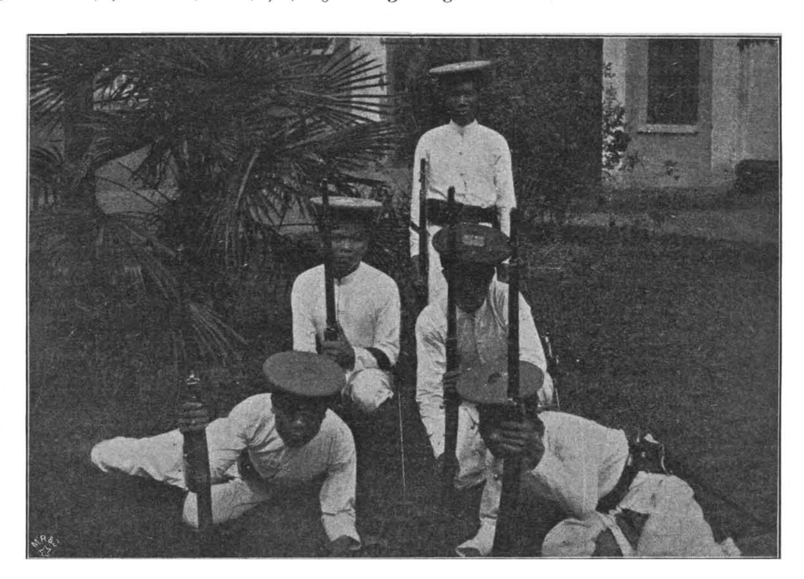
Belastende Schriftstücke, die in einem Boxerlager gefunden wurden, beweisen zudem, daß Tschungli gemeinsame Sache mit den Boxern gemacht und die Bewegung gegen die Fremden, die sein Amt ihm zu schützen befahl, ermutigt hatte. Diese Papiere sind im Besitz der deutschen Gesandtschaft. Die Beamten auf der Polizeistation sahen dem Morde zu; sie wußten wohl, daß die Person, die ermordet werden sollte, der deutsche Minister war, nicht etwa ein Privatmann; wäre letzters beabsichtigt gewesen, so hätte ich nicht entkommen können. Die





Die Kanone der englischen Gesandtschaft in Peking während der Belagerung.

Ich beschloß nun, zu versuchen, ob ich die amerikanische Mission beim Hatamen erreichen könne. Blutüberströmt schleppte ich mich vorwärts, oft durch Straßen voll von Chinesen, die meinen Zustand ohne Mitleid oder Bewegung ansahen und nicht einmal meine Fragen nach dem Wege beantworteten. Ich hörte, wie einer sagte: „Das ist ein Fremder, der seinen Lohn weg hat.“ In einer stillen Straße endlich gab mir ein Hausierer, der menschlicher fühlte als seine Landsleute, Bescheid und eine halbe Stunde nach der Ermordung des Gesandten erreichte ich die amerikanische Mission, wo ich am Eingang ohnmächtig zusammenbrach. Meine Wunden wurden verbunden und ich wurde zur deutschen Gesandtschaft zurückgetragen.



Ein anamitisch-französischer Wachtposten in Peking.

Die Sänftenträger sowohl wie die beiden Reitknechte kehrten heil nach der Gesandtschaft zurück; einer der letzteren war unmittelbar nach der Ermordung zum Tsungliyamen geritten und hatte dort einem ihm bekannten Sekretär die Kunde von dem Morde mitgeteilt. Keiner der Prinzen oder Minister war im Yamen zugegen gewesen, an sich schon ein verdächtiger Umstand, denn es war feststehender Brauch, daß die Minister, wenn sie einen fremden Gesandten nicht empfangen konnten, ihm vorher einen Boten sandten und ihn baten, nicht zu kommen. Daß dieser Bote an jenem Morgen nicht geschickt wurde, der Gesandte also in einen Hinterhalt gelockt wurde, beweist die Mitschuld der

stand zu unserer Begleitung bereit. Herr v. Ketteler entschied aber, daß die Leute besser zurückblieben, teils weil es Aufregung verursachen möchte, wenn die bewaffneten fremden Soldaten sich in den Straßen zeigten, besonders aber, weil das Tsungliyamen ja wußte, daß der Gesandte kam und folglich ihm auch den einem fremden Vertreter schuldigen Schutz angedeihen lassen würde. Wir hatten beide keine Waffen; unsere Sänften begleiteten zwei reitende chinesische Boten der Gesandtschaft. Wir gingen von der französischen Legation, wo die Beratung stattgefunden hatte, aus, kamen an der österreichischen Gesandtschaft vorüber und bogen, nachdem wir die Tschanyanstraße hinter uns hatten, in die Hatamenstraße ein. Unsere Stuhlträger gingen auf dem erhöhten Wege in der Mitte der Straße, wie üblich ritt ein Mafu (Pferdeknecht) voraus, der andere hinter uns.

Wir hatten den Ehrenbogen bei der belgischen Gesandtschaft durchschritten und waren ganz nahe bei der Polizeistation zur Linken. Ich beobachtete eine Karre mit einigen Lanzenträgern, die eben vor der Sänfte des Gesandten vorüberkam, als sich mir ein Anblick bot, der mir das Herz zum Stocken brachte. Der Tragstuhl des Gesandten war drei Schritte vor mir. Da sah ich einen Soldaten der Bannertruppen, offenbar ein Mandschu, in voller Uniform, den Mandarinshut mit dem Knopf und einer blauen Feder auf dem Kopf, vorwärts springen, seine Flinte etwa einen Meter von dem Fenster der Sänfte entfernt heben, auf den Kopf des Gesandten zielen und Feuer geben. Starr vor Schrecken schrie ich „Halt!“ In demselben Augenblick krachte der Schuß und die Sänften wurden niedergesetzt.

Ich sprang auf die Füße, erhielt aber einen Schuß in den Unterleib. Mehr Schüsse wurden auf mich abgegeben. Ich sah, daß der Stuhl des Gesandten stehen blieb, daß sich aber nichts darin bewegte. Jeder Augenblick längern Zögerns wäre mir verhängnisvoll geworden. Verwundet, wie ich war, rannte ich 50 Schritte in nördlicher Richtung und bog dann in die Straße nach Osten ein, während lebhaft hinter mir her geschossen wurde. Als ich mich umdrehte, sah ich, daß der Stuhl des Gesandten immer noch an der Stelle stand; ein Lebenszeichen war nicht zu bemerken. Da ich glaubte, ich befinde mich in der zum Tsungliyamen führenden Straße, so lief ich weiter, um dort zu berichten, was geschehen war und vielleicht Schutz zu finden. Aber es war die Straße nicht. Zwei mit Lanzen bewaffnete Leute verfolgten mich, standen aber bald, wahrscheinlich weil sie fürchteten, daß ich Waffen bei mir führe, von der Verfolgung ab.

bereit, Peking zu verlassen. Es ist indessen unmöglich, die Abreise binnen 24 Stunden vorzubereiten. Die chinesische Regierung muß in Betracht ziehen, daß eine große Anzahl Frauen und Kinder bei uns sind und daß ein sehr großer Wagenzug zusammengestellt werden muß. Das Tsungliyamen sagt uns, es würde uns Sicherheit für den Weg verbürgen. Die Gesandten möchten indessen gern wissen, worin diese Sicherheiten bestehen, da die Gegend voller Rebellen ist. Wir zweifeln nicht, daß die chinesische Regierung uns gegenüber vom besten Willen beseelt ist, da aber fremde Truppen auf dem Wege nach Peking sind, um bei Wiederherstellung der Ordnung freundschaftlich mit den Truppen der Regierung zusammenzuarbeiten, so wünschen die Gesandten, daß jene Truppenabteilungen eiligst benachrichtigt werden, daß sie sich mit uns vereinigen sollen, damit wir zusammen abziehen. Die Gesandten müssen ferner um Transportmittel, Karren, Boote und Vorräte bitten und wünschen, daß einige Minister des Tsungliyamen sie begleiten. Um alle diese Fragen zu regeln, bitten die Gesandten, daß die Prinzen Ching und Tuan sie morgen, Mittwoch, 9 Uhr morgens empfangen möchten. Das diplomatische Korps erwartet umgehend Antwort. —

Die erhoffte Antwort traf jedoch nicht ein, und Freiherr von Ketteler als einziger Gesandter, der des Chinesischen völlig mächtig war, sandte daher abends noch eine Note an das Tsungliyamen, daß er sich bestimmt am folgenden Morgen um 9 Uhr zu einer Besprechung dort einfinden würde und um die Anwesenheit eines der Prinzen ersuche, um mit diesem Rücksprache nehmen zu können.

Die Ermordung des Freiherrn v. Ketteler.

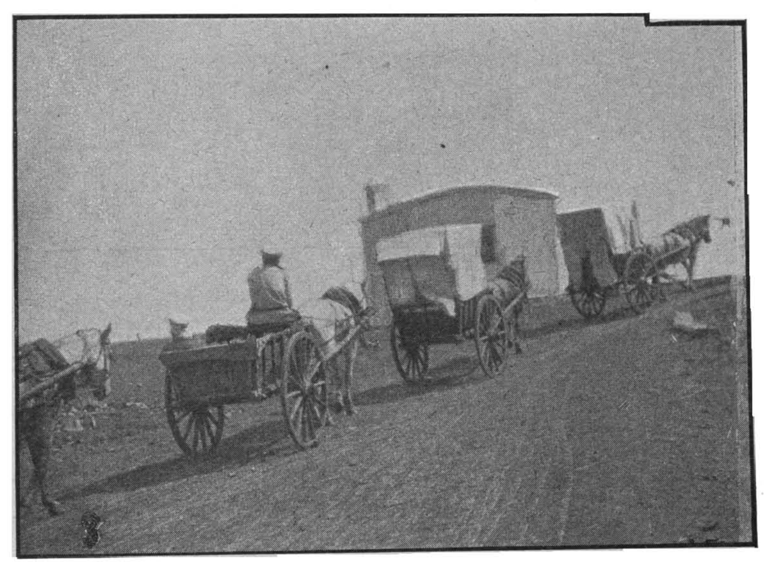
Früh am Morgen des 20. Juni hielt das diplomatische Korps eine Zusammenkunft in der französischen Gesandtschaft. Ein Antrag, sich gemeinsam in das Tsungliyamen zu begeben, wurde abgelehnt, doch hielt sich Freiherr v. Ketteler, da er seinen Besuch angezeigt und keine Ablehnung erhalten hatte, für verpflichtet, nunmehr allein den Weg anzutreten.

Zwischen 8½ und 9 Uhr begab er sich, begleitet von dem Dolmetscher Cordes, nach dem Tsungliyamen; und über das, was nunmehr erfolgte, wollen wir die wörtliche Aussage des Herrn Cordes folgen lassen:

„Herr v. Ketteler und ich begaben uns nach der Beratung mit den übrigen Gesandten in zwei Sänften auf den Weg. Eine bewaffnete Bedeckung, bestehend aus einem Unteroffizier und vier Mann,

sofort gestattet würde, in Tientsin zu landen. Da das einer Kriegserklärung gleichkommt, so teilt das Tsungliyamen hierdurch den fremden Gesandten mit, daß sie Peking binnen 24 Stunden zu verlassen haben. Geschieht das nicht, so kann ihnen weiterer Schutz nicht gewährt werden. Sie sollen freies Geleit und Transportmittel erhalten."

Es entsprach so recht dem chinesischen Brauch, daß in dieser Note gesagt wurde, die Besetzung der Forts von Taku sei angedroht worden, während man wußte, daß sie schon erfolgt war. Was dem Chinesen unangenehm ist, sagt er eben überhaupt nicht. Eine sofort berufene Versammlung des diplomatischen Korps beschloß, das Ultimatum anzunehmen.



Russische Wagen, bereit zur Fortführung der Gesandtschaft.

zunehmen. Die chinesische Regierung hatte den Gesandten die Pässe zugestellt; was war also anderes zu thun? Sie setzten folgenden Brief auf und sandten ihn in das Yamen:

Peking, 19. Juni 1900.

Hoheiten und Excellenzen! Die fremden Gesandten haben mit großem Erstaunen die Note erhalten, die das Tsungliyamen ihnen unter dem heutigen Datum zugestellt hat. Sie wissen durchaus nichts von dem, was die Note über die Begebnisse bei den Forts von Taku erwähnt. Die fremden Gesandten können nichts thun als die Erklärung und die Forderung des Tsungliyamen annehmen, und sie sind

der sich in der Stadt befand, zu vernichten. Das Feuer blieb aber nicht auf seinen Herd beschränkt, sondern legte einen ganzen Stadtteil in Asche und zerstörte Millionen. Zuerst sprang es auf die Buchhändlerstraße über und vernichtete diese interessanteste Straße von Peking mit ihren unschätzbaren Rollen, Manuskripten und gedruckten Büchern. Von dort ergriff es Haus um Haus und bald lag (ein Unglück, wie es in China noch nicht dagewesen) der reichste Teil von Peking in Asche, die Perlen- und Juwelenläden, die Seiden- und Pelzwerkläden, die Atlas- und Stickereiläden, die großen Kunsthandlungen, die Gold- und Silberläden, die Schmelzhütten und fast alles sonst, was in der Hauptstadt sich von hohem Wert befand. Dann sprang das Feuer auf das Tschienmenthor über, das vor dem kaiserlichen Palast liegt und das nur geöffnet wird, wenn der Kaiser durchfährt. Ein imposanter Tempel krönt diese Mauer, auch er fiel der Zerstörung anheim. Das große Ziegeldach mit seinen hohen Giebeln fiel krachend zusammen, während dicke Rauchwolken wie ein Leichentuch den kaiserlichen Palast umhüllten — ein unvergeßliches Schauspiel. Während hier das Feuer immer fortschritt, brach ein anderes in den Häusern am Ende der Gesandtschaftsstraße aus und der Triumphbogen war hin. So häufte sich Feuer auf Feuer!

Die Ausweisung der fremden Gesandten aus Peking.

Am Morgen des 19. Juni sandte Freiherr v. Ketteler den Dolmetscher der deutschen Gesandtschaft, Cordes, nach dem Tsungliyamen, um zu fordern, daß die Kansutruppen Tungfuhsians, die sich nur wenige Schritte von den deutschen Posten entfernt in den Elektrizitätswerken befanden, zurückgezogen würden.

Der chinesische Sekretär befand sich in größter Aufregung und erzählte, daß infolge des Vorgehens der fremden Admirale gegen die Takuforts eine große Änderung in der Lage eingetreten sei. Da eine weitere Erörterung unmöglich war, hinterließ Cordes seine Botschaft mit dem Auftrage, dieselbe dem Oberbefehlshaber Yunglu zu übermitteln.

Am Nachmittag gegen $4^1/_2$ Uhr wurde den fremden Gesandten nachstehendes Ultimatum überreicht:

„Es ist eine Depesche des Vicekönigs Yulu eingetroffen, der eine Note des Doyens des Konsularkorps in Tientsin, des französischen Grafen du Chaylard, übermittelt des Inhalts, daß die Forts von Taku beschossen werden würden, falls den fremden Truppen nicht

wo Bischof Favier, die Missionare, die barmherzigen Schwestern und eine große Zahl christlicher Flüchtlinge, etwa 2000 Köpfe, versammelt waren. Eine Wache von 5 Österreichern wurde nach der belgischen Gesandtschaft gesandt. Die Österreicher beherrschten mit ihrem Maschinengeschütz die Zollstraße, die nach Norden führt, die Italiener mit einem Einpfünder die Gesandtschaftsstraße nach Osten. Die Engländer hielten mit ihrem Nordenfeldt die Kanalstraße nach Norden und die Nordbrücke, die Russen waren an der Südbrücke, während die Amerikaner mit ihrem Coltgeschütz die Gesandtschaftsstraße nach Westen bis zum kaiserlichen Palast bestrichen.

Die Niedermetzlung der eingeborenen Christen.

In der Nacht vom 13. zum 14. Juni hörte man allenthalben in der Stadt entsetzliche Schreie, Angstrufe und Röcheln der Sterbenden. Boxer strichen durch die Stadt, machten die eingeborenen Christen nieder oder verbrannten sie bei lebendigem Leibe in ihren Häusern. Zuerst ward die Kapelle der Methodisten in der Hatamenstraße niedergebrannt. Dann flammte es an vielen Punkten der Stadt auf. Mitten im betäubendsten Lärm schossen Flammen aus der Ostkathedrale, Tungtang, gen Himmel. Die alte griechische Kirche im Nordosten der Stadt, die Gebäude der Londoner Mission, das hübsche Haus der amerikanischen Board-Mission und alle fremden Gebäude, die zum kaiserlichen Seezollamt in der östlichen Stadt gehörten, brannten während der ganzen Nacht. Gegen Morgen wurde auch die Südkathedrale, Nantang, ein Raub der Flammen. Es war ein entsetzlicher Anblick.

Die Boxer begingen schreckliche Grausamkeiten: Frauen und Kinder wurden in Stücke gehackt, Männern wurden Nasen und Ohren abgehauen und die Augen ausgestochen. Von den tausenden chinesischer Soldaten trat nicht einer für die armen Opfer ein; vielmehr erzählt man, daß der Herzog Lau und Tschaotschutschiao sich in ihren Sänften herumtragen ließen und an dem Schauspiel weideten.

Zum Glück vermochten viele Männer, Frauen und Kinder, wenn auch teilweise verwundet oder arg verbrannt, sich zu verstecken und konnten von den Patrouillen der Europäer, die sich während der beiden folgenden Tage nach den Brandherden begaben, gerettet werden. Insgesamt fanden über 1200 chinesische Christen Schutz und wurden im Palast des Prinzen Su, nahe der englischen Gesandtschaft, untergebracht.

Am Abend des 16. Juni brach wieder ein Feuer aus, das von Boxern angelegt worden war, um einen fremden Materialwarenladen

stümmelten Körper oberflächlich mit Erde bedeckt an dem Platze, wo der Mord geschehen war. Ein Bein war bloßgelegt und Kinder vergnügten sich zur Erheiterung ihrer Eltern damit, mit Stöcken daran herumzustöbern. Ein Erlaß, der nach dem Mord veröffentlicht wurde, schrieb die Unthat Verbrechern zu, die außerhalb der Stadt ihr Wesen trieben, während es offenbar war, daß der Mord von Soldaten Tungfuhsians begangen worden war, der begünstigten Leibwache der Kaiserin-Regentin.

Folgenden Tags sandte Freiherr v. Ketteler eine Depesche mit nachstehendem Wortlaut an das Auswärtige Amt — es ist das letzte offizielle Schriftstück von seiner Hand:

„Die Minister des Tsungli-Yamens verlangen, daß die Entsendung von 1000 Matrosen nach Peking aufgehalten werden soll; die beteiligten Vertreter haben dies jedoch abgelehnt. Die Matrosen müssen auf dem Wege von Tientsin hierher Behinderung oder Waffenwiderstand gefunden haben, da sie sonst schon eingetroffen wären. Telegraphische Verbindung mit Tientsin ist unterbrochen.

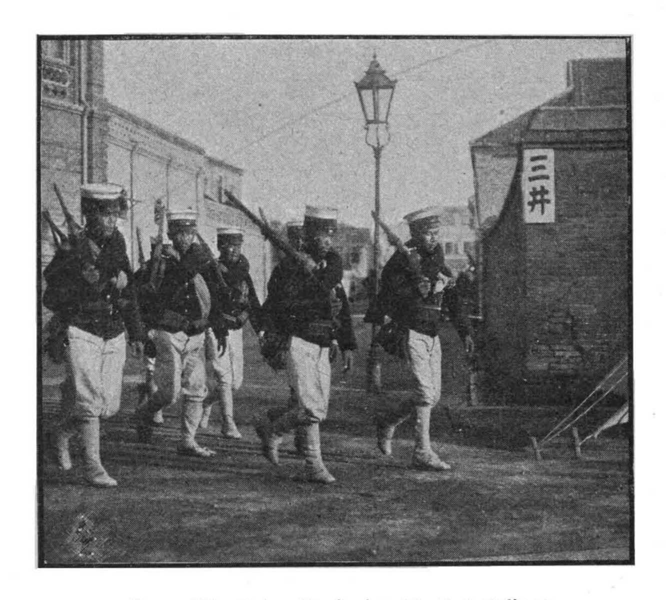
Der fremdenfeindliche Prinz Tuan, der Vater des Thronfolgers, ist neben Prinzen Ching zum Mitleiter des Tsungli-Yamens ernannt. In der Nacht zum 10. d. Mts. ist die Sommerresidenz der englischen Gesandtschaft, nahe bei Peking, die unter chinesischer Obhut war, niedergebrannt. Gestern wurde der japanische Attaché auf dem Wege zum Bahnhof ermordet und seiner Leiche der Kopf abgeschlagen. Es besteht die Befürchtung, daß die Soldaten gegen die hiesigen Fremden losgelassen werden."

Am 13. Juni griff Freiherr v. Ketteler selbst einen Boxer mitten aus einem Haufen in der Gesandtschaftsstraße auf. Dieser trug die geheiligte Haube und war mit einem Schwert bewaffnet. Um seine Hüften hatte er einen Gürtel mit einem Talisman aus gelbem Papier, auf dem geheimnisvolle rote Zeichen standen, die ihn gegen fremde Kugeln unverwundbar machen sollten.

Am Abend kamen die Boxer in größerer Stärke aus dem Norden der Stadt, und die Niederbrennung der von Fremden bewohnten Gebäude nahm ihren Anfang. Man rief: Die Boxer kommen! Jedermann begab sich auf seinen Posten; um das Fremdenquartier wurde ein Kordon gezogen und niemand durfte ihn überschreiten. In allen Gesandtschaften wurden Wachen ausgestellt, doch war ihre Zahl, da sie verzettelt werden mußten, unzulänglich und sie wurde noch mehr beschränkt durch die Wache, die für die Peitangkathedrale nötig wurde,

mußte man sich nach stundenlangem vergeblichen Warten zur Rückkehr bequemen.

Am Nachmittag sandte der japanische Gesandte den Kanzleivorsteher Sugiyama nochmals nach Matschiapu. Als dieser unbewaffnet und allein in seinem Karren Yungtingmen, das äußere Thor auf dem Wege zur Station, hinter sich hatte, ward er von Soldaten Tungfuhsians aufgegriffen, aus seinem Karren gezerrt und in Gegenwart eines chinesischen Haufens, der unbarmherzig und mit offenbarem Vergnügen diesen Vorgängen zusah, niedergemacht. Einem Mafu (Pferdeknecht), der im Dienste der amerikanischen Gesandtschaft stand und in Matschiapu



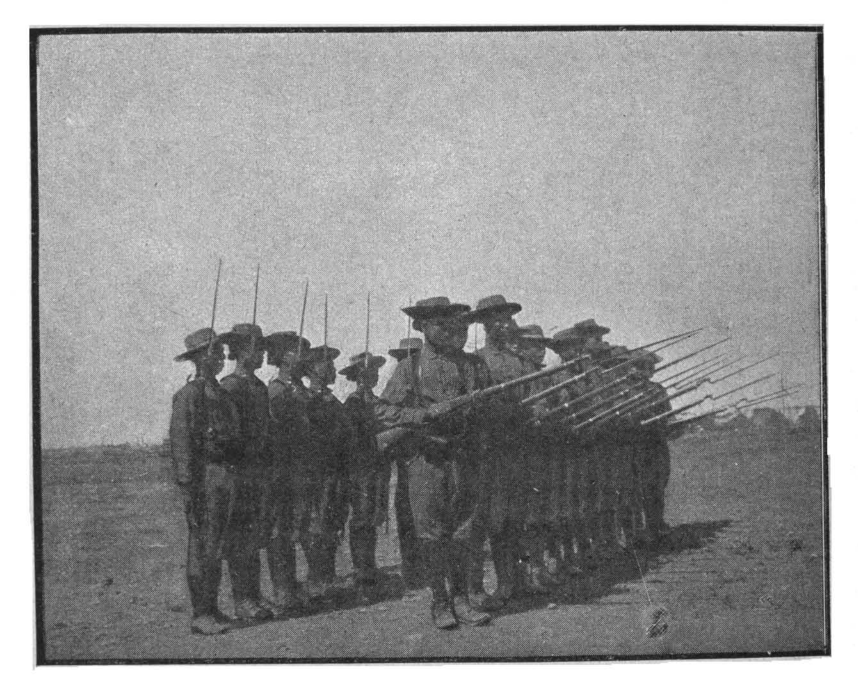
Japanische Patrouille in den Straßen Pekings.

vergeblich die Ankunft des Zuges erwartete, wurde geraten, sich schleunigst davon zu machen unter Verwünschungen, weil er im Dienst der Fremden stehe. Er ritt nach Yungtingmen, wo er den Sekretär tot und verstümmelt liegen sah; da es ihm aber nicht erlaubt wurde, hindurchzureiten, ritt er in scharfem Trab nach einem andern Thor und kam atemlos in der Gesandtschaft an. Herr Narahara, der zweite Sekretär, begab sich sogleich zum Yamen, doch wurde kein Versuch gemacht, die Leiche zu bergen. Das Herz war aus ihr herausgeschnitten und höchstwahrscheinlich als Trophäe an den grausamen Tungfuhsian selbst gesandt worden. Am folgenden Morgen fand ein Diener den ver-

hohe Regierung später beschließen wird, mich dafür zu bestrafen, so werde ich nicht wagen, mich dagegen aufzulehnen."

Die Antwort darauf war, daß Niehs Truppen, weil sie auf „die treue und patriotische Brüderschaft" gefeuert hätten, nach Tientsin und Lutai zurückberufen wurden. Die chinesische Regierung hatte also damit den zweifellosen Beweis ihrer Sympathieen für die Boxer gegeben.

Die Minister nahmen nun auch gar keine Veranlassung mehr, ihre Abneigung gegen die Fremden zu verheimlichen. Als am 9. Juni



Mannschaften des regulären chinesischen Weiheiwei-Regiments.

der amerikanische Gesandte die Zerstörung der Eisenbahn zwischen Peking und Tientsin zur Sprache brachte, gab man ihm frech zur Antwort: „Was liegt daran, daß die Eisenbahn zerstört ist? Was that Ew. Excellenz, ehe die Eisenbahn erbaut war; wie kamen Sie damals hierher?"

Die Ermordung des japanischen Sekretärs.

Am 11. Juni morgens ritten viele Europäer nach Matschiapu, weil man die Ankunft des Entsatzkorps unter Seymour erwartete, doch

Am 31. Mai sandte Freiherr v. Ketteler einen ausführlichen Bericht an die deutsche Regierung, in der er die Schwierigkeit der Lage schilderte. Am Abend desselben Tages trafen bereits die ersten Schutzwachen: Russen, Engländer, Franzosen, Amerikaner, Italiener und Japaner, im ganzen etwa 340 Mann, ein. Wie es bei solchen internationalen Unternehmungen zu gehen pflegt, waren ernsthafte Mißgriffe begangen worden. In erster Linie war die britische Streitmacht beim Ausmarsch von Tientsin 100 Mann stark; Rußland sandte nur 75 Mann. Der britische Konsul nahm daher 25 Mann weg, damit die Zahl der Briten der der Russen entspräche. Er schien der Ansicht zu sein, daß die Truppen nur zu einer Demonstration nach Peking gehen würden; auch gab man ihnen nur ein veraltetes fünfläufiges Nordenfeldtgeschütz Modell 87 mit, das bei jedem vierten Schuß regelmäßig versagte. Noch schlimmer waren die Russen daran. Sie hatten ihr Zwölfpfündergeschütz in Tientsin zurückgelassen, aber 80 Geschosse mitgebracht, die sie, als die Verbindung in der Folge abgeschnitten wurde, in einen Brunnen versenkten, damit sie dem Feinde nicht in die Hände fielen.

Am 3. Juni folgte das deutsche Detachement in einer Stärke von 50 Mann und das österreichische, das nur 30 Mann zählte. Wenige Tage später war die Verbindung zwischen Peking und Tientsin abgeschnitten.

Jetzt erst erhielten die Gesandten und auch die höheren chinesischen Offiziere den Beweis, daß die chinesische Regierung sich auf Seiten der Boxer stellte. Der chinesische General Nieh-schih-cheng hatte eben die Boxer geschlagen, als ihm ein Wink zuging, daß die Stimmung am kaiserlichen Hofe umgeschlagen sei. Er richtete infolgedessen am 6. Juni folgendes kuriose Telegramm an den Großsekretär Yunglu:

„Soeben zerstörten zahlreiche Übelthäter in ihrer unruhigen Verrücktheit die Bahnhöfe von Huang-tsun bis Lang-fan einschließlich. Vertrauend auf ihre große Zahl, fürchteten sie nicht die Gesetze und unterbrachen den Verkehr auf der Eisenbahn Peking—Tientsin. Ohne sie gefangen zu nehmen oder zu schlagen, war die Sache nicht zu erledigen. Ich erhielt den kaiserlichen Befehl, zu schützen. Dies war meine Verantwortlichkeit. Meine Gewissenhaftigkeit in Staatsgeschäften geht bis zur Furcht und Krankheit. Im Angesicht der gegenwärtigen Frechheit der Übelthäter habe ich meine Kavallerie und Infanterie selbst gegen jene geführt und sie mit der äußersten Energie geschlagen. Ich hatte keine Zeit übrig, vorher Befehle einzuholen. Wenn die

liche Flugschriften verkauft und christliche Bediente wurden gewarnt, sie seien verfehmte Leute. Es wurde verbreitet, acht Millionen Krieger würden vom Himmel herabsteigen und die Fremden vernichten; erst dann werde es regnen. Die Christen hätten die Götter beleidigt, indem sie die Religion des Teufels verehrten, deshalb hätte der Himmel den Regen zurückgehalten und Tausende müßten Hungers sterben. Um die Unwissenden noch mehr gegen die Fremden aufzubringen, wurde ausgestreut, die Fremden vergifteten die Brunnen.

Am 15. Mai berichteten die katholischen Väter und Msgr. Favier, die Christenverfolgung sei die größte, die China seit dem Ausbruch in Szetschuan gesehen habe.

Am 28. Mai traf in Peking ein Bote ein, der berichtete, daß zwischen Lakutschiau und Paotingfu die Luhan-Eisenbahn zerstört worden sei, und daß das Leben der französischen Ingenieure in Tschanghsientin, 8 km über Lakutschiau hinaus, bedroht sei. Die Station war niedergebrannt worden, und die Ingenieure wurden in ihren Wohnungen belagert. Später wurde erzählt, Fengtai, die erste Eisenbahnstation auf der Strecke Peking-Tientsin, sei von den Boxern angegriffen und die Gebäulichkeiten niedergebrannt worden; die Maschinenschuppen ständen in Flammen und die ganze Umgebung sei in Aufruhr. Man erkannte sofort als bezeichnend, daß General Tungfuhsiang von der Kaiserin-Witwe in Audienz empfangen worden war. Es war einige Tage vorher in allen Dörfern der Umgebung bekannt gegeben worden, daß die Station an dem Tage verbrannt werden sollte. In der Erwartung des Brandes waren Boxer oder Gleichgesinnte am Morgen nach Fengtai aufgebrochen, wobei sie ankündigten, sie wollten Augenzeugen des Zusammenstoßes sein. Von Peking und von allen Tempeln auf den westlichen Hügeln konnte man die Rauchwolken sehen. Zum Glück war eine Lokomotive in Fengtai in Bereitschaft gehalten worden, sodaß die Ingenieure und das sonstige Personal, fast ausschließlich Briten, noch vor dem Angriff nach Tientsin zu entkommen vermochten.

Die Ankunft der Gesandtschaftswachen in Peking.

Die Aufregung in Peking wuchs nun von Tag zu Tag, und die Fremden wurden von den chinesischen Soldaten, die zu ihrem „Schutz“ bestellt waren, mit Steinen angegriffen, sodaß man sich endlich entschloß, von den Marinestationen europäische Truppen zum Schutz heranzuziehen.

Die Tage der Schrecken in Peking.

Das Anwachsen der Boxer-Bewegung.

Von Schantung aus waren die Boxer in die Nachbarprovinz Tschili eingedrungen. Ihre Lehre „die Fremden essen das Land auf; ihre Religion hat den Zorn des Himmels über China heraufbeschworen; die verfluchten Eisenbahnen und Telegraphen haben die guten Einflüsse von oben zerstört“ verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Prinz Tuan, der Vater des Thronfolgers, wurde das Haupt der Boxerpartei; andere hervorragende Würdenträger wie der Herzog Lau, der jüngere Bruder Tuans, Hsütung, der Vormund des Thronfolgers, Kanghi, der ärgste Fremdenfeind, machten gemeinschaftliche Sache. Im April bereits traten die Boxer ganz offen in Peking auf.



Prinz Ching,
das Haupt der fremdenfreundlichen Partei in China.

Junge Burschen wurden durch Lehrer, die aus Schantung gekommen, gedrillt und mit Schwertern und Messern bewaffnet. Messer waren schon um das Doppelte im Preise gestiegen und die Messerschmiede hielten reiche Ernte. In den Straßen wurden fremdenfeind-

Wahrscheinlichkeit nach bald folgen müssen, und man wird gut thun, ihre Vorbereitung schon jetzt in Angriff zu nehmen. Die Franzosen haben in Tonking die allerschlechtesten Erfahrungen mit dem tropfenweisen Einsetzen von Verstärkungen gemacht. Einen entscheidenden militärischen Erfolg haben sie infolgedessen überhaupt nicht errungen. Wir müssen uns also hüten, in denselben Fehler zu verfallen — und uns entschließen, rechtzeitig die erforderliche Kraft einzusetzen. —

Während dieser ganzen Zeit schwebte die gebildete Welt zwischen Hangen und Bangen. Die Nachrichten widersprachen sich zwar, besonders suchte Li Hung Tschang die Gemüter zu beruhigen, indem er wiederholt versicherte, daß die Gesandten noch lebten, und nur der Freiherr von Ketteler ermordet sei.

Dieser Vizekönig aber hatte sich schon vorher als nicht ganz zuverlässig erwiesen, so daß man seinen Versicherungen keinen Glauben schenkte, auch war anderseits kein Lebenszeichen von den Gesandtschaften nach außen gelangt, trotzdem die Entfernung von Peking nach Tientsin so kurz ist, daß ein chinesischer Läufer sie in wenig Tagen zurücklegen kann. So mußte der Glaube sich immer mehr befestigen, daß die ganze auswärtige Diplomatie mit allen Frauen und ihren geringen Schutzwachen (zusammen etwa 450 Mann) unter den Streichen oder durch die Kugeln der Boxer umgekommen oder gar gemartert worden sein. Dieser Glaube steigerte sich fast zur Ueberzeugung, als es sich immer mehr herausstellte, daß die chinesische Regierung selbst nicht nur zu schwach war, dem Aufstand ein Halt zu gebieten, sondern daß auch sie eine durchaus unzuverlässige Rolle in der ganzen Geschichte spielte; indem man sie, selbst in hohen diplomatischen Kreisen, vielfach sogar beschuldigte, mit den Mordgesellen unter einer Decke zu stecken. Die Leser wird es daher interessieren zu erfahren, was inzwischen in Peking geschehen war.



wenn er überhaupt gelingen soll. Die Wegbarkeit des Landes ist eine sehr geringe. Mit gewöhnlichem Fuhrwerk kommt man nicht vorwärts — aller Proviant muß durch Kulis nachgeschafft werden. Man wird ihrer 100 % der Heeresstärke zum mindesten bedürfen. Man sieht also, daß es keineswegs leicht werden dürfte, der Bewegung militärisch Herr zu werden. Es wird wohl zweifellos gewaltiger Anstrengungen von allen Seiten bedürfen, um dieses Resultat zu erreichen.

Hier nun tritt die politische Seite der Frage in den Vordergrund. Wie weit ein Einvernehmen der Mächte besteht, läßt sich augenblicklich noch nicht übersehen. Die Niedermetzlung sämtlicher diplomatischer Vertreter in Peking wird die Solidarität der Interessen allerdings erhöhen. Immerhin aber muß man sich darüber klar sein, daß das Einvernehmen nur so lange als ein zuverlässiges wird betrachtet werden können, als es sich mit dem Interesse jedes einzelnen beteiligten Staates deckt. England und Japan haben nun aber ein sehr dringendes Bedürfnis, Rußlands Macht in China nicht allzusehr anwachsen zu lassen — Rußland seinerseits kann eine Machterweiterung Englands und Japans im nördlichen China nicht gerne sehen. Keinem von ihnen wird besonders viel daran liegen, zur Machterweiterung Deutschlands in dem Gebiete beizutragen. Sehr fraglich muß es jedenfalls erscheinen, ob die Mächte einmütig das Programm durchzuführen bereit sein werden — das der Graf Bülow entworfen hat: „Wiederherstellung der Sicherheit von Person, Eigentum und Thätigkeit der Reichsangehörigen in China, Rettung der in Peking eingeschlossenen Fremden, Wiederherstellung und Sicherstellung geregelter Zustände unter einer geordneten chinesischen Regierung, Sühnung und Genugthuung für die verübten Unthaten." Das klingt ja ganz einfach und maßvoll, und doch welches Riesenprogramm ist darin enthalten, wenn man erwägt, daß es sich um ein Volk von etwa 400 Millionen handelt und ein Land, das größer ist als ganz Europa.

Angesichts dieser Verhältnisse wird man sich der sanguinischen Hoffnung auf rasche Erfolge und baldige Erledigung der ganzen Angelegenheit gewiß nicht hingeben dürfen. Man wird vielmehr auf eine verhältnismäßig lange Dauer gefaßt sein müssen — und man kann sich eigentlich schon jetzt sagen, daß die bisher in Aussicht genommenen Streitkräfte nicht ausreichen, um den Erfolg auf alle Fälle sicher zu stellen, um unsere freie militärische und politische Entschlußfähigkeit in Asien zu wahren. Eine sehr wesentliche Verstärkung wird daher aller

weitere, daß es alle lebendigen Kräfte unseres Volkes zu immer regerer Bethätigung ansporne, den Überschuß unserer Volkskraft ausnutze, um neue Stützpunkte des Deutschtums zu gewinnen, damit es nie wieder von uns heißen möge, wie schon so oft und wie es alle Philister im Lande und seiner vertretenden Körperschaft erstreben:

„Das ist eine von ihren größten Thaten,
Sich in ihrem eigenen Fett zu braten."

Bedingung dafür, daß sich die Dinge thatsächlich in dieser wünschenswerten Weise entwickeln, ist allerdings der politische und militärische Erfolg. Einer Blamage, wie sie die Engländer in Transvaal erlebt haben, dürfen wir uns nicht aussetzen, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, statt zu gewinnen, von der Stufe politischer Bedeutung wieder zurückgeworfen zu werden, die wir heute schon in Anspruch nehmen. Den Erfolg sicher zu stellen, ist demnach die verantwortungsvolle Aufgabe unserer leitenden Staatsmänner und Militärs, und um das zu können, muß man sich vor allem darüber klar sein, mit welchen Machtfaktoren man im Verlauf der Dinge in Konflikt geraten, vor welche Eventualitäten man gestellt werden kann — und was man auf alle Fälle — mögen die Dinge kommen wie sie wollen — erreichen will.

Bei der Beantwortung dieser wichtigen Fragen haben wir offenbar mit zwei Faktoren zu rechnen: Erstens mit den Chinesen und zweitens mit den anderen Mächten. Was zunächst die Chinesen anbetrifft, so ist ihre thatsächliche militärische Macht schwer zu taxieren, weil sich garnicht vollständig übersehen läßt, welche Kriegsvorbereitungen sie im Innern des Reiches getroffen haben und welche Kräfte ihnen aus der Revolution zuwachsen. Zu welch ungeheuerer Macht eine solche Volksbewegung in China anschwellen kann, das lehrt der Taiping-Aufstand in der anschaulichsten Weise. Die Hoffnung, daß zwei Parteien in China selbst sich bekriegen könnten, wie damals, kann dabei nicht mehr in Frage kommen. — Allem Anschein nach bedarf es eines bedeutenden Entsatzkorps, um nur hier der Situation Herr zu werden. Von einem Vormarsch auf Peking aber kann unter solchen Umständen zunächst nicht die Rede sein. An einen solchen wird sich erst denken lassen, wenn es gelungen sein wird, die Stellung bei Tientsin in Besitz zu nehmen und die Chinesen von dort endgiltig zurückzuwerfen. Auch dann aber wird es aller Wahrscheinlichkeit nach sehr erheblicher Streitkräfte bedürfen, um den Vormarsch wagen zu können. Vor allem wird ein solcher auf das sorgfältigste vorbereitet sein müssen,

„Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er vollbringt mit seiner Hand."

Eins zuvörderst steht fest: Das, was wir vorhaben, ist der erste Schritt auf einer ganz neuen Bahn, die wir beschreiten. Mit ihm werden wir unwiderruflich in den Wirbel der Welt-Politik hineingerissen. Wir entsagen unserer Stellung als lediglich kontinentaler Macht und den mannigfachen, allerdings mehr negativen Vorteilen, die sie bot, um einem weiter gestalteten, dafür aber um so unbestimmbareren Ziele nachzustreben. Daß uns die Verhältnisse zu diesem Schritte getrieben haben, kann bis zu einem gewissen Grade als eine innere, durch den Gang unserer ganzen politischen und geschichtlichen Entwicklung bedingte Notwendigkeit betrachtet werden. Denn in der That: die stets zunehmende Ausbreitung und Bedeutung unseres überseeischen Handels, die Verbreitung des Deutschtums in allen Weltteilen, unsere militärische Machtstellung, unser steigender Reichtum — vor allem die überragende Bedeutung deutscher Geistesarbeit und Kultur nicht nur für die europäische, sondern für die gesamte Menschheit — sind so weit über die Grenzen einer rein kontinentalen Macht hinausgewachsen, daß es nur als eine notwendige Folgeerscheinung betrachtet werden muß, wenn wir plötzlich gezwungen werden, nun auch mit realen Machtmitteln für die Behauptung einer solchen Interessensphäre einzutreten. Hoffen dürfen wir von diesem Ereignis, daß es den politischen Horizont unseres Volkes und unserer Parlamentarier erweitere, daß es die notwendige Weiterentwicklung unserer militärischen Kraft zu Lande und zu Wasser fördere, daß es unsere Machtsphäre befestige und er-



Graf von Bülow.

marineblauen Streifen unterbrochenen, von mächtigen, im strahlenden Sonnenlichte funkelnden weißen Kämmen gekrönten Wogen gleitet unser Schiff dahin. Hinter uns, am Ende des weiten Hafens, umsäumt von schlanken, in frischem Grün prangenden Palmen liegt Suez mit seinen zierlichen, in allen Farben schimmernden Häusern, überragt von zahlreichen weißen Minarets. Im Westen, scheinbar unmittelbar aus dem grünen Meere aufsteigend, noch immer in dichten violetten Schleier gehüllt, begleitet uns auf Meilen hinaus das Atakah-Gebirge. Im Osten aber, auf dem Boden Asiens, erstreckt sich, soweit das Auge reicht, gelbe Wüste, über die anscheinend gerade jetzt ein heftiger Sandsturm hinwegfegt, denn der Himmel über ihr ist mit dichten grauen Staubwolken bedeckt. Wer diese Szenerie, diese Farbenzusammenstellung malen könnte! — Aber freilich, wer es könnte und thäte — man würde ihn für einen wüsten Phantasten erklären, der Dinge male, die es unter der Sonne nicht gäbe! Wer das nicht selbst gesehen, der kann es sich eben nicht vorstellen.

Und weiter geht die Fahrt. Wir beginnen zu fühlen, daß die Sache mit dem roten Meere denn doch „kein leerer Wahn" ist. Die Hitze ist wirklich fürchterlich und selbst für uns wetterharte Soldaten schier unerträglich. Am Tage 28—30° Reaumur im Schatten und nachts in den bestgelegenen Kabinen trotz elektrischer Ventilatoren 20—22° R. Zwar haben wir Glück, indem uns ständig von Süden her eine leichte Brise entgegenweht, die sogar am 18. einen leichten Regen mit sich führt (was angeblich hier nur alle vier Jahre passiert), aber trotzdem ist es fürchterlich heiß, so heiß, daß einer der Mitreisenden die Befürchtung ausspricht: „die Milchstraße werde sauer geworden sein". Ein schrecklicher Kalauer, aber er zeigt, daß der Humor bei uns noch nicht ganz ausgedörrt ist. Das ist bei einem Unternehmen wie das unsrige ein wichtiger Faktor. Mit allen Mitteln sind wir denn auch bestrebt, ihn bei unseren Leuten zu erhalten. Soweit es die Hitze und der enge Raum gestatten, wird ihnen durch wechselnde Beschäftigung Zerstreuung verschafft, wobei Gesang und Musik eine Hauptrolle spielen. — Es ist ein eigenes Gefühl, hier auf den Wogen des roten Meeres, unter dem funkelnden Sternenhimmel des Südens die ernsten Weisen der lieben, jetzt so fernen Heimat zu hören.

Eine uns allen, Offizieren wie Mannschaften, willkommene Unterbrechung sind die geistlichen Abendstunden und die sonntäglichen Gottesdienste. Wir sind nämlich in der glücklichen Lage, den evangelischen und den katholischen Divisionspfarrer des Expeditionskorps an Bord zu

Erwähnenswert wäre aber wohl noch die Expedition, die unter Befehl des Generals Grafen York von Wartenburg am 11. November gegen Kalgan (nordöstlich von Peking an der Großen Mauer liegend) vorrückte und am 18. November die kaiserlich-chinesische Garde völlig zersprengte. Leider wurde der als Schriftsteller und Soldat gleich tüchtige Führer, ein Stolz der deutschen Armee, durch eine Kohlengasvergiftung den trauernden Kameraden entrissen.

Gegen den General Liu fanden am 23. und 24. April die letzten Kämpfe statt, in denen die deutschen Truppen die Chinesen gänzlich schlugen. Nun erst konnte der militärische Teil der Aufgabe der Expedition als beendet angesehen werden.

Was die Friedensverhandlungen betrifft, so zwangen die steten Mißerfolge der Chinesen, vor allem aber die Unbequemlichkeiten, welche die plötzliche Flucht dem Hofe auferlegte, diesen sehr bald, die Eröffnung von Friedensverhandlungen anzustreben, nachdem die Vermittelungsgesuche an einzelne Mächte von diesen ablehnend beantwortet waren. Prinz Tsching und Li-Hung-Chang wurden mit der Einleitung der Verhandlungen beauftragt. Am 3. September teilte Prinz Tsching dies den Gesandten mit, und am 15. September traf auch Li-Hung-Chang ein. Mitte September erließ der Kaiser ein Entschuldigungsdekret, welches das Bedauern über die Ermordung des deutschen Gesandten aussprach und die Abhaltung von Trauergottesdiensten für ihn anordnete, gleichzeitig wurde bekannt gegeben, daß die Schuldigen, Prinz Tuan, Herzog Tsailan, der Boxerführer Tschwang, Jinghien, Kangji und Tschaoschutschiao bestraft werden sollten. Der Gouverneur Jühsien von Schansi, der hinterlistigerweise 50 Missionare in seinen Palast gelockt und dort ermordet hatte, wurde seines Postens entsetzt. Das konnte aber den Mächten nicht genügen.

Graf Bülow richtete am 18. September eine Note an die Mächte, in der er als Vorbedingung für die Eröffnung der Friedensverhandlungen die Auslieferung der Rädelsführer zur Bestrafung verlangte, und Delcassé stellte in einer vom 5. Oktober datierten Note bestimmte Forderungen, welche sich die Gesandten bei der Abfassung ihrer „décision irrévocable“ zur Richtschnur nahmen, welche am 12. November fertiggestellt war und bereits am 30. Dezember von China angenommen wurde. Die Bitte Chinas, die Feindseligkeiten einzustellen, wurde von der Raschheit abhängig gemacht, mit der China den Forderungen der Mächte wegen Verhängung der Todesstrafe gegen die Rädelsführer und Zahlung der Entschädigung nachkomme. Unter der

Chinesen besetzte Höhe erreicht, deren Besatzung angriffsweise gegen sie vorgeht. Die Patrouille (ein Halbzug) erreicht in Eile eine flankierende Kuppe und nimmt von dort die vorgehenden Chinesen in starkes Feuer, worauf sich diese mit vielen Verlusten zurückziehen. Hier kommt die sofort angetretene Verfolgung bis an den Bajonnetkampf, wobei zwei Fahnen erobert und alle Hänge vom Gegner in eiliger Flucht verlassen werden.

Gegen 2 Uhr ist das Feuer verstummt und die 5., 6. und 7. Kompagnie rücken nach Lungthsuankuan ab, nachdem Oberst v. Ledebur dem Bataillon für seine vorzügliche Haltung gedankt und drei Hurrah auf Se. Majestät und den Prinzregenten ausgebracht hat. Die 8. Kompagnie bleibt zur Besetzung des Passes dort, nachdem vorher auf dem Paßthore die deutsche Flagge gehißt worden war.

So war der Paß in deutschen Händen, der Gegner war nach Schansi geflohen und seine Verfolgung über die Grenze von Petschili hinaus untersagt. Das Gefecht war tagelang vorher genau erwogen und vorbereitet worden, sowohl auf unserer, wie auch auf chinesischer Seite. Es war kein zufälliges Zusammentreffen unerwarteter Umstände und mit Übereilung eingeleitet; sondern nach allen Richtungen war jedes für und wider vorher abgewogen, um unsere Truppen möglichst gedeckt und an unerwartetem Orte an den Feind zu bringen, um schwere Verluste zu vermeiden. Man hat solche trotzdem für unvermeidlich gehalten, aber wieder hat das Gefecht mit nur zwei Verwundungen abgeschlossen, während beim Gegner an 250 Tote gezählt wurden. Dabei hatte das Gelände den Chinesen eine fast unangreifbare und uneinnehmbare Stellung geboten.

Trotz der großen Schwierigkeiten hat bei der Durchführung des Gefechtes alles weit besser geklappt, als es bei kombinierten Übungen im Gebirge meist der Fall ist, und die Haltung der Baiern war über jedes Lob erhaben.

Schluß.

Wir können es unterlassen, auf die Streifzüge der übrigen verbündeten Truppen einzugehen. Die Gefechte hatten fast alle den gleichen Charakter, nur waren die Verluste für die Angreifer meist empfindlicher. Am meisten nahmen die Russen ihr eigenes Interesse wahr. Sie betrachteten die Besetzung der ganzen Mandschurei als ihr vornehmstes Ziel und hatten ihre Aufgabe eigentlich schon am 1. Oktober, an dem sie in Mukden einrückten, erfüllt.

Mauer auf dem Grate des Gebirgskammes sammeln. Nach kurzer Rast, da die Leute stark erschöpft sind, wird der Vorstoß auf den Paß und die ihn überhöhenden Türme angeordnet.

Die Lage ist folgende: Die fünf Kilometer lange feindliche Stellung ist im zweiten Drittel ihres linken Flügels durchbrochen und vollkommen nach Süden hin aufgerollt, während die Rückzugslinie stark bedroht ist und bereits auf große Entfernung unter Feuer genommen werden kann. Doch hätte der Gegner noch immer kräftigen Widerstand leisten und einen geordneten Abzug erzwingen können, wäre nicht in seinem Centrum selbst bereits die Patrouille des Leutnants Giehrl erschienen. Dieser hatte mit seinen Bergsteigern um 12 Uhr die Höhen oberhalb des Passes erreicht, hatte einige Dutzend Chinesen, die bei den Wachttürmen standen, herausgeschossen und eine beherrschende Stellung 500 m links vom Passe besetzt, in dem er zwei Schnellfeuergeschütze gewahrte, die nach seinen ersten Salven sofort das Feuer auf ihn richteten, aber, obwohl die Granaten unmittelbar neben der kleinen Abteilung einschlugen, keinen Schaden anrichteten. Die Bergsteiger, alle erstklassige Schützen, hatten in wenigen Minuten die Bedienung der Geschütze abgeschossen und sahen nun eine etwa 500 Mann starke Kolonne nach Westen durch die Paßstraße abziehen, die sie stark unter Feuer nahmen, so daß sie wieder kehrt machte, einige Salven zurückfeuerte und dann meinend, der Rückzug sei ihr verlegt, zurückeilte und der festhaltenden Frontgruppe südlich der Paßstraße in die Arme lief, die der Kolonne etwa 150 Mann Verlust beibrachte.

Um 1 Uhr nahm die Patrouille Giehrl die verlassenen Geschütze und fand eine halbe Stunde nachher noch zwei andere ostwärts, deren Bedienung durch die Frontgruppe abgeschossen worden war. So kamen die angesetzten Kompagnien unter Geplänkel mit dem, teilweise über die gegenüberliegenden Höhen abziehenden Gegner an das Paßthor, von wo aus die 7. Kompagnie einige Kilometer weit über den Paß hinaus nach Süden verfolgte und den Turm südlich gegen 2 Uhr nachm. erreichte. Die 5. und 6. Kompagnie, von der ein Zug unter Leutnant Frhrn. v. Stengl die Chinesen noch weit westwärts verfolgt, werden wieder gesammelt und warten im Passe.

Durch den Auftrag, den feindlichen linken Flügel zu umgehen, hatte die 8. Kompagnie unter Oberleutnant Plötz getrennt von den anderen gekämpft, und eine starke Patrouille unter Leutnant Griesheim hatte ihren rechten Flügel nach Westen hin verlängert, welche trotz des schwierigen Geländes um 10 Uhr 30 Min. eine von hundert

konnte es hier nicht geben, denn wer getroffen wurde, mußte unfehlbar in die Tiefe stürzen, und es ist ein außerordentlich glücklicher Zufall, daß auch niemand unverwundet abstürzte. Als die Kompagnie endlich vollzählig aufgeseilt war, mußte wegen Erschöpfung der Leute eine kleine Feuerpause eintreten. Diese Stellung lag kaum 350 m vom Feinde, und eben wurde das Feuer aufgenommen, als auch rechts und rückwärts der Kampf entbrannte, wohin die Chinesen eine flankierende Feuerlinie verlegt hatten, die plötzlich hinter einer nördlich gelegenen Kuppe ausschwärmten und eine Stellung in der Flanke besetzten, die durch Schützengräben verstärkt war. Deshalb wurde um 10 Uhr 15 Min. folgender Befehl ausgegeben:

„Die 5. Komp. feuert von der steilen Kuppe, die 6. Komp. staffelt sich rechts der fünften, die 8. Komp. geht auf dem Höhenrücken rechts seit- und rückwärts der 6. Komp. vor."

Daraufhin traten die 5., 6. und 8. Komp. gleichzeitig an, die 7. Komp. blieb als Feuerstaffel in ihrer Stellung, während sich die Stäbe der Bewegung nach vorne anschlossen, die der Unwegsamkeit halber viel Zeit erforderte und nach deren Ausführung ein stehendes Feuergefecht auf 300 bez. 500 m folgte, wobei Musketier Pernponister einen Schuß durch die linke Schulter erhielt, aber trotz des starken Blutverlustes nicht zum Verbandplatze zurückgehen wollte.

Verschiedene Bewegungen beim Gegner lassen vermuten, daß er seinen rechten Flügel noch weiter nach Norden hin, also nochmals umfassend verlängern will, nachdem sein erster vorgeschobener und flankierender Flügel bereits enfiliert ist. Deshalb wird um 10 Uhr 30 Min. die 8 Kompagnie beordert, sich durch steile Schluchten gedeckt in den Rücken jenes vorgeschobenen Hakens zu ziehen und ihn, wenn es das Gelände ermöglicht, vollkommen zu umgehen und abzuschneiden, während die 7. Kompagnie rechts der 5. die Feuerlinie verlängern soll.

Wiederum muß eine steile Schlucht hinabgestiegen und der felsige Hang jenseits erklommen werden, bis die 7 Kompagnie in Stellung kommt, worauf das vereinigte Feuer beider Kompagnien den Gegner zum Weichen bringt und um 11 Uhr 20 Min. der Befehl eintrifft, zugweise vorzugehen und mit Sturm anzugreifen. Diesen Angriff warteten die Chinesen nicht ab, sondern zogen sich fluchtartig nach ihrer Hauptstellung beim Passe zurück, verfolgt von der 5., 6. und 7. Kompagnie, die sie aber nur durch Feuer einholen können und sich nach 1000 m Verfolgung bei einem der Wachttürme der Großen

keine Geschosse einschlagen sieht, überzeugt man sich bald, daß die nun sichtbar werden Geschützrohre nur Nachbildungen aus Holz sind, hinter welchen Geschützschläge abgebrannt werden. Also haben die Chinesen uns wieder für einfältig gehalten, wie im Antsulingpaß, wo sie aus Steinpyramiden Ziele errichtet hatten, um das Feuer dorthin abzulenken.

Erst um 9 Uhr wurde das Feuer auf unserer Seite durch 20 Schützen, die Hauptmann Frhr. v. Feilitzsch hinter einen Felskegel postiert hatte, eröffnet, etwa auf 1000 m, um, obgleich der Gegner kaum sichtbar ist, dessen Massenfeuer von den noch kletternden Kompagnieen abzulenken, was auch sofort den gewünschten Erfolg hat, worauf die 7. Kompagnie, die inzwischen auch schon eine günstige Stellung erreicht hat, das Feuer auf 1200 und 1500 m aufnimmt, auf jene Punkte, wo man noch immer Geschütze vermutet und wo größere Menschengruppen zeitweise sichtbar werden.

Durch die meist zu hoch gehenden feindlichen Geschosse wird Musketier Robisch der 5. Kompagnie verwundet, und die Kompagnie erhält Befehl, eine 300 m vorwärts liegende, steil aufragende Felsenkuppe zu besetzen. Mit Gruppen von je vier Mann geht Hauptmann Steinbauer im heftigsten Feuer sprungweise über den schmalen Grat vorwärts, da man dem Gegner, der auf jene Übergänge gut eingeschossen ist, keine zu großen Ziele zeigen will. Kaum ist eine Sektion über den Grat hinübergesprungen und am jenseitigen Hange in Deckung, so prasselt auch schon, aber immer um eine Sekunde zu spät, eine wohlgezielte Salve herüber. Nach zwanzig Minuten war die Kompagnie am jenseitigen Hange gesammelt, kam ohne Verlust hinter die Felskuppe und weil der Platz zur Entwicklung einer größeren Feuerlinie nicht genügte, so eröffneten zwanzig auserlesene Schützen ein erfolgreiches Feuer auf die feindlichen Schützengräben. Die Entfernung war 700 m.

Durch eine tiefe Schlucht getrennt lag eine dritte Kuppe, zwischen welcher und der gegnerischen Stellung ein 100 m tiefer Wasserriß sich hinzog. Hier war der gefährlichste Anstieg, nicht nur weil er in seinem größten Teile im feindlichen Feuer lag, sondern weil die Felsen so schroff und teilweise fast überhängend waren, daß eine andere Truppe als Bergsteiger diesen Punkt nie hätte überwinden können. Und trotzdem auf dieser Seite nur Altbaiern und Allgäuer angesetzt wurden, mußten sich die Leute anseilen und gegenseitig über die Felswand hinaufhissen. Die Lage war hier ungemein kritisch. Verwundete

Kolonne folgte ein Maultier mit Munition und ein zweites mit dem Sanitätsmaterial und mehrere mit Proviant. Außer der Taschenmunition hatte noch jeder Mann 30 Patronen extra mitbekommen, außerdem eine Brot- und eine Fleischportion. Auch die Kompagnien waren mit Seilen und Bergstöcken reichlich versehen worden. 26 Mann waren unter Leutnant Frhrn. v. Pechmann noch zur Bedeckung der Artillerie detachiert worden und Leutnant Lutz hatte mit einer kleinen Patrouille die Flanke der demonstrierenden Frontgruppe zu sichern. Um 4 Uhr 45 Min. wurde mit vorgeschobener Sicherung der Marsch angetreten, rechts der großen Paßstraße abbiegend, ging der Weg in den Nebenpaß in nordwestlicher Richtung in einem steilen Thale empor. Um 5 Uhr 30 Min. wurde das erste der drei im Thale gelegenen Dörfer erreicht und Leutnant Giehrl mit den Bergsteigern beordert, auf dem kürzesten Wege die südwestlich gelegenen Höhen zu ersteigen und von dort aus sowohl erkundend als fechtend gegen einen die Paßhöhe überragenden Wachtturm der Großen Mauer über einen steilen Berggrat vorzugehen. Gegen 6 Uhr erreichte die Kolonne das zweite und um 7 Uhr 30 Min. das dritte Dorf.

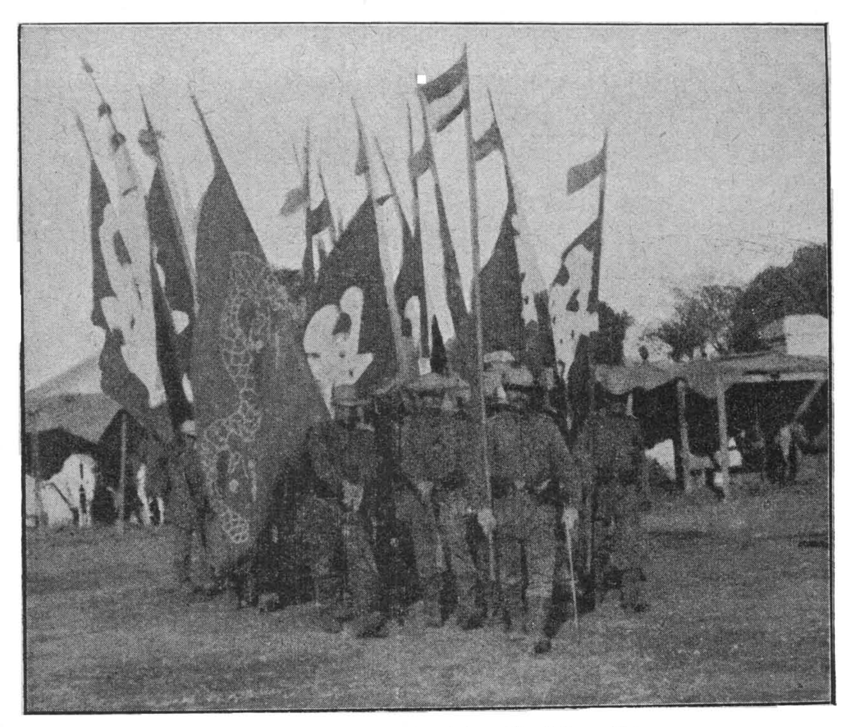
Auf den Höhen werden inzwischen feindliche Linien sichtbar, das Umherlaufen größerer Massen und die Besetzung weit vorausgelegener Felskegel sind mit dem Glase deutlich zu erkennen. In diesem Augenblicke kommt bereits eine Meldung von Leutnant Giehrl, daß der Höhenkamm in 1200 m Länge vom Gegner besetzt ist. Das Bataillon kann seine Stellung aber noch nicht erkennen und marschiert weiter.

Um 8 Uhr erteilt Oberst v. Ledebur den Befehl, die Höhen zu besetzen und das Gros rückt im Thale gegen die Hänge vor. Der Anstieg ist überall äußerst schwierig. Die Hänge fallen zu tief eingeschnittenen Schluchten unter Neigung von 50—70° ab, sind also kaum erklimmbar und so muß der Weg über den Grat der verschiedenen Rücken genommen werden, wodurch die Kompagnieen zwar zu getrenntem Vorgehen auseinandergezogen werden müssen, wodurch aber kein Nachteil erwächst, weil eine gegenseitige Unterstützung durch Feuer über die höchstens 300 m von einander liegenden Räume immer erfolgen kann.

Um 8 Uhr 30 Min., als der steile Anstieg überwunden ist und sich die Kompagnieen gedeckt an den Berggraten fortbewegen, eröffnen die Chinesen auf einer breiten, nach Osten — also zu ihrer Hauptstellung rechtwinklig liegenden — reichenden Front das Feuer mit Infanterie. Auch vernimmt man dumpfe Kanonenschläge, wie man aber

Stellung, beim Paßübergange, zwei und auf einer weiter abwärts gelegenen Kuppe weitere zwei Schnellfeuergeschütze (3,7 cm) in Stellung gebracht. Diese lange Linie war von annähernd 2000 Mann besetzt.

Der Plan zum Angriffe wurde nun dahin entschieden: die Haubitzen unter Bedeckung der Pioniere sollten den Gegner in der Front beschäftigen, die Reiter und die berittene Infanterie sollen gegen den rechten Flügel des Gegners vorgehen, dort auf weite Entfernung das Feuergefecht aufnehmen, sich bei einem etwaigen Vorstoße langsam



Deutsche Truppen mit erbeuteten chinesischen Fahnen.

auf die Geschütze zurückziehen, aber keinesfalls, ehe das Eingreifen der Umfassungsgruppe, welche gegen den feindlichen linken Flügel angesetzt werden sollte — fühlbar würde, einen Angriff wagen, der wenn abgeschlagen, die Geschütze hätte gefährden können.

Am 8. März stand das Bataillon Graf Montgelas bei hellem Mondschein um 4 Uhr 30 Min. morgens am West-Ausgange von Lunghsüankuan in Marschordnung. Reihenfolge: 7. Kompagnie, dann 12 auserlesene Bergsteiger aus Oberbaiern unter Leutnant Giehrl mit Seilen und Bergstöcken, dann die 5., 6. und 8. Kompagnie. Der

säubern, und Oberst Frhr. v. Ledebur erhielt den Befehl über sämtliche dort vereinigten Kräfte. Das Bataillon der Baiern unter Major Graf v. Montgelas brach sofort nach Westen auf. Ein Extrazug brachte es auf der französischen neugebauten Strecke bis Wantu, von dort aus kam es in vier Tagemärschen an den noch 160 km entfernten Antsulingpaß, nachdem in Fuphing die Tornister zurückgelassen worden waren; also eine geradezu ideale Marschleistung auf elenden Wegen durch Hügel und Bergland, breite Wasserläufe, und kilometerlanger Marsch durch versandete Flußbette des Thangho und Shaho. Die Armeeleitung kannte den Charakter der Gegend bereits; sie wußte, dort sei kein harmloses Hügelland, sondern echtes Hochgebirge, und für eine solche Tour mußte man berggewohnte Truppen haben. Sie wurden außerdem mit Seilen versehen und in Antsuling wurden aus alten Boxerlanzen Bergstöcke in Bereitschaft gestellt.

Am 6. März waren also dort unter Kommando des Oberst Frhr. v. Ledebur versammelt: das 2. Bataillon des 4. Regiments unter Major Graf Montgelas, die 1. Kompagnie des 3. Regiments (berittene Infanterie) unter Oberleutnant Jakoby, die 2. Kompagnie Pioniere unter Hauptmann Hagenberg, ein Zug der Haubitzenbatterie (zwei Geschütze) unter Hauptmann Osterhaus, zwei Züge des ostasiatischen Reiter-Regiments unter Rittmeister Prieß.

Am 7. März unternahm der Detachementsstab eine Erkundung längs der Höhen, und der Plan für das Gefecht wurde vollkommen genau festgelegt. Die Chinesen erwarteten den Angriff für den folgenden Morgen und machten, so sonderbar es klingen mag, an diesem Tage vor den Augen des Stabes eine große Generalprobe, mit Aufstecken von Fahnen und Einrücken in die so bezeichneten Stellungen unter Trompetenschall. Es war unverkennbar, daß sie den Angriff auf ihrem rechten Flügel und in der Front erwarteten und den linken Flügel nur schwach besetzen wollten, weil ein Anmarsch von dieser Seite infolge des zerklüfteten und felsigen Berglandes fast ausgeschlossen schien. Jedenfalls hat der chinesische General strategisch ganz richtig gedacht und den Angriff der Deutschen auf seine Rückzugslinie in südwestlicher Richtung erwartet.

Die Stellung der Chinesen lief beiderseits des Paßthores der Großen Mauer auf zwei Kilometer nach Norden und etwa 3 Kilometer nach Süden auf den Bergkämmen entlang, war durch lange Schützengräben und an den rechtwinklig anstoßenden Vorgebirgsrücken durch Flankierungslinien stark befestigt, und hatte im Centrum der

chinesische Truppen zurückgeworfen und war auf die gegen 4 Uhr nachmittags an sie gelangte Mitteilung, von dem befohlenen Angriff des Detachements auf Kuantschan gleichfalls vorgegangen. Sie stieß hierbei auf etwa 500 andere in einem Hohlwege eingenistete chinesische Reguläre, griff diese mit „Hurrah" an, warf sie im Handgemenge zurück und erbeutete fünf Fahnen.

Gegen 4 Uhr 30 Min. nachmittags rückten die Truppen von Norden und Süden in Kuantschan ein. Oberst Hoffmeister mit dem Regiments-Adjutanten Oberleutnant Frhrn. v. Reitzenstein ritt gegen 4 Uhr 45 Min. durch das Nordthor in die Stadt, in deren Straßen die Truppen bereits lagerten.

Noch am Abend ging von den zur Verfolgung vorgesandten Reitern die Meldung ein, daß der fluchtartig zurückgegangene Gegner etwa 10 km westlich Kuantschan Halt gemacht, am anderen Morgen daß derselbe seinen Rückzug nach der Provinz Schansi fortgesetzt habe. Wir hatten einen Toten, zwei Schwerverwundete und sechs Leichtverwundete zu beklagen; von den Chinesen wurden 300 Tote auf dem Gefechtsfelde gezählt; die Verwundeten nahmen sie mit sich. So war das Gefecht beendet und eine frohe Stimmung herrschte bei den Truppen, welche diesmal wirklich, und wenn die Chinesen auch schlecht und namentlich viel zu hoch schossen, Pulver gerochen und ein regelrechtes Gefecht mitgemacht hatten.

Der Sieg war erfochten und das war die Hauptsache.

Am 21. Februar wurde der Rückmarsch in zwei Kolonnen angetreten. Oberst Hoffmeister wurde sofort nach Peking berufen, um sich zu verantworten. Er hatte jedoch die Freude, daß seine Handlungsweise nicht nur vollkommen gebilligt wurde, sondern der Feldmarschall drückte ihm überdies noch seine besondere Anerkennung für die brillante Leistung aus.

Das Gefecht am Tschangtschönu-Paß.

Nachdem der Antsulingpaß genommen war, wurde Oberst Wallmenich der Auftrag gegeben, den Paß zu halten. Eine Erkundungspatrouille wurde von den Chinesen überfallen und mehrere unserer Reiter erschossen.

Sofort gingen Relaisreiter mit der Meldung über diese Vorfälle nach Paotingfu, und auf die telegraphische Meldung an das Armee-Oberkommando traf die Weisung ein, sofort mit dem baierischen Bataillon dorthin aufzubrechen, die Pässe bis an die Grenze von Shansi zu

aber gleichwohl ganz außerordentlich steil war, in erster Linie auf, weil dem Batterieführer Hauptmann Gerstenberg aus einer Position weiter rückwärts in dem zerrissenen, schluchtenartigen Gelände ein Überschießen der nahe davor liegenden eigenen Infanterie bedenklich erschien. Oberst Hoffmeister befahl nun dem Major Graf v. Montgelas mit drei Kompagnieen des Gros, und zwar mit zweien in erster Linie und einer rechts rückwärts gestaffelt, diesem bedrohlichen Vorgehen des Feindes gegen den diesseitigen rechten Flügel entgegenzutreten.

Major Graf v. Montgelas dirigierte denn auch die noch im Anmarsche befindlichen Kompagnieen in der bezeichneten Richtung vor und entwickelte rechts von der Batterie aus der Marschkolonne heraus zunächst die sechste, dann die erste Kompagnie mit je zwei Zügen ausgeschwärmt und einem geschlossen dahinter, die siebente rechts rückwärts gestaffelt in Linie.

In wahrhaft bewundernswerter Weise wurde die Batterie auf der steilen Höhe in Stellung gebracht und es war hohe Zeit, denn sie mußte das Feuer auf 400 m gegen die, bis dahin vorgedrungenen feindlichen Schützen eröffnen. Im richtigen Augenblicke trafen indessen die Kompagnieen des Gros ein und unter ihrem gewaltigen Feuer stockte der feindliche Angriff. Der Gegner ging zurück.

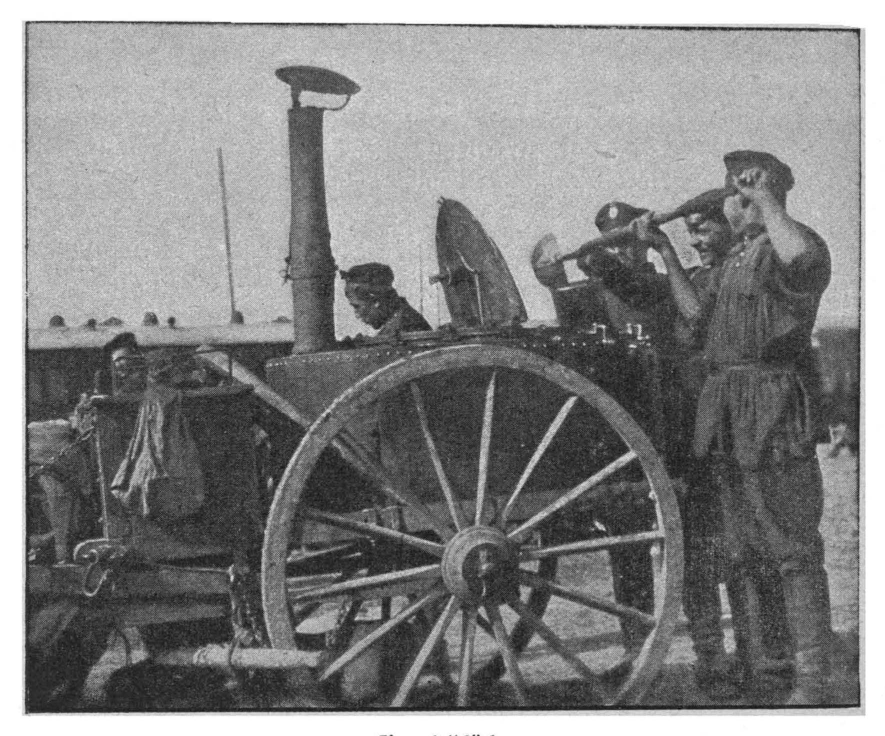
Hierauf gab der Detachementsführer, der sich mittlerweile zur Batterie begeben hatte, dem Major Graf v. Montgelas den Befehl, die beiden oben genannten Dörfer zu nehmen, und der Batterie, diesen Angriff zu unterstützen. Der Gegner hielt auch dort nicht Stand, sondern ging, in den Schluchten und Hohlwegen verschwindend, auf Kuantschan zurück.

Darauf erhielt Graf Montgelas den Befehl, links zu schwenken und Kuantschan zu nehmen, und die Batterie, diesen Angriff zu unterstützen und hierzu eventuell einen Stellungswechsel vorzunehmen. Desgleichen sollte der Batterieführer der links von ihm befindlichen 8. Komp. 3 Regts. von diesem eben befohlenen Angriff auf Kuantschan Kenntnis geben.

Obwohl der Gegner noch vereinzelt von den Wällen von Kuantschan feuerte, hielt er indessen auch hier nicht lange Stand, sondern zog sich bald in völliger Auflösung und unter dem Feuer der inzwischen vorgefahrenen Batterie in westlicher Richtung, d. h. nach der Provinz Schansi zurück.

Die 8. Kompagnie hatte, wie erwähnt, zuerst die Bergkuppe westlich der Vormarschstraße besetzt, dann etwa 500 gegen sie vorgehende

lich Kuantschan von zwei bis drei chinesischen Kompagnien angegriffen worden sei und nach lebhaftem Feuergefechte, für seine Handpferde fürchtend, aufgesessen und zurückgegangen wäre. Fast unmittelbar darauf meldete auch die berittene Infanterie, daß sie von chinesischen Truppen angegriffen und bedrängt würde. Der Marsch wurde nun noch mehr beschleunigt, die Gewehre wurden geladen und die Geschützrohre der Gebirgsbatterie auf Räder gesetzt.



Eine Feldküche.

Nach etwa einer halben Stunde hörte man von vorne lebhaftes Gewehrfeuer. Die Avantgarde — achte Kompagnie des 3. Regiments und die Pioniere — wurde von dem vorausgerittenen Detachementsführer zur Besetzung einer steilen Bergkuppe links herausgezogen. Diese Bergkuppe beherrschte weithin das vorliegende Gelände, und war ihre sofortige Besetzung von der höchsten Wichtigkeit, da auch der Gegner in richtiger Erkenntnis ihrer Bedeutung sie zu erreichen suchte.

Es wurde hierdurch zunächst den berittenen Schützen der 6. Kompagnie 4. Regiments eine wirksame Unterstützung zu teil. Die Batterie fuhr auf einer rechts davon gelegenen etwas niedrigeren Höhe, die

Kuantschan—Tayi (westlich davon in der Provinz Schansi) führenden Wege zu erkundigen.

Nach vier überaus anstrengenden, meist nur auf kaum wegsamen, dazu stellenweise mit Schnee und Eis bedeckten Bergpfaden zurückgelegten Märschen hatte das Detachement am 20. Februar die Große Mauer erreicht. Ein Zug Reiter, sowie die berittene Infanterie waren bereits am Morgen auf Kuantschan vorgesandt. In Kuantschan befehligte, wie bekannt war, der General Wan, der in der chinesischen Armee sich eines ganz besonderen Ansehens erfreute.

Die Offiziere waren auf der Paßhöhe versammelt, um die herrliche Aussicht zu genießen, als etwa 11 Uhr 45 Min. der Oberst einen Befehl erhielt, dahin gehend, Kuantschan solle nicht besetzt werden und es sei jede Berührung mit den dortigen chinesischen Truppen zu vermeiden, dagegen bleibe es bei der Bestimmung in Betreff der Besetzung Taomakwans, nur sollte das Detachement möglichst rasch zurückkehren. Als Oberst Hoffmeister den erhaltenen Befehl bekannt gab, bemächtigte sich aller eine tiefe Niedergeschlagenheit. Noch nie hatte man chinesische Truppen bewußterweise so greifbar nahe vor sich — und nun sollte man umkehren! Der Oberst trat mit dem Befehl bei Seite, hinter eine halbzerfallene Hütte und kam nach fünf bis zehn Minuten zu den Offizieren heran mit den Worten: „Meine Herren, Sie kennen den Befehl! Ich bin mir der schweren Verantwortung voll bewußt. In der Lage, in der wir sind, kann ich ihn nicht ausführen. Ich handle gegen den Befehl, wir marschiren. An die Gewehre!“

Die Gründe, die den Oberst Hoffmeister zu diesem Entschluß veranlaßten, waren rein militärischer Natur. Er hatte dem Feinde bereits die Bedingung gestellt, Kuantschan zu räumen und konnte daher schlechterdings nicht mehr davon abgehen, außerdem lag die Möglichkeit vor, daß die vorgesandten Erkundungsabteilungen bereits Fühlung mit dem Feinde gewonnen hatten. Mitbestimmend mochte auch der Gedanke sein, daß ein Umkehren gewissermaßen angesichts des Gegners sehr leicht falsch gedeutet, und auch zu politischen Weiterungen führen könnte.

Mit unbeschreiblichem Jubel war alles im Nu marschbereit, und hinunter gings in die herrliche Landschaft. Nach ungefähr einer Stunde Marsch, es mochten 5 oder, da stark ausgeschritten wurde und die Wege etwas besser wurden, auch 6 km sein, kam eine Meldung des Oberleutnants v. Hennich, Führers des Reiterzuges, daß er west-

Da keine Pferde zur Stelle waren, so konnte die Verfolgung nur durch Feuer geschehen, und mehrere Patrouillen wurden den Flüchtenden nachgesandt, um deren Sammelpunkt festzustellen, während eine Patrouille zurückging, um die Pferde und Bagagen nachzuführen und einen Meldereiter mit dem Gefechtsberichte zu General v. Kettler zu senden.

Die Thalsperre, welche die Schlucht gegen Westen abschließt, ist ganz modernen Ursprungs, und, wie Gefangene aussagten, erst seit 4 Monaten gebaut worden. Sie besteht aus Schützengräben tiefen Profils, gedeckten Verbindungswegen, vier Batterien alter Geschütze, die in ganz modernen Deckungen stehen und einem tempelartigen Kastell, von dem Flankirungslinien an beiden Thalhängen nach Osten laufen. Hier wurde nun Quartier bezogen. Man fand zahlreiche Waffen alten und modernen Ursprungs, hauptsächlich Mauser M 78 und ein Maschinengewehr. 21 Fahnen und Standarten vervollständigten die Beute. Glücklicherweise fanden sich große Vorräte von Kartoffeln und frisch geschlachtete Schweine, so daß die Leute gut versorgt werden konnten.

Von der Landbevölkerung erfuhr man, hier hätte General (?) Hsü gestanden, der unter Androhung von Todesstrafe die Einwohner gezwungen hat, von den Bergen herab die Steinlawinen auf die Truppe zu werfen. Er selbst habe im Gefechte einen Schuß durch den Mund erhalten, der neben dem Genick wieder hinausgedrungen sei, und die Leute waren anscheinend vergnügt, daß er etwas davongetragen hatte.

Gefecht bei Kuantschan.

(Diese und die folgende Schilderung sandte Baron Binder an die Kreuzztg.).

Am 16. Februar wurde von Paotingfu aus ein Detachement, bestehend aus der 1., 6., 7. Kompagnie des 4., 8. Kompagnie des 3. Regiments, ein Zug der 1. Eskadron o.-a. Reiterregiments, einer Gebirgsbatterie von 3 Geschützen und einem Halbzug Pionieren, unter dem Kommando des Oberst Hoffmeister, Kommandeurs des 4. ost-asiat. Infanterie-Regiments, nach dem Gebirge in Marsch gesetzt, um die, bei Taomakwan — einem kleinen Orte etwa 135 km nordwestlich Paotingfu und etwa 35 km südöstlich der Großen Mauer — gemeldeten feindlichen Kräfte von dort zu vertreiben. Dieser ursprüngliche Auftrag war nachträglich noch dahin erweitert worden, die von Taomakwan auf Kuantschan, welche Stadt etwa 45 km nördlich Taomakwan, aber noch in der Provinz Petschili gelegen ist, sowie gegen die Straße

Nun begann es auch rechts und links auf den Höhen lebendig zu werden. Außer dem heftigen Gewehrfeuer rollten schwere Steine unter fürchterlichem Gepolter in die Schlucht hinab, ohne aber Schaden anzurichten, denn die meisten Trümmer verfingen sich in einer sandigen Halde und außerdem fanden die Leute immer noch Zeit genug, den kollernden Steinen auszuweichen. Die Chinesen schossen, wie immer, miserabel. Denn nicht nur daß die dominirenden Abteilungen in der Flanke nicht weiter als 300 m entfernt waren, so hatten unsere Leute gegen jene absolut nicht die Möglichkeit, sich zu decken, sondern waren von drei Seiten und sowohl in horizontaler als vertikaler Lage dem Feuer ausgesetzt. Ein Pferdebursche mit verlegenen, schüchternen Manieren, von riesiger Gestalt, hat sich dort besonders ausgezeichnet. Jede Deckung verschmähend, spionierte er nach rechts und links, und wo nur ein Kopf sichtbar wurde, schoß er mit geradezu verzweifelter Ruhe und Überlegung.

Um 11,30 Uhr hatte der Kampf begonnen und nach einer halben Stunde waren die Chinesen bereits der Abteilung in den Rücken gekommen und hatten die vier Mann angegriffen, die am Eingange der Schlucht die Pferde hielten. Obschon diese die Möglichkeit hatten, sich zur vorn kämpfenden Abteilung zurückzuziehen, blieben sie hier am zugewiesenen Posten und schossen ein Dutzend der Angreifer nieder, so daß diese sich darauf beschränkten, auf die Hänge zurückzukehren.

Vom Gegner war wenig zu sehen. Nur wenn die Geschütze frisch geladen werden mußten, entstand bei den Rohren eine gut sichtbare Gruppe, in welche dann Salven abgegeben wurden. Der Lärm, das Geschrei und Gedonner war so stark, daß man sich auf zwei Schritte nicht mehr verständigen konnte und die Offiziere von einem Schützen zum andern gehen mußten, um jedem einzelnen die Befehle ins Ohr zu schreien. Das Vorgehen über die Höhen war für unsere Leute äußerst anstrengend, weil fortwährend Schluchten und felsige Abhänge überklettert werden mußten.

Endlich, um 2,30 Uhr nachmittags, waren die Höhen vom Feinde gesäubert und der Sturmangriff gegen das Fort wurde angesetzt. Die im Thale kämpfende Abteilung hatte ihre Stellung im Grunde verlassen, und da es ausgeschlossen schien, über die angeblichen Minen zum Sturme vorzugehen, so hatte sie den linken Flügel auf den Höhen verlängert. Aber die Chinesen warteten den Bajonettangriff nicht ab, sondern verließen den Platz in eiliger Flucht, sich nach allen Richtungen zerstreuend.

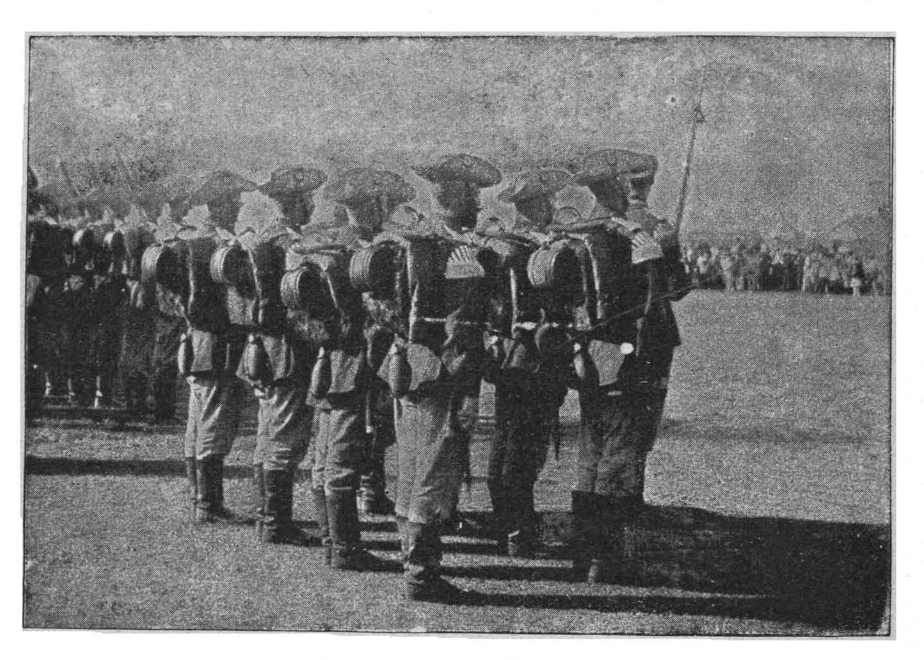
In der That erhob sich dort einer jener kleinen, unauffälligen Erdkegel, in deren Anlegung die Chinesen Meister sind. Man stand gerade noch an dieser Stelle, um zu überlegen, ob man noch weiter gehen, oder hier die Ankunft des chinesischen Generals abwarten solle, als wie ein Hagelwetter plötzlich von allen Seiten ein Geschütz- und Gewehrfeuer anhub, daß man knapp noch Zeit hatte, bevor die zweite Salve kam, in Deckung zu springen und eine kurze Feuerlinie zu bilden.



Deutsches Ersatzkorps unter Kptlt. Weninger (links) und Kptlt. Hecht.

Die Überraschung war so plötzlich und unerwartet gekommen, daß die Leute trotz der großen Entfernung — es waren noch etwa 600 m bis zum Fort und der Gegner vortrefflich gedeckt — ihr Feuer nicht sparsam zurückhielten, sondern sich in der Erregung zu einem hastigen Schnellfeuer hinreißen ließen, zumal da das feindliche Feuer von Minute zu Minute heftiger wurde. Vier Batterien alter Vorderlader schossen Rundkugeln und waren so gut auf die Entfernung eingestellt, daß gleich nach den ersten Salven ein Mann fiel, dem das Geschoß die Schädeldecke abgerissen hatte.

Nach Passieren einer scharfen Wegbiegung bekam man die Thalsperre auf etwa 1000 m zu Gesicht. Das Thal war durch Verschanzungen geschlossen, zahlreiche Verhaue, Gräben und Hecken waren sichtbar und auf allen Höhenzügen waren Fähnlein aufgestellt, zwischen denen sich einzelne Gestalten auf- und abbewegten. Dann verschwand die Thalsperre wieder aus den Augen, und als der Trupp wieder um eine Wegbiegung hervorkam, sah man, wie zahlreiche Chinesen in geschlossener Ordnung zwischen den, durch Fähnlein sichtbaren, Stellungen einrückten, während sich auch beiderseits der Straße die Höhen mit Bewaffneten füllten, die sich dort, wie man deutlich erkennen konnte,



Deutsche Truppen in Parade-Aufstellung.

in Deckung legten. Auch sah man eine ziemlich regelmäßige Aufhäufung von Steinmassen an den Hängen. Trotzdem dachte niemand an einen Zusammenstoß, weil man gesehen hatte, daß der Bote an die Festung gekommen und eingelassen worden war. Die Pferde waren schon auf 1000 m zurückgelassen worden, als man an einen tiefen Graben kam, dessen Ostseite durch eine und dessen Westseite durch zwei hohe vorgelagerte Mauern verstärkt war. Durch diese führte ein Thor und eine Engbrücke.

Hier, erklärten die Chinesen, sei es absolut nicht möglich hinüber zu kommen, denn in der Mitte des Thores liege bestimmt eine Mine

strichene Papierstreifen in aller Hast abgerissen und ein Teil der Einwohnerschaft begann zu flüchten. Doch beruhigten sich die Leute anscheinend bald wieder und die Nacht verging unter scharfem Wachdienst diesmal ohne Störung.

Die Entfernung vom Antfuling-Passe beträgt von dort aus nur mehr 15 km, und da man erwartete, sich mit der chinesischen Besatzung in Güte verständigen und wiederum in Fouphing nächtigen zu können, so wurden die ganzen Bagagen unter einer schwachen Bedeckung in der Stadt zurückgelassen und das Detachement trat am 21. morgens dorthin in Marsch. Das Gelände ist zwar stark coupiert, doch sind die Thalsohlen meistens breit und nur wenige Steigungen erschweren ein Fortkommen für Artillerie. Aus Fouphing war ein Führer mitgenommen worden, der absichtlich die Kolonne in ein schmales Seitenthal nach Süden führte, und als man ihm ziemlich deutlich zu verstehen gab, er würde erschossen, wenn er nicht sofort die richtige Straße weise, ging er seine Fußtapfen zurück und brachte das Detachement auf den richtigen Weg, versuchte aber bei der ersten Gelegenheit auszureißen, und wurde erschossen. Nun wurde ein anderer Chinese als Wegweiser genommen, und ihm als warnendes Beispiel die Leiche seines Vorgängers gezeigt. Aber auch er war plötzlich um eine Häuserecke verduftet. Als er später, schon 500 Schritte weit, über den Gebirgskamm verduften wollte, wurde er von einem Baiern erschossen. Man war zur Einsicht gekommen, daß man den Leuten Ernst zeigen muß, und sich nicht allein mit leeren Drohungen begnügen darf. Der nächste Kerl, der nun aufgefangen wurde, ging anstandslos voran, und ein Haufe von Bauern aus den benachbarten Dörfern trollte mit.

Am Eingange des Passes ließ Hauptmann Hagenberg die Pioniere zurück und ging nur mit 20 berittenen Infanteristen, 6 Topographen und den zugeteilten Offizieren in das Defilee vor, meinend, der Anblick einer größeren Truppenanzahl könne die chinesische Besatzung mißtrauisch machen. Aber bald nachdem man zwischen die steilen, felsigen Hänge gekommen war, erklärte der Führer, man könne hier nicht weiter.

Darum wurde ein besser gekleideter Chinese vorausgesandt mit der Einladung, der chinesische Kommandant möge der Truppe entgegenkommen, damit man ihm den Brief übergeben und die Modalitäten seines Abzuges besprechen könne. Der Mann erklärte sich hierzu bereit und eilte voraus, während die Offiziere mit den Leuten vorsichtig den Weg untersuchend nachfolgten.

Gefecht am Antsuling-Passe.

Das Hinschleppen der Friedensverhandlungen von Seiten der chinesischen Bevollmächtigten hatte den Grafen Waldersee zum Entschluß gebracht, durch einen weiteren Vormarsch nach Schensi den Druck auf die Regierung zu erhöhen. Deshalb wurde die Garnison von Paotingfu, über welche Stadt der Marsch voraussichtlich gehen sollte, angewiesen, durch Erkundungen festzustellen, ob der Übergang über das Gebirge direkt nach Westen mit dem ganzen Train für größere Truppenkörper möglich wäre, und zugleich wurden Pionier-Abteilungen zur Ausbesserung und Fahrbarmachung der Übergänge nach Westen entsandt.

Am 18. Februar setzte sich ein Detachement unter Befehl des Hauptmanns Hagenberg in Marsch, bestehend aus einer Kompagnie Pioniere (90 Mann), einem Zuge berittener Infanterie (34 Mann) unter Leutnant Hoffmann. Dem Detachement war als Wegweiser Leutnant v. Kretschmann beigegeben, außerdem als Topograph Leutnant Dingelmann und als Dolmetsch-Offizier Leutnant Ströbel. Außerdem zehn Topographen. Die Strecke bei Ting, wohin die Franzosen bereits den Bahnbau fertig gestellt haben, wurde auf der neuerbauten Strecke zurückgelegt, und nachdem der Zug verlassen worden war, wurde sofort nach NW. bis Khuyang weitermarschiert und abends dort genächtigt. Die Bevölkerung war sehr ruhig und zuvorkommend.

Da man in der Gegend des Antsupasses stärkere feindliche Abteilungen vermutete, die man auf Bitten Li-Hung-Changs nicht angreifen sollte, weil sie die bestimmte Weisung hätten, sich bei Annäherung fremder Truppen sofort zurückzuziehen, war dem Führer der Expedition ein Brief des Fengtai von Paotingfu mitgegeben worden, worin der Fengtai dem dortigen kommandierenden Offizier geschrieben hatte, dieser müsse sich, selbst wenn er Kaiserliche Order hätte, den Paß zu halten, dem Befehle Li-Hung-Changs fügen, da er durch diesen einer Verantwortung der Regierung gegenüber enthoben sei. Hauptmann Hagenberg wollte im Notfalle diesen Brief persönlich übergeben.

Am 19. wurde auf kleinen Paßübergängen, die ein Fortkommen mit größerem Train ausschlossen, Wangkhuaichien erreicht, das am Shaho liegt. Am folgenden Tag marschierte die Kolonne nur eine kurze Strecke bis Fouphing, einem nur schwach befestigten Orte. Hier war das Gebahren der Einwohnerschaft in hohem Maße verdächtig; denn als die Truppe einrückte, wurden von allen Hausthüren rote be-

Am 24. Dezember brach die Kompagnie dorthin auf, und um die zahlreichen Späher, welche auf den Bergspitzen standen, irre zu führen, wurde in gewöhnlicher Marschformation ohne Sicherung marschiert, und so gelang es der berittenen Infanterie, durch plötzliches Vorbrechen auf das Dorf Chouchouang dort gegen 400 reguläre chinesische Soldaten fast vollkommen zu überraschen, denn obgleich diese aus nächster Nähe auf die heranreitende Abteilung feuerten, ritten die Infanteristen mit einem Anlaufe in den Ort ein, saßen ab und nun entspann sich ein lebhafter Häuser- und Straßenkampf. Aber nachdem ein Dutzend Reguläre gefallen waren, stoben die Chinesen nach allen Richtungen aus dem Orte heraus, erkletterten mit affenartiger Geschwindigkeit die steilen Hänge und waren über die Bergrücken verschwunden, verfolgt vom Feuer der berittenen Infanterie, die ihnen noch namhafte Verluste beibrachte. Zahlreiche Gewehre und blanke Waffen aller erdenklichen Systeme wurden hier vorgefunden und sofort vernichtet, während der größere Teil der eingetroffenen Kompagnien die Höhen westlich und nördlich des Dorfes besetzte, weil starke feindliche Kolonnen im Anmarsch gemeldet worden waren, die jedenfalls die Absicht hatten, dem eben geworfenen Gegner Hilfe zu bringen. Als die Kompagnie den rechten Flügel der eigenen Stellung daraufhin verstärkte, traten die anmarschierenden Kolonnen (wohl gegen 6000 Mann) den Rückzug an, verfolgt vom Feuer, das ihnen auf 700 m noch starke Verluste beibrachte, die sie zu fluchtartigem Davonlaufen brachten. Hinter einem Abhange sammelten jedoch zwei chinesische Offiziere die Flüchtenden und entwickelten eine Schützenlinie, die staunenswert gut schoß. Auch hatten sich die aus dem Dorfe gejagten Abteilungen auf den Höhen seitwärts wieder gesammelt und das Feuer auf große Entfernung wieder eröffnet. Als aber die Kompagnie näher an die feindliche Stellung heranging, räumte der Gegner diese und zog sich rasch zurück, frontierte aber noch mehrmals und führte ein richtiges Rückzugsgefecht durch, das aber die Kompagnie nicht zum Stehen brachte, da das Feuer zu hoch ging. Den Sturmanlauf warteten die Chinesen nun nicht mehr ab, sondern zerstreuten sich fluchtartig in kleinen Gruppen in die zahlreichen Schluchten, wohin eine weitere Verfolgung nicht mehr möglich war. Alle Offiziere und Mannschaften hatten sich besonders im Häuserkampf durch rücksichtsloses Einsetzen ihrer Person und schneidiges Vorgehen ausgezeichnet. Das Gefecht hatte 3½ Stunden gewährt, der feindliche Anführer war gefallen und mit ihm 40 Reguläre. Auf deutscher Seite war kein Verlust zu verzeichnen.

Dennoch war die vorzügliche Schlagfertigkeit der Bataillone, die auf dem Marsch so unvermutet von bedeutenden Kräften angegriffen und nach 22 Minuten Herr der Situation waren, bewundernswert.

Die vorgerückte Stunde und die einbrechende Dunkelheit machten es unmöglich, eine Verfolgung einzuleiten, die auch unter normalen Umständen bei der Unübersichtlichkeit des Geländes und der affenartigen Geschwindigkeit, mit der die Chinesen abkratzten, ohne Kavallerie wenig Aussicht auf Erfolg geboten hätte. General v. Höpfner gab daher den Befehl, sogleich bis Lau-Gua-Li weiter zu marschieren, wo genächtigt werden sollte. Nun kam ein anstrengender, einstündiger Marsch in Gefechtsformation, bis die Kolonne um 7 Uhr abends Lau-Gua-Li erreichte. Dort wurden nur wenige Boxer gefunden; zwei von ihnen beim Durchsuchen des Gemeindehauses, wo eben General v. Höpfner abgestiegen war. Im Haupttempel fand man noch warmen Reis in großen Gefäßen zur Verteilung zugerichtet und rund umher wohl an 500 Eßschalen; die Seesoldaten wollten von dem sehr appetitlich aussehenden Zeug aber nichts anrühren.

Da die Expedition nur auf drei Tage hinaus verproviantiert und durch das Gefecht ein Munitionsersatz nötig geworden war, wurde am Morgen des 26. der Rückmarsch durch den Jagdpark angetreten.

Gefecht der Würtemberger bei Mantschöng.

Die achte Kompagnie des 3. ostasiatischen Infanterie-Regiments ist aus dem würtembergischen Kontingente gebildet und hat als weit vorgeschobener Posten gegen Schansi viele Gefechte und Zusammenstöße mit dem Gegner, teils mit regulären chinesischen Truppen, teils mit Boxer- und Räuberbanden zu verzeichnen. Hauptmann Knörzer führte die Würtemberger. Seine Offiziere sind Leutnant Legl, v. Schnizer, Karnapky, Genschow, Dr. Wiesinger.

Am 6. Dezember traf die Kompagnie in Mantschöng ein und fand großes Entgegenkommen von Seite des dortigen Mandarins, der mehrere Male vorher chinesischen Truppen das Einrücken in die Stadt verwehrt hatte mit dem Bemerken, er würde dies erst gestatten, wenn er einmal hören würde, die Regulären hätten gegen die Europäer gesiegt. Mitten in den Vorbereitungen zur Feier des Weihnachtsfestes traf die Kompagnie am 23. Dezember der Befehl der Brigade, den berüchtigten Boxerführer Choulaokun, der sich in der Umgegend aufhielt, zu fangen. Außerdem brachte ein chinesischer Spion die Nachricht, daß chinesische Truppen kaum einen Tagemarsch entfernt ständen.

Das erste Seebataillon war bereits am Ausgange des Ortes angelangt, die Bagage und Sanitätswagen stockten in der Dorfstraße und die Tête des 2. Bataillons marschirte eben ein, als ganz unerwartet aus einem kleinen Gehölze östlich des Ortes, kaum 400 m entfernt, Gewehrfeuer anhob und Geschosse mitten auf der Straße einschlugen.

Im Nu war die Artillerie in Stellung, schoß sich mit dem ersten Schuß ein, und warf einige Dutzend Granaten in das Gehölz, bis die Infanterie zum Sturme vorrückte. Währenddessen griff eine andere Boxerabteilung direkt auf der Straße an, schlug sich aber nach der ersten Salve in die Kauleanfelder südlich, lief gedeckt am Gehölz vorbei nach Süden und griff in Haufen und mit Geheul die 1., 2. und 4. Kompagnie des 2. Seebataillons an, welche rechts frontiert hatten, während die 3. Kompagnie gegen die Südmauer des Jagdparkes stürmte, wo ebenfalls Boxer aufgetaucht waren, die Gewehre neuesten Modells führten. Wie immer schossen die Boxer auch hier zu hoch, so daß die Verluste sich auf drei Verwundungen beschränkten. Ein Seesoldat erhielt eine Kugel durch beide Backen, ein zweiter durch das Sitzfleisch und der dritte einen leichten Prellschuß.

Als die Boxer vom Süden angegriffen, veränderte die Batterie mit großartiger Schnelligkeit und Präzision ihre Stellung und 2 Minuten nach Einstellen des Feuers donnerten die Geschütze in der neuen Position, nach Süden gewendet in die Kauleanfelder, aus denen die Boxer anstürmten. Die Boxer kamen einzeln sogar bis auf 50 m vor die Batterie, und rückten mit gymnastischen Bewegungen an — ein wirklicher Kriegstanz.

Eine Abteilung von etwa 100 Boxern war durch die Kaulean-felder gedeckt an den Train herangekommen. Die sieben Wagenführer ergriffen die Gewehre, und als der Schwarm durch einen Hohlweg dicht geschlossen herauskam, schossen sie ein so rasendes Schnellfeuer auf etliche fünfzig Schritte hinein, daß die Bande Kehrt machte und 35 Tote im Hohlwege zurückließ.

Die dritte Kompagnie hatte indessen die Mauer erstürmt und schoß auf die fliehenden Boxer. — Um 5 Uhr 8 Minuten war der erste Schuß gefallen, um 5 Uhr 30 Minuten verstummte das Feuer, hatte also nur 22 Minuten gewährt. Der Angriff dürfte von 2000 bis 2500 Boxern erfolgt sein. Was sie am Platze ließen, kann schätzungs-weise mit 200 bis 250 Toten angenommen werden.

Die Offiziere kamen nicht in die Lage, von ihren Revolvern Gebrauch machen zu müssen, auch zum Bajonnett wurde nicht geschritten.

Weitere Kämpfe.

Das Gefecht bei Tsau-Tsun.

Wir haben dem Marsche nach Paotingfu einen größeren Raum gewährt, damit unsere Leser zunächst über Land und Leute, sowie über die Art der Kriegführung unterrichtet wären. Nunmehr wollen wir die weiteren Ereignisse in kurzem militärischen Stile folgen lassen und zwar beginnen wir mit der Expedition des Generals v. Höpfner nach einer Darstellung des Herrn Hauptmanns v. Schönberg. Zweck dieser Unternehmung war, die Banden, welche den Kaiserlichen Jagdpark im Süden Pekings besetzt halten sollten, zu zerstreuen. Am 22. September war dort eine japanische Kavalleriepatrouille angegriffen worden und hatte ihren Offizier und drei Reiter tot am Platze gelassen. Eine deutsche Abteilung berittener Artilleristen wurde sofort in die Richtung nach Huang-Tsun entsendet und kehrte am 24. September abends mit der Meldung zurück, daß sich in jener Gegend mehrere tausend Boxer umhertrieben. Eine Stunde nach dieser Meldung wurde Befehl erteilt, um 4 Uhr morgens abzumarschieren.

Beide Bataillone rückten mit etwa 1200 Mann und 6 Geschützen ab und erreichten gegen 10 Uhr vormittags Huang-Tsun. Der Weitermarsch wurde scharf südwärts, längs der Mauer des Jagdparkes fortgesetzt. Die Truppe war stets von Chinesen gefolgt, die da und dort aus den hohen Kauleanfeldern auf Augenblicke auftauchten. Um 11 Uhr wurde Tai-ping erreicht und kein Widerstand vorgefunden. Im nächsten Dorfe wurde gerastet und abgekocht, da aber die Ausdehnung des Weilers eine zu geringe war, um dort übernachten zu können, wurde der Rückmarsch nach Tai-ping angetreten. Von dort aus bog die Kolonne scharf ostwärts ab, um der Parkmauer folgend Lau-Gua-Li zu erreichen, wo genächtigt werden sollte. Nan-hung-men wurde unbesetzt gefunden. Auf dem Weitermarsch meldete eine Kavalleriepatrouille das Auftauchen größerer Boxerkräfte. General v. Höpfner ließ auch ausschwärmen, als aber weit und breit kein Feind zu sehen war, ging die Truppe wieder in Marschformation über und gelangte so geordnet in den Ort Tsau-Tsun.

hat sich der gute Mann aus Mangel an taktischen Kenntnissen sicher nicht überlegt gehabt, und so hätte sein Unternehmen für die Beteiligten leicht verhängnißvoll werden können. — Freilich wird er selbst am eigenen Geldbeutel hart genug für dieses falsche Kalkul gestraft sein, denn uns blieb ja nichts anderes übrig, als die erbeuteten Gegenstände dem Oberbürgermeister Fupings zu übergeben, und er wird sich schwerlich die Gelegenheit haben entgehen lassen, die Sachen als gute Beute zu behalten oder mindestens für sie ein reichliches Lösegeld zu erheben.

Ohne weiteren Zwischenfall verliefen die nächsten Stunden, die Sterne begannen zu verblassen, aus Fuping und den umliegenden Gebirgsdörfern verkündete das Krähen der Hähne den nahenden Tag,



Ein improvisierter Pferdestall.

nun noch einen Schluck schnell bereiteten Thees und dann ging es hinaus in den dämmernden Morgen. Wohl selten hat eine Reiterabteilung in einem derartigen Gelände eine solche Strecke in flotterem Tempo zurückgelegt, als wir jetzt die nächsten 15 km. Hofften wir doch, die uns gemeldeten 70 chinesischen Soldaten bei ihrer Morgentoilette abzufassen. Aber auch hier hatte der chinesische Nachrichtendienst sich gut bewährt; denn als wir nach scharfem Ritt das Gasthaus erreichten, in dem sie sich gütlich gethan und genächtigt hatten, fanden wir nur noch die unzweideutigen Spuren ihres Daseins und eines anscheinend sehr beschleunigten Aufbruchs. Sie selbst aber waren fort ins Gebirge und dorthin konnten wir ihnen leider nicht folgen.



Tornister, und trägt in der Rechten eine lange Waffe. In der Dunkelheit vermag ich es nicht zu erkennen, ob es Gewehre, oder die bekannten Boxerlanzen sind, und ob die Leute die rote Boxeruniform oder die Abzeichen der Kaiserlichen Truppen auf Brust und Rücken tragen. Ganz dicht kommen sie an mir vorüber, fast streifen sie mich mit dem Arm, und der widerwärtige Chinesengeruch belästigt auf das empfindlichste mein Geruchsorgan, aber der Schatten der Mauer und der Thorpfosten verdecken mich so, daß keiner von den Leuten mich sieht.

Die ganze Sache verläuft programmmäßig, aber — in dem Augenblick, wo der letzte Mann der Kolonne in das Thor eintreten will, hälts der Posten auf der Mauer nicht mehr aus. Mit dem Freudenruf: „Jetzt haben wir sie", springt er empor — einen Augenblick zu früh, denn noch haben die Leute die Stelle nicht erreicht, wo die Wache im Hinterhalt liegt. — Das plötzliche Erscheinen des Postens auf der Mauer wirkt wie ein niederfahrender Blitz auf die Chinesen. Einen Augenblick stehen sie wie gelähmt; aber auch nur einen Augenblick. Dann ertönt ein kurzes, scharfes Kommando, und mit einem Ruck fliegen die Tornister und Waffen zur Erde und mit einer unglaublichen Geschwindigkeit sausen die Kerls über die, den Weg nach der anderen Seite begrenzende Mauer hinweg, und sind in demselben Augenblick in den tiefen, schwarzen Furchen des angrenzenden Feldes verschwunden. Eine Verfolgung würde zwecklos sein, vielleicht sogar die doch sicher im Anmarsche befindliche Hauptabteilung vorzeitig alarmieren, während sie uns so möglicherweise doch noch ahnungslos in wirksamen Schußbereich kommt.

Wir warten also lautlos die weitere Entwickelung der Dinge ab. Aber Minute um Minute vergeht und kein neuer Gegner zeigt sich. Die ersten Flüchtlinge müssen schon die Stadt erreicht, und ihre Kameraden gewarnt haben. Wir geben deshalb auch die Hoffnung auf, diese zu überraschen, und wir machen uns an die Untersuchung der vom Feinde abgeworfenen Tornister und Waffen. Erstere enthalten Seide und Leinewand, und die Waffen entpuppen sich als eisenbeschlagene, starke Bergstöcke, die wohl als Waffen dienen können, sicher aber nicht für diesen Zweck in erster Linie bestimmt sind.

Nun wird uns auch der Zusammenhang der Dinge klar. Irgend ein unternehmender Großhändler in Fuping hat unser Vorgehen gegen die im Anmarsch befindlichen chinesischen Soldaten benutzen wollen, um einen Warentransport sicher an diesen vorbei durch das Gebirge zu schaffen. Daß wir nicht bei Nacht dasselbe ganz überschreiten würden,

vergingen ja rasch mit den erforderlichen Vorbereitungen und Anordnungen für die Nacht. Dann kam ein kurzer, zweistündiger Schlaf auf dem doch nur sehr primitiven Lager, und erst die nächsten beiden Stunden boten die nötige Muße zum Nachdenken.

Ein merkwürdiges Leben und Treiben war rings um uns her im Gange. Aus dem nahe vor uns gelegenen Fuping ertönen fortwährend laute, gellende, eigentümliche Rufe, die bald von dieser bald von jener der uns in weitem Kreise umgebenden Felsspitzen erwidert werden. Unausgesetzt huschen Laternen am Rande der Stadt entlang, die Felsen hinauf und hinunter. Deutlich erkennbar wird durch Schwenken von Laternen über unsere Köpfe hinweg von einer Felsspitze zur andern signalisiert. Plötzlich steigt von einem Bergrücken im Osten eine Rackete auf, nach kurzer Zeit erhebt sich eine solche zweifellos als Antwort von einer Höhe fern im Westen. Gelten alle diese Rufe und Signale uns? Sind sie verabredete Zeichen der Gegner, die wir erwarten, und was mögen sie bedeuten?

Da plötzlich ruft der eine der beiden die Straße nach Fuping beobachtenden Posten: „Herr . . . ., eine geschlossene Abteilung im Anmarsch."

Richtig, von der Stadt her nähert sich eine dunkle Reihe von Menschen. Lautlos waten sie durch den vor uns liegenden Fluß und kommen auf unser Gehöft los. „Gewiß die feindliche Spitze," flüstert mir der Posten zu, und ich kann ihm nur beistimmen. Geben wir jetzt Feuer, fallen wahrscheinlich zwei von den Kerls, aber die ihnen sicher auf einige hundert Meter folgende Hauptabteilung ist gewarnt. Wir müssen also die Spitze womöglich ohne Schuß gefangen nehmen. Rasch flüstre ich dem Doppelposten meine Befehle zu: „Ein Mann bleibt mit fertiggemachtem Karabiner liegen, der andere schiebt sich rasch zurück und alarmiert die Wache. Ich selbst öffne leise die, unsere Barrikade sperrende Gitterthür und stelle mich mit gezogenem Säbel hinter dieselbe. Sobald der letzte Mann der Kolonne die Thür passiert hat, fliegt sie zu, und während sich die Wache von vorn auf die Leute wirft, ist ihnen der Rücken durch mich verlegt.

Langsam kommt indes die feindliche Abteilung näher. Vorsichtig späht der einige Schritte vorangeheede Führer nach allen Seiten aus. Unsere improvisierte Baracke scheint sein Mißtrauen wachzurufen, aber im Dunkeln wird er sich augenscheinlich über die Sache nicht ganz klar, denn er setzt seinen Weg fort, und die Seinigen folgen. Es sind im ganzen zwölf Mann; jeder, mit Ausnahme des Führers, hat einen

die Nacht. Wir brauchten übrigens nicht weit zu marschieren. Schon nach etwa 1/2stündigem Marsche erreichten wir ein einsam an der Straße liegendes, größtenteils mit Mauern umgebenes festes Gehöft, das nicht zu eng von den Bergen eingeschlossen war, und uns nach allen Seiten freies Schußfeld und allenfalls auch die notwendige Bewegungsfreiheit bot. In diesem Gehöft wollten wir bis Tagesanbruch bleiben, da ein Marsch bei Nacht durch die Gebirgspässe für Reiter ausgeschlossen ist.

Unsere Absicht war, die angeblich auf unserer Rückzugsstraße im Anrücken begriffenen chinesischen Soldaten, wenn sie — uns noch in Fuping wähnend — sich unserem Gehöft näherten, zu überfallen, oder wenn sie nicht kamen, statt dessen aber die 500 Mann vom Antsuling-Paß her in Fuping einrückten, raubten und plünderten, diesen im Morgengrauen einen Besuch abzustatten, und sie unsanft aus ihren Träumen zu erwecken.

Kamen beide Abteilungen ziemlich gleichzeitig auf uns los, dann blieb uns ja zunächst freilich nur die Verteidigung unserer „ferme“, und bei Tagesanbruch ein gewaltsamer Durchbruch in der Richtung auf Wang-khai-chen zu unserem Bataillon. Wer dabei das Unglück hatte, daß sein Pferd unter ihm erschossen wurde, oder sonst zu Fall kam, war dann freilich ein verlorener Mann, und was das chinesischen Soldaten gegenüber heißt, ist genugsam bekannt. Doch, daran zu denken, war vorläufig keine Zeit. Es galt zunächst, die erforderlichen Vorkehrungen für die Nacht zu treffen.

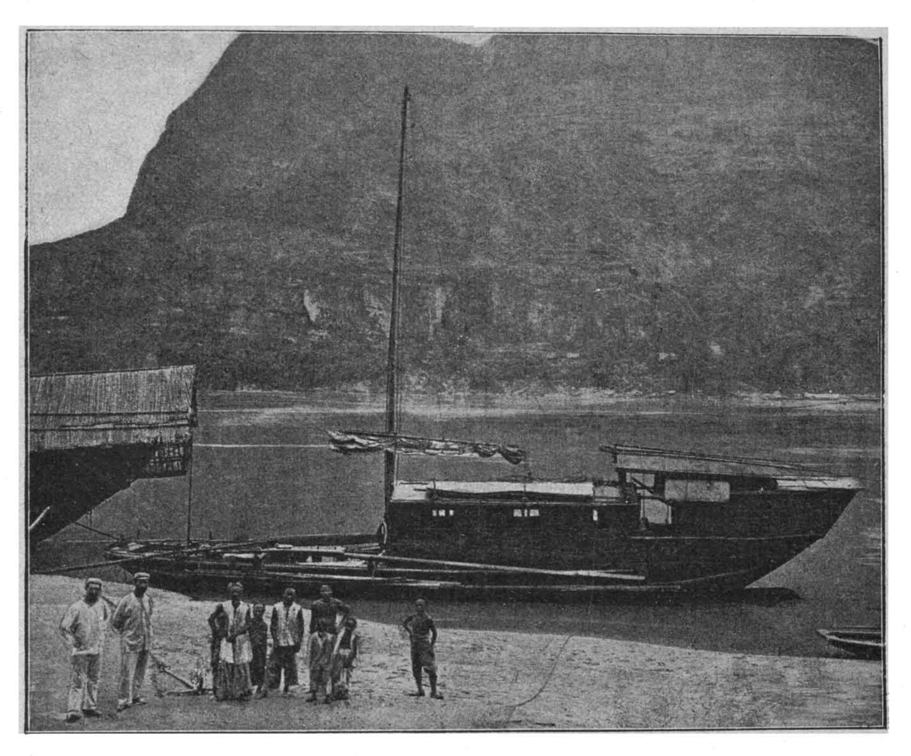
Die Pferde wurden sämtlich in den Hof unserer Ferme gezogen, wo sie die Nacht über gesattelt und gezäumt, notdürftig eingestreut, stehen mußten.

Die Eingänge zu unserem Gehöft wurden leicht verbarrikadiert, um ein einfaches Ueberrennen seitens der Chinesen unmöglich zu machen, und die Verteidigung und der Wachtdienst wurden geregelt. Bei unserer geringen Zahl mußten Offiziere und Mannschaften hierbei in gleicher Weise mitwirken, damit ein entsprechend größerer Teil der Leute wenigstens etwas ruhen konnte.

Wer nicht Posten stand, oder Pferde halten mußte, durfte sich in der gemeinsamen Wachtstube auf die schnell hergestellte Kauleang-Streu werfen, wo die meisten sehr rasch in den Schlaf des Gerechten fielen, während einzelne es vorzogen, bei einer Pfeife Tabak plaudernd die Nacht zu durchwachen.

Mich selbst traf die Reihe, die Wache zu übernehmen, für die Zeit von 9 – 11, 1—3 und 5 bis zum Aufbruch. Die ersten Stunden

am Hange des Gebirges liegt. Er ist mit einer alten, vollständig im Verfall befindlichen Mauer umgeben und macht einen sehr armseligen Eindruck. Da aber dieser Stadtteil isoliert liegt und sich sonach besser zur Verteidigung für den Fall eines feindlichen Angriffes eignete, wählten wir ihn zu unserer Unterkunft, und richteten uns in einem großen, mit hoher Mauer umgebenen Tempelkomplex ein.



Chinesische Dschunke in deutschem Dienst.

Während wir uns aber noch an den von der Stadt gelieferten Lebensmitteln gütlich thaten und uns unseres Nachtlagers — Decken hatte uns die Stadt gleichfalls in ausreichender Zahl liefern müssen — freuten, brachte uns der Oberbürgermeister die Nachricht, daß sich plündernde chinesische Soldaten in der Nähe befänden und in der kommenden Nacht von zwei Seiten die Stadt angreifen und ausrauben wollten.

Mit dem ersehnten Schlaf war es nun vorbei; lautlos wurden unsere Reiter alarmiert, die Pferde gesattelt, und dann ging es zu Fuß, die Pferde am Zügel, die Karabiner schußbereit im Arm, hinaus in

nun im Gebirge aufhielten. Die armen Wichte schwebten also sozusagen zwischen Himmel und Erde. In Petschili duldeten wir sie nicht, konnten wir sie füglich auch nicht dulden, und nach der Nachbarprovinz wurden sie von deren Kriegern nicht hineingelassen. Sold erhalten sie natürlich nicht und so leben sie von der Brandschatzung der eigenen Landeseinwohner, wenn sie nicht bei diesen als Arbeiter ein Unterkommen finden.

Die Nachrichten, die wir in Wang-khai-chen über die Beschaffenheit des Weges nach Fu-Ping erhielten, lauteten recht übel. Allgemein behaupteten die Leute, es sei ganz unmöglich, auf diesem Wege die Karren mitzunehmen. Man könne Lasten — also auch Gepäck — hier nur auf Tragtieren fortschaffen und auch für Fußgänger sei der Weg äußerst beschwerlich. Chinesische Soldaten sollten überdies in Fu-Ping schon seit langer Zeit nicht mehr sein. Da unsere Infanterie durch den so beschwerlichen Marsch und das fortwährende Waten im Wasser überdies sehr angestrengt war, beschloß unser Führer, mit der Infanterie zunächst nicht weiter zu marschiren, sondern dieselbe Streifzüge in die nähere Umgebung Wang-khai-chens auszuführen und gegen Fu-Ping nur durch die Kavallerie aufklären zu lassen.

Letzterer schloß ich mich an. Am frühen Morgen des 20. November setzte sich unsere kleine Schaar — 5 Offiziere, 40 Reiter — in frohester Stimmung in Bewegung. Es war ein prächtiger Morgen.

Die Berichte der Chinesen über die Benutzbarkeit des Weges für Fahrzeug erwiesen sich als richtig. Schon nach kurzem Ritt wurde der Pfad so eng und so steil, daß wir nur zu Einem mühsam hinauf- und hinabklettern konnten. Viertel- und halbe Stunden lang war mitunter der Weg nur so breit, daß man mit dem Pferde gerade hindurchkommen konnte, ohne sich die Füße an den ihn einengenden Felsen zu quetschen.

Und dazu türmten sich diese in des Wortes vollster Bedeutung in senkrechtem Aufstieg bis zur Höhe von 2 und 300 m auf. Wenn hier auch nur 10 entschlossene Männer diese Höhen besetzt hielten, und von oben herab auf uns schossen oder Steine herabwälzten! Aber solche Männer gab es hier nicht, und völlig unbehelligt erreichten wir am Nachmittage Fu-Ping.

Die Stadt entsprach nicht unseren Erwartungen: sie ist nur ein kleines unbedeutendes Städtchen und besteht aus zwei Teilen. Der größere und wohlhabendere, der anscheinend fast ausschließlich von Kaufleuten bewohnt ist, liegt unmittelbar am linken Ufer des Sha-ho, während der kleinere, der das Regierungsgebäude enthält, etwas abseits

und wieder mußte ich an den Burenkrieg denken. Wenn plötzlich von den Höhen herab ein heftiges Infanteriefeuer eröffnet wurde, jetzt, wo wir in dem etwa 300 m breiten, keinerlei Deckung bietenden Flußthal dahin zogen! Es wäre für uns eine ungemein mißliche Lage gewesen, und es würde viel Blut gekostet haben, bevor wir den Gegner von den Felsen vertrieben hätten.

Nach wenig hundert Metern macht der Sha-ho eine scharfe Biegung nach Norden, und als wir um die sie veranlassende mächtige Felswand bogen, da lag ein großer Ort, mit wohl an 40—50 Hochöfen, die sämtlich gewaltige Dampfwolken zum Himmel emporsandten. Sie stellten sich bei näherer Besichtigung als ausschließlich für die Chamottefabrikation bestimmt heraus. Diese spielt in China eine große Rolle, denn die meisten Tempel, die Yamen und die Häuser sind mit Dachsteinen aus Chamotte gedeckt und mit Tierfiguren und Drachen aus dem gleichen Material geschmückt. Außerdem besitzt fast jedes Haus in Stadt und Land mindestens ein bis zwei, oft aber ein Dutzend großer Chamotte-Bottiche von $^1/_2$—1 m Höhe und $^1/_2$ m Durchmesser. Diese Töpfe dienen den verschiedensten Zwecken: zum Aufbewahren von Wasser, Getreide und Mehl, als Aquarien, sowie als Töpfe für Blumen und ganze Bäume. Wir benutzen sie mit Vorliebe als Badewanne, wozu sie sich faute de mieux ganz vortrefflich eignen.

Leider gestattete unsere Zeit nicht, uns den Ort mit seiner interessanten Fabrikation näher anzusehen. Jedenfalls berührte es ganz eigen, hier mitten im wildesten Hochgebirge, fern von jeder Zivilisation einen solch großen Fabrikbetrieb anzutreffen. Einige Kilometer weiter westlich erreichten wir unser heutiges Marschziel, ein nettes Städtchen, wenn ich nicht irre, hieß es Wang-khai-chen. Hier kam es noch zu einem kleinen Zwischenfall.

Unsere durch den Ort durchtrabende Kavalleriespitze stieß am jenseitigen Ausgange überraschend auf eine Anzahl bewaffneter chinesischer Reiter, die beim Erscheinen der Unseren sofort die Flucht ergriffen. Bei der Verfolgung gelang es unseren Reitern, zwei der Chinesen zu greifen und gefangen zu nehmen, während die anderen entkamen. Die Gefangenen waren auf vortrefflichen Maultieren beritten, mit modernen Gewehren und Säbeln bewaffnet und machten keinen üblen Eindruck. Sie gaben an, zur Leibwache des in Paotingfu hingerichteten Feng-Tai zu gehören und behaupteten, daß ihre Truppe versucht habe, sich vor uns in die Provinz Schansi zurückzuziehen, daß ihr aber der Eintritt in diese von den Schansi-Truppen verwehrt worden sei und daß diese sich

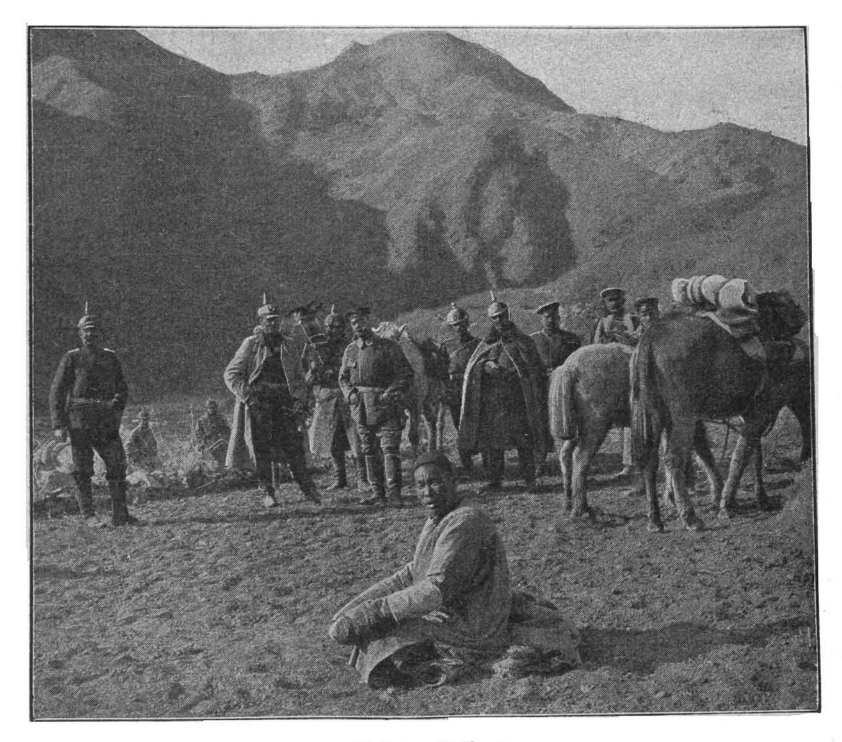
Mauer. Er ist ein Strom von mächtiger Breite, der sich etwa 60 km südlich Paotingfu mit den weiter südlich fließenden Flüssen Sha-ho und Tu-ho vereinigt, mit denen zusammen er den Chu-lung-ho bildet, einen rechten Nebenfluß des Hun-ho, der bei Tientsin in den Peiho mündet. Da nirgends der Versuch gemacht ist, ihn zu überbrücken, so waren wir gezwungen, ihn auf einer Furt zu durchqueren, obschon das Wasser stellenweise nahezu 1 m tief war. Für alle Reiter war das nicht schlimm, denn selbst die nur auf Ponies Berittenen kamen trockenen Fußes hindurch, wenn sie es verstanden, die Knie genug in die Höhe zu ziehen. Schlimmer ging es schon mit unserem Gepäck in den chinesischen Karren, denn deren Boden wurde unbarmherzig unter Wasser gesetzt. Am schlimmsten aber war es für unsere brave Infanterie, denn wenn wir auch köstlichen Sonnenschein hatten, so lebten wir immerhin im November, und das Wasser war schon recht kühl. Aber „dat helpte nu nix", sie mußte durch, und nachdem sie Stiefel und Strümpfe ausgezogen und des „Beines Kleid" anmutig geschützt hatte, kam sie auch glatt durch. Ihr sollte das Vergnügen, im Wasser zu waten, während der nächsten Tage noch recht reichlich zuteil werden. Trotzdem aber erkrankte, wie ich gleich bemerken möchte, keiner von unseren Leuten infolge dieser wässerigen Landpartie.

Am 19. Vormittags hatten wir eine kleine aber sehr steile Gebirgskette zu überschreiten, die sich von West nach Ost erstreckend, hier als gewaltiger Querriegel den Raum zwischen den Thälern des Khon-hu und des weiter südlich ziemlich parallel mit ihm fließenden Sha-ho sperrt. Wir waren noch nicht weit in diese Gebirgskette eingedrungen, als unsere vorausgesandten Offizierspatrouillen meldeten, die Wegeverhältnisse seien derartig, daß ein Fortkommen für unsere Geschütze und vierräderigen Wagen ausgeschlossen sei. Wohl oder übel mußten wir uns entschließen, diese und alle nur irgendwie entbehrlichen sonstigen Gegenstände unter dem Schutze einer Kompagnie im nächsten Orte (dem Dorfe Ja-ho) zurückzulassen und nur das Notwendigste auf den zweiräderigen Karren mitzuführen.

Nach verhältnismäßig kurzem Marsche hatten wir jenen Gebirgsriegel überschritten und stiegen nun zum Flußbette des von mir schon erwähnten Sha-ho hinab. Der Sha-ho entspringt auf dem Wuthai-Gebirge etwa 18 km südlich des Khon-hu, an der Stelle, wo die große chinesische Außenmauer mit der Innenmauer zusammenstößt. Wir marschierten jetzt ununterbrochen zwischen den gewaltigen Felswänden der südöstlichen Ausläufer des Ta-mon-Shan-Gebirges hin. Wieder

führenden Straßen ließ auch deutlich erkennen, daß hier vor kurzem große Herden von Ein- und Zweihufern getrieben waren, auch wimmelte es auf den fernen Berghängen von Vieh aller Art.

Am Nachmittag des 17. bezogen wir Quartiere in Thanghsien, einem netten, reizend gelegenen Städtchen, das mich lebhaft an die kleinen Landstädte Schlesiens und Hessens erinnerte. Seine Bevölkerung scheint hauptsächlich aus wohlhabenden Ackerbürgern zu bestehen, wie

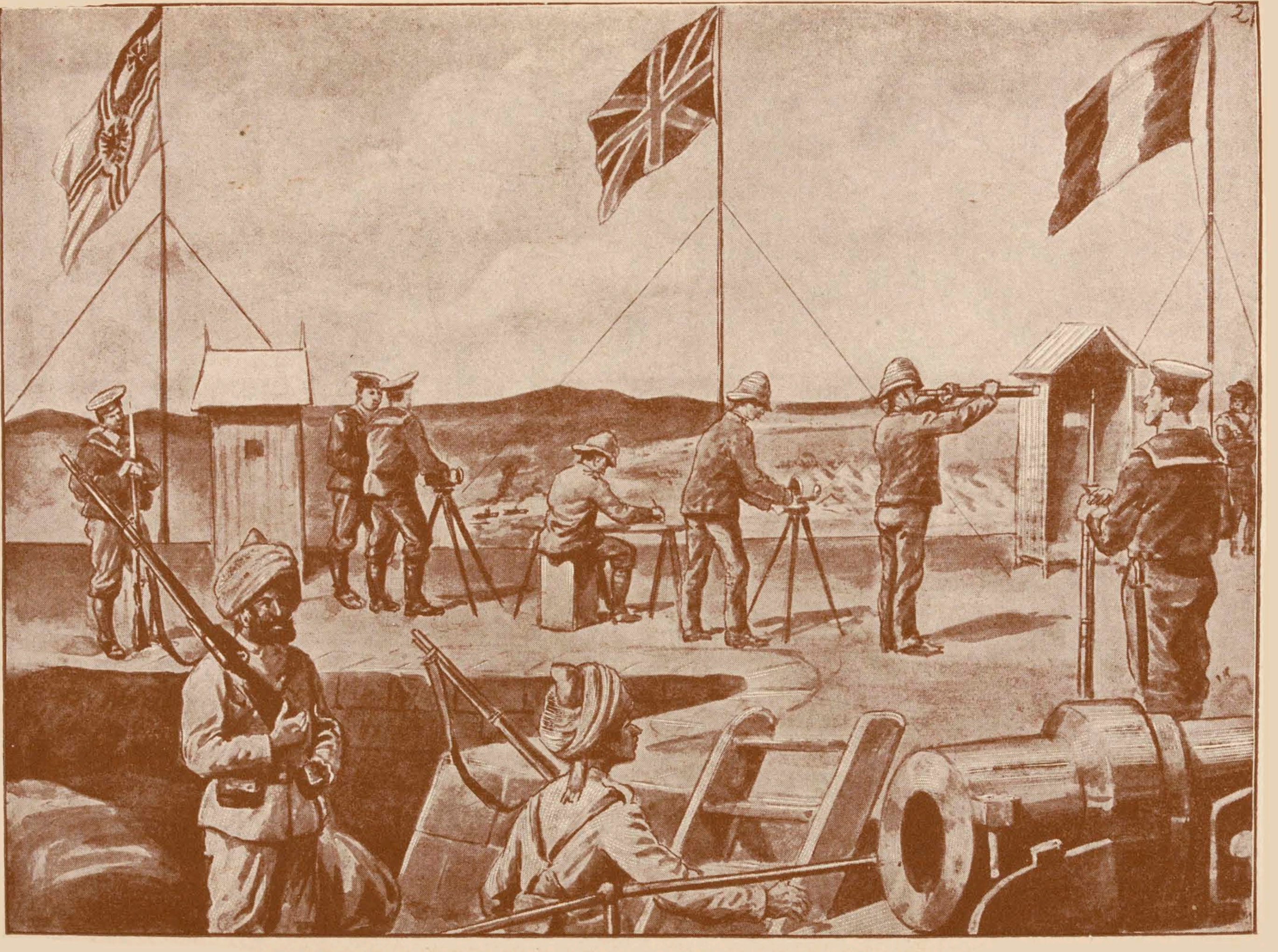


Rast im Gebirge.

die große Zahl ungemein ordentlich gehaltener, einen sehr wohlhabenden Eindruck machender landwirtschaftlicher Höfe mit ihren großen Getreide- und Futter-Vorräten erkennen ließ. Hier stieß unsere Infanterie zu uns, und mit ihr vereint setzten wir am nächsten Tage, dem 18. November, unsern Marsch in südwestlicher Richtung fort.

Am Nachmittage erreichten wir das breite Thal des Khon-hu, der unseren Weg in unliebsamer Weise kreuzte. Der Khon-hu entspringt auf dem Heng-Schan-Gebirge in der Provinz Schan-si und durchschneidet etwa 100 km nordwestlich Paotingfu die große chinesische





Flaggen und Heliographen der Mächte in Schanhaikwan.

Aufmerksamkeit beobachteten, und dabei in einer Weise husteten, spuckten und sich räusperten, daß man das Gefühl hatte, man sei in einer Klinik für Brustkranke. Zum Ueberfluß fühlte sich mein Freund verpflichtet, mir noch besondere Aufmerksamkeiten dadurch zu erweisen, daß er fortwährend Eier und Kastanien mit seinen eigenen Fingern aus ihrer Schale pellte und mir vorlegte. Zwar waren diese anscheinend ganz sauber, aber — ich liebe so etwas selbst in der Heimat von zarter Hand nicht. Doch, das ist Gewohnheitssache und nach meinen Erlebnissen in China wird es mir dereinst vielleicht ganz gut behagen.



Ein Diner auf dem Marsche.

Am nächsten Tage, dem 17. November, setzten wir bei herrlichem Wetter und guten Wegen unsern Marsch fort. Die Gegend glich im ganzen der gestern durchschrittenen, nur mehrte sich die Zahl der dem Gebirge vorliegenden Bergkegel, an deren Fuß wir entlang zogen. Je mehr man sich dem Gebirge nähert, desto mehr gewinnt es den Anschein, als träte in der Landwirtschaft die Viehzucht in den Vordergrund. Zwar waren bei unserem Einrücken meist nur wenige Haupt Rindvieh, Schafe, Ziegen, und fast gar keine Maultiere vorhanden, aber in den Gehöften mehrten sich die Stallungen, die groß und luftig angelegt, mit vielen Reihen breiter, cementierter Krippen versehen waren. Eine genaue Untersuchung der aus den Dörfern nach dem Gebirge

die Anordnungen für den Fall eines feindlichen Angriffes getroffen hatten, setzten wir uns in unserem sauberen, netten Yamen zu Tisch, um uns den mittlerweile von unseren Burschen in Reis gekochten Manöveradler und ein eigens mitgeführtes Fläschchen Bier schmecken zu lassen. Da ertönt draußen der uns schon bekannte Schlag von Chinesen-Trommeln, untermischt mit den quiekenden Tönen eines Dudelsacks, und im nächsten Augenblick ergießt sich in unser Zimmer ein Strom Körbe tragender Chinesen, die sans façon unsere schlichte Abendmahlzeit vom Tische räumen, und statt dessen etwa 30 mit Speisen aller Art gefüllte Fayence-Schüsseln vor uns aufbauen. Ehe wir uns noch über die Situation recht klar geworden sind, erscheint wieder unter endlosen Verbeugungen, unausgesetzt freundlich grinsend, mein Mandarin, der sich „die Ehre giebt", uns zum Diner einzuladen. „Ablehnen" ging anstandshalber nicht, und so heißt es denn: „immer ran an den Baß". — Wir hatten schon viel Schauerliches über chinesische Diners gelesen, und deshalb einen horror, aber ich muß sagen, daß die Sache nicht so schlimm war. Jedenfalls fehlten bei seinem Diner die vielberühmten Haifischflossen in Aspic, verfaulten Eier in Gelee und Regenwürmer à l'huile (letztere habe ich übrigens auch später nie vor Augen bekommen, und die Haifischflossen und sogen. verfaulten Eier sind so übel nicht). Das Diner bestand hauptsächlich aus in kleine Stücke geschnittenem Hühnerfleisch in Reis, Entenbraten, geschmortem Hammel- und Schweinefleisch, Geflügelleber, einer Art Bohnensalat, süßen Kartoffeln, harten Eiern in der Schale, gerösteten Maronen, Birnen, chinesischem Brot und etlichen anderen Gerichten, auch fehlte diesen das uns nach unserem Geschmack nötige Salz, und die Mehrzahl hatte einen uns allen unangenehmen Beigeschmack, dessen Ursprung ich nicht ergründen konnte und auch nicht zu spezifizieren vermag. Wir hier draußen charakterisieren ihn durch die Bezeichnung: „Es schmeckt nach Chinesen." Einzelne Gerichte, wie das Huhn, der Entenbraten und das geschmorte Schweinefleisch waren selbst für europäischen Geschmack nicht übel, und die Geflügelleber in Art einer Pastete war sogar eine wirkliche Delikatesse.

Die Zumutung, mit dem bekannten Eßstäbchen zu essen, wurde uns nicht gemacht, sondern wir erhielten je eine kleine zweizinkige Gabel; auch machte unausgesetzt ein Lappen die Runde um den Tisch, an dem wir uns Mund und Finger abwischen durften. Das Ganze wäre also so übel nicht gewesen, wenn uns nicht ein dichter Kreis von Chinesen umstanden hätte, die jede unserer Bewegungen mit gespanntester

Westen über das Gebirge nach der Provinz Schansi führen. Die Stadt sollte deshalb ein wichtiger Stapelplatz für den Handel zwischen Petschili und Schansi sein, und endlich sollte sich dorthin ein Teil der vor uns geflohenen chinesischen Truppen zurückgezogen haben. Um diese zu zersprengen und über die Grenze Petschilis zurückzutreiben, gleichzeitig aber auch, um die übrigen Angaben festzustellen, besonders aber auch, um die Gangbarkeit der erwähnten Straßen festzustellen, die für eine später etwa nötig werdende Offensive nach Schansi hinein von Bedeutung werden könnte, wurde ein Detachement aller Waffen von Paotingfu auf Fuping in Marsch gesetzt. Es bestand aus einem Bataillon Infanterie, etwa einer halben Reiter-Eskadron und einem Zuge Feldhaubitzen nebst der erforderlichen Bagage.

Um die Anforderungen an die Marschleistungen der Infanterie möglichst zu verringern, wurde die Infanterie mittels der in französischem Besitz befindlichen, von Paotingfu in südwestlicher Richtung führenden Eisenbahn bis zur Station Fuping befördert, während die Artillerie und die Bagage unter Bedeckung der Reiter den ganzen Weg mittels Fußmarsches zurücklegen sollten. Diesen letzteren Truppen schloß ich mich an.*) — Am 16. November, einem herrlichen Tage, der den schönsten Septembertagen unserer Heimat nichts nachgab, rückten wir von Paotingfu ab. Der Weg führte wieder durch eine wohl angebaute, fruchtbare Gegend mit wohlhabenden gut gebauten Dörfern. In wunderbarer Klarheit lag das gewaltige Gebirge vor uns, und schon nach einigen Stunden erreichten wir den Fuß seiner östlichen Ausläufer, wunderlich geformte, 3—400 m hohe Felskegel, die ohne jeden Uebergang sich schroff unmittelbar aus der Ebene erheben.

Am Nachmittage erreichten wir das kleine Städtchen Wanhsien und wurden am Stadtthore vom Kreismandarin (zu deutsch: Landrat) nebst den Notabilitäten der Stadt feierlich empfangen. Der Herr Mandarin entpuppte sich bald als ein alter Bekannter von mir. Er war bis vor kurzem noch bei der Regierung von Paotingfu beschäftigt gewesen (vermutlich als Assessor), und hatte dann das freigewordene Landratsamt in Wanshien erhalten. In Paotingfu hatte ich mit ihm dienstlich zu thun gehabt, und da ich ihn freundlich behandelt hatte, war seine Freude bei meinem Anblick ganz unbändig. Dies sollte zu einer kleinen Ueberraschung für uns führen.

Nachdem wir unsere Truppen in dem freundlichen, kleinen Städtchen untergebracht, ihre Verpflegung und den Wachtdienst geregelt, sowie

*) So schreibt Baron Binder an die Kreuz-Zeitung.

uns im Anfange, wo wir noch keinen geregelten Nachschub hatten, doch recht willkommen, und freudig zahlte man $1^1/_2$ Dollars für eine Flasche Bier, die man zu Hause für 20 Pf. erhält.

Die Einrichtung dieses Nachschubes war für unsere Intendantur kein leichtes Stück Arbeit. Eisenbahnverbindung existiert nicht zwischen Tientsin und Paotingfu; die Eisenbahn Paotingfu—Peking war total zerstört, der Nachschub auf dem Landwege bei der großen Entfernung und dem natürlichen Mangel eines ausreichenden Fuhrparks fast ausgeschlossen. Es blieb also nur der Nachschub zu Wasser auf den, Paotingfu mit Tientsin verbindenden schmalen, flachen Kanälen.

Schon lange vor unserem Abmarsch von Tientsin hatte unser Korpskommando diese Eventualität ins Auge gefaßt und im weiten Umkreise alle nur auffindbaren Dschunken mit Beschlag belegen und nach Tientsin führen lassen. So wurde es denn möglich, sehr schnell einen geregelten Wassertransport einzurichten, der bis Ende November, wo die Flußläufe und Kanäle einfroren, in guter und sicherer Weise funktionierte. Auf diesem Wege erhielten wir auch unsere Nachrichten aus der Heimat. Mit welcher Ungeduld erwartete man sie hier, mit welchem Jubel wurde jede Post begrüßt. Zwar waren unsere Nachrichten, wenn wir sie erhielten, nicht mehr ganz frisch, denn die Briefe brauchten von der Heimat nach Paotingfu nahezu acht Wochen, aber man war ja schon so froh, daß man überhaupt nur wieder eine Nachricht von den Seinen erhielt. Eine große Freude bereiteten uns auch die Zeitungen, die wir erhielten. Freilich, was sie über die „China-Wirren“ und den „Krieg in China“ brachten, wurde kaum von uns gelesen. Welchen Wert konnte es auch für uns haben, zu lesen, daß eine Expedition nach Paotingfu „geplant“ und wie sie wohl ausgeführt werden würde, nachdem wir schon wochenlang in Paotingfu standen? Dagegen wurde wohl überall mit großer Passion das „Vermischte“ und „Lokale“ gelesen, während ich es früher nie habe begreifen können, weshalb die Zeitungen solche unwichtigen Nachrichten brächten.

Von Paotingfu nach dem Kutschuling-Paß.

Etwa 150 km westlich von Paotingfu liegt mitten im Gebirge die Distriktsstadt erster Ordnung Fuping. Nach den Angaben der Chinesen sollte dies ein bedeutender Ort mit einer ständigen Garnison sein, worauf auch die Endsilbe seines Namens deutet, denn „ping“ heißt „Soldat“. Nach den in unserem Besitze befindlichen Karten mußte auch eine größere direkte Straße dorthin, und dann weiter nach

Die erste Abwechselung in unser Leben brachte die Veränderung der Garnison. Zunächst rückten unsere, von Peking gekommenen Truppen (je ein Bataillon des 1. und 2. Infanterieregiments, 1 Reiter-Detachement und die Marine-Feld-Batterie v. Blottnitz), die Engländer, Italiener und ein Teil der Franzosen wieder nach Peking ab, während wir mit einem Teil der Franzosen (1. Bataillon 40. Regiments, 1 Zuaven-Bataillon, 1 Kompagnie Marinetruppen, 1/2 Eskadron Chasseurs d'Afrique und 1 Batterie) zurückblieben. Ich möchte hier gleich bemerken, daß sich die Franzosen dauernd als angenehme Garnisonkameraden erwiesen, mit denen wir stets in persönlich angenehmem, kameradschaftlichem Verkehre blieben.

Bald darauf wurde die deutsche Garnison Paotingfu durch unser 4. Infanterie-Regiment, 1/2 Reiter-Eskadron, 1 Batterie, 1 Pionier-Kompagnie und 1 Telegraphen-Abteilung verstärkt, und nun herrschte im deutschen Stadtteil ein militärisches Leben und Treiben wie in einer stark belegten deutschen Garnison.

Die Offizierkorps richteten sich wie in der Heimat Kasinos ein, für die Mannschaften wurden Kantinen errichtet und es wurde exerziert und geturnt und Felddienst geübt wie in der Heimat.

Ein großes chinesisches Theater wurde in einen Kirchenraum umgewandelt, in dem allsonntäglich evangelischer und katholischer Gottesdienst abgehalten wurde.

Die Straßen selbst nahmen allmählich einen europäischen Anstrich an, insofern als sie auf Veranlassung der europäischen Polizei regelmäßig gekehrt, gesprengt und abends beleuchtet werden mußten. Freilich Pflaster und Trottoir konnte auch sie ihnen nicht anzaubern und in der Regenperiode werden sie doch wohl mehr Sümpfen als städtischen Straßen gleichen. Alle Straßen wurden offiziell getauft, mit Namensschildern und Wegweisern zu den verschiedenen Truppenteilen versehen. Auch hierbei machte sich das Heimatsgefühl intensiv geltend, denn je nach der Landmannschaft des betreffenden Truppenteils findet man eine Württemberger-, Stuttgarter- und Ulrichstraße, eine Wilhelm-, Mainzer-, Posener-, Königsberger-, Baiern- oder Berliner Straße u. s. w.

Zahlreiche Privatkantinen haben sich aufgethan, in denen man für schweres Geld die verschiedensten europäischen Waren bekommen kann. Meist sind diese Kantinen im Besitze von Amerikanern und Italienern von oft recht zweifelhaftem Aussehen. Wo sie ihre Waren herbekommen, weiß niemand, und deren wunderliche, regellose Zusammensetzung giebt zu mancher Vermutung Anlaß. Aber sie waren

mittelbare Umgebung der Stadt macht — wennschon ganz eben — durch ihre ziemlich wohlhabenden, freundlichen Ortschaften einen ganz netten Eindruck. Außerdem war man ja nicht wie in der Heimat auf die Wege angewiesen, denn die Sorge vor etwaigem „Flurschaden" fiel hier fort.

Für Jäger bietet sich hier reichliche Gelegenheit zur Ausübung dieses Sports. Hasen giebt es zwar auch hier nur wenig, dafür aber wilde Enten, Gänse, Trappen und Raubvögel in großen Mengen. Die Hasen gleichen den unserigen vollständig, sind aber erheblich kleiner. Dagegen sind die Wildenten und -Gänse größer als bei uns und stehen bezüglich ihres Geschmackes ihren zahmen Stammesgenossen in unserer Heimat in keiner Weise nach. Ein sehr stattlicher Vogel ist die hiesige Trappe. Sie ist größer und hübscher gezeichnet als bei uns, und ist namentlich im Süden der Stadt sehr zahlreich vorhanden. Ich habe Völker bis zu 30 Stück gezählt. Aber auch hier ist dieser Vogel so scheu und schlau, wie in der Heimat. Hat man kein Gewehr bei sich, kann man sich ihm bis auf 60 Schritt nähern, mit einem solchen kommt man offen nie näher als auf höchstens 100 m heran. Ungemein zahlreich ist auch das gefiederte Raubzeug. Man sieht außer kleineren Falken und Habichten mächtige Eulen, Bussarde, Adler und Geier. Aus dem nahen Gebirge kommen auch gelegentlich Uhus in die Ebenen herab und einer unserer Herren erlegte ein Exemplar davon, so stattlich, wie ich noch nie ein ähnliches gesehen habe.

Nahezu eine Plage sind die ungeheuren Krähenschwärme Paotingfus, die auf Mauer-Aufsätzen und den hohen Tempeldächern nisten. Wenn sie sich bei Tagesanbruch von ihren Horsten erheben und Abends zu ihnen zurückkehren, halten sie immer erst ein großes Massenexerzieren über der Stadt ab und vollführen dabei einen Lärm, daß einem buchstäblich die Ohren davon gellen. Die hiesigen Krähen gleichen unserer schwarzen, sind nur etwas größer. Auffallenderweise haben viele von ihnen einen etwa zwei Finger breiten weißen Halsring, einige auch eine weiße Brust. Es scheint sich aber hierbei nicht um eine besondere Spezies zu handeln, denn schwarze und bunte hausen vollständig bei einander. Ich habe diese weißbunten Krähen bisher nur in Paotingfu gesehen. Neben den Krähen sind — wennschon in geringerer Zahl — auch Raben und Dohlen vorhanden, bei denen ich keinen Unterschied von den unserigen entdecken konnte. Auch die Elster ist in großen Mengen vorhanden und derselbe freche Wicht wie bei uns zu Hause.

etwa 200 fensterlose Zellen befinden, die Licht und Luft nur durch die Eingangsthür von der Gasse her erhalten. In jeder dieser Zellen haust eine Witwe mit dem, was sie an kleinen Kindern hat. Diese Gasse ist an dem einen Ende durch eine hohe Mauer, an dem anderen durch ein schweres Holzthor verschlossen, in dessen Mitte sich eine viereckige, durch eine Klappe von außen verschlossene Öffnung befindet.

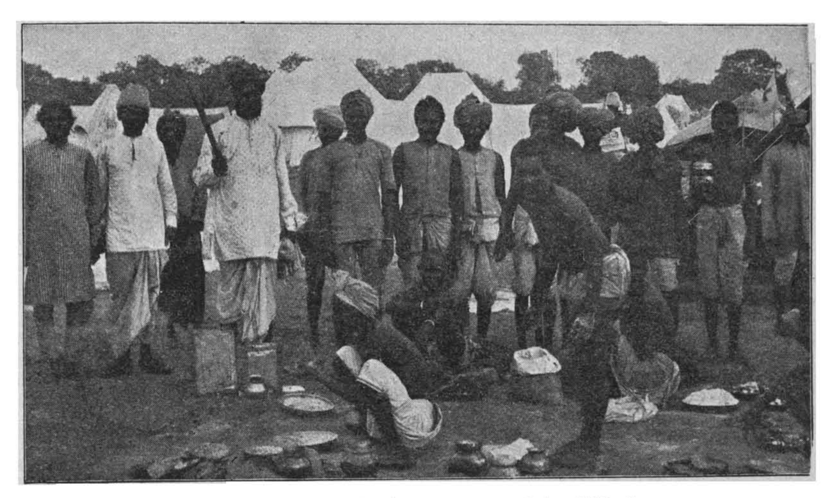
Für all diese Witwen wird in einer vor dem Thor befindlichen Küche gemeinsam gekocht, und das fertige Essen durch die erwähnte Öffnung in die Gasse hineingereicht. Wer dort die weitere Verteilung übernimmt, weiß ich nicht, vermute aber, die älteste der Damen, oder auch vielleicht die am längsten dort hausende. Auch was das für eine Art von Witwen ist, weiß ich nicht mit Sicherheit. Soweit ich aber den Dolmetscher verstanden habe, sind es Witwen, die der städtischen Armenpflege verfallen sind, und hier ihr Leben vertrauern müssen, bis es ihren Kindern möglich wird, sie in den von ihnen gegründeten Haushalt zu übernehmen. Für die Ärmsten, die beim Einziehen in dieses Witwen-Asyl oder richtiger wohl „Gefängnis“ keine Kinder hatten, bedeutet das also Gefängnis für Zeitlebens. Auch dieses Bild ist nicht schön, also weiter!

Übrigens waren die Einsassen dieses Witwen-Asyls so ziemlich das einzige „Ewig-Weibliche“, was man in Paotingfu zu sehen bekam. Hin und wieder überraschte man ja in einer Seitengasse eine sich vor ihrer Thür sonnende Dame, aber, mochte sie auch noch so alt sein, stets ergriff sie beim Anblick des Fremdlings die Flucht, so schnell es auf den kleinen Krüppelfüßen nur möglich war. Nach dem, was wir bisher gesehen, müßte man eigentlich annehmen, in China gäbe es nur alte Frauen, ließen nicht die zahlreichen Abbildungen, die man überall an den Stubenwänden und in Läden findet, darauf schließen, daß es doch auch junge nicht übel aussehende giebt, denn ein Vorbild müssen die betreffenden Maler für ihre Bilder doch gehabt haben. Ein französisch sprechender Chinese bestätigte mir denn auch, daß alles Weibliche, was unseren Herzen gefährlich werden könnte, in die Berge geflüchtet sei. Allerdings schienen, nach ihrem Verhalten zu urteilen, selbst die ältesten Damen diese Gefahr für unsere Herzen auch auf sich bezogen zu haben, sonst wären sie nicht so ängstlich bemüht gewesen, uns ihren Anblick zu entziehen. Wir müssen bei den Chinesen für sehr enflammable gelten.

Die einzige Abwechselung boten hier die Ritte in die Umgegend. Die Wege sind fast durchweg zum Reiten gut geeignet und die un-

mit dickem, kaltem groben Reis und das nötigste Trinkwasser hineingereicht wird. Wenn irgendwo, so ist hier Dantes berühmtes „Lasciate ogni speranza“ angebracht.

Gewiß verbüßen die meisten von ihnen nur die wohlverdiente Strafe für schwere Verbrechen, ob aber alle? Wer will es wissen? Wie viele Opfer schnöder Habgier, gemeiner Rachsucht und all der sonstigen niedrigen Leidenschaften ihrer Mandarinen mögen hier seit Errichtung dieser altersgrauen Mauern unschuldig in elender Weise verschmachtet sein.



Englisch-muhammedanische Truppen beim Abkochen.

„Doch, — weg mit diesen düstern Bildern,
Des Elends und des Todes Schrecken,
Wer nicht vermag das Weh zu mildern,
Soll die Erinnrung auch nicht wecken“

sagt Mirza Schaffy im Eingang seiner Kaukasus-Lieder. Und auch wir vermögen dieses Elend nicht zu mildern, denn nicht an uns ist es, die nach chinesischem Recht verurteilten Verbrecher zu befreien, und wollten wir alle uns begegnenden chinesischen kriminellen Urteile einer Revision unterziehen, wo kämen wir dann hin!

Eine letzte Sehenswürdigkeit giebt es endlich noch in Paotingfu, die aber nur wenigen zugänglich ist, und die auch ich nur kraft einer besonderen dienstlichen Stellung, die ich hier bekleidete, zu sehen bekam, das ist — das städtische Witwenasyl. Man denke sich eine lange, ganz enge Gasse, in der sich rechts und links, dicht aneinandergereiht

in den meisten Tempeln. Interessant sind auch die Theater, deren die Stadt eine große Anzahl besitzt; sie sind meist in recht hübscher Weise durch zahllose Laternen aller Art und durch europäische und amerikanische Petroleumlampen geschmückt. Das glänzendste unter ihnen ist das Theater in Li-Hung-Tschangs Palast, der jetzigen Residenz des Generals Bailloud und seines Hauptquartiers.

Eine weitere, aber fürchterliche Sehenswürdigkeit Paotingfus ist das chinesische Zuchthaus. Im Südwestviertel der Stadt erhebt sich ein wohl über 20 Fuß hohes, großes Mauerviereck aus grauen Ziegelsteinen, auf dessen oberer Krone dichtes, dorniges Gestrüpp wuchert, Zeugnis ablegend von dem hohen Alter des ganzen Baues, dessen Einförmigkeit keine Scharte, kein Fenster unterbricht. Nur an einer einzigen Stelle führt eine kleine massive, nägelbeschlagene Pforte in das Innere dieses Mauervierecks, das einen mächtigen, ebenso trostlos aussehenden Hof einschließt.

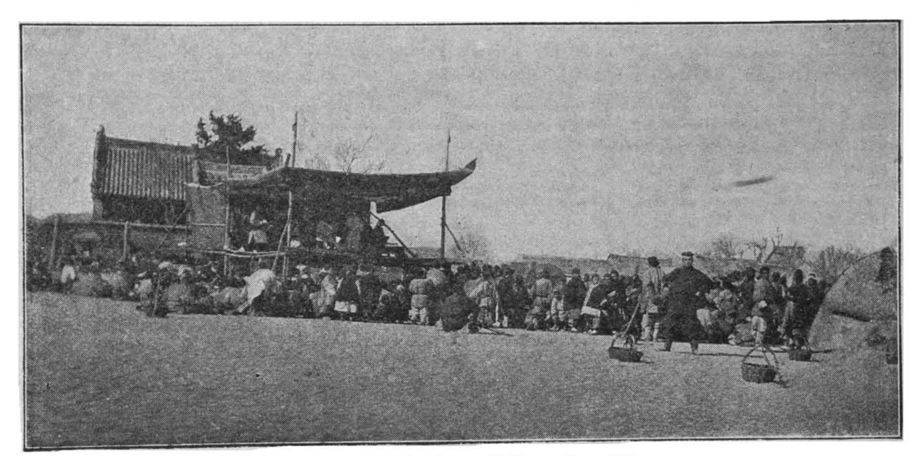
Auf ihm steht eine Anzahl niedriger, stallartiger Holzhütten, die durch Lattenverschläge in verschiedene Abteilungen geteilt und durch hölzerne Lattenthüren nach außen verschlossen sind. In diesen kleinen Abteilungen liegen und hocken eng aneinandergepfercht auf dem bloßen, mattenlosen Boden, starrend vor Schmutz die Gefangenen. Die meisten von ihnen sind mit zwei schweren kurzen Ketten gefesselt, die kreuzweise durch einen starken Eisenring je ein Handgelenk mit dem entgegengesetzten Fußgelenk verbinden. Glücklicheren oder vielleicht auch weniger schweren Verbrechern sind nur die Füße durch eine kurze, armdicke Eisenstange gefesselt. Frei bewegen dürfen sie sich alle auf den durch die Gefängnisställe — ich weiß keinen bezeichnenderen Ausdruck — freigelassenen engen Gängen, soweit man ein mühsames, ruckweises Hinschieben eine Bewegung nennen kann. Die meisten liegen den ganzen Tag stumpfsinnig auf der nackten Erde ihres Käfigs. Ihre Nahrung richtet sich nach ihren Mitteln, bez. nach dem, was Verwandte und gute Freunde dem Gefängniswärter für sie zustecken. Wer nichts hat, muß von der Gnade seiner Mitgefangenen leben. Sie alle aber sind beneidenswert im Vergleich zu den Unglücklichen, die in den, unter der Umfassungsmauer angebrachten tiefen Löchern liegen, deren einzige Öffnung nach dem Gefängnishofe durch eine schwere schmiedeeiserne Platte verschlossen wird, vor der nach außen noch eine Holzklappe angebracht ist, damit nicht etwa doch Lichtschimmer in das Kerkerloch hineindringt. Nur einmal am Tage werden beide Verschlüsse etwas gelüftet, wenn dem Gefangenen die Schale

Eiern, Früchten und dergleichen Dingen mehr. Der chinesische Dolmetscher interpretierte ihre Wünsche dahin, daß „sie kommen wegen Musik, was ist in Tempel“. Also sie wollten dem Wunsche des Generals Ghaselee größeren Nachdruck geben. — Nun, der war ja schon erfüllt, und mit den freundlichen Versicherungen (die ja freilich nur pantomimisch ausgedrückt werden konnten) wurde die Deputation entlassen. Am nächsten Tage erschien sie schon wieder mit noch reicheren Geschenken, und zwar sagte jetzt wieder der Dolmetscher: „wegen Musik, was war im Tempel.“ Also eine Dankadresse für die prompte Erfüllung ihres Wunsches. Aber am dritten Tage war sie mit noch reicheren Geschenken schon wieder da. „Weshalb nun das?“ Endlich klärte sich mit allen möglichen Zeichen und unter Zuhülfenahme verschiedener Dolmetscher die Sache dahin auf, daß die Leute im Gegensatz zu General Ghaselees Meinung die Musik gern dabehalten, und nachdem sie fortgenommen, wieder zurückhaben wollten. Es handelte sich also nicht um einen Dank für die unsererseits getroffene Anordnung, sondern um eine Bitte, sie rückgängig zu machen. — Ob ihr Beweggrund hierbei eigene musikalische Passion gewesen ist, oder die ihnen angenehmen Umgangsformen der Musiker, oder aber auch das Gefühl nunmehr unter militärischem Schutz zu stehen, habe ich nicht ergründen können. Manche Mißverständnisse derart mögen freilich eine nicht so harmonische Lösung gefunden haben. Aber im ganzen bildete sich doch sehr bald ein äußerst friedliches Einvernehmen zwischen unsern Leuten und den Chinesen heraus, und selbst der größte Philanthrop würde in dieser Hinsicht Bilder sehen, die sein Herz erfreuen müßten. An Sehenswürdigkeiten bietet Paotingfu außer dem eigenartigen Leben und Treiben in den Straßen und dem Fernblick von der Mauer nicht viel. Das hübscheste ist wohl unstreitig der sich mitten in der Stadt erhebende, pagodenartig aufgeführte, die Stadtmauern hoch überragende Tempel, von dessen Galerieen man einen wunderbaren Fernblick über die Stadt und ihre Umgebung bis zu dem fernen Pekinger Gebirge hat. Hunderte von Götzenbildern aller Art, aus Bronze, Stein und Holz, lagen in allen Stockwerken des Tempels umher, bedeckt mit Jahrhunderte altem Staub, und — dem Guano und den Federn von Tausenden von Tauben, die überall hier nisten. — Wie kann ein Volk seine religiösen Heiligtümer so verwahrlosen lassen! Aber freilich, einer unserer Dolmetscher entgegnete auf eine diesbezügliche Frage: „Ist ja nur für die Dummen.“ Das dürfte vieles hier erklären und vor allem den unglaublichen Verfall

stellung neben einem französischen Missionar, der 25 Jahre in Süd-China gelebt hatte, und doch versicherte er mir, er verstände kaum ein Wort von dem, was uns die Schauspieler vortrugen.

Bei den europäischen Dolmetschern kommt nun noch hinzu, daß sie früher meist nur mit den chinesischen Behörden zu thun gehabt haben, und daher wohl die sogenannte „Mandarinensprache", weniger aber das Idiom des gemeinen Volks sprechen, zwischen denen wohl ein Unterschied besteht, wie zwischen Hoch- und Plattdeutsch. Nun hat auch noch im Chinesischen ein und dasselbe Wort je nach dem Tonfall, mit dem es ausgesprochen wird, oft eine ganz verschiedene Bedeutung. Ähnliches kommt übrigens auch in den anderen Sprachen vor. So entsinne ich mich beispielsweise eines polnisch-deutschen Handwörterbuchs für den Kriegsgebrauch, in welchem der Verfasser mit Hülfe phonetischer Schreibweise unseren Truppenführern die Möglichkeit verschaffen wollte, sich eintretendenfalls mit der Bevölkerung in Russisch-Polen zu verständigen. Es war auch darin behandelt, wie man durch diese nötigenfalls Auskunft über einen Flußlauf erhalten könne, und demgemäß die Frage ausgearbeitet, ob der Fluß „einen großen Bogen" macht. Da hatte nun der Verfasser, der das Polnische nur aus Büchern erlernt hatte, beim Nachschlagen im deutsch-polnischen Wörterbuche für das deutsche Wort „Bogen" verschiedene Ausdrücke gefunden. Er wählte den, der ihm am einfachsten schien: „arkusz". Nun bezeichnet dieses Wort absolut nichts anderes als einen „Bogen Papier", und nun denke man sich einen deutschen Bauer, den umgekehrt ein russischer Offizier fragt, ob die Prosna oder Warthe irgendwo einen Bogen Papier macht. So oder ähnlich ist es uns auch mit unsern europäischen Dolmetschern sicher sehr oft ergangen. Den chinesischen Dolmetschern aber, die unsere Worte wohl übersetzen konnten, fehlte wiederum das Verständnis für das, was wir meinten. Welche Unsumme von Mißverständnissen ergab sich hieraus. Ich möchte gleich ein Beispiel hierfür anführen. In Paotingfu befindet sich auch ein großer Muhammedaner-Tempel. Mit Rücksicht auf seine größtenteils muhammedanischen Inder ersuchte uns General Ghaselee, diesen Tempel nicht zu belegen. Leider war nun schon die Musik eines unserer Regimenter dort einquartiert und sie erhielt nun infolge jenes Ersuchens den Befehl, die Quartiere zu räumen. An demselben Nachmittage, wo dieser Befehl gegeben wurde, erschien eine große Deputation von Muhammedanern und überreichte ihm nebst mehreren Fahnen und großen Schirmen ein Geschenk an Hühnern,

Berliner würde in der Umgegend des Putziger Wieks vergeblich versuchen, sich den Eingeborenen verständlich zu machen. Zur Verständigung mit einem schlesischen, mecklenburgischen, hessischen und holsteinischen Bauer gehört viel Geduld und praktische Routine im Umgang mit derartigen Leuten. Ich möchte nur als Beispiel anführen, daß in unseren gebildeten Kreisen es als Ausdruck höchster Verachtung gilt, wenn man jemanden als „gemeinen Kerl“ bezeichnet, wenn aber der schlesische Bauer seinem Herrn oder einem sonst höher Gestellten das denkbar größte Lob erteilen will, sagt er, der Betreffende sei „a gar zu gemeiner Herr“ Wenn ein Berliner zu jemand sagt, er sei „irr“, so heißt das, er wäre reif für Dalldorf, und das gilt als Gegenteil einer Schmeichelei; wenn aber der Hesse die gleiche



Chinesische Theatervorstellung im Felde.

Äußerung gebraucht, so heißt das nur: „excusez, monsieur, vous vous trompez“. In Posen versteht man unter „Markknochen“ einen Knochen mit dem bekannten, wohlschmeckenden Inhalt, dem Siegfried seine Heldenkraft verdankte; in Danzig muß man „Röhrknochen“ fordern, will man Siegfrieds Lieblingsspeise haben. Was weiß der Märker, was ein „Märchenklops“ oder ein „Schweinehäschen“ ist, und wie oft mag schon ein in die Mark verschlagener Ostpreuße über die Beschränktheit märkischer Kleinstädte raisoniert haben. Nun ähnlich und noch schlimmer geht es den Dolmetschern hier. Jemand, der sich in der Umgegend Schanghais ganz glatt vielleicht mit der Bevölkerung verständigte, müht sich in Paotingfu vergeblich ab, sich verständlich zu machen. — Ich saß hier einst in einer chinesischen Vor-

Zu alledem kam die notwendige Einrichtung von Baderäumen, Werkstätten, Büchsenmachereien, Montierungskammern, Stallungen, Wagenschuppen und dergleichen. Bei alledem konnten die Eingeborenen wohl Handlangerdienste thun, aber angeleitet und auch angetrieben mußten sie unausgesetzt von unseren Leuten werden. Was diese — und wir alle — unter solchen Umständen neben unseren rein militärischen Obliegenheiten zu thun hatten, wird sich jeder ausmalen können. Aber was ist auch geschaffen worden! Ich kann wohl sagen, es ist mir eine Freude, wenn ich an die Unsumme von gewissenhaftester Fürsorge, rastloser Thätigkeit und praktischen Geschicks denke, die in diesen Dingen entfaltet sind. Schon die hierin gemachten Erfahrungen allein müssen jedem denkenden Soldaten die Teilnahme an diesem Feldzuge unschätzbar machen. Eine Musteranlage war u. a. auch das hier etablierte Feldlazarett. Abgesehen von der Schnelligkeit seiner Etablierung in einem großen chinesischen Theater, war es in kürzester Frist geradezu ein Schmuckkästchen, und das von den Beteiligten Geleistete verdient rückhaltlose Bewunderung. Das Gleiche gilt auch hinsichtlich des Feldproviantamts, der Feldbäckerei, des Schlachthauses und vieler anderer derartiger Einrichtungen. Schade nur, daß das alles wieder von den Chinesen vernichtet wird, sobald wir ihnen den Rücken drehen.

Ein ungemeines Erschwernis für alle Expeditionen bildete die außerordentliche Schwierigkeit, sich den Chinesen verständlich zu machen. Allerdings hatte das Korpskommando mit allen Mitteln für eine größere Anzahl von Dolmetschern gesorgt und wir hatten deren aller Art. Es gab da Deutsche und Engländer, die lange Jahre in China gelebt hatten, chinesische halfcasts, die englisch und chinesisch sprachen, Chinesen, die in Tientsin und Schanghai deutsch, englisch oder französisch radebrechen gelernt hatten, aber das waren doch immer nur sehr mangelhafte Stützen. Wer viel in unserem Vaterlande herumgekommen ist und dabei häufig mit dem einfachen Volke zu thun hatte, weiß, wie schwer es dem Deutschen wird, die verschiedenen Idiome der verschiedenen Gegenden zu verstehen und sich selbst überall den Leuten verständlich zu machen. Ich entsinne mich beispielsweise, daß ich einst in Danzig mit einem neu dorthin gekommenen Bekannten inmitten einer großen Zahl von Marktweibern und Sackträgern auf einer Fähre über die Mottlau setzte. Nach dem Aussteigen fragte mich mein Begleiter, ob die Leute russisch oder polnisch gesprochen hätten, er habe kein Wort ihrer lebhaften Unterhaltung verstehen können, und doch war es nur deutsch, was sie sprachen. Wie mancher

schen, aber nicht für 20—30 aus. Es mußten also zunächst die betreffenden Lagerstätten beschafft werden. Ferner fehlte es an den genügenden Kocheinrichtungen, denn wenn auch in dieser Hinsicht die Chinesenhäuser ganz gut — namentlich mit eisernen, eingemauerten Kesseln ausgestattet sind, für unsere Zwecke reichte das auch nicht aus.

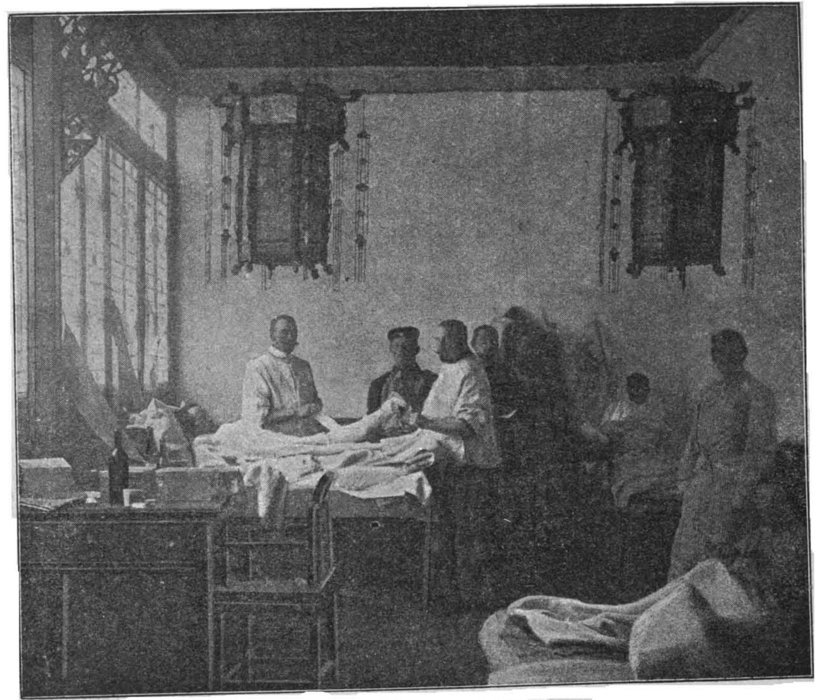
Vor allem mangelte es aber allen chinesischen Häusern an den nach unseren Begriffen aus hygienischen Rücksichten unbedingt erforderlichen Einrichtungen, und in dieser Beziehung mußte alles neu geschaffen werden. Dann fehlten überall die Öfen. Zwar sind die vorerwähnten Kangs heizbar, aber diese Heizeinrichtung genügt meist nur, um die Lagerstätte selbst, nicht aber das Zimmer genügend zu erwärmen. Überdies ist diese Heizeinrichtung gefährlich, da sie allzu leicht das Bettzeug in Brand setzt. Den zahlreich vorhandenen, von den Chinesen mit Vorliebe benutzten eisernen und Steinöfen, die mit Holzkohle geheizt werden, trauten wir nicht, und — wie das traurige Geschick des geistreichen Verfassers der: „Weltgeschichte in Umrissen“, des Grafen Yorck v. Wartenburg gezeigt hat — leider mit Recht. Zwar hatte die Heeresverwaltung auch hierfür durch Bestellung zahlreicher eiserner Öfen in der Heimat, in Tsingtau und Japan vorgesorgt, aber ob es gelingen würde, sie auf dem schwierigen Landwege von Tientsin oder auf dem Peiho und den Kanälen rechtzeitig heranzuschaffen, war ungewiß. Jedenfalls durften wir uns nicht darauf verlassen; es galt also, überall Öfen zu bauen. Wie mancher hat hier als „Ofenbauer“ fungiert, der bisher einen Ofen nur von der Außenseite kannte. Da überdies als Material nur Ziegel und Lehm vorhanden war, und es an Blechröhren vollständig mangelte, war auch mancher Ofen danach. Es giebt wohl keinen von uns, der in seiner Behausung wöchentlich nicht durchschnittlich 2—3 Tage in Rauch gehüllt war, ohne daß er selber rauchte. Aber geschadet hat uns das sicher nichts, und wir werden nur besser konserviert zu den Unserigen heimkehren.

Der Winter ist in diesen Regionen zwar streng, aber nur kurz, und deshalb rechnet der Chinese verhältnismäßig wenig mit ihm. Sein Kleiderschnitt gestattet ihm, einen Pelz über dem andern anzulegen, und so wählt er für den Winter dieses Mittel als Präservativ und macht statt dessen für den Sommer die Wände seines Hauses recht dünn und beklebt die Hälfte der einen Wand überhaupt nur mit durchscheinendem Papier. Diese Wände mußten für unsere Unterkunft erst zugemauert und mit Fenstern versehen werden.

einander vorbeikommen. In den besseren Straßen reiht sich Laden an Laden, da es aber hier keine Schaufenster giebt, so bringen diese Läden nur insofern Abwechselung in das Straßenbild, als bei vielen von ihnen die ganze Vorderfront mit schönen, oft reich vergoldeten Holzschnitzereien bedeckt ist. Was die Chinesen in letzteren leisten, ist überhaupt erstaunlich. Welch eine unsägliche Mühe und Arbeit und welch großartiges Geschick müssen die betreffenden Künstler verwendet haben, um aus dem stahlharten, spröden Holze dieses Gewirr von menschlichen Figuren, Blumen, Arabesken, Vögeln und anderem Getier herauszuarbeiten, die oft in zwei und drei Reihen hintereinanderliegen. Die Straßen aber, in denen keine oder doch nur wenig Läden sind, machen vollends einen öden Eindruck, denn der Chinese scheut den Einblick in sein inneres Leben und Treiben. Jedes Wohnhaus kehrt deshalb der Straße seine Rückseite zu und jede Thür, jedes Thor ist ständig fest geschlossen. Man sieht daher in solchen Straßen nichts als Lehmwände und Mauern. — Bei unserm Einrücken war die Stadt nur schwach bevölkert. Außer den hohen Würdenträgern war nur das Proletariat zurückgeblieben, während die wohlhabende Bevölkerung sich entweder geflüchtet hatte oder doch im tiefsten Innern ihrer labyrinthartigen Höfe verborgen hielt. Das änderte sich freilich, als die Leute erkannten, das wir andere Sitten besitzen als ihre Krieger, und schon nach wenigen Wochen herrschte ein Leben und Treiben in den engen Straßen, wie nur je.

Für unsere Truppen begann nun eine Zeit intensivster Thätigkeit, und zwar eine Thätigkeit, wie wir sie weder gewohnt waren, noch erwartet hatten. Es war befohlen, daß wir den Winter über in Paotingfu bleiben sollten, und nun galt es, sich hiefür einzurichten. Mag ein Chinesengrundstück einem noch so reichen Besitzer gehören, mag es noch so üppig mit seidenen Vorhängen, Bronzen und perlmutterverzierten Möbeln ausgestattet sein, als Winterquartier für deutsche Soldaten eignet es sich nicht. Ein einfaches Einquartieren einzelner Leute in zahlreichen Häusern, wie man es etwa im Manöver thut, war hier mit Rücksicht auf die Möglichkeit eines Überfalls ausgeschlossen. Es mußten also stets mindestens ganze Züge in einem Gehöft untergebracht werden. Da fehlte es zunächst an Lagerstätten. Zwar besitzt jede Chinesenwohnung mehrere sogen. „Kangs", das sind etwa 2—3 Fuß hohe gemauerte Estraden, die etwa eine Hälfte des betreffenden Zimmers ausfüllen, und einem Teile der Familie als gemeinsame Lagerstätte dienen. Dieselben reichen wohl für 4—6 Men-

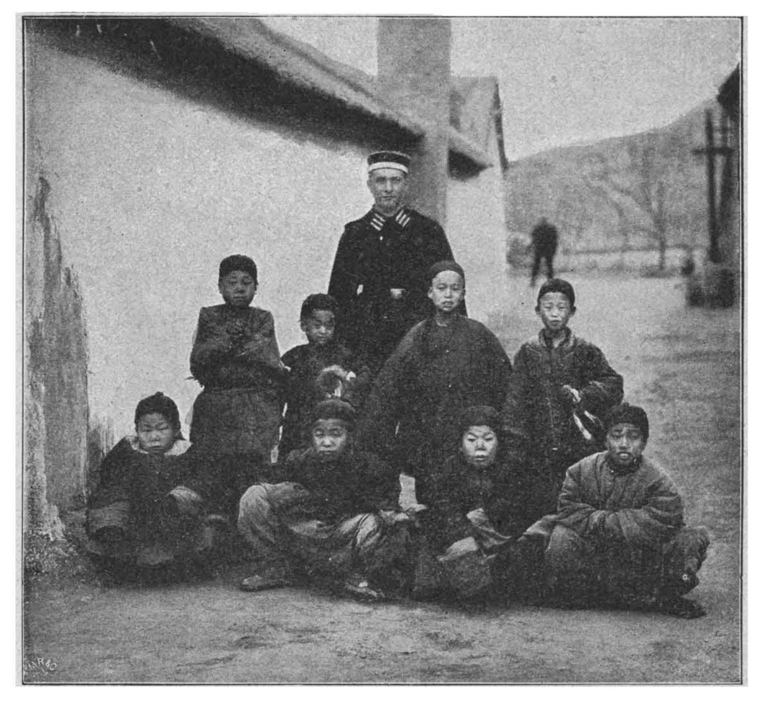
Ritter zu solch tollkühnem Unternehmen begeistern könnte, auch ist die Sache hier weniger gefährlich und man macht den Ritt entweder im Interesse des allerhöchsten Dienstes oder zur Erweiterung seiner militärischen Kenntnisse, immerhin ist es ganz gut, wenn man auch solchen Dingen eine möglichst ideale Seite abgewinnt. Ein Ritt auf den Mauern Paotingfus hat auch sonst seine Reize, besonders wenn die Luft klar ist und das in der Luftlinie etwa 20 km nach Westen von der Stadt entfernte Gebirge mit seinen gigantischen, schroffen Massen in wunderbarer Beleuchtung vor einem liegt. Aber auch der Blick



Das deutsche Feldlazareth in Paotingfu.

auf die Stadt selbst mit ihrem Gewirr von Straßen, armseligen Hütten, reichen Yamen, mit ihren tiefroten Wänden und Umfassungsmauern ist nicht ohne Reiz, gewährt er doch ungleich besser als jede Wanderung durch die Straßen einen Einblick in das innere Leben dieses uns so fremden rätselhaften Volkes. Ich habe so manche Stunde auf den Mauern Paotingfus zugebracht, und stets hat mich der Blick von ihnen neu gefesselt. Die Stadt selbst bietet wenig Anziehendes; es ist eine richtige Handelsstadt. Die Straßen sind fast ausnahmslos so eng, daß zwei sich begegnende Wagen nur mit geschickter Führung an

wird sich vergegenwärtigen können, daß die Mauern ihrer ganzen Bauart nach außerordentlich fest sein müssen, zumal sie Jahrhunderte alt sind und sich infolgedessen sowohl die Außenwände als auch die innere Füllung ungemein fest gesackt haben. Ich kann deshalb nur nochmals wiederholen, daß sie, auch nur notdürftig verteidigt, uns eine harte Aufgabe bereitet haben würden. — Was den Umfang der Stadt anlangt, so habe ich ihn nicht selbst gemessen; auch dürfte es kaum jemand interessieren, die Länge der Mauern in Metern zu wissen. Ich



Deutsche Einquartierung.

beschränke mich daher auf die Angabe, daß ein Umritt um die ganze Stadt auf der Mauer etwa eine Stunde in Anspruch nimmt. — Es ist übrigens ein eigenes Vergnügen, solch ein Ritt auf der Mauer einer Chinesenstadt, und für mich hat er immer wieder einen großen Reiz. Unwillkürlich steigt dann stets das liebliche Bild des Kynast vor meinem Geiste auf, und ich komme mir nebenbei so vor, wie jener liebebegeisterte Held, der den kühnen Ritt auf den Zinnen der romantischen Burg des Schlesier-Landes wagte, um „sie, die einzig Eine“. Freilich giebt es hier keine „Einzig Eine“, die einen europäischen

auch nicht ein einziges europäisches Gebäude, und außer einigen Missionaren hat hier nie ein Europäer gehaust. Die Stadt ist — wie jede echte Chinesenstadt — mit einer Mauer umgeben, die ein regelrechtes Parallelogramm bildet. Ob es genau ein Quadrat ist, weiß ich nicht, denn ich habe es nicht ausgemessen, jedenfalls ist es zum mindesten beinahe eins. Die Mauern sind etwa 10 m hoch, und an der Krone etwas über 4 m breit, am Fuße aber erheblich stärker. In der Mitte jeder Mauer befindet sich ein mächtiges, durch große, eiserne Thürflügel verschließbares Thor. Vor jedem Thore befindet sich ein in gleicher Höhe mit der Mauer geführter, mit dieser zusammenhängender, ebenfalls gemauerter und verschließbarer Vorbau, der erst von einem Angreifer genommen werden muß, ehe er an das eigentliche Thor gelangen kann. Die ganze Mauer ist aus festen Ziegelsteinen in der Weise aufgeführt, daß zwischen der Außen- und Innenwand der Mauer ein hohler Raum gelassen ist, der in regelmäßigen Abständen durch starke gemauerte Querriegel verbunden wird. Die so gebildeten kastenartigen Zwischenräume sind mit Lehm ausgefüllt. Das Ganze wird durch zahlreiche starke Strebepfeiler gestützt. Die Mauerkrone bildet eine große Plattform, zu der man von den Thoren aus auf mächtigen, gepflasterten Rampen gelangt, und auf der zwei bespannte Geschütze bequem aneinander vorüberfahren können. Die Plattform selbst wird nach außen durch eine fortlaufend mit eingeschnittenen Schießscharten versehene, manneshohe Brustwehr umgeben. Über jedem Thor erhebt sich, wie ich schon früher bemerkte, ein mehrstöckiges, kasernenartiges Gebäude, das anscheinend zur Aufbewahrung von Waffen, Munition und sonstigen Vorräten gedient hat, und zur Verteidigung der Thore bestimmt war. — Ähnliche, nur etwas kleinere Gebäude stehen, oder richtiger standen — auf den vier Mauerecken. Ich habe die Einrichtung der Mauer so eingehend beschrieben, weil sie typisch für alle Chinesenstädte sein soll, und es jedenfalls für diejenigen ist, die ich bisher gesehen habe. Nur Peking bildet hierin eine Ausnahme, insofern, als es in jeder Mauer mehrere Thore hat.

Je nach der Bedeutung und dem Range der betreffenden Stadt richtet sich Höhe und Breite der Mauern, vor allem aber Stockzahl und Umfang der Thoraufsätze. Und so wie bei uns ein Gefreiter niemals wagen darf die Unteroffizier-Tressen zu tragen, so darf sich eine Chinesenstadt niederen Ranges nie erdreisten, sich Thoraufsätze, die einem höheren Stadtrange zukommen, zuzulegen. Auch der Laie

seinem Range und seiner hohen Würde entsprechenden ehrerbietigen Weise durch General Ghaselee begrüßt worden war. Zwei Tage später hatte er sich als nichtswürdiger Halunke entpuppt, als der er wenige Wochen darauf feierlich hingerichtet wurde. Hätte der Biedermann geahnt, was ihm bevorstand, so würde er uns zweifellos die Honneurs der Stadt und Provinz nicht erwiesen haben, sondern vorher abgereist sein. Er verließ sich eben vertrauensvoll auf seine hohe Stellung und seine verwandtschaftlichen Beziehungen zum Kaiserhause und war überzeugt, daß wir diese gebührend respektieren würden. Und wenn nun jene zartbesaiteten Gemüter in der Heimat meinen, es wäre unsere Pflicht gewesen, ihn rechtzeitig darauf aufmerksam zu machen, daß er sich in diesem Punkte irre, so will ich hierüber nicht mit ihnen rechten. Ich will auch eingestehen, daß unsere „Verwilderung“ bereits derart ist, daß niemand von uns das Unterlassen dieser Warnung bedauert hat. Allerdings kenne ich hierüber nur die Ansicht der deutschen, französischen und italienischen Offiziere. Für die Auffassung unser anderen Bundesbrüder kann ich mich als gewissenhafter Mann freilich nicht verbürgen.

Nachdem die Besichtigung der Stadt ohne Zwischenfall verlaufen war, und unser Freund und Gönner, der Feng-Tai, uns mit Thee und Zigarretten regaliert hatte, durften die Quartiermacher der Truppen die Stadt betreten, und die Quartiere für ihre Truppen übernehmen, diese selbst aber durften nach neuer Order des Generals Ghaselee erst am übernächsten Tage einrücken. Weshalb dieser neue Aufschub, weiß ich nicht, habe als Soldat auch nicht danach zu fragen. — Der Kommandant mit dem zum Platzmajor ernannten Leutnant Witte vom 3. ostasiatischen Infanterieregiment, bezogen mit ihren Burschen indes schon an demselben Abend (20. Oktober) ihr Quartier in der künftigen Kommandantur, und nationale Heißsporne können sonach die Genugthuung haben, daß von den am 19. vor Paotingfu erschienenen Truppen es doch die Deutschen waren, die thatsächlich zuerst von der Stadt Besitz ergriffen.

Am 22. erfolgte dann der Einmarsch der Truppen, und zwar unsererseits mit klingendem Spiel und — fast hätte ich gesagt: fliegenden Fahnen, — aber das wäre nicht wahr, denn wir hatten damals noch keine. Sie wurden uns erst später durch das 4. ostasiatische Infanterieregiment nachgebracht. So waren wir denn glücklich in Paotingfu installiert, das nun für lange Zeit unsere Garnison auf Chinas Boden werden sollte. Paotingfu ist eine Chinesenstadt pur sang, denn es giebt hier

ich dahingestellt sein lassen. Jedenfalls kam derjenige am besten fort, dessen „Sollstärke" die höchste war. Die Sache wurde im übrigen auch noch dadurch etwas vereinfacht, daß das vorerwähnte französische Bataillon schon in der Stadt war, denn man konnte dieses doch nun unmöglich aus seinen Quartieren wieder herausnehmen, und damit war das den Franzosen zugewiesene Quartier festgelegt. Auch hier bewährte sich eben der alte Grundsatz: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst", und daß dieses Bataillon zufällig in den wohlhabendsten und somit besten Teil der Stadt geraten war, in dem sich zufällig auch das Palais Li-Hung-Changs befindet, konnte selbstredend hieran nichts ändern. Das ist eben „Kriegsglück" und ein „corriger la fortune" ist auch im Kriege nur möglich, ehe die Karte gefallen ist, nicht nachher.

Dem deutschen Kontingente wurde, seiner Effektivstärke entsprechend, die Osthälfte der Stadt zugewiesen und zu deren Kommandanten durch General von Kettler der Oberstleutnant Petzel vom 3. ostasiatischen Infanterieregiment ernannt. Es wurde ferner vereinbart, daß für die ganze Stadt eine internationale Polizei eingerichtet werden sollte, als deren Chef der deutsche Major Wynneken vom 2. ostasiatischen Infanterieregiment ernannt wurde, an dessen Stelle später der Major v. Brixen-Hahn vom deutschen Generalstabe trat.

Schließlich wurde für den nächsten Tag eine feierliche Besichtigung der Stadt durch die von je 15 Reitern begleiteten Kontingentsführer, den deutschen Kommandanten und den Polizeichef verabredet, nachdem vorher die verschiedenen Thore durch die, in dem betreffenden Revier unterzubringenden Kontingente besetzt, und auf allen Thoren die Fahnen aller beteiligten Kontingente gehißt worden waren. Am dritten Tage sollten dann die Truppen in die Stadt einrücken. Unsere künftigen Quartierwirte in Paotingfu hatten also hinlänglich Zeit, sich auf unsere Aufnahme vorzubereiten, und ich meine, auch das zartestbesaitete Gemüt in der Heimat kann uns hier nicht den Vorwurf rücksichtslosen Verhaltens gegen die Chinesen machen.

In Paotingfu.

Am 20. Oktober Vormittags fand, bei sehr unfreundlichem Regenwetter, die verabredete Besichtigung der Stadt durch die Kontingentsführer mit ihrer Begleitung statt. Die Führung dabei hatte freundlichst der oberste Beamte der Provinz Petschili, der Vertreter Li-Hung-Changs und Neffe des Kaisers, der später durch die Zeitungen allgemein bekannt gewordene Feng-Tai übernommen, nachdem er vorher in der

Keiner der beteiligten Mächte sollte irgend ein Vorrecht eingeräumt werden, keine sollte früher einrücken als die andere, keine den Eindruck erwecken, als habe sie die Führerrolle. Daß schon seit einigen Tagen ein französisches Bataillon thatsächlich in der Stadt war, kam hierbei nicht in Betracht, denn dieses Bataillon war nicht in Paotingfu eingerückt, um die Stadt zu besetzen, sondern um etwaige französische Missionare, die einem on dit zufolge noch darin sein sollten, aber nicht waren, zu befreien. Jedenfalls also befahl der anerkannte Leiter



Li-Hung-Chang.

der gesamten Expedition, der englische General Ghaselee, die Truppen sollten außerhalb der Stadt Quartiere beziehen, und erst einrücken, wenn alle erforderlichen Vereinbarungen getroffen wären.

Zu diesem Zwecke versammelten sich die Führer der verschiedenen Kontingente im englischen Hauptquartier. Hier wurden zunächst die verschiedenen Stadtteile auf die einzelnen Kontingente verteilt, wofür naturgemäß deren Effektivstärke zu Grunde gelegt wurde. Ob die hierbei gemachten Angaben sich mit dem Ergebnis einer ad hoc vorgenommenen militärischen Volkszählung gedeckt haben würden, möchte

in dieser Hinsicht während unseres Marsches und auch später in Paotingfu gesehen habe, hat mir außerordentlich gefallen. Die Chasseurs d'Afrique waren durchweg vortrefflich auf ihren Berberschimmeln beritten, und ritten, wo sich Gelegenheit dazu bot, schneidig und sicher. Die französischen Offiziere machten einen ganz charmanten Eindruck und dieser erhielt sich auch bei längerer Bekanntschaft in unverminderter Weise. Ich glaube, wir nehmen sämtlich eine wesentlich andere Vorstellung vom französischen Offizierkorps mit nach Hause, als wir sie hierher gebracht haben.

Das Wetter während unseres Marsches war mit Ausnahme eines Tages, an dem ein etwas rauher Wind wehte und hin und wieder ein kalter Regenschauer niederrieselte, ganz vortrefflich und ungleich milder als im Oktober bei uns. Des Mittags war die Temperatur meist so, wie bei uns im August; nur die Nächte waren im allgemeinen recht kühl. Die gute Verpflegung, verbunden mit der guten Unterkunft und der günstigen Witterung, bewirkte denn auch, daß der Gesundheitszustand unserer Truppen ein recht guter war, und daß ernstliche Erkrankungen unterwegs fast garnicht vorkamen. So langten wir denn in guter Verfassung und bester Stimmung am 19. Oktober in Paotingfu an und traten in Verbindung mit dem unter Befehl des englischen Generals Ghaselee von Peking gekommenen deutsch-englisch-italienischen Detachement.

Da lag sie nun vor uns, diese chinesische Sagenstadt mit ihren mächtigen, krenelierten, von zahlreichen Bastionen flankierten Mauern, von deren Mitten und Ecken mehrstöckige turmartige, mit zahllosen Schießscharten versehene Wachthäuser weit in die Luft hineinragten.

Wenn diese gewaltigen Mauern von einem auch nur halbwegs energischen Feinde, mit nur halbwegs moderner Ausrüstung besetzt waren, welch heiße Kämpfe, welch blutige Opfer mußte uns ihre Eroberung kosten!

Aber, — es war eben kein Feind da, und beim Erscheinen des ersten Zuavenbataillons hatte er die starke Veste in Eile geräumt und sich nach dem Gebirge geflüchtet, dessen gewaltige Umrisse sich im Westen deutlich gegen den Himmel abhoben.

Wären wir für uns allein gewesen, so war die weitere Entwickelung ja nun ganz einfach: wir wären eben eingerückt und hätten die Stadt besetzt. Aber wir waren eben nicht allein, sondern mußten Rücksichten aller Art auf unsere Verbündeten nehmen, und der alte Fluch jedes Koalitionskrieges machte sich auch hier sofort wieder geltend.

dunklen, halb verschmitzten, halb schelmisch um sich blickenden Augen. Ihre Offiziere waren im Verkehr mit uns außerordentlich verbindlich und zuvorkommend. Die meisten von ihnen sprechen geläufig französisch, viele der Herren auch recht gut deutsch, so daß uns die Verständigung mit ihnen nie Schwierigkeiten bereitete. Ihre sehr kleidsamen Uniformen waren im allgemeinen gut gehalten und ihre Bewaffnung und Ausrüstung war modern und gut.

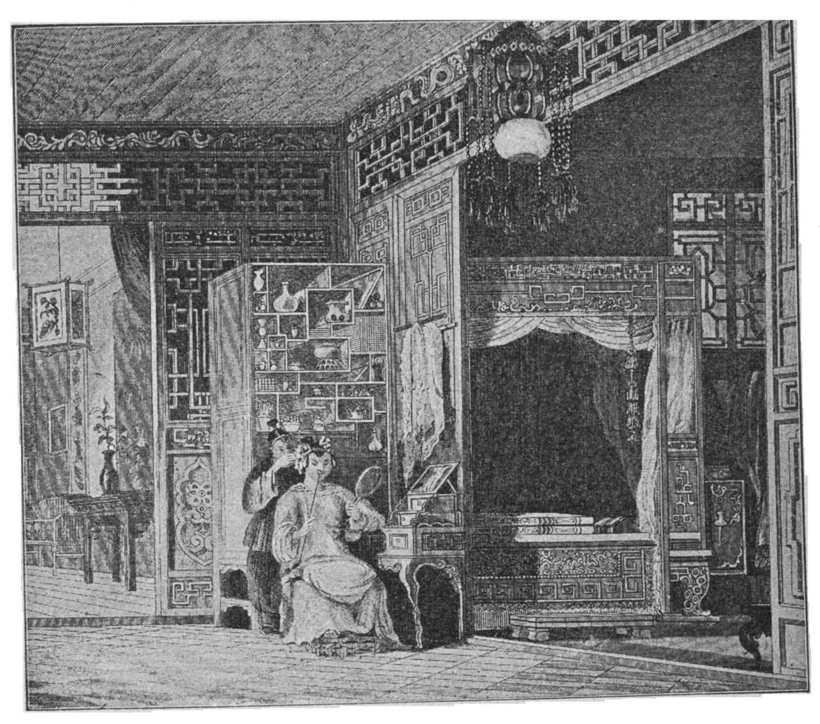
Ausgezeichnet ist die Bespannung ihrer Gebirgsartillerie, die aus mächtigen, aus Italien mitgebrachten Maultieren besteht. Ich habe bisher nicht gewußt, daß das Maultier eine solche Größe und Mächtigkeit in seinen Formen erreichen kann. Die Marschleistungen der italienischen Truppen waren gute, doch habe ich den berühmten Schnellschritt der Bersaglieri praktisch nie zur Anwendung kommen sehen. In den Straßen der Städte macht er sich ja ganz nett, so etwas kokett, aber mit kriegsmäßig gepacktem Tornister, im Sturzacker, also da, wo er im Ernstfalle von praktischem Nutzen sein würde, wird er, glaube ich, kaum gemacht. Jedenfalls wird er dann sicher nichts anderes sein, als unser Sturmschritt.

Etwas eigenartig berührte uns der Anblick der italienischen Marschkolonne im ganzen. Wer das Glück hatte, einen Kuli zu besitzen, ließ diesen sein Gepäck tragen und wanderte selbst unbepackt nebenher; wer einen Esel besaß, ritt; wer diesen Besitz mit einem Kameraden teilte, ließ dessen und sein eigenes Gepäck durch den Esel tragen und lief nebenher. Wer unterwegs ein Hühnchen erwischt hatte, trug es am Seitengewehr oder am Sattel, und wer noch keins hatte, verließ heiter lächelnd die Marschkolonne, um sich in den nächsten Gehöften eins zu greifen.

Mit den Franzosen marschierten wir zwar nicht in einer Kolonne, aber ich hatte wiederholt Gelegenheit, ihre Marschkolonne zu begleiten. Sie bestand aus einem Bataillon des 40. Linienregiments, einem Bataillon Zuaven, einer Eskadron Chasseurs d'Afrique und einer Batterie. Was ich hier sah, hat mir in jeder Hinsicht außerordentlich gefallen.

Die Mannschaften machten durchweg einen sehr guten Eindruck. Es waren teilweise ältere Leute, von denen mancher schon die Feldzüge in Dahomey und Madagaskar mitgemacht hatte. Gut aussehend, intelligent, sicher und selbstbewußt auftretend, waren sie gegen den fremden Offizier ungemein aufmerksam und höflich. Aber auch ihren eigenen Offizieren gegenüber war ihr Verhalten sehr respektvoll. Was ich

Gewiß lassen sich die hiesigen Verhältnisse mit denen der wohlhabenderen Gegenden unserer Heimat nicht vergleichen, und Leute, die ihr Leben hauptsächlich in solchen zugebracht haben, werden über mein Urteil den Kopf schütteln. Wer aber wie ich den größten Teil seines Lebens in Garnisonen des Ostens gestanden hat, und das anstoßende russische Gebiet kennt, der wird mir Recht geben, wenn ich sage, daß wir in Bezug auf Schmutz und Ungeziefer bei einem Feldzuge in Russisch-Polen weit üblere Erfahrungen machen würden. Wie denn



Putzzimmer einer vornehmen Dame.

überhaupt jeder, der den Chinazug mitgemacht hat und dereinst noch einen Feldzug gegen Rußland erleben sollte, dort manchmal mit geheimer Sehnsucht an seine chinesischen Quartiere denken möchte.

Sehr interessant war während unseres Marsches die häufige Berührung mit den Italienern und Franzosen. Mit den Italienern marschierten wir ständig in derselben Marschkolonne. Ihr Kontingent bestand aus einigen Kompagnieen Versaglieri, einem Detachement Gebirgsartillerie und einer kleinen Abteilung Marinetruppen. Es waren durchweg bildhübsche Jungen mit meist schwarzen Krausköpfen und

daran denken wird, in der Nähe eines nur leidlichen Chinesendorfes zu „biwakieren“. Was zunächst den Schmutz anlangt, so muß ja unbedingt zugegeben werden, daß er im allgemeinen überall größer ist als bei uns. Dies liegt aber weniger an der persönlichen Unsauberkeit des einzelnen Chinesen, als an den klimatischen Verhältnissen. In der Zeit von Anfang Oktober bis Mitte Februar habe ich hier im ganzen zwei Regen- und drei Schneetage erlebt, und aller Voraussicht nach werden noch 2—3 Monate vergehen, ehe wieder ein Regentag kommt. Thau habe ich garnicht, Reif nur einige Male festgestellt. Natürlich ist unter diesen Umständen der Boden überall sehr trocken, und es herrscht ein ganz fabelhafter Staub. Hierzu kommen die verhältnismäßig häufigen Sandstürme, die den Sand und Staub durch alles, aber auch alles hindurchtreiben. Dieser Staub dringt durch die feinsten Ritzen hindurch, und nach einem sechsstündigen Marsche in solch einem Sandsturm sind auch in einem gut schließenden Metallkoffer sämtliche Sachen mit einer dichten Staubschicht bedeckt.

Natürlich geht es in den Wohnungen nicht anders, und wenn der Bursche früh morgens den Schreibtisch auch noch so sauber abgewischt hat, mittags liegt doch schon wieder eine Staubschicht darauf. Die Bekämpfung dieses Staubes muß für jede chinesische Hausfrau wirklich eine Sisyphusarbeit sein, und es ist deshalb wohl erklärlich, daß so manche in dem Kampfe unterliegt und schließlich Staub — Staub sein läßt, und daß dieser schließlich mit zum Hausrate gehört.

Abgesehen von diesem fürchterlichen Staube, habe ich bei den Chinesen keinen besonders hohen Grad von Schmutz entdecken können. Jedenfalls bei weitem nicht so viel wie bei unseren polnischen und masurischen Landleuten.

Das Gleiche gilt bezüglich des Ungeziefers. Nach allen Schilderungen über China müßte es eigentlich überall von Ungeziefer jeglicher Art nur so kribbeln. Thatsächlich habe ich auf dem ganzen Marsche nach Paotingfu überhaupt kein Ungeziefer, nicht einmal eine Ratte oder Maus und nur eine Schlange gesehen. Allerdings haben wir uns ja stets nur die besseren Höfe und Häuser zur Unterkunft auserwählt, auch war die Jahreszeit schon weit fortgeschritten. Immerhin aber hatten wir während unseres Marsches wenigstens am Tage eine Temperatur wie bei uns Ende August und Anfang September und unsere Mannschaften mußten auch häufig in recht dürftigen Hütten unterkriechen, und doch habe ich auch von ihnen nur selten Klagen über Ungeziefer gehört.

Ort einen Führer mitzunehmen. Beherrscht man die Landessprache einigermaßen, und kann den Leuten demgemäß verständlich machen, was man will, und daß man sie nach Erfüllung ihres Auftrags belohnt entlassen wird, hat das für die Betroffenen ja weniger etwas Unheimliches. Hier aber, wo man nur durch mehrfache Wiederholung des Namens der Ortschaft, zu der er einen führen soll, ihm mühsam klar machen kann, was man von ihm will, Versprechungen für gute Erfüllung dieser Aufgabe aber ganz unverstanden, oder doch wohl ungeglaubt bleiben, muß solch eine Führerrolle wohl immer etwas Ungemütliches bleiben. Solch zum Führer gepreßter armer Teufel denkt wohl jeden Augenblick, sein letztes Stündlein sei gekommen. Ist es nun ein besonders ängstlicher Wicht, so fängt er an zu jammern und zu betteln, und kein Zeigen von Geld oder Zigaretten vermag ihn zu beruhigen. Dann bleibt eben nichts anderes übrig, als ihn zum Vorangehen zu zwingen, und das erhöht den Reiz solcher Führerrolle auch nicht gerade. Was Wunder, wenn die Leute, die hiervon hören, bei Annäherung einer Truppe schleunigst die Flucht ergreifen, um nicht als Führer gepreßt zu werden. Hat sich aber einer mit einigem Anstand in sein Geschick gefunden, hat er seine Aufgabe zur Zufriedenheit gelöst, ist er dann belohnt entlassen, und hat er womöglich noch Gelegenheit gehabt, unterwegs bei seinen Landsleuten tüchtig zu stehlen, so schildert er zu Hause die „fremden Teufel“ in glänzendem Lichte, und die später kommenden Truppen finden in dem betreffenden Dorfe das bereitwilligste Entgegenkommen. So glaube ich mir das so außerordentlich verschiedene Verhalten der Einwohner bei unserem Erscheinen erklären zu sollen. Für die Richtigkeit dieser Erklärung kann ich mich freilich nicht verbürgen.

Es dürfte vielleicht interessieren, nun noch etwas über unsere Unterkunft während des Marsches zu erfahren. Auch in dieser Beziehung enthalten alle Reisebeschreibungen die greulichsten Schilderungen. Danach soll für den gesitteten Europäer der Aufenthalt in Chinesenhäusern kaum möglich sein, wegen des darin allgemein herrschenden, unglaublichen Schmutzes und Ungeziefers. Infolgedessen verzichteten wir während der ersten Tage auf jeden Unterschlupf und zogen es vor, zu biwakieren. Als aber die Nächte immer kälter wurden, mußten wir wohl oder übel uns entschließen, das Biwakieren aufzugeben und Unterkunft in Häusern zu suchen. Ich gestehe, daß wir es das erste Mal mit großem Widerwillen thaten, dann aber in sehr angenehmer Weise enttäuscht wurden, und daß für die Folge niemand von uns

militärischen Ansprüche gleichmäßiger zu sein, als bei den Soldaten selbst, denn diese Damen waren alle gleich alt und gleich — häßlich.

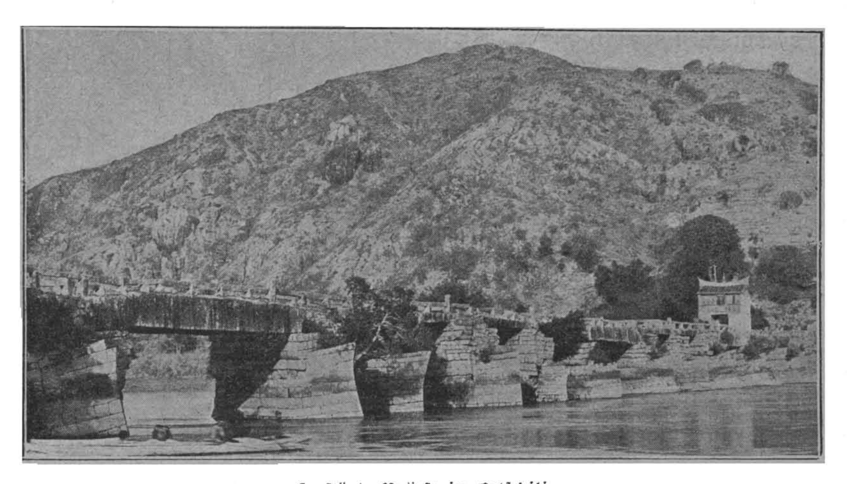
Dies war meine erste, unmittelbare Berührung mit chinesischen Soldaten, und wenn sie auch total harmlos verlief, war sie im ersten Augenblick nicht ganz gemütlich.

Im übrigen verlief unser Marsch nach Paotingfu ohne jeden Zwischenfall. Zwar wurden uns häufiger von Patrouillen Boxer gemeldet, die sich in dieses oder jenes Mais- oder Kauleangfeld geflüchtet haben sollten. Wenn wir dann aber dieses umstellten und absuchten, fanden wir statt der Boxer stets nur „Damen", die sich wie jene mit Vorliebe in „Rot" zu kostümieren scheinen, und bei unserem Erscheinen meist ein entsetzliches Jammergeschrei erheben. Dies war nun wirklich ganz unnötig; denn abgesehen davon, daß wir ehrliche Soldaten und nicht Barbaren sind, waren die meisten von ihnen bereits in den angenehmen Jahren, wo eine Dame des Abends in voller Seelenruhe die Friedrichstraße passieren kann. Im Orient verschleiern sich bekanntlich die Damen am tiefsten, die am wenigsten zu befürchten brauchen, daß ihr Anblick Männer unglücklich machen wird. Ähnlich war es auch hier. Ältere und durch Liebreiz nicht besonders hervorragende Damen verdeckten mit ihren Händen oder den Zipfeln ihrer Pelze ihr Gesicht sehr ängstlich, während die jüngeren und hübscheren darin weniger vorsichtig waren. Mir fiel dabei unwillkürlich jedesmal die Geschichte von jenem älteren Fräulein ein, das seiner hübschen, jungen Zofe befahl, bei einem gemeinsamen Ausgange eine Laterne mitzunehmen, und auf die Weigerung des Zöfchens dies für unbedingt erforderlich erklärte, um vor Belästigungen sicher zu sein, worauf die Zofe erwiderte: „Ja, gnädiges Fräulein wohl, aber ich?" Hier war eben das Umgekehrte der Fall.

Während die Frauen bei unserer Annäherung die Flucht ergriffen, oder sich sonst irgendwo versteckten, kamen uns die Männer meistenteils freundlich entgegen und boten uns Thee, Eier und Birnen als Geschenk an. Stellenweise ergriffen freilich auch sie die Flucht, ohne daß ein sichtbarer Grund hierfür vorhanden war. Ich vermute, daß in diesen Fällen vor uns schon andere, fremde Truppen dagewesen waren und Gewaltthätigkeiten gegen die Landeseinwohner verübt hatten. Vielleicht war es auch die Scheu, als Führer verwendet zu werden, welche die Männer zur Flucht veranlaßte. In einem Lande, von dem nur solch ungenaue Karten existieren, wie es hier der Fall ist, bleibt der Truppe schlechterdings nichts anderes übrig, als sich von Ort zu

die Sache doch nicht. Während der Dolmetscher mit den Leuten in Verhandlung treten und sie befragen mußte, wer sie seien, was sie hier thäten, wer ihr Führer und wo derselbe zu finden sei, erhielten die zwei Reiter Befehl, in unauffälliger Weise durch Reiten in Volten uns die Leute vom Halse zu halten. Dabei sollte der eine Reiter allmählich den Ausgang des Thores gewinnen und dann im Karriere zurückjagen und dem General Meldung erstatten.

Diese Vorsicht erwies sich als unnötig. Die Leutchen kamen uns in friedlichster Weise entgegen. Es waren Soldaten des Generals Fann, eines jovialen älteren Herrn, der sich uns als „berühmter Boxertöter" vorstellte, und die Zeugen dieser seiner Eigenschaft in Gestalt zweier am Stadtthore hängenden Köpfe aufwies.



Zerstörte Brücke in Petschili.

Er hatte vor uns jedenfalls eine kannibalische Angst, war froh, daß wir ihm nichts thaten, und ging bereitwilligst auf alle Forderungen unseres Generals ein. Schon nach einer Stunde waren seine Truppen alarmiert und zogen in der ihnen anbefohlenen Richtung ab. Sie machten im ganzen einen günstigeren Eindruck, als ich erwartet hatte, waren ziemlich gleichmäßig uniformiert, und teilweise mit ganz modernen Gewehren bewaffnet. An ein bestimmtes Lebensalter scheint man sich bei den Kaiserlich chinesischen Truppen nicht zu halten, wenigstens standen hier neben alten, eisgrauen Kerlen ganz junge grüne Bürschchen. Ein Teil von ihnen führte seine Habseligkeiten auf Karren mit sich, auf denen auch mitunter mehrere Damen Platz genommen hatten. Bei diesen scheinen hinsichtlich des Alters die

Nun, unser Zug nach Paotingfu ging nicht fehl, sondern sogar sehr rasch und glatt von statten, und dies hatten wir vornehmlich einer sehr zweckmäßigen Anordnung des Führers unserer Kolonne, General-Majors v. Kettler, zu verdanken.

Derselbe sandte nämlich einen berittenen Offizier mit mehreren Reitern zur Erkundung und Festlegung des Weges voraus. Sobald der betreffende Offizier durch Befragen der Landeseinwohner, mit Hilfe des Kompasses und nach manchen Kreuz- und Querritten den richtigen Weg festgestellt hatte, wurde er durch Anheften einer Meldekarte an ein Haus oder einen Baum, durch Pfeilstriche, die mit der Lanze in den Fußboden gezogen wurden, und andere ins Auge springende Zeichen markiert. Alle von der Truppe nicht zu benutzenden Wege wurden durch schnell aufgeworfene kleine Barrikaden aus Mais-, Kauleang- oder Baumwollenstauden oder Baumzweigen gesperrt, besonders schwierige Stellen mit Hilfe zusammengetriebener Chinesen gangbarer gemacht und dergleichen. Für die Voraufgeschickten und besonders für ihre Pferde war die Aufgabe nicht leicht, denn für sie waren oft große Umwege unvermeidlich. Aber wir hatten den Erfolg für uns, daß unsere Kolonne nicht einen Umweg machte, und daß wir die Strecke Tientsin—Paotingfu in sieben Tagen zurücklegten, während später eine andere Truppe hierzu fast das Doppelte an Zeit brauchte. Ich kann diese Maßnahme auch für europäische Verhältnisse nur dringend empfehlen. Man wird damit im Kriege wie im Manöver der Truppe manchen Umweg ersparen. — Probatum est.

Am Nachmittag unseres dritten Marschtages sollte unsere Kolonne die Stadt Patschu erreichen. Es ist dieses eine Stadt von mehreren Tausend Einwohnern, mit einer hohen, etwa 10—12′ breiten Mauer umgeben, und in normalen Zeiten mit einer starken Garnison Kaiserlicher Truppen belegt.

Da vor uns eine französische Kolonne in südlicher Richtung den Ort passiert hatte, näherten wir uns ohne besondere Erwartungen. Der zur Wegeerkundung vorausgesandte Offizier hatte vorsichtshalber aus einiger Entfernung die Mauern der Stadt mit dem Fernglase abgesucht, ohne etwas Verdächtiges zu entdecken, und war hierauf arglos in das nächste Thor eingeritten, als plötzlich der Dolmetscher erschrocken ausrief: „Herr . . . chinesische Soldaten“. Und richtig, aus den Blockhäusern des Thores, aus den nächsten Häusern, aus allen Höfen ergoß sich ein Schwarm annähernd gleichmäßig kostümierter Chinesen. Zwar waren sie unbewaffnet, aber — sehr angenehm war

Geschirr gesehen, wie man es bei uns im Osten so sehr häufig nicht nur bei bäuerlichen Besitzern sieht. In Bezug auf Reitsättel und Reitzäume wird vielfach selbst bei ärmeren Leuten sogar ein gewisser Luxus entfaltet. Die Sattelböcke sind oft mit Perlmutter ausgelegt, die Satteldecken mit hübschen, farbigen Mustern versehen, die Steigbügel aus Messing oder Kupfer, und die Kopfgestelle mit Metallplatten und bunten Steinen und farbigen Porzellanstücken in etwas kindlicher, aber ganz hübscher Weise verziert. Den Gebrauch der Kandare kennt der Chinese hier augenscheinlich nicht, und zur Zäumung wird ausschließlich ein ganz dünnes, sehr scharfes Trensengebiß verwendet. Sporen habe ich an den Füßen eines Chinesen noch nicht gesehen. Zum Antreiben der Tiere dient eine kurze Reitpeitsche von verschiedenartigster Konstruktion. Außer zum Reiten und Fahren werden Maultiere und Esel sehr viel als Tragtiere verwendet, und man bedient sich hierzu meist eines einfach, aber sehr zweckmäßig konstruierten hölzernen Tragsattels, deren eine große Zahl auch bei unseren Expeditionen verwendet worden ist.

Der Landstrich zwischen Tientsin und Paotingfu hat den Charakter einer großen Ebene. Nennenswerte Erhebungen giebt es hier fast garnicht, und zur Zeit des Winters ist das Land sehr übersichtlich. Während des Sommers aber müssen die zahllosen, weit über mannshohen, dichten Mais- und Kauleangfelder die Übersicht ungemein erschweren und die Führung des kleinen Krieges sehr begünstigen. Obgleich zur Zeit unseres Marsches der größte Teil dieser Felder bereits abgeerntet war, erschwerten uns die noch stehen gebliebenen Teile die Orientierung außerordentlich. Hierzu kommt, daß die chinesischen Dörfer weder Kirchtürme noch Minarets besitzen, und daß die hohen turmartigen Pagoden, die sich in anderen Gegenden zahlreich vorfinden und als Richtungspunkte benutzt werden können, in dieser Gegend gänzlich fehlen. Wegweiser giebt es nicht, eine Verständigung mit den Landeseinwohnern ist wegen der Sprachschwierigkeiten, selbst mit Hilfe von Dolmetschern nur in ganz unzureichender Weise möglich, und die in unserem Besitz befindlichen Karten waren mehr als mangelhaft.

Wie oft mußte ich hier an ein Gedicht denken, das ich einst in der Schule gelernt:

„Wider Markomanen-Fürsten
Kämpfte Kaiser Marc Aurel;
Aber ach, in fremden Landen
Gingen seine Züge fehl.“

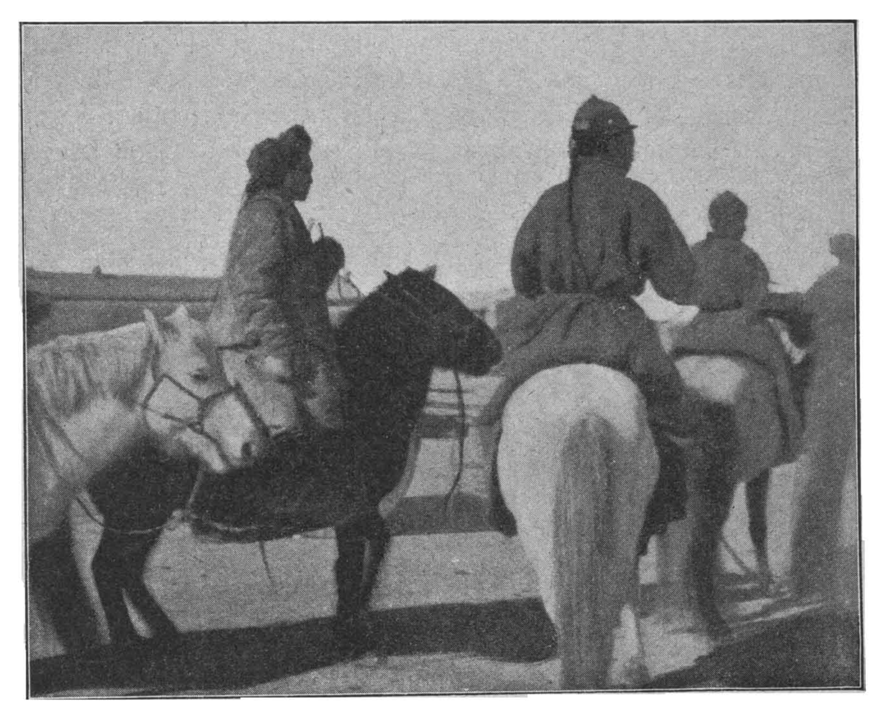
Als Zugtiere werden in Petschili vornehmlich Ponies, Maultiere und Esel verwendet. Die Ponies sind kleine, kräftige, äußerst ausdauernde und anspruchslose Tiere, die wir im Laufe der Zeit sehr schätzen gelernt haben. Anfänglich widerstrebte es unserem militärischen Schönheitssinn ungemein, sich als Offizier auf ein derartiges, kleines Tier setzen zu müssen, aber gar bald gewöhnte sich das Auge hieran, und jetzt empfindet wohl niemand von uns das etwas Lächerliche dieses Anblicks. Ein Vergnügen ist das Reiten auf solch einem chinesischen Pony nur in den seltensten Fällen. Meist in den Gamaschen sehr stark gebaut, zäumen sich nur wenige von ihnen bei. Die meisten tragen die Nase hoch, und da der Chinese durchweg mit ganz kurzen Bügeln, ohne jede Schenkelwirkung und mit äußerst roher Faust reitet, besteht die Gangart der Ponies im allgemeinen nur in einem sturen Dahinstürmen, in einem fabelhaft eiligen, zacklichen Trabe oder haspeligen Galopp, Gangarten, die dem an das Reiten großer Pferde Gewöhnten anfangs sehr unbequem sind und ihn auf die Dauer ermüden. Dazu kommt, daß die Ponies zwar sehr gut und sicher klettern, aber die Füße sehr flach über dem Erdboden schieben, und daher alle Augenblicke stolpern. Es giebt ja freilich auch hierin Ausnahmen, aber für die Mehrzahl trifft das Gesagte zu. Ich war jedenfalls sehr froh, als ich schon wenige Tage nach meiner Ausschiffung zwei große Pferde erhielt.

Die hier gezüchteten Maultiere sind im allgemeinen nicht groß, und nur sehr selten übertreffen sie an Größe ein mittelgroßes Pony. Ihre Bewegungen beim Reiten gleichen denen eines Ponys, sind diesem aber als Zugtier vorzuziehen. Esel werden von den Chinesen hauptsächlich als Reittiere, aber auch zum Ziehen verwendet. Sie sind meist nicht größer, vielfach sogar erheblich kleiner als die bei uns gezüchteten. Im Gegensatz zu den unserigen sind sie aber sehr fleißig und flink. Der bekannte Ausdruck „störrisch wie ein Esel“ trifft für die hiesigen Grautiere jedenfalls nicht zu.

Die Bespannung der Karren erfolgt seitens der Chinesen in der Weise, daß das jeweilig stärkste Tier in der Gabel geht, und — wenn vorhanden — ein zweites, drittes und viertes Tier nebeneinander an sehr langen Zugtauen vor die Gabel gespannt werden. Ist dann auch noch ein fünftes oder sechstes Tier verfügbar, so gehen diese an etwas kürzeren Strängen etwa eine Esellänge hinter dem Vordergespann auf den äußeren Seiten von dessen Zugtauen. — Die Beschirrung ist durchweg gut. — Ich habe nirgends ein so mangelhaftes, schlechtes

Vermehrung des Truppentrains als schweres Übel gilt, waren wir mit derartigen Fahrzeugen und diese wiederum mit Bespannung nur in dem zulässig geringsten Maße ausgestattet worden. Ferner widerstrebte es unserem soldatischen Gefühl, eine größere Zahl von „verdeckten" Karren, die gewissermaßen „Kutschen" sind, bei unserer Bagage mitzuführen.

Bei Auswahl unserer Fahrzeuge hatten wir deshalb den „offenen" Karren den Vorzug gegeben. Nun sind aber bei letzteren eigentüm-



Chinesisch-Mongolische Reiter.

licherweise die Räder fest an der Achse befestigt, sodaß diese sich beim Fahren dreht, während bei den verdeckten Karren die Achse festliegt, und sich wie bei uns nur die Räder drehen. Natürlich fahren sich die offenen Karren infolgedessen erheblich schwerer, als die verdeckten, und bei der schwachen Bespannung und gleichzeitig schweren Belastung gab es auf dem ersten Marsche bei unserer Bagage mancherlei Stockungen. Nachdem diesen Mängeln durch Vermehrung und Austausch unserer Zugtiere und Karren im Requisitionswege abgeholfen war, ging unser Marsch ganz glatt von statten.

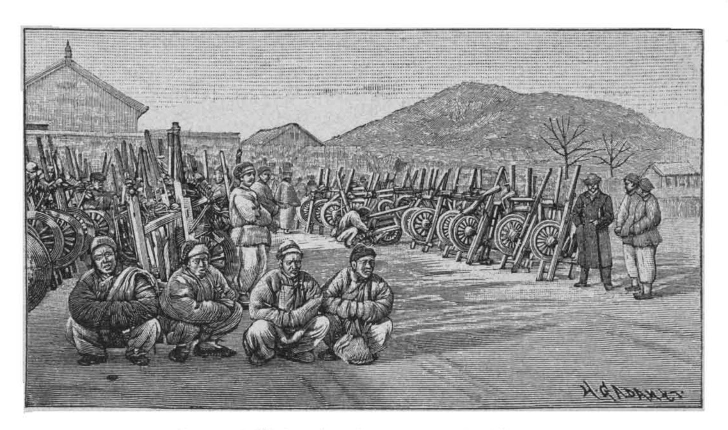




Lt. z. S. Pfeiffer. Ob.-Lt. z. S. Lustig. Korv.-Kapt. Lans. Kapt.-Lt. Schlieper. Ob.-Lt. z. S. v. Krohn. Lt. z. S. v. Wolf.

Unsere verwundeten Offiziere vom ostasiatischen Kreuzergeschwader im Lazarett zu Yokohama.

den Wegen, wie an der Art unserer Trains und ihrer Bespannung. — Uns fehlte bei Beginn unseres Feldzuges, und deshalb auch bei Beginn unseres Abmarsches, jede Erfahrung bezüglich der zweckmäßigen Organisation von Truppentrains auf unserem Kriegsschauplatze. Naturgemäß legten wir ihr deshalb unsere Erfahrungen aus den letzten Feldzügen, sowie aus unseren heimischen Manövern zu Grunde. Kann ich nun auch mit großer Genugthuung konstatieren, daß sich auch hier diese Erfahrungen als durchaus richtig und gut erwiesen, so erfordert doch jeder Kriegsschauplatz besondere Abweichungen und Ergänzungen, deren Zweckmäßigkeit sich eben erst im Laufe der Zeit herausstellt. So auch hier.



Karrenschieber der deutschen Expedition.

Unsere europäischen, vierräderigen Fahrzeuge erwiesen sich für diese Gegend und bei dieser Jahreszeit als sehr brauchbar. Aber ihre Bespannung — die großen australischen Pferde — war erst kurz vor unserem Abmarsch in Tientsin eingetroffen, und da sie infolge der langen Seereise noch sehr angegriffen waren und überdies fast ausnahmslos an Druse litten, erwies sie sich größtenteils als zu schwach, und mußte durch requirierte Maultiere verstärkt werden. Mit Rücksicht auf die Landesverhältnisse war unsere Bagage größtenteils auf die hier üblichen Karren verladen worden. Es sind dies offene, oder mit einem gewölbten Verdeck versehene, sehr stark gebaute, zweiräderige Fahrzeuge mit einer Scheerendeichsel, die je nach Bedarf mit einem bis zu sechs Zugtieren bespannt werden. Da wir an diesen in der ersten Zeit des Feldzuges naturgemäß keinen Überfluß hatten, und nach unseren europäischen Erfahrungen jede nicht unbedingt nötige

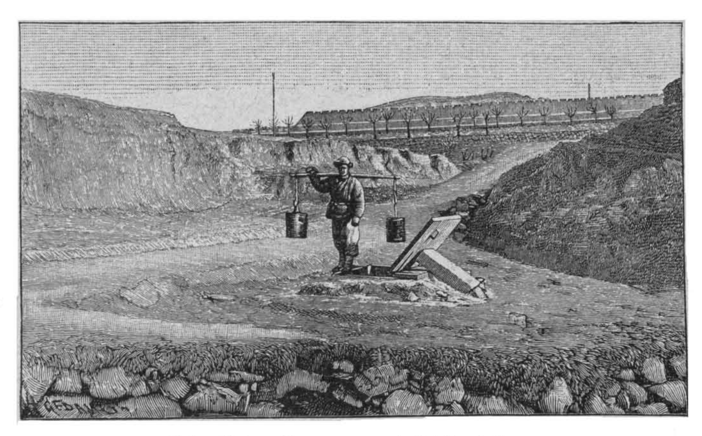
machten Schilderungen in keiner Weise entsprach. Das Wasser war durchweg nicht schlecht, stellenweise sogar recht gut, und die Brunnen waren größtenteils außerhalb der Orte und fern von Stallungen mit mehr Rücksicht auf Hygiene angelegt, als letzterer bei den Brunnenanlagen unserer polnischen Dörfer gewidmet worden ist. Ich bin der Ansicht, daß unsere Vorschrift: auch zum Waschen nur gekochtes Wasser zu verwenden, für das platte Land eine etwas übertriebene Vorsicht war, — aber wir können unserer Oberleitung für sie trotzdem nur dankbar sein. — Auch an Brennholz soll nach den Reisebeschreibungen in China großer Mangel sein, und man sich oft mit getrocknetem Dünger behelfen müssen. Auch das ist nicht richtig. Uns wenigstens hat es nie an ausreichendem Brennholz gefehlt. Der Teil Chinas, den wir durchquert haben, ist durchaus nicht arm an Holz. Zwar habe ich zusammenhängende Waldungen bisher nicht zu sehen bekommen, aber in und bei jedem Orte befinden sich zahlreiche Bäume, die den Leuten das erforderliche Nutzholz liefern, und — den Dörfern ein durchweg sehr freundliches Aussehen geben. Ich gestehe offen, daß ich in dieser Hinsicht häufig Vergleiche mit unseren polnischen und westpreußischen Dörfern gezogen habe, und sie oft nicht zu deren Gunsten entscheiden konnte. Wir haben vielfach Dörfer und kleine Städte angetroffen, die von weitem den Eindruck eines Waldes machten, und doch war es schon Oktober, als wir unseren Marsch antraten. Als übertrieben erwiesen sich Gott sei Dank auch die Schilderungen der Straßenverhältnisse in dieser Gegend. Sie sollten außerordentlich mangelhaft und die Wege für unsere vierräderigen Fahrzeuge überhaupt kaum zu benutzen sein. Dies trifft für den Landstrich zwischen Tientsin und dem Fuße des Gebirges westlich Paotingfu während der trockenen Jahreszeit nicht zu. Zwar giebt es hier nirgends eine Kunststraße, und selbst in den größeren Ortschaften sind die Straßen fast ausnahmslos ungepflastert, aber die Wege sind im allgemeinen nicht schlechter als die Landwege in unseren Ostmarken und unbedingt besser als in den russischen Westprovinzen. Wie sie in der Regenperiode aussehen, dafür fehlt mir freilich das Urteil, da ich eine solche hier noch nicht erlebt habe. Ich glaube aber, daß kleinere Wagenkolonnen auch dann durchkommen werden, weil sie meist ohne weiteres über die Felder ausbiegen können. Indes — ich möchte dafür keine Garantie übernehmen. Bei unserem Marsche bereiteten die Wege unserem Fortkommen jedenfalls keine Schwierigkeiten, und wenn wir mit solchen zu kämpfen hatten, lagen sie nicht sowohl an

Mangel litten wir, wie aus vorstehendem hervorgeht, auf diesem Marsche also nicht. Das Verpflegungsverfahren war ein sehr einfaches. Ein älterer Offizier ritt in Begleitung eines Dolmetschers und mehrerer Reiter der Marschkolonne um 1—2 Stunden voraus und ließ in den an der Marschstraße liegenden Ortschaften ansagen, daß schleunigst Hühner und Eier an die Straße geschafft und den Truppen überliefert werden möchten, widrigenfalls ..... Dem für den betreffenden Tag als Marschziel bestimmten Ort wurde dann eine regelrechte Lieferung von Vieh, Schafen, Hühnern, Eiern, Mehl, Pferdefutter, Stroh und Brennholz nach einem bestimmten Platz aufgegeben, wo dies alles dann von den eintreffenden Truppen in Empfang genommen und verteilt wurde. Ich kann nicht anders sagen, als daß unseren Anforderungen seitens der Chinesen willig nachgekommen wurde, und daß wir zu ernsteren Maßnahmen nie genötigt waren.

Es kam allerdings wohl vor, daß stellenweise ein Ortsoberhaupt gegen die vorherige Verabredung sich außer stande erklärte, die ausbedungene Zahl von Rindern, Schafen und Hühnern liefern zu können, dann aber führte eine Revision der umliegenden Kauleangschober meist sehr rasch zum Ziele, nebenbei allerdings auch mitunter zur Bekanntschaft mit der darin verborgenen Dorfweiblichkeit. Eine große Sorge hatte uns beim Abmarsch von Tientsin der Gedanke an die Wasserversorgung für unsere Leute bereitet. Denn nach den Schilderungen der „Chinakenner" ist sämtliches Wasser Chinas verseucht, ganz abgesehen davon, daß Trinkwasser überhaupt nur sehr spärlich sich vorfinden sollte. Nun, auch dies erwies sich zum mindesten als Übertreibung. Wir fanden überall ausreichendes Wasser in guter Beschaffenheit. Zwar waren die Brunnen durchweg nur von sehr primitiver Konstruktion, aber eben nicht schlechter, wie man sie im allgemeinen in den Bauerndörfern Posens und Russisch-Polens findet. Das Heraufholen des Wassers erfolgt hier allerdings meist nur in der Weise, daß ein Holzeimer an einem langen Tau in den Brunnen hinabgelassen und das Wasser dann einfach in die Höhe gezogen wird. Kurbeln zum Aufwinden des Strickes habe ich nur ganz vereinzelt, Brunnenschwengel, wie sie in Posen, Westpreußen und Polen allgemein gebräuchlich sind, nie gesehen. — Beiläufig sei erwähnt, daß die Art der Wasserschöpfung auch in den Städten, selbst in Paotingfu und Peking genau ebenso primitiv ist, wie auf dem platten Lande.

Was nun die Güte des Wassers auf unserer Marschstraße anlangt, so kann ich nur sagen, daß es in den Dörfern den uns ge-

Man sagt ja: „Wie der Herr, — so's Geschirr", vielleicht hat sich die angebliche Feindseligkeit der Chinesen gegen die „fremden Teufel" auch auf die Hühner übertragen, die erstere nun in ihrer Weise gegen uns zum Ausdruck bringen wollen. Jedenfalls ist uns ihre Feindseligkeit bisher unangenehmer gewesen als die ihrer Herren. Verhältnismäßig seltener fanden wir Enten, und zahme Gänse habe ich auf dem Marsche nach Paotingfu garnicht gesehen. Ich sage ausdrücklich „zahme" Gänse, denn von Wildgänsen sah man täglich große Züge von der Küste her nach dem Innern streichen. In unsere Nähe kamen sie hier aber nicht, und erst in der unmittelbaren Umgegend von Paotingfu und später im Flußthale des Shaho machten wir in angenehmer Weise ihre nähere Bekanntschaft. Ich komme hiermit



Chinesischer Brunnen und Wasserträger.

gleich auf die Wildverhältnisse dieser Gegend. Zwischen Tientsin und Paotingfu habe ich sehr wenig Wild angetroffen. Trotz vielen Reitens querfeldein habe ich auf dieser immer doch über 150 km langen Strecke nur drei Hasen, ein einziges Volk Hühner, kein Stück Reh- oder Rotwild und auch keinen Fasanen gesehen; dagegen, wie schon erwähnt, ungeheure Züge von Wildgänsen und Wildenten, sowie sehr viele Wachteln. Ich möchte aber glauben, daß auch das Wild durch die großen Unruhen in der Umgegend Tientsins verscheucht worden ist, denn weiter im Innern war es in ziemlicher Menge vorhanden, wie ich an anderer Stelle berichten werde. — Auf unserem Marsche nach Paotingfu hatten wir übrigens auch keine Zeit, uns um das Wild zu kümmern, und so mag uns da vielleicht auch manches entgangen sein.

und bis zur Stunde, wo ich diese Zeilen schreibe, ist mir noch kein Fall von Erkrankung infolge seines Genusses bekannt geworden.

Jedenfalls scheuten wir ihn zuerst unbedingt, und versagten ihn uns vollständig. Wir konnten dies auch ohne große Entsagung, denn wir hatten etwas besseres: Hühner und Eier in unbegrenzter Zahl. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß es in einem verhältnismäßig so kleinen Landstriche, wie es der von uns durchzogene immerhin doch nur ist, Hühner in solch unglaublichen Massen geben könnte.

Und merkwürdig, zu Hause hat man schon einen vollständigen horror vor dem berühmten „Manöver-Adler", wenn er einem nur einen Tag um den anderen serviert wird, hier haben wir ihn doch wochenlang täglich als „pièce de résistance" zum Diner und trotzdem mit dem größten Vergnügen auch noch als einzige „Platte" zum Dejeuner aus der Satteltasche gegessen und letzteres doch recht oft, ohne ein Stückchen Brot zubeißen zu können. Freilich war wohl auch hier der — Hunger wieder der berühmte beste Koch, denn kurze Zeit vorher, an Bord unseres Schiffes, mochte ich das Wort „Huhn" auf der Speisekarte garnicht mehr lesen, und doch erschienen sie hier in stets wechselndem Kostüm als Poularde, Hamburger Kücken, Wiener Backhähndel, in Reis, Kurry und Eierkuchen gefüllt. Allerdings konnte es mir bei der Engigkeit des Raumes nicht verborgen bleiben, daß lediglich die Laune des Oberkochs dafür ausschlaggebend war, ob der betreffende Hahn, den ich während der Fahrt auf dem Roten Meer Tag für Tag magerer werdend, in seinem engen Verschlage dahinschmachten sah, als Franzose, Hamburger oder Wiener auf unserer Tafel erscheinen würde.

Das war nun hier in China freilich ganz anders. — Eben krähte er uns noch mit freudigem Stolze von der Mauer eines Yamens an, — dann ein kurzer, erschrockener Aufschrei, einige entsetzte Hilferufe, und — eine Stunde später saß man vor dem Kochgeschirr mit köstlich duftender Hühnerbouillon. Ich glaube, mir wird künftig ordentlich etwas fehlen, wenn ich nicht mehr früh, mittags und abends den Schwanengesang einiger Hühner höre. Was sind aber erst für Unmengen von Eiern von uns verkonsumiert worden! Die chinesischen Hühner müssen ganz vortreffliche Leger sein, denn es ist ganz erstaunlich, welche Unmassen von Eiern selbst in dem armseligsten Dorfe zu haben sind. Dabei ist es merkwürdig, daß die später von uns einige Zeit beim Leben erhaltenen, mit aller Liebe und Sorgfalt verpflegten Hühnlein absolut nicht legen wollten.

hergegangenen Unruhen war der Viehbestand dieser Gegend zwar anscheinend sehr mitgenommen, auch schien es mir, als hätten die Einwohner einen Teil ihres Viehs bei unserer Annäherung geflüchtet, da die Ställe augenscheinlich noch kurz vorher besetzt gewesen waren; immerhin war für unseren Bedarf noch genügend vorhanden, und dieses wenige bestand fast durchweg aus kleinen mageren Tieren vom Schlage unseres westpreußischen und posenschen Bauernviehs. Aber, wie ich schon weiter oben sagte: ich habe gegründeten Verdacht, daß die besten Stücke in den umliegenden ausgedehnten Mais- und Kauleangfeldern der ebenfalls aus den Dörfern verschwundenen ländlichen Damenwelt Gesellschaft leisteten. Ziegen und Schafe waren überall in ausreichender Menge vorhanden. Die Ziegen gleichen ganz den unserigen, sind aber im allgemeinen etwas niedriger und kräftiger. Die Schafe haben den Typus von Merinos mit einem Fettschwanz. Ihr Fleisch ist sehr wohlschmeckend, ihre Wolle nicht so fein wie die unserer edleren Schafrassen, aber ungleich feiner als die der Haidschnucken. Außerordentlich zahlreich waren hier wie überall, wo ich in China hingekommen bin, die Schweine. Es ist durchweg eine kleine schwarze Sorte, die anscheinend große Freiheit genießt und sich überall in den Ortschaften und um dieselben herumtreibt. Indessen mag an dieser Ungebundenheit jetzt wohl die Störung des gesamten Wirtschaftsbetriebes infolge unseres Erscheinens und das daraus resultierende Mangeln der waltenden Hand der Hausfrau die Schuld tragen. Im übrigen hatten wir auf diesem Marsche von dem Schweinereichtum nichts, da nach den Schilderungen der Chinakenner der Genuß von Schweinefleisch ungefähr gleichbedeutend mit Selbstmord ist. So überließen wir denn diese kleinen Borstentiere unbestritten den mit uns marschierenden Italienern, die — anscheinend weniger geographisch gebildet als wir — sie mit Vergnügen verspeisten. Allerdings erwies sich die vorerwähnte Ansicht der Chinakenner hierbei in gewisser Weise als richtig, denn die Italiener behandelten die Tötung der Schweine als Jagdsport und schossen sie mit größtem Vergnügen und ebensolcher Rücksichtslosigkeit in den Dorfstraßen, sodaß uns die Geschosse mitunter recht lästig wurden und wir schließlich sogar sehr energische Reklamationen gegen diesen Sport erheben mußten. — Ich möchte übrigens bemerken, daß sich die vorerwähnte Besorgnis vor dem Genuß chinesischer Schweine im Laufe der Zeit ebenso als übertrieben erwies, wie die meisten anderen Schilderungen über dieses Land. Wir haben später hiesiges Schweinefleisch mit großem Vergnügen gegessen

gewächs. Der Geschmack dieser Kartoffel ist ein süßer, annähernd wie der einer Marone, nur etwas weichlicher. In der Asche geröstet und als Salat zubereitet, schmecken diese Kartoffeln — faute de mieux — ganz gut, sonst aber konnten wir uns absolut nicht an sie gewöhnen. In anderen Gegenden Petschilis muß aber auch unsere Kartoffel gebaut werden, denn in Peking war sie in großen Mengen unschwer zu haben. — Der Roggen gleicht durchaus dem unserigen. Der Reis, der hier gebaut wird, ist minderwertig, grau, wenig schmackhaft und wird nur von den Armen gegessen. Die Wasserrübe ist der unserigen in Geschmack und Form sehr ähnlich, nur ist sie noch wasserhaltiger als bei uns. Unter den in den Gärten gezogenen Gemüsen ist besonders der Chinesenkohl hervorzuheben (d. h. wir nennen ihn so; wie er wirklich heißt, weiß ich nicht). Es ist ein Mittelding zwischen Wirsingkohl und Spinat, und äußerst wohlschmeckend. Lauche werden in allen Arten in Menge gebaut, ebenso eine Art von Rettig, der aber nicht annähernd so wohlschmeckend ist wie der unserige. Mohrrüben fanden wir verhältnismäßig selten. Häufiger fand man eine rote Pfefferschote von äußerst scharfem Geschmack.

Gurken, Kürbisse und ein recht gut schmeckender Blattsalat waren ziemlich viel vorhanden. An Obst fanden wir überall in Mengen eine gelb aussehende Birne, die ungemein saftig, aber sehr wenig aromatisch ist, und unseren besseren Birnensorten in keiner Weise die Wagschale hält. Auch Pfirsiche fanden wir hin und wieder, aber auch ihnen fehlte viel an dem köstlichen Aroma der unseren. Häufiger waren Äpfel von hübscher, roter Farbe. Aber ihr Inneres entsprach nicht ihrem Aussehen; sie waren mehlig und völlig ohne Aroma. Sehr häufig waren Wallnüsse von vortrefflichem Geschmack, aber furchtbar harter Schale. In und westlich von Paotingfu gab es auch in größeren Mengen eine kleine Kastanie und eine Frucht, die die Mitte zwischen Dattel und Pflaume hält. Beide werden von der Bevölkerung in großen Mengen gegessen und schmecken recht gut. Endlich muß ich noch eine Frucht erwähnen, die ich hier das erste Mal sah, und von der ich früher nie etwas gehört hatte. Sie wird von den Chinesen „Scho-so“ genannt, und gleicht in ihrem Äußeren etwa einer großen noch nicht ganz reifen Tomate. Ihre Schale ist ungenießbar, ihr Fleisch aber ist sehr saftig, süß und bis auf einen etwas aufdringlichen Tanningeschmack sehr angenehm.

Wie man sieht, litten wir an Vegetabilien auf unserem Marsche keinen Mangel, aber auch an Fleisch fehlte es nicht. Durch die vor-

reift gut und liefert schöne, saftige Körner, die anscheinend hauptsächlich als Viehfutter — besonders für Ponies und Maultiere — verwendet werden. Die Stauden werden gewissermaßen als Heu verfüttert. Ein Schneiden der Stauden zu Häcksel, wie bei uns üblich, habe ich nirgends gesehen.

Eine sehr beliebte, besonders massenhaft gebaute Frucht ist der Kauleang. Es ist dies eine Pflanze, die unserem Schilfrohr etwas ähnelt, aber einen stärkeren und härteren Schaft besitzt. Die Frucht besteht aus schwarzbraunen Körnern, und wird ebenfalls vornehmlich

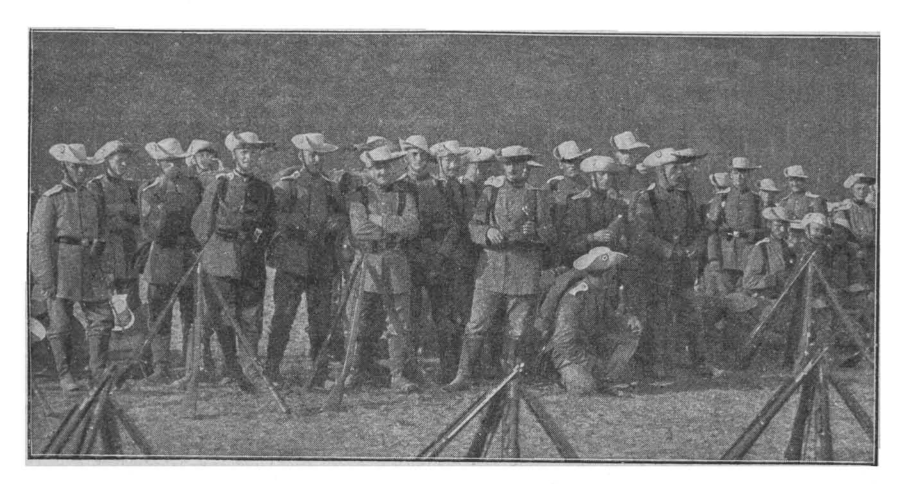


Kauleang-Ernte.

als Viehfutter, aber auch zur Bereitung eines sehr starken, übelriechenden Branntweins — des uns „Ostasiaten" allgemein bekannten Shio — verwendet.

Gerste, Hirse, Buchweizen und Bohnen gedeihen gut; einen Unterschied gegenüber denselben Früchten bei uns habe ich nicht entdeckt. Die hier — das heißt die Gegend zwischen Tientsin, Paotingfu und dem Gebirge, westlich von letzterem — gezogenen Kartoffeln sind in ihren Knollen den unserigen sehr ähnlich, ihr Kraut dagegen ist ein unserem Kartoffelkraut sehr wenig gleichendes, kriechendes Ranken-

wendet die Bevölkerung dieser Gegend auf die Düngung, und die Sammlung der Düngstoffe wird mit einem wirklich lobenswerten Fleiß betrieben. Im Gegensatz zu Peking besitzen deshalb auch hier alle kleinen Dörfer und Städte eine große besondere Sammelstätte hierfür. Sind diese auch erheblich primitiver konstruiert als die analogen Anlagen unserer großen Städte, so würden sie doch immerhin unseren polnischen Bauerndörfern, sowie den Seitengassen unserer östlichen Landstädte zum Vorteil gereichen. — Die Verwendung von Mergel und Schlamm zur Düngung ist den Leuten bekannt; man begnügt sich aber nicht wie bei uns damit, diese Düngungsmittel in kleinen Haufen über die Felder zu verteilen und sie dann über dieselben auszustreuen, sondern man arbeitet sie erst wiederholt sorgsam durch, ver-



Deutsch-ostasiatische Infanterie beim Halt.

mischt sie in äußerst mühsamer Weise mit gewöhnlicher Erde und düngt dann erst das Feld mit der sogenannten Mischung. — Diese große Sorgsamkeit in der Feldbestellung ist um so anerkennenswerter, als es sich keineswegs nur um „Kleinbesitz" handelt, und die Ortschaften meist ziemlich weit auseinanderliegen. Jedenfalls aber hat sie äußerst reiche Erträge zur Folge, und ich war überrascht von den geradezu enormen Getreide- und Futtervorräten, die wir selbst in ärmlichen Dörfern fanden.

An Feldfrüchten werden in dieser Gegend vornehmlich gebaut: Mais, Kauleang, Gerste, Hirse, Buchweizen, Bohnen und Kartoffeln in großen Mengen, Roggen, Reis, Linsen, Baumwolle und Wasserrüben in kleinerem Maßstabe. Der Mais erreicht eine stattliche Höhe,

Tientsins sandig und unfruchtbar, nahm jetzt einen schwereren, lehm- und mergelhaltigen Charakter an. Die Bestellung der Felder wurde mit jedem Schritt weiter in das Land eine sorgfältigere und schließlich eine geradezu mustergiltige. Ich muß rückhaltlos gestehen, daß ich eine so peinlich saubere Bestellung, wie zwischen Tientsin und Paotingfu und später auch westlich jener Stadt, selbst in unseren landwirtschaftlich besseren Provinzen nicht gesehen habe. Jede Gemarkung ist durch Raine mit sorgsam behauenen Grenzsteinen, jeder Schlag durch breite, sorgfältig gezogene Furchen begrenzt, die Mais- und Kauleangfelder stehen mit gleichmäßigen Abständen in schnurgeraden Reihen, als wäre die Aussaat mittels der Maschine erfolgt. Die Gerstenfelder sind in lauter Quadrate von 1 bis 2 Fuß Seitenlänge geteilt, die durch schmale, augenscheinlich mit der Hand aufgehäufte Erdstreifen umgrenzt sind, was dem ganzen Felde das Aussehen einer großen Waffel giebt. Ich vermute, daß diese Einrichtung dazu bestimmt ist, das zu schnelle Abfließen der atmosphärischen Niederschläge zu verlangsamen und sie gleichmäßiger über das ganze Feld zu verteilen. — Jedenfalls erfordert diese Anlage eine außerordentlich mühsame und sorgfältige Arbeit, und liefert gleichzeitig den Beweis für die Betriebsamkeit der Chinesen, sowie für das Vorhandensein und die Billigkeit der Arbeitskräfte. Eine „Sachsen-Gängerei“ scheint es hier nicht zu geben, oder sie müßte von anderswoher kommen, und Petschili das „Sachsen“ Chinas sein. Das glaube ich aber nicht. Ebenso scheint nach meinen Beobachtungen der Zug der Landbevölkerung nach den Städten nicht annähernd in dem Maße zu grassieren, wie bei uns. In der Nähe der Ortschaften fanden wir fast überall Gartenkulturen, die in ihrer ganzen Anlage den Gemüsegärten unserer ostelbischen Bauerndörfer glichen. Vielfach fand sich an diesen Gärten ein vollständiges Berieselungssystem. Dasselbe ist freilich meist von sehr einfacher Konstruktion: Aus einem Schöpfbrunnen wird das Wasser mit Holzeimern an langen Stricken heraufgezogen und in Holzeimer gegossen, von denen aus es sich mittels eines Furchensystems über die betreffenden Felder verteilt. In der Thalniederung des Schaho westlich Paotingfu sah ich später allerdings auch Berieselungen von Reisfeldern in großem Maßstabe. Hier wurde das Wasser aus großen Kanälen mittels hölzerner Schöpfwerke auf die höher gelegenen Felder gepumpt.

In der unmittelbaren Umgebung großer Städte wie Peking, Paotingfu, Taping sieht man große Gartenanlagen, die an unsere Kunst- und Handelsgärtnereien erinnern. Ungemeine Sorgfalt ver-

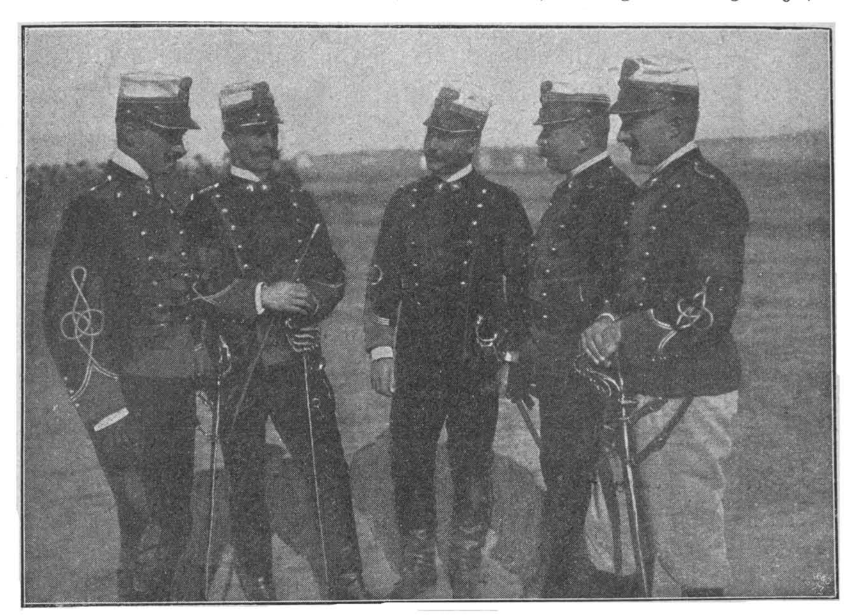
denten und wie lange er dieses Amt verwaltet hat, weiß ich allerdings garnicht. Ich habe es nur gelegentlich auf einer seiner früheren Visitenkarten gelesen. — Über die rein militärischen Einzelheiten gehe ich hinweg, da sie ja nur den Soldaten interessieren, und überdies schon längst durch den Telegraphen berichtet und in eingehender Weise in den Zeitungen besprochen sind.

Wir sahen naturgemäß den kommenden Dingen mit größter Spannung entgegen; denn abgesehen davon, daß wir jetzt hoffen durften, endlich an den Feind zu kommen, sollten wir ja nun Gegenden kennen lernen, die vor uns doch nur selten von Europäern betreten waren, und über die alle Berichte nur unsichere, und dabei recht wenig verlockende Angaben enthielten. Dieselben stimmten fast ausnahmslos darin überein, daß die Bewegungen größerer Truppenmassen wegen der äußerst schlechten Wegeverhältnisse hier sehr schwierig, diejenigen europäisch eingerichteter Trains überhaupt nicht möglich seien, und daß die Unterbringung und Verpflegung von Truppen wegen der Armut und Unsauberkeit der Ortschaften mit großen Schwierigkeiten verbunden sei. Alles dies mußte noch erschwert werden durch die Feindseligkeit der Landeseinwohner, die in jedem Europäer den „fremden Teufel“ fanatisch haßten, und ihn mit unheimlicher Hinterlist, Tücke und raffinierter Grausamkeit bekämpfen würden. Das waren so ungefähr die Erwartungen, mit denen wir loszogen. Die Eindrücke des ersten Marschtages entsprachen übrigens auch im allgemeinen diesen Schilderungen.

Der Marsch durch die Chinesenvorstadt Tientsins gestaltete sich für unsere Trains außerordentlich schwierig. Die engen, winkeligen Straßen mit ihren stellenweise scharf eingeschnittenen Rinnsteinen, ihren steilen, meist in Form eines Spitzbogens konstruierten Brücken, bereitete jenen und besonders den vierräderigen Truppenfahrzeugen große Schwierigkeiten. Dieselben waren auch nach dem Verlassen der Stadt anfangs noch sehr erhebliche. Der Marsch ging zunächst auf dem, das linke Ufer des Hunho, — eines rechten Nebenflusses des Peiho —, begleitenden, hohen, sehr sandigen und stark ausgefahrenen Damme entlang. Die ihn umgebende Landschaft war dürftig angebaut, und die Bevölkerung machte einen armseligen Eindruck und war sehr scheu.

Aber schon mit dem zweiten Marschtage änderte sich das Bild erheblich. Wir bogen in westlicher Richtung vom Hunho ab, und die Landschaft, in die wir jetzt kamen, hatte ein wesentlich anderes Aussehen und behielt dieses bis Paotingfu bei. Der Boden, in der Nähe

übertrieben waren. Endlich kamen dann Nachrichten über die Anwesenheit großer Boxer-Massen bei Paotingfu, und das stellte sich später leider wieder als „Sage“ heraus, wie die Nachrichten über die Pracht und Herrlichkeit dieser angeblichen Millionenstadt, denn letzteres ist auch nur Sage. — Vornehmlich die vorerwähnten Nachrichten über Boxeransammlungen hatten das Armee-Oberkommando bestimmt, ein Unternehmen in größerem Maßstabe gegen Paotingfu auszuführen. Während von Norden her ein Teil der Besatzung Pekings (Deutsche, Engländer und Italiener) gegen die Stadt vorrückte, sollten von Westen her Teile der Besatzung Tientsins (Deutsche, Engländer, Franzosen



Bersaglieri-Offiziere des Expeditionskorps.

und Italiener) in breiter Front vorgehen, um so den Gegner womöglich zwischen zwei Feuer zu bringen. Das von Tientsin entsandte Expeditionskorps sollte im allgemeinen in drei Kolonnen vorrücken, deren mittelste die aus Deutschen und Italienern bestehende Kolonne unter General v. Ketteler war. Den Oberbefehl über alle drei Kolonnen führte der französische General Bailloud, ein ungemein beweglicher, thatkräftiger und energischer Herr, der mit äußerst verbindlichen Formen ein großes, diplomatisches Geschick verbindet, was wohl nicht zu verwundern ist, da er einige Zeit „Chef de la maison militaire du Président de la République française“ war. Bei welchem Präsi-

Die Expedition nach Paotingfu.

Von Tientsin nach Paotingfu.

Der Generalfeldmarschall Graf Waldersee hatte nicht die Absicht, den Briten in Südafrika nachzuahmen und seine Truppen über das ganze Ost-China zu zerstreuen; er plante vielmehr, ein ganz begrenztes Gebiet zu besetzen und von dort aus die Provinz Tschili in Ordnung zu halten. Natürlich mußte vor allem das Gebiet um Peking, den Sitz der Verwaltung und Konferenzen der Verbündeten, gesichert werden. Er that dieses, indem er das Dreieck „Tientsin-Peking-Paotingfu“ fest besetzte. Um Peking wurden natürlich Sicherheitsabteilungen vorgeschoben, Paotingfu, in welchem Ort Unordnungen vorgefallen waren, befand sich noch nicht in unseren Händen, es mußte daher eine Expedition ausgesandt werden, um es zu nehmen. Diese war aus deutschen, britischen, französischen und italienischen Truppen zusammengesetzt. Der Kreuz-Zeitung gingen hierüber von einem der hervorragend beteiligten Herren folgende interessante Mitteilungen zu, denen wir mit gütiger Erlaubnis hier Raum geben. Es heißt dort:

Etwa 150 km in WSW. von Tientsin liegt die große sagenumwobene Stadt Paotingfu, die eigentliche Hauptstadt der Provinz Petschili. Wenn ich sage „sagenumwoben“, so trifft das nur zum Teil zu, denn man knüpft an diesen Ausdruck ja unwillkürlich den Begriff eines seit urdenklicher Zeit Bekannten. Das war nun bei Paotingfu, wenigstens für mich, nicht der Fall. Das erste Mal, wo er mir wissentlich begegnet ist, war in einem Telegramm der „Kreuz-Zeitung“, die ich auf der Herreise in Port Said erhielt, und in welchem gemeldet wurde, der Kaiser von China sei an dem und dem Tage in Paotingfu eingetroffen. Das erwies sich freilich nun später als „Sage“, denn thatsächlich sind „Seine Majestät, der Sohn des Himmels“ in Paotingfu nie gewesen. Später las ich dann von den dort stattgefundenen grausamen Missionar-Verfolgungen und Christen-Massacres und diese Nachrichten waren leider nicht „Sage“, wennschon sie stark

den rückwärts gelegenen, verlassenen Forts, in dem die Chinesen wohl am Tage viel Bewegung gesehen hatten. Eine Granate schlug dicht vor dem dritten Geschütz in den Bahndamm ein, ohne jedoch Schaden anzurichten. Viele Schrapnells krepierten über uns, wirkten jedoch nicht. Gegen 11 Uhr abends stellten die Chinesen das Feuer ein, um es gegen 1/22 Uhr auf 1/2 Stunde wieder zu eröffnen.

Um 4 3/4 Uhr vormittags war das letzte russische Geschütz in Stellung, um 5 Uhr traf unser letzter Munitionswagen ein, den die Chinesen beschossen. In demselben Augenblick eröffnete unsere Batterie das Feuer, das von den Russen sofort aufgenommen wurde. Die 3 chinesischen Forts antworteten lebhaft, trafen jedoch wenig, ihre Schrapnells trafen gut, wirkten jedoch bei unserer guten Deckung nicht.

Da Fort I gegen 7 Uhr vormittags brannte und schwieg, wurde das Feuer gegen Fort II und III verlegt, als auch diese das Feuer eingestellt hatten, gingen wir zum Sturm vor. Von der Batterie wurde ich mit 60 Mann gegen Fort IV vorgeschickt. Die Chinesen hatten zahlreiche Minen gelegt, die sie meist rechtzeitig zur Wirkung brachten. Die Verluste der Russen waren größer und schwerer als die unsrigen. Da der russische Befehlshaber die linke Sturmkolonne früher angesetzt hatte, wehte bei unserer Ankunft bereits im Fort I die deutsche und zu unserem Erstaunen auch die österreichische Flagge. Im Forteingange und in den Häusern lagen einige Tote. Im übrigen hatte sich die Besatzung unter Mitnahme von Toten und Verwundeten geflüchtet. Das Fort war mit einem 28 cm, mehreren 15 cm und 12 cm l. R. K. und einer großen Anzahl kleiner Kaliber armiert. Die Wirkung unserer Geschütze war ausgezeichnet, im Fort III (4900 m), das wir wohl allein zum Schweigen gebracht, vorzüglich, sie wurden allgemein, zumal von den Russen, anerkannt. Die Batterie hatte 260 Schuß verfeuert. Am Nachmittag erschienen 30 österreichische Marinesoldaten im Fort III mit mehreren Fahnen, wohl um sie dort zu hissen wie im Fort I. Durch Explosion einer Mine wurden von ihnen 1 Seekadett und 1 Mann getötet, 12 Mann schwer verwundet. Gegen Abend kam eine französische Gebirgsbatterie an, am nächsten Tage erschienen die Engländer.

Wir befinden uns wieder im Biwak Tongku. Gesundheitszustand ist leidlich.

---

konnte die Batterie erst am anderen Morgen (16. Sept.) ausgeladen werden, da die Quais von allen Nationen besetzt waren.

Tongku ist niedergebrannt und verwüstet. Auf einem freien Platz haben wir unser Biwak aufgeschlagen. In dem Dorf riecht es übel nach Leichen 2c. Unsere Batterie liegt am Nordende des Dorfes, dem Feinde zunächst, nur durch eine russische Feldwache gesichert, hinter uns eine Infanteriekompagnie. Einheitliche Befehle für Sicherung sowie Unterkunft sind nicht zu erlangen. Feindliche Patrouillen kommen unter dem Schutz der Dunkelheit dicht heran; allmählich wird Gewehrfeuer gewechselt. Ein russischer Posten ist überfallen und ermordet.

Drei Tage nach unserer Ankunft wurde die Batterie an Generallt. v. Lessel „marsch- und verwendungsfähig“ gemeldet. Stärke der Bespannung war 36 Pferde.

Die Russen hatten sich um diese Zeit auffallend viel um die Peitangforts gekümmert (3 Forts), 2 Geschütze an die Bahn vorgeschoben. Durch eine deutsche Kavallerie-Offizierspatrouille war gemeldet, daß die Forts nicht besetzt, auch nicht mit Geschützen armiert wären. Unsere Erkundung des zunächst gelegenen Forts ergab jedoch, daß dasselbe mit einer Anzahl Geschütze größeren Kalibers armiert und mit Mannschaften stark besetzt war. Generallt. v. Lessel erlaubte der Batterie unter russischem Oberkommando gegen die Forts mitzuwirken. Geeignete Stellungen für unsere Batterie wurden hinter dem Eisenbahndamm erkundet.

Tags darauf fanden wir an dieser Stelle russische Bettungshölzer. Hier wurde uns am 19. Sept. vormittags unmittelbar hinter einem Damm eine sehr schmale Stellung zugewiesen, die nach hinten durch einen Sumpf begrenzt wurde. Da der Boden sehr naß und weich war, so mußte zunächst durch Steine und Thüren aus dem Dorf ein brauchbarer Untergrund geschaffen werden. Diese Arbeit wurde von dem auf ca. 2800 m entfernt liegenden Fort nicht gestört. Mit Einbruch der Dunkelheit kam die Batterie heran, die unter enormen Anstrengungen (die letzten 50 m erforderten wohl eine Stunde, die Geschütze sanken zum Teil bis zur Achse ein), in Stellung gebracht wurde.

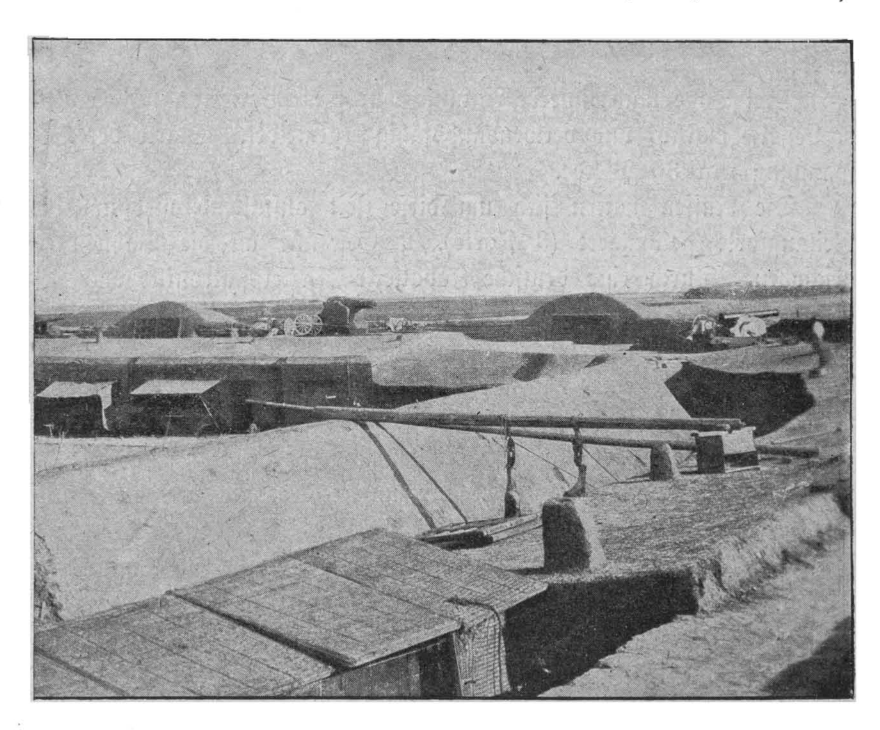
Die Russen verfügten über 3 Flachfeuerbatterien. Während der Nacht stellten sie die Bettungen fertig und führten Geschütze und Munition (fast nur Schrapnells) unter Benutzung der Bahn heran.

Um 10 Uhr abends eröffnete das erste chinesische Fort das Feuer. Die Geschosse gingen zumeist über uns hinweg, wahrscheinlich nach

Ankunft der 1. schweren Feldhaubitzbatterie in Taku und Teilnahme derselben an dem Kampfe gegen die Peitangforts.

(Nach Briefen des Leutnants Boy.)

Am 6. Sept. abends traf unsere „Halle“ auf der Rhede in Taku ein. Von einem Marineoffizier geführt, liefen wir unter Hurrah an der Wörth, Hansa und Hertha vorbei und gingen zwischen den Kriegsschiffen und den Takuforts vor Anker. Wohl nicht mit Unrecht



Rundwall in den Peitangforts.

hofften wir, zumal die Halle als zweiter Transportdampfer angekommen war, möglichst bald ausgeschifft zu werden und zur langersehnten Verwendung zu gelangen. Doch der Generalstabsoffizier traf gegenteilige Anordnung. So lagen wir denn nutzlos bereits 6 Tage auf der Rhede, als am 13. Sept. vormittags Generallt. v. Lessel mit dem „Rhein“ anlangte und die sofortige, eilige Ausladung der Batterie befahl. Am 14. Sept. 4 Uhr vormittags erfolgte per Bahn die Abfahrt nach Tongku, unserem Bestimmungsort. Hier angelangt,

angriff gegen die verlassenen Forts begann. Unangenehm waren die vielen Minen, welche eine große Zahl von Verlusten erforderten, merkwürdigerweise wenig von den Deutschen, speziell keinen von meiner Sturmkolonne.

Das Gefecht war vorüber und jetzt erst kamen die langen Kolonnen aller möglichen Nationen an, die sich alle um einen Tag geirrt hatten. Auch Generallt. v. Lessel war erst an dem Morgen angekommen und gratulierte mir zum Erfolge.



Deutsche Offiziere versammeln sich zur Parole-Ausgabe.

Abends waren wir wieder im Biwak, wo wir seither vegetieren. Vorgestern kam Generalfeldmarschall Graf Waldersee an. Großer Empfang hier und in Tientsin. Mit mir sprach er persönlich, wie ich mit der Batterie in Stellung gekommen wäre 2c.

Gestern wurden mir leider meine 20 besten Zugpferde für die Feldartillerie (!) nach Tientsin weggeholt, aber morgen bekomme ich von den inzwischen angekommenen Transporten neue. Daß ich als einzige Batterie bei der immerhin wichtigen Aktion beteiligt war, hat natürlich hier einen gewissen Neid hervorgerufen, andererseits haben alle Unparteiischen rückhaltslos (speziell auch fremde Nationen), den Aufmarsch, das Feuer und die Wirkung der Batterie anerkannt.

aus unserer Munitionskolonne vorgezogen wurden, schien das Ziel der Chinesen zu sein. Es war ein reiner Zufall, daß die Geschosse zum Teil ganz dicht neben unseren Leuten einschlugen, ohne Schaden anzurichten. Wir lagen mit der Batteriebesatzung hinter dem Eisenbahndamm und hörten die Geschosse über unsere Köpfe weg heulen. Gegen 11½ hörten die Chinesen auf zu schießen, jedenfalls wohl, weil das Feuer absolut nicht erwidert wurde. Unangenehm waren die in unserer Nähe hochgehenden Minen, welche wohl zur Erleuchtung des Vorgeländes von den Forts augenscheinend elektrisch entzündet wurden. Gegen 2 Uhr nachts wiederholte sich noch einmal die Kanonade für eine halbe Stunde, dann hatten wir bis zum Morgengrauen, ca. 5 Uhr, Ruhe. Unterdessen armierten rechts und links von uns die Russen ihre Batterien mit einer fabelhaften Ruhe und Präzision. Kaum hatten sie morgens ihr letztes Geschütz in Stellung, als die Forts anfingen zu donnern. Ich nahm sofort das zunächst liegende, ca. 3000 m, unter Feuer. Das vollkommen sumpfige Gelände vor und hinter demselben erschwerte das Einschießen, aber als die ersten Gr. 96 ins Fort schlugen, hatte es bald zu feuern aufgehört, wir feuerten noch eine Zeit lang dagegen, bis dicke Rauchwolken aus dem Innern zeigten, daß niemand mehr drin war. Die anderen Forts dagegen schossen weiter und hatten es speziell auf die Batterien abgesehen. Vor uns schlugen die Granaten in den Eisenbahndamm und überwarfen uns mit Lehm und Steinen, hinter uns fuhren sie größtenteils blind in den Sumpf. Es war ein Glück, daß wir so nahe hinter dem Damm standen und daß die Forts keine Steilfeuergeschütze hatten. Schließlich schossen wir gegen die anderen Forts, ca. 5000 m, von wo das unangenehme Feuer herkam. Man sah eigentlich nur ein Betonfort, auf und neben welchem schwere Geschütze feuerten. Als wir gerade die Batterie nach dem neuen Ziele schwenkten, kam von dem russischen Admiral Alexejewitsch, dem Höchstkommandierenden, der bei einer hinter uns gelegenen russischen Batterie sich aufhielt, eine Mitteilung, daß derjenige, welcher das eine näher bezeichnete, ihm anscheinend unbequeme lange Geschütz zum Schweigen brächte, den St. Georgsorden erhielte. Ich feuerte noch einige Gr. 96er in die Gegend, das Geschütz schwieg und ich meldete ihm, daß ich das Geschütz zum Schweigen gebracht. Nach dem Gefecht gratulierte er mir zum Ritter St. Georgs, aber vorläufig habe ich den Orden noch nicht. —

Schließlich gegen ½10 Uhr morgens war auf der ganzen chinesischen Linie nichts mehr zu hören und zu sehen und der Infanterie-

trieben, besonders da die Russen anscheinend ernste Miene machten, gegen die Peitangforts vorzugehen. —

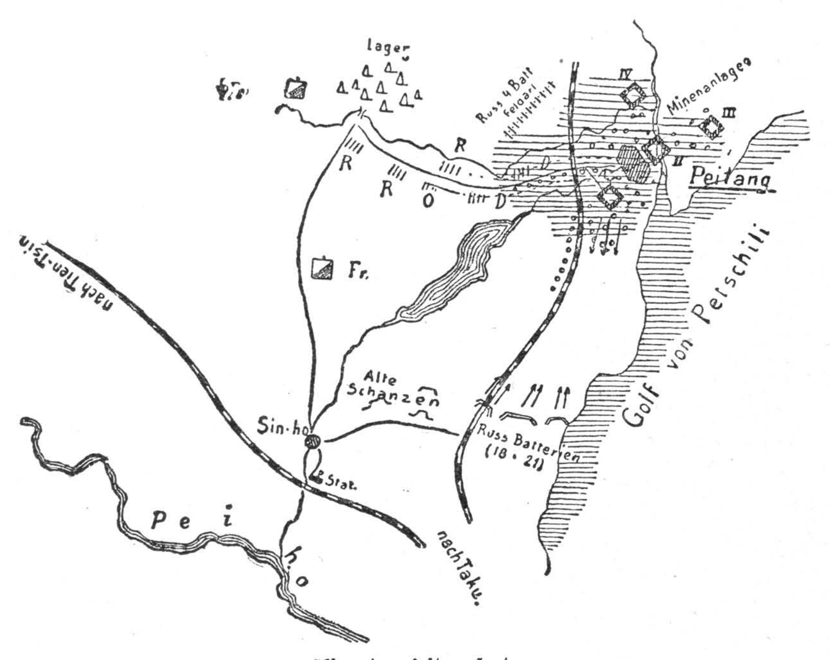
Am 16. Sept., nachdem schon am 15. abends Kaupisch gegen die Forts erkundet hatte, unternahmen wir einen gemeinsamen Ritt, wobei uns Graf Königsmark vom Pferdedepot als ganz vorzüglicher Führer begleitete, und waren wir uns bald über Anmarschweg und Batteriestellung klar. Die Forts, von denen wir ca. 3000 bis 5000 m abbleiben, zeigen eine imposante Armierung und reges Leben auf den Wällen. Am 18. Sept. früh meldete ich an Herrn Generallt. v. Lessel nach Tientsin, daß die Batterie gegen die Peitangforts verwendungsbereit ist und teilte ihm gleichzeitig die Bewegungen der Russen mit.

Am 19. Sept., also am nächsten Morgen, spreche ich mit dem Etappenkommandeur über meine Absicht, mitzumachen, die ich nach Tientsin gemeldet hätte und spreche auch darüber mit dem Adjutanten des russischen Oberbefehlshabers, der uns gegen Mittag zu einem Erkundigungsritt mit mehreren russischen Offizieren (Generalstabs- 2c.) aufforderte. Ich sehe, wie die Russen bereits alles für eine Beschießung intensiv vorbereiten und erfahre schließlich, daß sie morgen früh 5 Uhr losgehen wollen bezw. die Geschütze bis dahin in Stellung zu bringen gedenken. Jetzt war es natürlich allerhöchste Zeit für mich, ich glaube, die Russen hielten es für unmöglich, daß ich zur Zeit da sein könnte. Ich fuhr nachmittags die Geschütze mit je 4 Pferden, die zerteilten Munitionswagen mit je 2 Pferden bezw. Mannschaften bespannt, gegen Sicht gedeckt bis ca. 3 km hinter unsere vorgesehene Stellung. Nebenbei hatten die Russen sich die einzigen in dem Sumpfgelände noch brauchbaren Stellungen gesichert und ich mußte mit einer morastigen Stellung hart hinter dem Eisenbahndamm, der ca. 3 km von dem nächsten Fort läuft, vorlieb nehmen. Eine Etappeninfanteriekompagnie und einige Meldereiter vom Pferdedepot begleiteten meinen Geschütztransport. Mit Einbruch der Dunkelheit wurden Geschütze und die ersten Munitionswagen vorgebracht und unter unglaublichen Schwierigkeiten in Stellung gefahren. Die Russen hatten noch kein Geschütz da, als ich schon gegen 9 Uhr, allerdings mit einer geringen Munitionsmenge, schußbereit war. Bis dahin ging alles friedlich, die anderen Etappeninfanterie- und Pionierkompagnien, ebenso wie die russischen, kamen an und biwakierten zu seiten der Batterien, zum Teil dahinter.

Gegen 10 Uhr abends aber kam Leben in die ganze Gesellschaft, als die Forts plötzlich anscheinend aus 21 cm K. ihr Feuer eröffneten. Speziell unsere Munitionswagen, welche die ganze Nacht hindurch

türlich wird von jetzt an energisch durchgearbeitet, ein Vorkommando unter Oberleutnant Kadelbach wird sofort an Land gesetzt; wir laden Tag und Nacht auf den Küstendampfer, der uns nach Tongku bringen soll.

Am 14. Sept. früh gehen wir ab und müssen bis zum 15. Sept. auf dem Peiho liegen, da keine Entladestelle frei ist. Das Vorkommando hat wenig machen können, da bei den beschränkten Raumverhältnissen uns nicht einmal ein Biwakplatz angewiesen werden konnte. Nebenbei verlor das Vorkommando beim Landen einen Mann (Kan.



Skizze der Peitangforts.

Belzer, Regts. Gfz.) durch Ertrinken in dem reißenden Peihofluß. Schließlich wurde mir von dem Etappenkommandeur der Nachmittag frei werdende Biwakplatz der Eisenbahnbaukompagnie zugewiesen, ein zwischen Moskitos erzeugenden Gräben und niedergebrannten Chinesenhütten wenig amöner Platz, auf dem wir noch heute liegen. Nahe Chinesengräber verbessern auch nicht die Luft.

Das Entladen unseres Materials, der Transport zum Biwakplatz, Aufbrechen der Kisten, Empfang von ein paar Reit- und etwa 30 Zugpferden vom Pferdedepot (mehr war vorläufig nicht zu bekommen); Fertigmachen und Verladen der Munition wurde mit aller Macht be-

und eröffnet uns die unangenehme Nachricht, daß wir — bis zum Eintreffen des Kommandierenden an Bord der „Halle“ bleiben müßten. Wir sind natürlich deprimiert, etwa eine Woche unthätig auf der Rhede liegen zu müssen, während die eine Abteilung des Feldartillerieregiments, welche unterdessen angekommen ist, ebenso wie alle Infanterie ausgeschifft und nach Tientsin herauf befördert wird. In Tongku, gleich oberhalb Taku, ist die erste Etappe nach Peking, etwa 45 km von Tientsin entfernt, mit letzterer Stadt durch die von den Russen betriebene Bahn verbunden. Etwa 10 km nördlich von Tongku, an der Mündung des Peitangflusses sollen starke, moderne Forts von mehreren Tausend regulärer Truppen noch gehalten werden.



Hauptmann Kremkow.

Weshalb diese Forts nicht schon längst angegriffen sind, bezw. umgekehrt in ihrem Feuerbereich die ganze gewaltige Ausschiffung sämtlicher Nationen so ruhig zulassen, erscheint einem unerklärlich.

Einen der unthätigen Tage benutzten wir, um uns das Etappennest Tongku anzusehen, ein Bild der Verwüstung. Die Geruchsnerven, die zuerst die verwesenden und zum Himmel riechenden Menschen- und Viehkadaver nicht gewöhnt waren, hatten arg zu leiden, und wir waren froh, wieder an Bord zu sein, nachdem wir die traurigen Biwaksplätze unserer Etappentruppen kennen gelernt haben.

Endlich am 13. Sept. morgens frühzeitig läuft der „Rhein“ mit unserem Oberkommando an Bord, auf der Takurhede ein, ich bin natürlich sofort dort und melde mich bei Generallt. v. Lessel. Er ordnete sofort die Ausladung meiner Batterie an, mit dem Bemerken, er würde es mir hoch anrechnen, wenn ich ihm möglichst bald die Verwendungsbereitschaft gegen die Peitangforts melden würde. Na-

kadett Pap und ein Mann tot, neun Schwerverwundete, die am ganzen Körper verbrannt und blind geworden sind, und zwei Leichtverwundete. Die Deutschen hatten nur sieben Leichtverwundete.

Im Fort I war Feuer ausgebrochen und die Pulverkammer in der Südwestecke konnte nicht mehr erreicht werden. So waren die Truppen gezwungen, bei einbrechender Dunkelheit zwischen dem Minengürtel durchzumarschieren, was im Gänsemarsch ohne Unglück gut ablief, um ein Nachtquartier zu suchen.

Einzelheiten zu der Eroberung der Peitangforts.

(Mit Plan.)

Durch Liebenswürdigkeit sind unserem Werke die folgenden interessanten Privatbriefe zweier beteiligten Herren und der beistehende Plan gütigst zur Verfügung gestellt worden. Der Hauptmann Kremkow erhielt bekanntlich für sein schneidiges Auftreten neben dem St. Georgskreuz den preußischen Orden pour le mérite.

Dieser schreibt:

Kaum 5 Tage Seefahrt an der Chantungstation vorbei, an der S. M. S. „Iltis“ seiner Zeit zerschellte, hatten wir gemacht, als wir spät Abends ein Lichtermeer in Sicht bekamen, das sich als eine unermeßliche Zahl von Kriegs- und Handelsschiffen erwies, die auf der Takureede vor Anker liegen. Durch einen Seeoffizier wurden wir an einen nahe der Barre gelegenen Ankerplatz gebracht und uns eröffnet, daß zunächst nur die Korpstelegraphenabteilung ausgeschifft werden soll. Das Personal ist ja leicht heraus, aber das Material, das unter dem unsrigen tief im Schiffsbauche lagerte, erforderte ein umständliches Umstauen der Ladung, das einem manche Nachtruhe raubte.

Den nächsten Morgen konnte man sich bei herrlichstem Wetter die Gegend etwas näher besehen. Ringsum nur das europäisch-japanische Konzert zu Wasser; am stärksten sind die Russen, Japaner und wir vertreten. Etwa 8 km vor uns, getrennt durch eine breite Schlammbarre, die nur bei Hochwasser von Dampfern 2c. mit weniger als 10 Fuß Tiefgang zu passieren ist, liegen zu beiden Seiten der Peihomündung die Takuforts, auf denen die Flaggen aller Nationen wehen. Die Deutschen haben einen Teil der Südforts mit Marine besetzt. Alle 12 Stunden etwa bei Hochwasser entwickelt sich nun ein ungeheurer Verkehr von und nach dem Peiho, der Eingangspforte zu dem allgemeinen Operationsgebiet. Der mit dem Vorkommando entsendete Generalstabsoffizier, Major von Falkenhayn, kommt an Bord

und auch durch das geschlossene Thor fielen Gewehrschüsse. Eine Salve wurde in das Thor gegeben, und mit Hurrah erkletterten die Deutschen rechts, die Österreicher links vom Thore den Wall und gleichzeitig flatterten die Fahnen vom eroberten Fort. Man fand beim Durchsuchen des Forts siebzehn Leichen. Da die Chinesen ihre Gefallenen, wenn es nur möglich ist, sofort — oft neben dem Geschütze — begraben, so ist wohl anzunehmen, daß noch mehrere gefallen waren.

Das eroberte Fort I ist ein quadratisches Werk von je 220 m Seitenlänge und war mit 24 Geschützen — fast durchgehends — schweren Kalibers (21 cm) armiert.

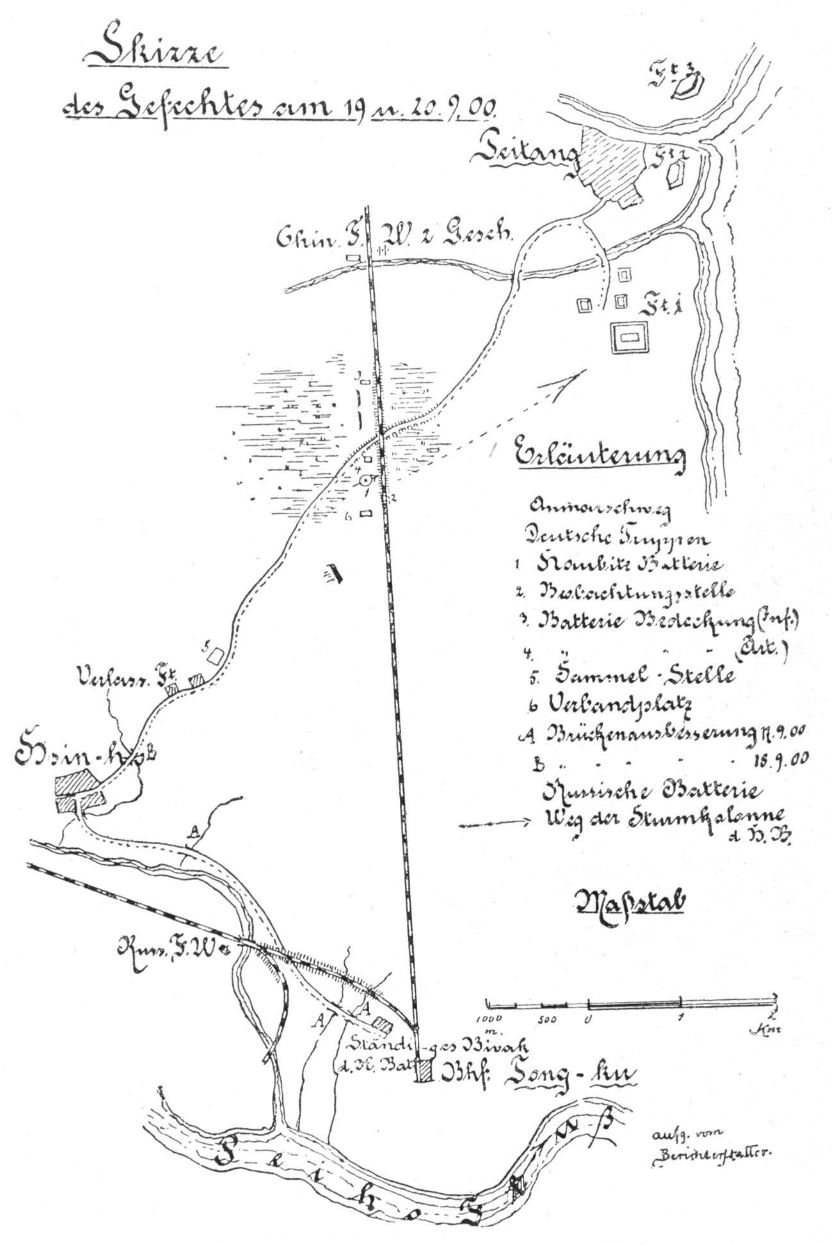
In derselben Zeit war der Rest der Deutschen mit den Russen in das Dorf eingedrungen, schossen in die flüchtenden Soldaten, räumten im raschen Vormarsche den Ort und stürmten, ohne auf viel Widerstand gestoßen zu sein, das Fort II.

Das Fort III war verhältnismäßig schwach armiert und wurde nicht verteidigt. Zwei russische Kompagnien besetzten es und sandten eine Abteilung zum Fort IV, das während der ganzen Dauer der Erstürmung kein Lebenszeichen gegeben hatte. Dieses Grabesschweigen klärte sich nun auf. Es waren wohl Wälle und Thore vorhanden, aber weder Baulichkeiten noch Geschütze, die ganze Anlage überhaupt so schwach und unansehnlich, daß niemand dort seine Flagge hißte.

Mit dem Abzuge der Chinesen war die Lage um kein Jota für die Truppen angenehmer geworden. Es galt so rasch wie möglich die zahllosen Minen zu entfernen, und die technische Abteilung der Russen machte sich ans Werk. Da sah man, wie ein Russe, dem die Arbeit des Stempelaushebens zu langweilig wurde, einem Minenzünder unter Begleitung eines saftigen Fluches einen Tritt gab und sofort in die Luft flog.

Zwei Seesoldaten wurden von einer explodierenden Mine aufgehoben und zehn Meter in die Luft geschleudert; als sie heruntergekommen waren und sich betasteten, fanden sie außer ihren vollzähligen Gliedmaßen nur Erde, die sie in allen Taschen und selbst in den Haaren hatten. Noch nach einer Stunde sah man sie mit furchtbar erstaunten Gesichtern vor einem Brunnen, den Kot von ihren Köpfen waschend.

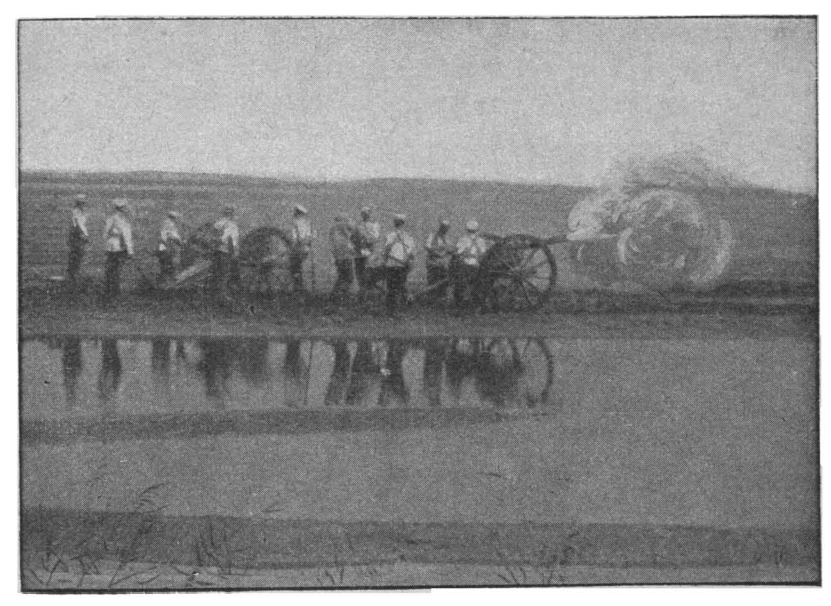
Leider forderten diese niederträchtigen Minen bei den Russen schwere Opfer, sie zählten 130 Tote und Verwundete. Das schwache Detachement der Österreicher hatte auch wieder verhältnismäßig außerordentlich schwere Verluste durch Explosionen erlitten, und zwar See-



Dreihundertundfünfzig Deutsche, fünfundvierzig Österreicher und einige versprengte Russen wandten sich zum Sturme auf das Fort I und kamen im vollen Laufe bis vor das Nordthor der 8 m hohen Umwallung. Einige wenige Chinesen schossen von der Mauer herab

mandant hatten den russischen General gebeten, in das erste Treffen gestellt zu werden, was ihnen bewilligt wurde. Doch war der Marsch auf der Straße unmöglich, da sie fast schrittweise minirt war und auch das trockene Terrain beiderseits des Straßendammes mit einem Netz von Minen ungangbar gemacht war.

So mußte man sich entschließen, durch die oft tiefen Tümpel zu waten, und kam nur langsam vorwärts. Einige Russen, welche bereits Praxis hier gewonnen hatten, wiesen die Kolonnen an auf jenen Strecken vorzurücken, welche erst vor kurzem ausgetrocknet waren, und wo vorher keine Minen hatten gelegt werden können.



Russische Artillerie im Feuer.

Um $8\frac{1}{2}$ Uhr waren die vier russischen Feldbatterien in Stellung nördlich der Straße gekommen und begannen das Dorf und das dahinter liegende Fort II zu beschießen, während sich die Truppen südwärts der Straße zum Angriffe formierten, weil sie aus dem Fort I mit Geschütz- und aus dem Orte mit Gewehrfeuer von 1200 m aus beschossen wurden.

Im Augenblick, als die Truppen auf dem Eisenbahndamme mit „Hurrah" auftauchten, verstummte das Feuer aus den Forts mit einem Schlage und man sah von weitem, wie die Soldaten aus dem Fort I gegen das Dorf liefen und die Besatzung des Fort II und III in hellen Haufen nach Norden durchbrannten.

der verschiedenen Kontingente konnte nur so viel in Erfahrung gebracht werden, daß sich die Deutschen mit 1800 Mann, die Franzosen mit 1500, die Österreicher mit 100 Matrosen beteiligen sollten, während die Russen annähernd 5000 Mann zur Aktion herangezogen hatten, also rund 8500 Mann verwendet werden konnten.

Das Gelände für den Angriff ist flach wie eine Marmorplatte, ohne die geringste Spur von Vegetation und größtenteils von den Überschwemmungen des Peiho noch mit ausgedehnten Tümpeln bedeckt. Durch diese trostlose Öde führen aufgedämmte Straßen nach Peitang, die aber gleich dem Schienenwege mit Dynamitminen gespickt waren. Bis auf 2500 m vor den Wällen waren wohl die meisten schon unschädlich gemacht, und von dort aus war die gefährdete Zone ein derartiges Labyrinth, daß die Truppen nicht auf den Straßen vorrücken konnten, sondern beiderseits der Dämme mit hochgehobenen Gewehren und Patronentaschen oft bis zur Brust im schlammigen Wasser marschieren mußten.

Zur besseren Orientierung gebe ich hier eine Skizze, die ich im Verein mit beteiligten Offizieren entworfen habe.

Um den Sturm genügend vorbereiten zu können, hatten die Russen mit schweren Schiffsgeschützen östlich von Sin-ho schwere Batterien angelegt, um das Feuer des Forts I, welches als das stärkste und bestarmierteste angesehen wurde, auf sich zu lenken.

Die Chinesen, denen die Vorbereitungen zum Sturme nicht entgangen waren, eröffneten auf diese Trancheen in den Abendstunden des 20. September das Feuer mit den schweren Geschützen des Forts I. In dieser Stunde waren die Angriffstruppen, deren Offensive erst auf den 22. September festgesetzt war, noch nicht vollzählig zur Stelle und kamen erst im Laufe der Nacht in Tongku an, von wo die Truppen und Batterien um 3 Uhr morgens aufbrachen, um über Sin-ho nach Norden zu marschieren, wo ein Teil der russischen Truppen ein Lager aufgeschlagen hatte.

Die schwere russische Batterie hatte, um ihre Stärke nicht zu verraten und die Truppen nicht irre zu leiten, das Feuer des Fort I während der Nacht nicht erwidert, erst als morgens 5 Uhr die Meldung eintraf, die Truppen seien bereits im Vorrücken gegen Osten begriffen, feuerte die Batterie präzise um 5 Uhr 30 Min. ihre ersten Salven und warf einen Eisenhagel in das Fort I.

Inzwischen waren die Truppen bis auf 4500 m vor den Bahndamm gekommen. Sowohl der deutsche als der österreichische Kom-

Typus ist gleich jenem der Takuforts ein rechtwinkliges Karré von einem Walle festgestampften Lehms umgeben, in denen der chinesische General Li mit seinen Truppen drei Monate unthätig gelegen hatte.

Nach der Erstürmung der Takuforts war der Peiho erschlossen, und es lag nicht die sofortige Notwendigkeit vor, die Peitangforts, deren Feuer den Peiho nicht erreichen konnte, zu erstürmen, in Betracht, daß ein Sturm selbst bei geringem Widerstande der Chinesen durch das Explodieren der zahllosen Tret- und elektrischen Minen unverhältnismäßig hohe Opfer gefordert hätte.

Kaum waren die Takuforts genommen, so rekognoszierten die Russen eifrig die Minenanlagen der Peitangforts. Es war — wahrscheinlich durch falsche Karten — angenommen, daß Peitang aus neun starken Erdwerken bestehe, mit 5000 Mann unter General Li besetzt sei und über zahlreiche Artillerie verfüge.

Den einzelnen Pikets der technischen Truppen der Russen gelang es, im Laufe der drei Monate zur Nachtzeit zahlreiche Drähte der elektrischen Minen zu durchschneiden und die Hülsen der Tretminen zu entfernen.

General Li war nach dem Falle von Taku aufgefordert worden, Peitang zu räumen — soll jedoch erwidert haben, er könne dies ohne Kampf nicht thun, da sein Kopf sonst verloren sei, er würde jedoch keinen Angriff versuchen, und wenn die Verbündeten die Werke erstürmen würden, nach kurzem Widerstande zurückweichen.

Ob diese Antwort wirklich in solcher Form erteilt wurde, bleibt immerhin fraglich, und es werden wohl die offiziellen Berichte der Eskadrekommandanten den Schleier lüften, der diese angeblichen Kompromisse umhüllt.

Volle drei Monate hielt sich also Li in seinem Platze und sein Vorhandensein war von jenen, die in Norden beschäftigt waren, beinahe vergessen worden. Erst in den letzten Tagen begann man auch in Peking und Tientsin von einer gemeinsamen Aktion gegen Peitang zu sprechen und General Wogak sandte an die verschiedenen Detachementskommandanten in Tientsin und an die Admirale nach Taku eine Anfrage, ob und mit wie starken Truppenteilen sie sich an diesem Angriffe beteiligen wollten.

Peitang beherrscht nämlich die Bahnstrecke nach dem Norden, an deren Besitz den Russen viel gelegen ist, und bedroht auch die Küste.

Der Anfrage des russischen Generals entgegneten die Deutschen, Österreicher und Franzosen zustimmend, und der Angriff wurde für den 22. September vorbereitet. Über die genauen Stärkeverhältnisse

Die militärischen Vorgänge nach dem Eintreffen der deutschen Truppen.

Die Einnahme der Peitangforts
am 21. September.

Durch die Einnahme von Peking, die zugleich die Befreiung der Gesandtschaften zur Folge hatte, war nur der direkte Weg nach dem Sitze der Regierung Chinas geöffnet worden. Die übrigen Gebiete der Provinz Petchili waren noch in den Händen der Aufständischen, denen sich bei der allgemeinen Aufregung auch chinesische Regierungstruppen angeschlossen hatten.

Es war nun die Aufgabe des Generalfeldmarschalls, Grafen Waldersee, eine unumschränkte Herrschaft wenigstens über die genannte Provinz herzustellen, damit den Unterhandlungen ein völlig sicherer Untergrund geschafft werde!

Sehr wichtig war es:

1. die Bahn nach Schanhaikwan, jenem schönen eisfreien Hafen, frei zu machen, und

2. die ganze Umgebung von Peking durchaus zu sichern.

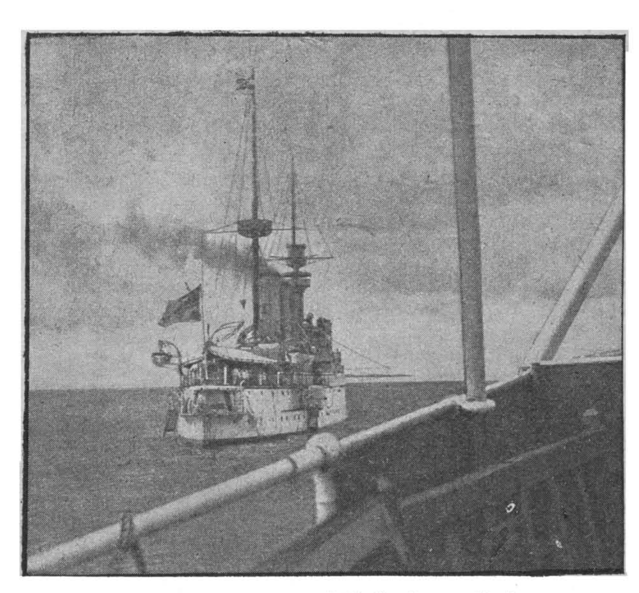
Die Bahn nach der Mandschurei (Schanhaikwan) war nicht weit von Taku, bei dem Orte Peitang, durch eine Anzahl starker Forts verteidigt, die mit schweren Geschützen armiert und mit Chinesen besetzt waren. Die Einnahme dieser starken Befestigung war erforderlich und um so mehr, als ihre unmittelbare Nähe den Truppen, die um Tientsin versammelt lagen, sowie der ganzen Peiholinie gefährlich werden konnte.

Wir entnehmen die interessanten Einzelheiten des Kampfes der Kreuz-Ztg., der von Baron Binder folgendes geschrieben wurde:

Nördlich von Taku, in einer Entfernung von 12 Kilometern, erheben sich die Peitangforts, um den Ort Peitang gruppiert. Ihr

Eigentlich hätte ich ja nach meinen vorherigen Schilderungen hierüber ganz froh sein können, aber — die Sache hatte einen Haken.

Als neues Quartier wurde uns, d. h. mir und den mit mir zusammengehörenden Herren, ein Gebäude des sogenannten „Götzentempels" angewiesen. Es war dies ein richtiger Chinesentempel, der aus 3 kleinen Räumen bestand, die ihr Licht durch einige, die Vorderfront des Hauses abschließende Papierfenster erhielten. Da sich vor dieser Front auf etwa fünf Schritt Entfernung eine hohe, lange Mauer befand, machte das ganze Lokal den Eindruck eines nicht sehr modernen Gefängnisses in der Heimat. Es gewann auch nicht an Reiz dadurch, daß sein ganzes Meublement außer den erwähnten Papierfenstern nur aus nackten Wänden bestand, und daß unsere Vorbewohner anscheinend tote Priester gewesen waren, deren Särge unmittelbar neben unserem Schloß aufgestapelt waren und einem on dit zufolge erst kurz vor unserer Ankunft aus demselben entfernt sein sollten. (Kreuz-Ztg.)



Die „Hertha" mit Graf Waldersee an Bord.

Sommer ohne ein solches ins Bett oder auf die Chaiselongue lege, und daß in Zukunft ein Moskitonetz unfehlbar zu meiner Manöverausrüstung gehört. Freilich darf einem das Netz nicht unmittelbar über dem Gesichte liegen, sondern muß hoch und luftig über einem schweben, aber wie leicht ist das hierfür erforderliche Gestell mittels ein paar leichter, zusammenlegbarer Drahtstäbe hergestellt. Ich kann die Sache jedem daheim nur dringend empfehlen und bin sicher, mancher Kamerad und mancher Landwirt wird mir hierfür dankbar sein.

Doch nun wieder zurück nach Tientsin. Wenn ich sagen wollte, mein erstes Quartier auf Chinas Boden hätte mich sehr angeheimelt, müßte ich lügen, und ich meine, man wird mir das auch nicht verübeln. Namentlich wenn ich noch hinzufüge, daß sich in unmittelbarer Nähe der Universität das Biwak zweier Proviantkolonnen und anderer Trainformationen befand, und daß deren Bespannung damals noch fast ausschließlich aus Mauleseln bestand, die die ganze Nacht hindurch mit einer geradezu Staunen erregenden Unermüdlichkeit sich gegenseitig anschrieen. Dagegen ist das wildeste Katzenkonzert wirklich ein sanftes Ständchen. Es war nicht zu verwundern, wenn den armen, müden Trainsoldaten die Geduld riß und sie alle Augenblicke mit wütendem Donnerwetter mit der Peitsche zwischen die greulichen Ruhestörer einhieben, was diese wiederum zu berechtigtem Springen und Schlagen veranlaßte, aber nicht zur Erhöhung der Ruhe beitrug. Dazwischen ertönte von allen Seiten ein unausgesetztes Bellen und Heulen der zahllosen, ohnehin halbwilden, jetzt aber durch die vorhergegangenen Kämpfe in der Stadt, sowie das Fressen vielen Menschenfleisches gänzlich verwilderten Hunde. Mitten in diesen Lärm krachte alle Augenblicke ein Schuß, den irgend ein Inder, Amerikaner oder Japaner auf einen ihm lästig werdenden Köter oder unheimlich scheinenden Chinesen abfeuerte. Und zu alledem das nie abreißende Pfeifen der Moskitos.

Es war wirklich nicht schön, und die Aussicht auf die nächste Zukunft nicht sehr erfreulich. Aber es sollte noch anders kommen.

Die Zahl unserer Kranken hatte trotz aller Vorsorge, trotz der peinlichsten hygienischen Maßregeln rasch zugenommen, und das zunächst für Lazarettzwecke in Aussicht genommene Hauptgebäude der Universität erwies sich bald als unzureichend. Es mußte deshalb auch das kleine Universitätsgebäude als Lazarett verwendet werden, und so mußte ich denn nach nur zweitägigem Aufenthalte mein Heim verlassen, damit dieses für seine neue Bestimmung umgewandelt werden konnte.

artiger Räume. Letztere haben anscheinend als Hörsäle gedient, während die kleineren Zimmer vermutlich als Wohnräume für die Professoren und Studenten verwendet worden sind.

Außerdem liegen in der Nähe Wirtschaftsräume aller Art, darunter auch einer für irgend welchen Dampfmaschinenbetrieb. Das Ganze ist mit einer hohen Mauer umgeben, die noch einen großen, öde aussehenden Hof einschließt. Hier haben sich vermutlich die weisen Professoren und die Studenten in ihren Freistunden ergangen. Freilich muß diese Verwendung schon lange her sein, denn als die ersten deutschen Truppen in Tientsin eintrafen, soll er mehr einer großen gemeinsamen Begräbnisstätte für Mensch und Vieh geglichen haben, und der Aufenthalt auf ihm und in seiner Nähe nichts weniger als angenehm gewesen sein. Bei meinem Eintreffen war hiervon allerdings nichts mehr zu merken, denn natürlich war seitens der Truppen mit der bekannten Energie die Säuberung des Hofes durchgeführt worden.

Ich selbst erhielt Quartier in einer der mutmaßlichen Studenten-„Buden", einem mächtigen hohen, helltapezierten Zimmer mit zwei kolossalen Fenstern ohne Scheiben. Die Einrichtung war ausreichend, aber nicht überladen; sie bestand aus einem großen himmelbettartigen Bettgestell ohne Matratze, einem gleichzeitig als Eß- und Schreibtisch dienenden Tisch und einem schmalen Kleiderschrank, in dem mein chinesischer Herr Vorbewohner noch seine Visitenkarte auf rotem Papier kleben hatte.

Am unangenehmsten machte sich der Mangel an Fensterscheiben geltend, weil dadurch die Moskitos ungehinderten Zutritt ins Zimmer hatten, und diese Gunst des Schicksals nutzten sie denn auch in geradezu schamloser Weise aus. Ich habe früher die Schilderungen der Moskitoplage immer für übertrieben gehalten, bin jetzt aber doch gründlich eines anderen belehrt. Die berüchtigten Rheinschnaken sind demgegenüber wirklich nur Waisenknaben. Schon ihr helles scharfes Pfeifen („Summen" kann man das Geräusch kaum nennen) fährt einem in die Glieder, selbst wenn ein gut schließendes Moskitonetz das Bett umgiebt. Dabei möchte ich gleich eins erwähnen: wie thöricht sind wir doch eigentlich, daß wir uns zu Hause in fliegenreichen Gegenden so manche Nacht, so manches Mittagsschläfchen durch diese Quälgeister verderben lassen. Es giebt ja doch kein einfacheres, sichereres und dabei billigeres Mittel dagegen, als ein Moskitonetz. So viel weiß ich jedenfalls, daß ich mich dereinst in der Heimat nie wieder im

Offiziere aller Armeen in Rickschas, auf eleganten Vollblütern, großen, kräftigen Australiern, kleinen zierlichen Ponnies oder auf Maultieren jagen an uns vorüber und zwischen all dem wimmelt es von Chinesen, deren Kostüme in allen denkbaren Farben schillern. Das Ganze aber ist eingehüllt in eine dichte, graugelbe Staubwolke, einen Staub, von dem sich wohl nur der einen Begriff machen kann, der China kennt. Ich werde seiner in meinen späteren Schilderungen wohl noch öfter gedenken müssen.



Deutsche Einquartierung in Tientsin.

Der den ersten, in Tientsin eingetroffenen deutschen Truppen für ihre Unterkunft angewiesene Stadtteil war die Umgebung der Universität, in der auch ein großer Teil der Offiziere untergebracht wurde. Hier fand auch ich ein Unterkommen.

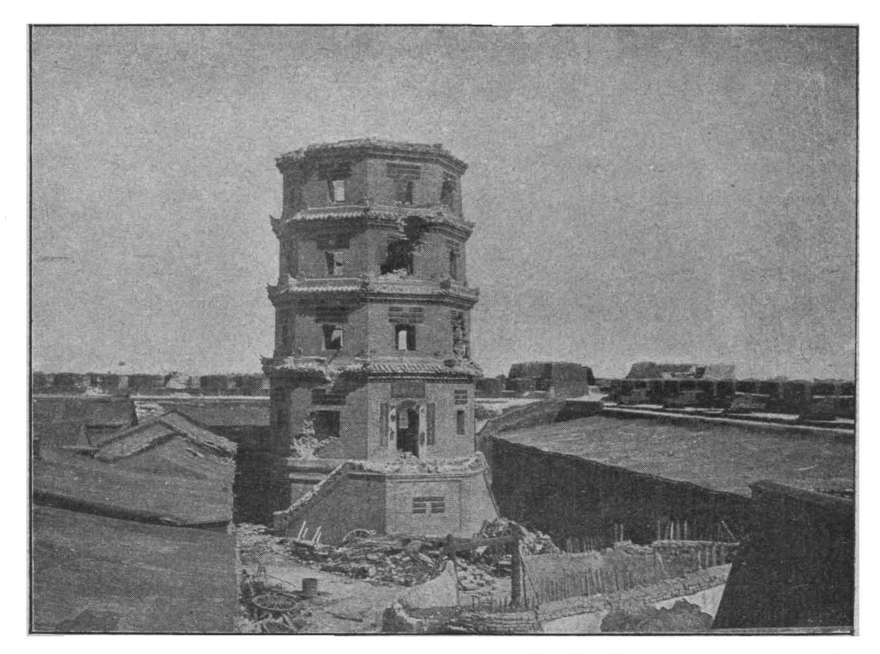
Die Tientsiner Universität besteht in der Hauptsache aus einem gewaltigen Hause, das in zusammenhängendem Viereck einen ziemlich geräumigen Hof umschließt, und aus einem Nebengebäude mit einem Frontbau und zwei angehängten Flügeln. Beide Gebäude sind vollständig nach europäischem Stil in Form großer, mehrstöckiger Kasernen errichtet und enthalten neben einer Menge großer und kleiner, sehr hoher Zimmer mit gewaltigen Fenstern, eine Anzahl größerer, saal-





Ankunft auf dem Bahnhof von Tientsin.

amerikanischen Soldaten in blauem Pelerinenmantel und hohen gelben Gamaschen. An ihr vorbei saust in einer echten Troika ein eleganter russischer Offizier, gefolgt von einigen Kosaken auf unglaublich struppigen kleinen Pferden. Dort galoppiert auf zierlichen, temperamentvollen Berberschimmeln eine Abteilung Chasseurs d'Afrique in ihren kleidsamen, hellblauen Attilas, den Fez keck im Nacken. Von rechts ertönt ein Kommando: eine Abteilung ernst und würdig einherschreitender Sikhs erweist uns ihre Ehrenbezeugung. Plötzlich stellt sich vor uns ein kleines, zierliches Männchen hin, in bunter Uniform und präsentiert



Zerschossener Turm im Fort von Tientsin.

freundlich lächelnd, mit verbindlicher Verbeugung sein Gewehr: — ein Sohn des Landes der aufgehenden Sonne. Wenige Schritte weiter kreuzt in lebhaftem Schritt eine kleine Abteilung Bersaglieri unsern Weg. Aus einer Nebenstraße biegt eine Patrouille der Bengal-Reiter in ihren malerischen Uniformen mit dem blauweißen Fähnchen an der Lanze und drüben erweist uns ein Doppelposten der Zuaven seine Reverenz. Intelligent und adrett aussehende Leute.

In der Ferne schmettert Marschmusik und bald passieren wir eine deutsche Kompagnie, die unter den Klängen des „Ich hatt' einen Kameraden“ nach ihrem Lager zurückkehrt.

störter Lehmhütten, zwischen denen sich scheue Hunde und vereinzelte Chinesen umhertrieben, dann in der Ferne das wie ein großer, einförmiger Fabrikkomplex aussehende, aus den letzten Ereignissen bekannte „Ostarsenal“ und endlich — nach dem Passieren geräumiger, aber völlig zerstörter und erst im Wiederaufbau begriffener Eisenbahnbetriebsgebäude — der Bahnhof selbst.

Hier bekam aber das Bild schon einen ganz anderen Anstrich. Zwar war das Bahnhofsgebäude selbst noch ganz unfertig und trug noch immer deutlich die Spuren der vorhergegangenen Kämpfe, aber was das Bild zu einem so ganz anderen machte, war das hier herrschende Leben. Welch ein Leben und Treiben!

Offiziere, Soldaten aller Herren Länder, europäische, amerikanische, indische und japanische Kaufleute, elegante, pschütte Gigerl, Bassermannsche Gestalten, und — ein langentbehrter Anblick — sogar Damen, alles in lebhaftem Gewühl, in geschäftigstem Durcheinander. Welch ein babylonisches Sprachengewirr. Dem seit Wochen nur an das Rauschen der Wogen des Stillen Ozeans Gewöhnten schwirrt der Kopf. Aber auch darüber kam man hinweg, und sehr bald trabte man in einer Rikschah der Stadt zu. Wie Hongkong und Schanghai besteht auch Tientsin aus einer großen Chinesenstadt und einer kleinen europäischen Kolonie. Diese liegt auf dem rechten Ufer des Peiho (der Bahnhof auf dem linken), und besteht aus zahlreichen, sehr stattlichen, großenteils mit Geschmack und Opulenz angelegten Gebäuden, die durch die Kämpfe um sie herum verhältnismäßig wenig gelitten haben. Jedenfalls hatte ich mir die Sache schlimmer gedacht.

Ungleich mehr war die Chinesenstadt mitgenommen. Ganze Viertel lagen hier in wüsten Trümmern, deren Balken stellenweise noch rauchten, die engen, winkeligen Straßen teilweise sperrend. Aber auch hier griff die sehr bald ins Leben gerufene „internationale Stadtverwaltung“, unterstützt durch eine starke internationale Militärpolizei, sehr energisch ein; und als ich nach mehrwöchiger Abwesenheit wieder Tientsin passierte, waren die Spuren schon stark im Schwinden.

Die Straßen der Stadt boten ein ungemein interessantes Bild und es herrschte in ihnen ein Leben und Treiben und vor allem ein Völkergemisch, wie es wohl selten jemand zu sehen bekommt. Waren doch alle an dem Kampfe gegen China beteiligten Armeen der Welt hier vertreten.

Vor uns zieht eine große Kolonne hochbepackter, mit je 4 mächtigen Maultieren bespannter Wagen, gefahren und eskortiert von

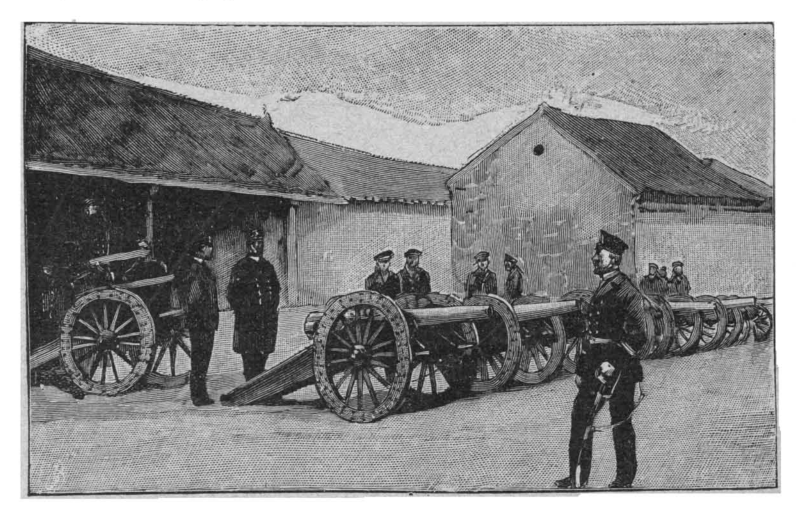
Bei einem späteren Aufenthalt konnte ich beobachten, daß sich die Physiognomie des Ortes seit meinem ersten Besuche wesentlich geändert hatte. Zunächst hatte sich die Zahl der Russen auffallend verringert, dann aber machte die Stadt an sich einen ungleich saubereren Eindruck als zuvor. Alle Teile der Verbündeten hatten mit augenscheinlichem Erfolge hieran gearbeitet. Auch war sichtlich Zutrauen in die Bevölkerung zurückgekehrt, denn auf den Straßen wurde ein schwunghafter Hausierhandel mit allen möglichen und noch verschiedenen anderen Dingen betrieben. Bis zu einem Besuche der eigentlichen Chinesenstadt reichte meine Zeit freilich nicht, und so weiß ich auch nicht, ob sich diese Fortschritte nur auf das „Geheimratsviertel“ Tongkus erstreckten. Nach allem, was ich später in Tientsin, Pao-ting-fu und Peking gesehen habe, glaube ich, daß auch in Tongku die Anwesenheit der „fremden Teufel“ in jeder Hinsicht hebend und fördernd auf Handel und Wandel, vor allem aber auf das äußere Aussehen aller Teile des Ortes gewirkt haben wird. —

Während der Fahrt bemerkte ich freilich, daß die Eisenbahn noch sehr „unverändert“ aussah. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß dem wohl anders sein würde, wenn unsere „Eisenbahner“ die Sache in der Hand gehabt hätten. Was ich später auf der Strecke Tientsin—Peking, speziell zwischen Jang-tsun und Langfang gesehen habe, bestätigte mir, daß diese Vermutung eine richtige gewesen sei, und vornweg möchte ich hier gleich hervorheben, daß die Leistungen der deutschen Eisenbahnbaukompagnie in jeder Hinsicht mustergiltig gewesen sind. Dieses Lob dürfte ihnen wohl auch kaum von ihren russischen, englischen und japanischen Konkurrenten beim Bau der Bahn Tientsin—Peking streitig gemacht werden können.

Die Fahrt von Tongku nach Tientsin ist, kurz gesagt, sehr langweilig. Die Bahn führt fortgesetzt durch die Thalniederung des Peiho. Die nicht sehr zahlreichen Dörfer sind ziemlich armselig, der Baumwuchs ist spärlich, und die zahlreichen kegelförmigen, großen Ameisenhaufen gleichenden Grabhügel geben dem Ganzen einen trübseligen Anstrich. Auf äußere Anmut hatten die Russen bei Anlage ihrer Stationen und Haltestellen anscheinend keinen besonderen Wert gelegt, oder dies Streben war ihnen „daneben“ geglückt, kurz, ich war ganz froh, als ich nach etwa dreistündiger, recht wenig flotter Fahrt Tientsin erreichte.

Bei der Einfahrt präsentierte sich die Stadt nicht besonders. Erst eine kleine, immer größer werdende Zahl ärmlicher, fast durchweg zer-

In einer Beziehung herrscht hier eine Einrichtung, die man sich zu Hause zum Muster nehmen könnte; hier giebt es nämlich keinen Zonentarif, Kilometerhefte oder dergleichen, auch keinen knipsenden Schaffner und keine Perronsperre, sondern jeder fährt einfach umsonst, steigt ein, wo er will und so lange noch Platz ist. Ob wir wohl zu Hause auch jemals soweit kommen? Ich kann nicht leugnen, daß es ganz pläsierlich ist, so ohne in das Portemonnaie greifen und sich allen möglichen Kontrollen unterwerfen zu müssen, durch die Welt dampfen zu können. In dieser Hinsicht steht China zweifellos augenblicklich an der Spitze der Kultur.



Eroberte chinesische Kanonen in deutschem Besitz.

Der Bahnhof ist ein großes, aber etwas ödes Gebäude, ohne jeden Komfort. Wartesäle, Restauration und dergleichen existieren nicht, doch scheinen viele russische Offiziere darin zu wohnen, die sogar vielfach ihre Damen mitgebracht haben. Sollte es sich bestätigen, daß die Russen uns den Bahnhof abtreten wollen, würde derselbe wohl bald ganz nett werden.

Ein Bahnsteig existiert auch nicht, man klettert einfach von unten in die Personenwagen, bei denen es keine Klassenunterschiede giebt. Doch auch wieder eine ideale Einrichtung, ein Fortschritt, den nur der Krieg geschaffen hat, und doch behaupten unsere Sozialdemokraten, der Krieg hemme den Fortschritt. Ohne Krieg werden wir zu Hause wohl nie dazu kommen, daß die Führer der sozialdemokratischen Partei mit ihren Familien die „Arbeiterzüge“ benutzen werden.

spruch genommen. Auch ein recht gutes, von einem Russen gehaltenes Wirtshaus besteht hier. Seine Einrichtungen sind zwar etwas primitiv, aber man bekommt doch ein gutes Glas Bier, Kaffee, Sekt und auch leidlich zu essen.

Einen sehr lebhaften Handel betreiben auch die russischen Soldaten mit „Erinnerungen aus Peking". Es ist ganz erstaunlich, was die braven Krieger an Seiden-, Gold- und Silbersachen aus ihren Stiefelschäften hervorzaubern. — Fragt man sie, woher sie diese Dinge haben, so lautet die Antwort: „Geschenk unserer Quartierwirte". — Ich bin froh, daß ich dem Zeremoniell bei Überreichung dieser Geschenke nicht beigewohnt habe, noch mehr aber, daß ich nicht der Geschenkgeber war.

Hoffentlich lernen unsere Leute nicht, derartige „Geschenke" zu erhalten. Jedenfalls wollen wir ein scharfes Auge hierauf haben, und jede derartige Regung schon im Keime ersticken. —

In Kolombo erstand ich von einem Singhalesen eine Ansichtspostkarte von Mount Lavinia und freute mich, ein echtes Produkt Ceylons nach Hause schicken zu können. Als ich die Karte dann aber näher besah, entdeckte ich am Rande die Inschrift: „Dietzsche Hofbuchdruckerei, Koburg". Als ich den großen Artilleriepark der Russen in Tongku besichtigte, fand ich auf allen von den Chinesen erbeuteten Kanonen die Inschrift: „Krupp in Essen", und im Südfort von Taku wurde ein Offizierdegen preußischer Konstruktion gefunden, der im Korbe statt des Adlers den Drachen, auf der Klinge aber ein Solinger Fabrikzeichen trägt. Sollte es noch zu ernsten Kämpfen mit den Chinesen kommen, so wird uns dieses „made in Germany" wohl noch manchmal recht unliebsam entgegentreten. —

Sehr interessant ist das Leben und Treiben auf dem Bahnhofe in Tongku. Die Bahn nach Tientsin ist, wie ich wohl schon an anderer Stelle erwähnt habe, im russischen Besitze und der ganze Betrieb erfolgt durch Russen. Täglich gehen drei Züge in jeder Richtung. Für jeden der Züge sind jeder der Großmächte vier Waggons zur Verfügung gestellt, die natürlich im vollsten Maße ausgenutzt werden. Man kann sich vorstellen, welch buntes Bild solch ein internationaler Militärzug darbietet. Dazu kommt, daß Lokomotiven und Fahrzeuge zahlreiche Spuren der heftigen Kämpfe um Tientsin tragen. Einzelne Wagen sind durch Gewehr- und Schrapnellkugeln durchlöchert wie ein Sieb, und dicht außerhalb Tongkus liegt eine Lokomotive, die durch einen Granatschuß kampf- oder richtiger dampfunfähig gemacht wurde.

folgender oder auch vorhergehender schrecklicher Verstümmelung. In dieser Hinsicht kann kein Zweifel herrschen. Die Chinesen sind — so feige sie sich bei der Verteidigung der Taku- und neuerdings der Peitangforts gezeigt haben — gegenüber dem, der in ihre Hände fällt, grausame Bestien. Sie haben die Gräber der auf dem Seymour-Zuge Gefallenen wieder aufgewühlt und die Leichen in schändlicher Weise verstümmelt; und auch die jüngst in Tongku ermordeten beiden Russen, deren ich vorhin erwähnte, sind diesem Schicksale verfallen. Einem solchen nichtswürdigen, barbarischen Feinde gegenüber kann man nicht handeln, wie gegenüber einem zivilisierten Gegner. Letzteres würde einfach zur Folge haben, daß die Überfälle und Attentate auf unsere Leute sich in unglaublicher Zahl mehren würden. Ihr einziger Schutz besteht darin, daß sie selbst unausgesetzt auf der Hut sind, vor allem aber daß die Chinesen wissen, jede derartige Heimtücke wird an ihnen und den Ihrigen blutig gerächt. Daß dabei oft auch Unschuldige leiden müssen, ist traurig, aber unvermeidlich. Freilich werden ja die Herren Gefühlsmeier zu Hause über diese „barbarische“ Ansicht in Entrüstung geraten, aber das soll uns nicht weiter anfechten. Sie sind ja nicht für Leben und Gesundheit unserer Leute verantwortlich. Wir aber müssen später zu Haus oder dereinst vor Gottes Richterstuhl den Eltern, Frauen und Kindern unserer Untergebenen Rechenschaft ablegen über das Schicksal ihrer Angehörigen. Wie könnte ich dem Vater, der Mutter, der Gattin und den Kindern eines meiner feig ermordeten Untergebenen in die Augen sehen, wenn ich mir sagen müßte: er wäre vielleicht den Seinen erhalten geblieben, wärest du den Chinesen gegenüber nicht zu weichherzig gewesen. — Wie viel Unschuldige müssen nicht daheim durch den Tod, den einer der Ihrigen hier erleidet, auch leiden? Das Leben sieht sich im Angesicht eines erbarmungslosen Feindes anders an als in der Heimat.

Trotz der unsicheren Zustände und trotzdem der Ort gewissermaßen unter den Kanonen der bei unserer Anwesenheit noch immer von den Chinesen besetzten Peitangforts liegt, die jeden Augenblick das Feuer eröffnen konnten, hatte sich doch schon wieder lebhafter Handel und Wandel entwickelt. Mehrere Europäer haben Kaufläden errichtet, in denen man allerlei für das tägliche Leben Erforderliche für viel Geld erstehen kann. Unter diesen unternehmenden Leuten befindet sich auch ein Landsmann von uns, Herr Wolff aus Breslau. Auf welchen Wegen er hierher gelangt ist, habe ich nicht ermitteln können; er war durch den schwungvollen Gang seines Geschäftes allzu sehr in An-

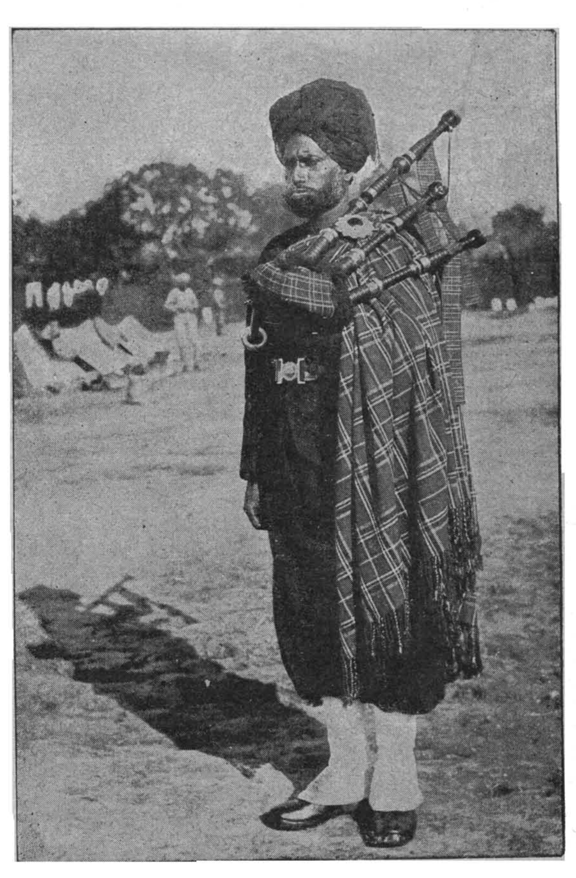
Engländer und Amerikaner sind allgemein gleich unbeliebt, und es gehört zu den seltensten Ausnahmefällen, daß man einen ihrer Leute mit Mannschaften anderer Nationen zusammensieht. Recht beliebt sind allgemein die Japaner, sie halten sich aber sehr zurück und sind in den Straßen selten zu sehen.

Das gegenseitige Verhältnis der Offiziere entspricht im allgemeinen dem der Mannschaften. Auch bei ihnen bestehen nähere Beziehungen nur zwischen Deutschen und Russen und allenfalls auch noch den Franzosen, während sie sich bei den übrigen auf den Austausch der üblichen Höflichkeitsformen beschränken.

Zwischen all diesen Truppen aller Nationen wimmeln tausende von japanischen und chinesischen Kulis und sonstigen Chinesen. Unmittelbar nach der Beschießung der Takuforts gänzlich wie vom Erdboden verschwunden, haben sie sich jetzt wieder in ungezählten Scharen eingefunden, um für gutes Geld den „fremden Teufeln" ihre Dienste zu leihen. Wie mancher von ihnen mag bei der Takuaffaire und den Kämpfen vor Tientsin als „Boxer" in Reih und Glied der Chinesen gegen seine jetzigen Brotgeber gefochten haben, wie mancher ungeduldig einer günstigen Gelegenheit harren, wo er wieder seine Boxerthätigkeit aufnehmen kann. Die Ermordung und Verstümmelung eines russischen Doppelpostens mitten in Tongku in der Nacht vor unserer Ankunft dürfte meine Annahme bestätigen.

Die Unsicherheit der Zustände hat leider auch bei uns ein Opfer gefordert. Einer unserer Posten, der Nachts jemand auf sich zukommen sah, von dem er auf dreimaligen Zuruf gar keine Antwort erhielt, rannte dem sich Nähernden das Bajonett in den Leib, in der Annahme, er habe einen Chinesen vor sich. Leider war dies nicht der Fall; der von ihm Niedergestoßene war sogar ein guter Freund des Postens. Weshalb er auf des letzteren Zuruf nicht geantwortet, ist bis jetzt noch nicht aufgeklärt. Hoffentlich kommt der Schwerverletzte mit dem Leben davon. Derartige durch Mißverständnis hervorgerufene Unglücksfälle werden in diesem Kriege recht häufig vorkommen, denn bei der Heimtücke der Chinesen muß jeder „fremde Teufel" auf einen listigen Überfall beständig gefaßt sein. Die Hand ist deshalb immer sehr schnell am Gewehr oder Revolver, und ein sorgfältiges Prüfen, ob ein Schuß auch wirklich berechtigt ist, würde leicht für den Betreffenden entsetzlich verhängnisvoll werden. Denn es handelt sich hierbei nicht um einen Tod in ehrlichem Kampfe in treuer Pflichterfüllung, sondern um ein grausames Hingemordetwerden mit nach-

Den bei weitem ungünstigsten Eindruck machen unbedingt die Amerikaner. Was wir in Tongku von ihnen zu sehen bekommen haben, erinnerte einzig und allein durch die umgehängten Patronengürtel und Revolver an „Soldaten“. Von „Uniform“ war bei den auf der Straße umherflankierenden Leuten keine Spur. Eine blaue oder sonstige Bluse, ein Beinkleid irgend welcher Art, ein Filzhut beliebiger Façon und ein rüdes Auftreten kennzeichnet hier den Krieger „Onkel Sams“. Man darf allerdings hierbei nicht außer acht lassen, daß die Mehrzahl der Leute aus Manila kommt, und sonach schon einen Feldzug hinter sich hat, der für die Disziplin nicht sehr förderlich sein mag.



Dudelsackpfeifer der indischen Balutschis.

Zwischen den Mannschaften der verschiedenen Nationen herrschen im allgemeinen recht gute Beziehungen, und es ist eigentümlich zu beobachten, wie wenig Einfluß die hohe Politik auf die gegenseitigen Sympathien und Antipathien der Völker ausübt. Trotz „Drei- und Zweibund“ sieht man hier nie einen unserer Leute sich mit den Italienern irgendwie verbrüdern. Höchst selten begegnet man Russen in Begleitung von Franzosen. Dagegen sind unsere Leute überall mit Russen vermischt zu sehen, und die Italiener fühlen sich augenscheinlich in der Gesellschaft der Franzosen am wohlsten.

Jedes Mal, wenn man einen der russischen Soldaten und daneben einen unserer Leute in dem von Tage zu Tage häßlicher werdenden imitierten Khakirock und dem allmählich gänzlich façonlos gewordenen Strohhute sieht, geht einem ein Stich durchs Herz. Doch das Unabänderliche heißt es nun „mit Würde tragen“.

Wenig gut präsentieren sich die Italiener. Sie machen einen saloppen, nicht sehr imponierenden Eindruck, trotz der wehenden Hahnenfeder auf ihrem Tropenhelm.



Deutsche Feldschmiede.

Die Franzosen, die für die Chinaexpedition eine Art blauen Kattunanzuges und Tropenhelm von gleicher Farbe angelegt haben, sehen auch nicht sehr imponierend aus, sind aber höflich und aufmerksam.

Gut in Haltung und Anzug erscheinen auch die Engländer, und ich muß hier konstatieren, daß, wo wir auch auf unserer Reise englische Soldaten gesehen haben, in Port Said, Kolombo und Singapore, sie auf uns alle durch ihre gute Haltung, ihr Auftreten und ihren Anzug durchweg einen sehr guten Eindruck gemacht haben.

Angenehm fallen auch die Japaner auf durch ihr bescheidenes Auftreten. Ihre äußere Erscheinung leidet unter der Kleinheit ihrer Rasse und der übermäßigen Buntheit ihrer Uniformen.

Zwischen dem Chinesenviertel und dem übrigen Tongku hindurch fließt ein Bach, insofern eine dicke, gelbe Lehm- und Schmutzmasse als „Bach“ bezeichnet werden kann. In diesen Bach wird von allen Seiten der aus den Häusern und Straßen geschaffte Schmutz geworfen, was zur Klärung seiner Fluten nicht gerade beiträgt, aber auch nicht verhindert, daß die Kulis mit Händen und Hüten daraus schöpfen und mit sichtlichem Behagen dieses „köstliche Naß“ schlürfen.

An einer Stelle hockt eine Schar Kulis auf der Erde um eine Anzahl großer flacher Blechschüsseln, die teils mit gekochtem, trockenem Reis, teils mit — gerösteten Heuschrecken gefüllt und dicht mit den, hier geradezu eine Landplage bildenden Fliegen bedeckt sind. Jeder Kuli hält in der linken Hand ein kleines Porzellanschälchen, in der rechten die bekannten Eßstäbchen. Mit diesen greift er geschickt eine Heuschrecke, taucht sie in den Reis und führt beides zum Munde.

So häßlich die Kulis, so unappetitlich ihre Speisen und die ganze Umgebung sind, so muß man doch zugestehen, daß ihr Hantieren mit den Stäbchen mit einer gewissen Grazie erfolgt, die sich mancher sogenannte „gebildete“ Europäer beim Gebrauch von Messer und Gabel recht wohl zum Muster nehmen könnte.

Auf allen Straßen Tongkus herrscht natürlich ein äußerst reges Leben und buntes Durcheinander. Dort zieht eine Abteilung Kosaken auf ihren kleinen unansehnlichen Pferdchen zur Tränke. An ihr vorbei kommt einer unserer Artilleriemunitionswagen, der mit dem neuen Gespann eine Fahrübung abhält. Zwischen ihnen hindurch windet sich in lebhaftem Schritt, aber nichts weniger als adretter Haltung, eine Patrouille der Bersaglieri. Dort kommt unter Eskorte ganz in Blau gekleideter Franzosen eine große Ochsenheerde; hier sitzen vor einer rasch etablierten russischen Kneipe an verschiedenen Tischen deutsche, russische und amerikanische Offiziere zusammen.

Deutsche, russische, französische, englische Soldaten, Japaner und Amerikaner schlendern zu Zweien und Dreien mit und ohne Waffen umher. Vom Bahnhofe kommend, zieht eine Abteilung Sippoys vorüber. Sie sehen in ihrer malerischen Tracht von allen Truppen am besten aus und tragen ein stolzes Selbstbewußtsein zur Schau.

Einen ganz vortrefflichen Eindruck machen die Russen. Durchweg von kräftiger, meist sogar imposanter Figur, in kleidsamer weißer Bluse, Tuchhose und hohen Stiefeln, mit der bekannten russischen Mütze, präsentieren sie sich auch durch die aufmerksame Art und Weise, wie sie jedem fremden Offizier die Ehrenbezeugung erweisen.

und Parkplatz, alles ist nichts als Lehm, der einem einigermaßen kräftigen Regen unbedingt nicht Stand halten kann. Darüber ist sich wohl niemand im Zweifel, aber Ziegel- oder Pflastersteine, Granitplatten und dergleichen giebt es hier nicht und da muß man sich eben helfen, so gut es geht.

Außerhalb des deutschen Viertels ist das „Pferdedepot“ des deutschen Expeditionskorps errichtet. Es besteht aus einem großen, mit einem Bambuszaun eingehegten Platze, der durch verschiedene Längs- und Querzäune in eine Menge kleinerer Plätze (corrals) eingeteilt ist. In diesen corrals tummeln sich in buntem Durcheinander Pferde jeden Schlages, Ponies, Maulesel und Esel.

Unter den Pferden sieht man ganz vortreffliche Exemplare von tadellosem Bau und augenscheinlich edler Abkunft, Pferde, die man ohne Erröten in Berlin, Unter den Linden, reiten könnte. Daneben allerdings auch Karrengäule gewöhnlichster Art.

Man ist mit großem Eifer dabei, das vorhandene Material zu sichten. In einem kleinen, fest eingehegten corral stehen die für den Feldmarschall Grafen Waldersee und dessen Stab bestimmten Pferde gesattelt und gezäumt. Sie befinden sich schon in der Dressur, sind bereits sorgfältig „frisiert“ und machen einen vollständig zivilisierten Eindruck, obgleich sie noch vor wenig Wochen in ungebändigter Freiheit in den Gefilden Australiens sich tummelten.

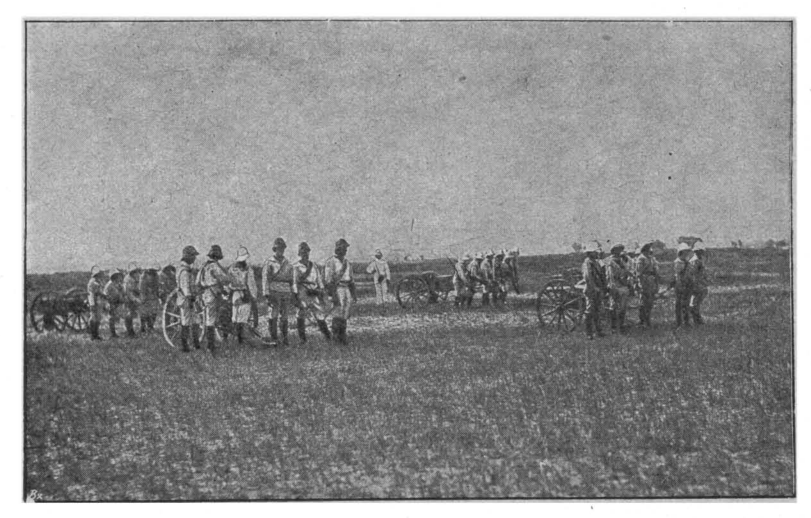
An einer anderen Stelle sind die Gespanne für die schwere Haubitzbatterie zusammengestellt. Sie kann sich gratulieren; eine bessere Bespannung hat keine Batterie in der Heimat. Freilich, die Herren Offiziere und die Unteroffiziere müssen vorläufig mit einem Pony oder Maulesel vorlieb nehmen. Mancher auf seine elegante Reiterfigur stolze Leutnant wird wohl ein saures Gesicht bei dieser Zumutung machen, aber — „dat helpt nu nix“.

Wieder an einer anderen Stelle ist man bemüht, die für eine andere Batterie erforderlichen Pferde einzufangen.

Jetzt wäre es sehr wünschenswert, wenn unsere Kavalleristen auch im Lassowerfen ausgebildet wären. Da dies nicht der Fall ist, wird das Einfangen der Pferde eine mühsame Sache und eine Geduldprobe. Schließlich aber gelingt es doch, und nach vielen gelungenen Durchbruchsversuchen wird der betreffende Kandidat doch so eingekreist, daß es kein Entrinnen mehr für ihn giebt. Er giebt das Rennen auf, läßt sich geduldig aufzäumen und ist nunmehr wohlbestalltes kaiserlich deutsches Soldatenpferd.

Für diesen Zweck hat jedes Kontingent seine eigenen Kuli-Arbeiterkompagnien gebildet, die durch Flaggen und Armbinden in den betreffenden Landesfarben als Eigentum der betreffenden Macht gekennzeichnet sind. Die Russen haben jedem ihrer Kulis ein Pappschild um den Hals gehängt, worauf in russischen Buchstaben der Name des betreffenden Kuli angegeben ist. Mit sichtlichem Stolz tragen diese russischen Kulis ihre so improvisierte Visitenkarte und verfehlen nicht, jeden Vorübergehenden durch Hinzeigen mit den Fingern auf diese Dekoration aufmerksam zu machen.

Die Arbeit geht leidlich von statten, und es ist in der kurzen Zeit für Ordnung und Sauberkeit schon unendlich viel geschehen, aber



Deutsche Batterie nach ihrer Landung bei Tongku.

— es handelt sich um die Beseitigung eines seit hunderten, wenn nicht seit tausenden von Jahren aufgehäuften Schmutzes und somit um eine wirkliche Herkulesarbeit.

Am planmäßigsten scheint man hier deutscherseits vorgegangen zu sein. Es ist mit unendlicher Mühe ein großer, plattformartiger Platz hergerichtet worden, auf dem die ankommenden Geschütze und Fahrzeuge bis zum Weitermarsch parkieren sollen. Am Rande der Straßen des deutschen Viertels ist aus ungebrannten Ziegelsteinen eine Art erhöhten Trottoirs hergestellt, auf dem es sich ganz angenehm geht. So lange die trockene Witterung andauert, ist das alles ganz schön, aber — wenn eine Regenperiode eintritt, wie dann? Straße, Trottoir

Kasino hergerichteten Yamen lebt der Repräsentant Österreich-Ungarns in innigster Gemeinschaft mit den deutschen Marineoffizieren. Ähnlich sollen sich die Verhältnisse in den Forts auf dem nördlichen Peihoufer gestaltet haben, auf denen man die Flaggen Japans, Frankreichs, Englands und Amerikas wehen sieht.

Ein noch regeres Leben als auf der Rhede herrscht in Tongku. Der Ort ist augenblicklich von Deutschen, Russen, Österreichern, Franzosen, Japanern, Italienern, Engländern und Amerikanern besetzt und es herrscht auf den Straßen des Ortes im vollsten Sinne des Wortes ein babylonisches Völkergewirr.

Den besten Teil, die Handelsstadt und den Bahnhof haben die Russen besetzt, und in den einstigen chinesischen Läden haben sie Wachen, Bureaus, Büchsenmacher- und sonstige Werkstätten, Offizier- und Unteroffizier-Quartiere eingerichtet. Es macht einen eigentümlichen Eindruck, unter chinesischen Firmenschildern und inmitten chinesischen Gerätes europäische Soldaten hausen zu sehen.

Im übrigen sind den verschiedenen Kontingenten auf den Straßen und längs des Peiho Plätze zum Biwakieren angewiesen.

Am weitesten draußen nach dem Meere zu liegt das Lager der Amerikaner, daran schließt sich das englische Lager und an dieses das Lager der Japaner. Unmittelbar neben diesem, und nur durch einen dünnen Stacketenzaun von ihm getrennt, befindet sich das Biwak des, die Anlege- und Ausladestelle unserer Leichter bewachenden Zuges der 2. Kompagnie unseres 3. Ostasiatischen Infanterieregiments.

Der japanische Posten steht dicht neben den Kochlöchern dieses Zuges und es ist spaßhaft anzusehen, wie die Söhne Pommerns und Schlesiens gemütlich mit den Söhnen Japans Halbpart machen.

An das Lager dieses Zuges schließt sich dasjenige einer deutschen Pionierkompagnie, welche Tag und Nacht an der Herstellung eines Anlegesteges arbeitet. Neben den Pionieren, auf freier Straße, in einem, nach unseren Begriffen recht primitiven Biwak steht eine Eskadron des russischen Primorskischen Dragonerregiments. An sie schließt sich ein kleines Biwak italienischer Versaglieri. Dann kommt wieder eine russische Dragonereskadron, an die sich die Biwaks eines Kosakenregiments anschließen.

Auch das Chinesenviertel ist in verschiedene Abschnitte geteilt, die den verschiedenen Kontingenten zugewiesen sind. Russen, Franzosen und Deutsche wimmeln hier durcheinander und sind eifrigst bemüht, durch zahllose Kulis den Augiasstall Tongku ausräumen zu lassen.

Wie ich schon früher erwähnte, müssen alle größeren Schiffe sehr weit draußen auf der Rhede ankern, und von Bord aus sind deshalb mit bloßem Auge nur die an der Peihomündung liegenden Takuforts zu erkennen. Es sind deren im ganzen fünf. Für uns von besonderem Interesse ist das unmittelbar bei Taku, also auf dem rechten Peiho-ufer gelegene Südfort und das ihm auf der anderen Flußseite bei Tongku gegenüberliegende Nordfort, da diese beiden Forts hauptsächlich den Kampf gegen den „Iltis" geführt haben. Beide Forts präsentieren sich als gewaltige Erdwerke und haben einen Umfang, der die Bezeichnung „Fort" als nicht ausreichend erscheinen läßt. Es sind eigentlich schon vollständige „Festungen", zu deren nachhaltiger Verteidigung eine Besatzung von mehreren tausend Mann erforderlich wäre. Bestimmt, feindlichen Kriegsschiffen die Einfahrt in den Peiho zu verwehren, sind sie nur nach der Seeseite hin stark, während der Kehlverschluß nach der Landseite nur schwach ist. An bombensicher eingedeckten Räumen fehlt es ihnen ganz, dagegen waren ihre Höfe mit zahlreichen Lehmhütten und Yamen (letztere vermutlich Wohnungen der höheren Offiziere) angefüllt. Diese gerieten bei der Beschießung durch die Kriegsschiffe naturgemäß sehr bald in Brand, der sich sofort den Pulvermagazinen und Geschoßräumen mitteilte und den Aufenthalt im Fort unmöglich machte. Infolgedessen ist es zu einer nachhaltigen Infanterieverteidigung garnicht gekommen, die stürmenden Marinetruppen fanden nur noch schwachen Widerstand.

Da bei der Eroberung der Takuforts sämtliche Mächte beteiligt waren, war die Verteilung der Eroberung nicht so einfach, weil jedem Beteiligten doch ein Teil derselben zugewiesen werden mußte. Man einigte sich nun dahin, daß einzelne Forts von den Truppen mehrerer Mächte gleichzeitig besetzt wurden. So ist beispielsweise das große Südfort von Deutschen, Russen und Österreichern besetzt. Infolgedessen flattert auf dem rechten Schulterpunkt des Werkes an einem Stock die deutsche und österreichische, in der Mitte des Hauptwalles die deutsche und russische Flagge ebenfalls an einem Stock, und auf dem linken Schulterpunkt die russische Flagge allein. Diese Flaggenverteilung entspricht ungefähr dem Stärkeverhältnis der dreierlei Besatzung.

Brüderlich, wie die drei Flaggen nebeneinander flattern, hat sich auch im Fort selbst das Verhältnis der drei Kontingente zu einander gestaltet. Die österreichische Besatzung ist nur sehr schwach, sie besteht aus 1 Schiffsfähnrich und 7 Mann. Sie hat sich deshalb ganz an die deutsche Besatzung angeschlossen und in dem, zum gemeinsamen

war eine greuliche Lage. Und zu alledem gesellten sich noch Qualen des Tantalus, denn neben mir standen zwei mächtige Säcke mit Post aus Schanghai. Zweifellos enthielten sie Briefe aus der Heimat auch für mich. Wie wundervoll hätte ich die Zeit der unfreiwilligen Muße ausfüllen können. Welch Trost wäre es jetzt für uns gewesen, hier die heißersehnten Nachrichten aus der Heimat, von Frau und Kind, von all den Lieben lesen und wieder lesen zu dürfen. Aber die Postsäcke sind versiegelt, und der Schiffsführer ist dafür verantwortlich, daß die Siegel unverletzt bleiben. Ich gestehe offen, daß ich mich wiederholt auf dem Gedanken ertappte, ob es nicht möglich sei, hier etwas „höhere Gewalten“ zu inszenieren, beim Schwanken des Schiffes zu stolpern, im Fallen eines der Postsiegel als Rettungsanker zu benutzen und es dabei „unfreiwillig“ von seinem Sacke abzureißen. Indes die „Tugend“ siegte, und all diese schwarzen Anschläge wurden heldenmütig unterdrückt. Hätten wir damals aber gewußt, daß wir die in diesen Säcken enthaltenen Briefe erst nach Wochen erhalten würden, dann freilich wäre am Ende die „Tugend“ doch unterlegen. — Stunde auf Stunde verrann, der Wind flaute nicht ab, das Wasser stieg nicht und unsere Chancen, los zu kommen, wurden immer trüber. In dieser traurigen Lage beschloß unser Schiffsführer, ein wackerer Oberbootsmann unserer Marine, den verzweifelten Versuch zu machen, uns selber zu befreien. Zunächst galt es, unserm Schiff wenigstens etwas Bewegungsfähigkeit zu geben, uns etwas von dem uns fest umklammernden Schlick zu befreien. Hierzu wurden alle an Bord befindlichen Fässer auf das Deck gebracht, auf der Steuerbordseite niedergelegt, sämtliche verfügbare Mannschaft dahinter aufgestellt, und dann auf Kommando alle Fässer mit vollster Gewalt auf die Backbordseite hinübergerollt. Von dort aus wurde das Spiel nach der Steuerbordseite hin wiederholt, und das Ganze ununterbrochen fortgesetzt. Naturgemäß geriet das Schiff dadurch in lebhaftes Schwanken und buddelte sich mit der Zeit eine Art Bett in dem es umgebenden Schlamme aus, das sich sofort mit Wasser füllte und das Schiff wenigstens etwas zum „Schwimmen“ brachte. Dann wurde mit „Volldampf rückwärts“ gearbeitet, und nach stundenlanger, mühevoller Arbeit, Zoll um Zoll rückwärts gleitend — erreichten wir endlich tieferes Wasser und schließlich die schmale Fahrrinne. Wir waren frei. Vergnügter hat Noah seiner Zeit gewiß nicht seine Arche verlassen, als ich die Planken meines Schiffleins in Tongku. Freilich war Noah komfortabler eingerichtet, und — sehnte sich nicht nach kriegerischen Thaten.

eigens an Bord in einigen Fässern mitgeführte Süßwasser angewiesen. Dasselbe stammte vom „Rhein“, der es getreulich von Bremerhaven mitgeführt hatte, und erweckte somit wohl heimatliche Erinnerungen, aber — kein besonderes Vertrauen, denn die zweimonatige Seereise hatte seiner Frische und seinem Aussehen etwas Abbruch gethan. Doch „dem Reinen ist alles rein“, und so kam ich auch hierüber glücklich fort, zumal auch der mir dann freundlichst gespendete Matrosenkaffee so gebraut war, daß er mir kein Herzklopfen bereitete. Mehr aber beunruhigte mich die Frage, wie lange wir wohl auf der verwünschten Barre festliegen würden. Die Aussichten waren sehr trübe, denn mit



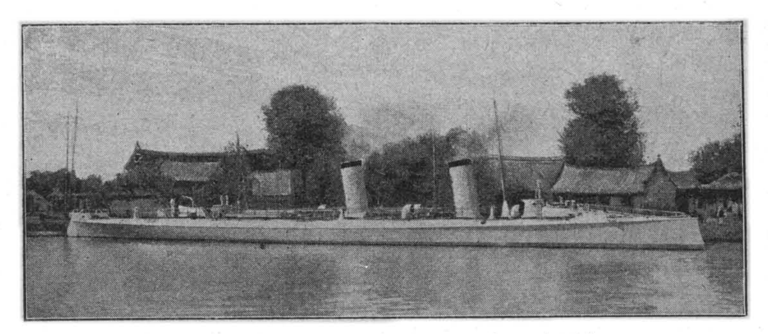
Ausbootung deutscher Truppen vor Taku.

unentwegter Heftigkeit blies der Wind vom Lande, der Flut das Eindringen in die Peihomündung verwehrend, und damit auch eine Steigerung des Wasserstandes auf der Barre hindernd. Ein Boot, mit dem man an das Land hätte rudern können, besaßen wir nicht, andere flacher gehende Dampfer, welche in einiger Entfernung an uns vorbeifuhren, beachteten unsere Zeichen und Signale nicht, chinesische Fischerdschunken, die in großer Zahl dem Meere zusegelten, kamen uns nicht nahe genug, so daß wir uns ihnen hätten verständlich machen können, und so blieb mir denn die angenehme Aussicht, in dieser trostlosen Lage verharren zu müssen, bis es dem Winde gefallen würde, umzuspringen. Viele Stunden, ja Tage konnten darüber vergehen. Es

In Tientsin.

(Schilderungen eines Beteiligten.)

Freudigen Herzens dampfte ich dem heißersehnten Ziele, dem Schauplatze unserer künftigen Thaten zu: doch „Mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten“, und mit der Rhede von Taku erst recht nicht. Etwa eine Stunde waren wir dem Lande zu gedampft, näher und näher leuchteten die Lichter Takus, da plötzlich ein scharfes langes Knirschen unter unserem Schiff, ein Stoß und — wir saßen fest. Der immer lebhafter werdende Landwind hatte das hier ohnehin so flache Wasser zurückgestaut, der Fahrrinne die selbst für unser kleines Schifflein erforderliche Wassertiefe genommen, und wir waren in der Dunkelheit ahnungslos in unser Unglück, d. h. den



Der in Taku eroberte chinesische Torpedobootzerstörer.

gelben Schlick der Barre, hineingerannt. Es war eine scheußliche Situation, in der ich mich befand. Unser kleiner Dampfer besaß notdürftig Raum zum Übernachten seiner Bemannung, für das Übernachten eines Passagiers aber war er absolut nicht eingerichtet. Doch im Kriege wird der Mensch anspruchslos, und so etablierte ich mich denn wohlgemut in einem alten Korbstuhl, und verbrachte eingehüllt in meinen Mantel die Nacht, in süßen Träumen von der Heimat und den fernen Lieben. — Um so unerfreulicher war dann freilich das Erwachen. Das dem Meere zuströmende Wasser des Peiho gleicht an Farbe und Konsistenz dem Inhalt einer heimischen Mergelgrube nach dreitägigem Novemberregen, dazu taucht aber noch so etwa alle halbe Stunde aus seinen Fluten in anmutiger Abwechselung ein toter Ochse, Esel, Hund und ein toter Chinese auf. Für Toilettenzwecke ist dieses Wasser sonach nicht geeignet, und so war ich hierfür lediglich auf das

präsentieren sich aber in ihrem schwarz-grauen Anstrich wenig vorteilhaft neben den in hellen Farben glänzenden Schiffen der anderen Mächte. Auch England hat eine große Zahl von Schiffen hier, dieselben liegen aber sehr weit draußen auf der Rhede, und es scheint bei ihnen ein fortwährendes Kommen und Gehen stattzufinden.

Vor den Kriegsschiffen, mehr nach dem Lande zu, liegen die Transportschiffe der verschiedenen Mächte. Bei ihnen herrscht ein äußerst reges Leben. Volle Schiffe kommen, entladene gehen, volle und leere Leichter eilen zwischen ihnen hin und her. Dampfpinassen, Barkassen, Motorboote und Segler fahren von einem Schiffe zum anderen.

Welch verschiedene Schiffskonstruktionen sieht man hier. Am gefälligsten präsentieren sich die zierlichen Dampfpinassen der Kriegsschiffe, sie bilden einen wunderlichen Kontrast zu den großen chinesischen Segeldschunken, die, von außerordentlich schwerem, ungeschicktem Bau, mitunter die Größe ganzer Häuser haben. Trotz einer gewissen Unförmlichkeit bieten diese Dschunken mit ihrer oft reichen, bunten Bemalung und ihrer imposanten Segelmasse kein unmalerisches Bild. Auch sie liefern die Bestätigung, daß wir formell nicht im Kriege mit „China“ sind, denn sie fahren durchweg für andere Nationen.

Dieser friedliche Zustand der Mächte gegenüber China wird übrigens auch durch die Anwesenheit eines chinesischen Kreuzers auf der Rhede von Taku bestätigt, wo er friedlich zwischen den anderen Kriegsschiffen ankert. Freilich ist diese „Friedlichkeit“ eine etwas erzwungene, denn der Sicherheit wegen hat man dem Chinesen die Ventile von der Maschine und die Verschlüsse von den Geschützen geschraubt. Da bleibt ihm nun beim besten Willen nichts anderes übrig, als sich „friedlich“ zu verhalten. Ich glaube, seine Erhaltung für China verdankt dieser Kreuzer lediglich dem Umstande, daß er sich nicht in 4 gleichwertige Teile zerlegen läßt, denn mit den 4 in seiner Begleitung befindlichen Torpedobooten ist man weniger glimpflich verfahren. Da hat man einfach durch 4 dividiert, und — Deutschland, Rußland, Frankreich und England haben sich kalt lächelnd je eins genommen.

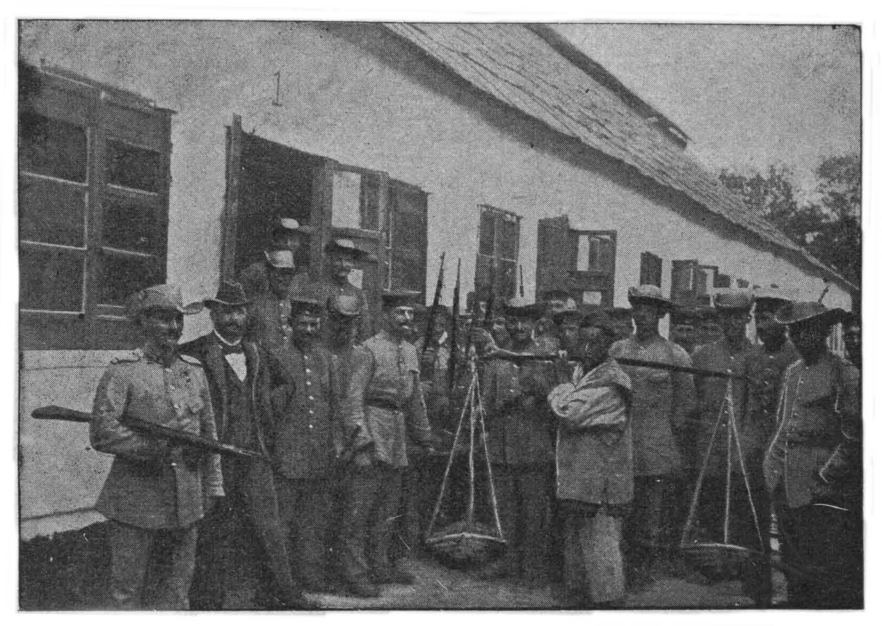
Die von den Mächten erbeuteten chinesischen Torpedoboote machen übrigens einen sehr hübschen Eindruck und — Schichau alle Ehre. Auch hier wieder das „made in Germany“. Es ist zu eigenartig, wie einem dies in der Fremde immer wieder entgegentritt.

am Eindringen in den Yamen verhindern soll. Auf der letzterem zugewendeten Seite befinden sich verschiedenartige Abbildungen, die sämtlich eine symbolische Bedeutung haben sollen. Diese zu erraten, ist nicht ganz leicht. So zeigt in Tongku beispielsweise eins dieser Bilder ein riesiges Nashorn, das augenscheinlich in wilder Flucht vor einem kleinen Affen begriffen ist, der es mit einem Stecken bedroht, sich aber ängstlich mit einer Vorder- und Hinterhand an einem Baume festhält, anscheinend bereit, sich sofort auf denselben zu salvieren. Vielleicht soll dieses Bild allen den Yamen Betretenden zu Gemüte führen, daß „Vorsicht die Mutter der Weisheit" ist.

Eine andere Yamenmauer zeigt in über Lebensgröße einen reichgekleideten Mandarinen, der mit ernstem Gesichtsausdruck und warnend erhobener Rechten eindringlich auf einen gnomenhaften Chinesen einredet, der zusammengekauert vor ihm auf der Erde hockt und mit dem Zeigefinger der Rechten auf einen eng beschriebenen Papierstreifen weist, den er in der Linken hält. Zwischen beiden Gestalten hüpft ein kleiner Junge auf einem Bein, hinter sich einen mit Spielzeug aller Art beladenen Puppenwagen ziehend. Ob das Ganze die Feierlichkeit einer Eidesleistung zur Darstellung bringen soll? Freilich paßt nach unseren Begriffen der hüpfende Junge nicht recht dazu. Von Baum und Strauch, von Gras und Blumen ist nirgends eine Spur, statt dessen ist das Ganze in eine gelbliche Dunstwolke eingehüllt, der ein penetranter Geruch von verwesenden Stoffen, verbranntem Fleisch und faulenden Fischen entströmt. So stellt sich uns Tongku, die erste Etappe des deutschen Expeditionskorps auf Chinas Boden dar.

Auf der Rhede von Taku herrscht ein bewegtes Leben. Über 50 Kriegsschiffe aller Nationen und jeder Größe sind dort versammelt. Sie ankern weit draußen auf der Außenrhede und bieten ein buntes Bild. Am stärksten vertreten ist Rußland, und neben einigen etwas veralteten Schiffen hat es solche allerneuester Konstruktion zur Stelle. In zweiter Linie kommt Deutschland, und der prächtige Anblick, den „Hansa", „Fürst Bismarck" und „Wörth" darbieten, läßt unser Herz in freudigem Stolze höher schlagen. Amerika hat augenblicklich nur zwei Kriegsschiffe hier, von denen das eine, der Kreuzer „Brooklyn", ein Schiff neuer Konstruktion, einen äußerst eleganten Eindruck macht, während das andere, ein Kanonenboot, mit seinen kolossalen Schaufelrädern recht veraltet aussieht. Österreich ist durch zwei große Panzerschiffe „Kaiserin und Königin Maria Theresia" und „Kaiserin Elisabeth" vertreten. Beide Schiffe scheinen neuerer Konstruktion zu sein,

keit und einigen Komfort ausgeführt. Meist bestehen sie aus mehreren Höfen von verschiedener Größe, die mitunter von einer Art offener Säulenhalle umgeben sind, hinter denen sich die eigentlichen Wohnräume befinden. Mitunter fehlen diese Säulenhallen und dann sind die Wohnräume durch eine brusthohe Ballustrade gegen den Hof abgeschlossen. Diese Ballustraden, die Dächer und die Eingangsportale dieser Yamen sind mitunter hübsch verziert und die Eingänge werden nicht selten von symbolischen Tierfiguren aus Thon flankiert. Die Höfe haben einen Fußboden aus festgestampftem Lehm, in einem der



Ein Quartier des ersten ostasiatischen Regiments.

Yamen war sogar die Spur einer Gartenanlage zu erkennen von der Größe, wie sie die Anlagen in dem „Gartenhause" einer Mietskaserne in Berlin N. aufweisen. Im Sommer mag das Wohnen in solch einem Yamen nicht so übel sein, aber im Winter — brrr! denn jede Spur einer Thür oder eines thürartigen Verschlusses fehlt. Dem Eingange des Yamen gegenüber befindet sich auf der Straße eine etwa 5—6 Schritt lange, 8—9 Fuß hohe Mauer, wie wir sie aus den in unseren illustrierten Blättern erschienenen Abbildungen aus Tsingtau und Kiautschou kennen. Auf der dem Yamen abgekehrten Seite der Mauer ist stets ein großer Drache dargestellt, der die bösen Geister

größerer Haltbarkeit mit Reisstroh, Rohr und — faute de mieux — Dünger untermischt ist. Diese Hütten sind wie eine fortlaufende Mauer eng aneinander geklebt und bilden ein Gewirr ganz enger Gassen, welche die öffentliche Ablagerungsstätte für alle diejenigen Dinge bilden, die man in europäischen Orten an bestimmten Stellen der Häuser und Höfe sammelt und mittels Abfuhr-, Kanalisations- und sonstiger Systeme in möglichst entfernte Punkte befördert. Höfe findet man nur ganz vereinzelt, und diese haben auch nur die Größe eines sogenannten Berliner Zimmers, in welchem eine sehr praktische Hausfrau unter Aufbietung größten Plazierungstalentes mühsam 12 Personen setzt. Über den Zustand dieser Höfe will ich schweigen.

Die Hütten bestehen durchweg aus einem einzigen Raum, der Licht und Luft durch die Thüröffnung und ein meist neben ihr befindliches viereckiges Fenster erhält. Nur ganz vereinzelt lassen an diesen „Fenstern“ Spuren auf das einstige Vorhandensein von Glas schließen. Die bei weitem größte Mehrzahl von ihnen hat sicher nie einen Glasverschluß gekannt. Ob sie und die Thüren durch Vorhänge oder dergleichen abgeschlossen gewesen sind, läßt sich nicht beurteilen, da die Einwohner geflohen sind und anscheinend ihre primitive Habe mitgenommen haben. Jeder Wohnraum enthält eine etwa zwei Fuß hohe Estrade aus Lehm, die den größten Teil des Raumes ausfüllt und jedenfalls als Lagerstätte der Bewohner gedient hat. Neben ihr, meist in einer Ecke, befindet sich ein kreisrundes Loch, das, nach den Aschenkasten zu urteilen, die „Küche“ bildet. Von Hausgerät war nirgends eine Spur zu entdecken; jedenfalls haben die Einwohner es mitgenommen. Sehr üppig dürfte es kaum gewesen sein. Einen so trostlosen, einförmigen Eindruck das Ganze macht, findet man doch auch hier Spuren von Sinn und Behaglichkeit, denn in einigen Hütten waren die Wände dicht beklebt mit bunten chinesischen Papierbildern. An einigen Wänden waren sogar Versuche zu einer primitiven Stukkatur zu erkennen. Im großen Ganzen aber müssen die Einwohner hier unter Verhältnissen gehaust haben, von denen sich selbst der keine Vorstellung machen kann, der das elendeste Bauerndorf des Königreichs Polen kennt.

Wie in jedem Chinesendorfe befinden sich auch in Tongku mehrere Yamen. Sie entsprechen ihrem Zwecke nach etwa den öffentlichen Gebäuden in unseren Städten und enthalten gleichzeitig die Dienstwohnung der betreffenden Beamten. Sie sind von verschiedener Größe und sind fast alle in demselben Stil nicht ohne Sinn für eine gewisse Gefällig-

Auf der Rhede von Taku.

Da wo der Peiho (der „gelbe" Fluß) seine schmutzig gelben Fluten in das „Gelbe" Meer ergießt, liegt auf dem rechten Ufer des Flusses der Ort Taku, nach welchem die in letzter Zeit so viel genannte Rhede ihren Namen hat.

Von einem eigentlichen Hafen ist in Taku keine Rede, denn eine große — auch bei Hochwasser nur für flach gehende Schiffe passierbare Sandbarre sperrt die Peihomündung gegen das Meer ab. Alle größeren Schiffe müssen deshalb weit draußen auf der Rhede ankern, und der Verkehr mit dem Lande wird fast nur durch Leichterboote bewerkstelligt. Taku selbst ist ein großer chinesischer Ort, von dem aus der nächste Weg und die Hauptstraße nach Peking führt. Trotzdem spielt es für den Verkehr nur eine geringe Rolle, da die Eisenbahn — die einzige moderne Verbindung Pekings mit dem Meere — auf dem linken Peihoufer läuft. Sie beginnt in dem etwas weiter oberhalb Takus liegenden Orte Tongku, in welchem sich der gesamte Handelsverkehr und alles hier vorhandene europäische Leben konzentriert.

Tongku ist deshalb auch der Lade- und Entladeplatz für alle Schiffe und Leichter, welche die Barre passieren und nicht bis Tientsin hinaufgehen. Der Ort selbst besteht aus zwei Teilen: der Handelsstadt und dem Chinesenviertel. Die Handelsstadt besteht aus einigen ganz hübschen Häusern in europäischem Stile und einer großen Zahl besserer, meist einstöckiger Gebäude mit nach der Straße offener Vorhalle. In ersteren wohnen die wenigen hier ansässigen Europäer und Amerikaner, während sich in letzteren die chinesischen Kaufläden befunden haben. Hier ist auch der Bahnhof für die nach Norden führende Eisenbahn Tongku-Ninghai.

Das Chinesenviertel besteht aus einer großen Zahl von Lehmhütten, die augenblicklich von ihren Bewohnern verlassen sind.

Von dem Zustande solch eines Chinesenviertels kann sich nur der einen Begriff machen, der es mit eigenen Augen gesehen hat. — Seit Wochen ist Tongku von den Europäern besetzt. Während dieser Zeit ist ihr Hauptbestreben darauf gerichtet gewesen, Ordnung und Sauberkeit herzustellen, und seit Wochen arbeiten viele hundert Kulis unausgesetzt daran, den größten Schmutz zu beseitigen, und trotzdem ist es einfach furchtbar. Welch eine Existenz müssen die hier lebenden Menschen geführt haben!

Man denke sich viele hundert 8—9 Fuß hoher Hütten, die in denkbar primitivster Weise aus Lehm zusammengeklebt sind, der behufs

die Beteiligung freigestellt war, Gegenstände des religiösen und weltlichen Gebiets besprochen, sowie geistliche und Volkslieder gesungen wurden. Die Beteiligung an diesen Sprechstunden war stets eine außerordentlich rege und die Leute waren mit ganzer Seele bei der Sache. Das Gleiche gilt von den jeden Sonntag abgehaltenen Gottesdiensten; den beiden genannten Herren gebührt ein besonderer Dank für ihre aufopfernde Mühe und vortreffliche Einwirkung auf die Leute.

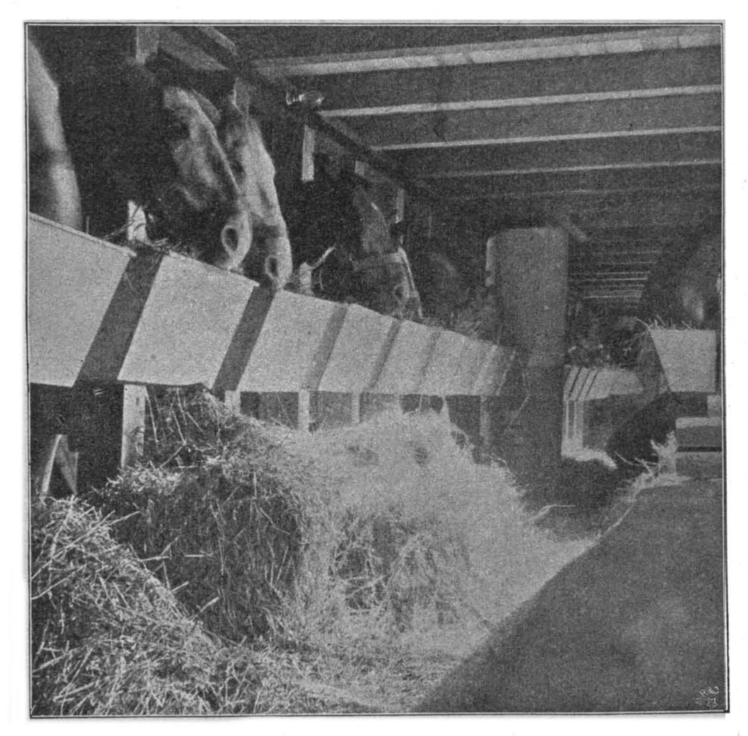
Zum Schlusse möchte ich noch eines interessanten Versuches erwähnen, der an Bord unseres Schiffes mit einem Pferdetransporte gemacht wurde. — Bisher fehlte uns jede Erfahrung, wie unsere einheimischen Pferde wohl einen so langen Seetransport überstehen würden. Es wurden deshalb dem Expeditionskorps einige Pferde, hauptsächlich Offizierreitpferde, mitgegeben und 5 derselben wurden an Bord des „Rhein" verschifft. Die Pferde waren in verhältnismäßig bequemen Boxen auf dem Achterdeck untergebracht und wurden täglich nach dem Putzen auf Deck einige Male auf- und abgeführt, um ihnen etwas Bewegung zu machen. — Alle 5 Pferde haben die Reise sehr gut überstanden und kamen in vortrefflicher Verfassung in China an. Auch auf den anderen bisher eingetroffenen Schiffen haben die Pferde den Transport gut überstanden.

Der Gesundheitszustand unserer Mannschaften war während der ganzen Fahrt ein vortrefflicher, an ernsten Erkrankungen kamen nur zwei vor, von denen einer leider einen tödlichen Ausgang hatte. Ich habe hierüber schon an anderer Stelle berichtet. Im ganzen können also wir, sowie der Lloyd mit dem Verlaufe unserer weiten Seereise sehr zufrieden sein.

Besonderer Dank aber gebührt dem Führer unseres Schiffes — dem Kapitän Dannemann — und seinen Offizieren für die Umsicht und Ruhe, mit der sie die auch ihnen ganz neue Aufgabe gelöst haben, einen so starken Truppentransport auf eine so ungeheure Entfernung zu führen, und für das Verständnis und das Entgegenkommen, das sie all den besonderen Anforderungen eines Militärtransportes entgegenbrachten. Ihnen gebührt denn auch in erster Linie das Verdienst an dem guten Gelingen desselben. Besonderer Dank aber sei ihnen an dieser Stelle für das liebenswürdige Entgegenkommen gezollt, daß sie uns im persönlichen Verkehr jederzeit erwiesen, und für ihr stetes Bemühen, uns die Beschwerden der Reise nach Möglichkeit zu erleichtern.

Sauberkeit aufrecht zu erhalten. — Durch die Ernennung einer aus Offizieren, Ärzten und Verwaltungsbeamten zusammengesetzten „Gesundheitskommission", welche täglich alle Räume des Schiffes, sowie Speisen und Getränke zu untersuchen hatte, wurde auch dieser Forderung Rechnung getragen.

Für die Zerstreuung der Langeweile bei unseren Leuten — dieses größten Feindes bei allen langen Truppentransporten —, wurde nach Kräften gesorgt. — Außer dem regelmäßigen Exerzieren



Pferdetransport auf der „Bosnia".

wurde geturnt, geschossen, instruiert, fast wie in der Garnison; es wurden mit den Leuten Spiele gespielt und Sportübungen betrieben. Eine große Rolle spielte der Gesang, und die Behauptung, daß er das beste Mittel gegen Seekrankheit sei, hat sich bei unserer Fahrt ganz entschieden bewährt.

Sehr anregend wirkten die von den an Bord unseres Schiffes befindlichen beiden Divisionspfarrern Schmidt (ev.) und Dr. Iseke (kath.) veranstalteten abendlichen Sprechstunden, bei denen den Mannschaften

Sehr gut war die Unterkunft der Mannschaften besonders im Vergleich zu derjenigen der Mannschaften anderer Nationen auf den Transportschiffen. Jeder Mann hatte sein gutes eisernes Bettgestell mit Matratze, Kopfkissen und Decke mit Bettwäsche zu dreimaligem Wechseln. Für Ventilation war durch zahlreiche, bis in den untersten Schiffsraum reichende Windsäcke nach Möglichkeit gesorgt.

Jeden Tag wurden die Leute mittels großer Schläuche mit Seewasser abgespritzt und dann mit Süßwasser abgespült, um dem „Roten Hund" vorzubeugen, einem schmerzhaften Ausschlage, der sich bei fortgesetztem Baden in Salzwasser in den Tropen leicht einstellt.



Landung deutscher Truppen auf Leichterbooten.

Wöchentlich zweimal wurde auf der Back und dem Achterdeck eine große Badewanne aus Segelleinwand etabliert, in der die Mannschaften fröhlich umherpaddelten. Für die Offiziere wurde eine gleiche Badeeinrichtung auf der Backbordseite des Promenadendecks allabendlich aufgeschlagen und am Morgen wieder entfernt, um den Verkehr nicht zu hemmen. Während der Fahrt durch das rote Meer wurde diese Badewanne häufig sogar als Nachtaufenthalt von einzelnen unter der Hitze allzuschwer Leidenden benutzt.

Die Verpflegung von Offizieren und Mannschaften war dank der zwischen der Heeresverwaltung und dem Lloyd getroffenen Abmachungen reichlich und gut. — Schwierig ist es, bei einer so engen Belegung stets in allen Teilen des Schiffes die unbedingt erforderliche peinliche

Der „Rhein“ ist einer der neuen Passagierdampfer des Norddeutschen Lloyd. Vor einem Jahre in Dienst gestellt, war er soeben von seiner siebenten Reise aus Amerika nach Bremerhaven zurückgekehrt, als er bestimmt wurde, uns — d. h. das Korpskommando nebst seinen Feldverwaltungs-Behörden, den Stab der 2. Infanteriebrigade, das ganze 3. Ostasiatische Infanterieregiment, das gesamte Kriegslazarettpersonal und eine Proviantkolonne — nach China zu bringen.

Im ganzen waren in runder Zahl unterzubringen: 130 Offiziere und höhere Beamte und 2000 Unteroffiziere und Mannschaften. Wahrhaftig keine Kleinigkeit! — Aber — der „Rhein“ hat sich seiner Aufgabe gewachsen gezeigt.

Die größte Schwierigkeit bereitete die Unterbringung der Offiziere und höheren Beamten, denn auf 100 Passagiere für die 1. Kajüte hatte man beim Bau dieses vornehmlich wohl als Auswandererschiff nach Nordamerika bestimmten Schiffes schwerlich gerechnet.

Immerhin würde die Unterkunft sämtlicher Offiziere an Bord eine durchaus angenehme, ja behagliche gewesen sein, wenn es sich bei unserer Reise um eine Fahrt von Bremerhaven nach Nordamerika gehandelt hätte, für die — wie erwähnt — der „Rhein“ konstruiert ist. Für eine so große Reise, wie wir sie zurückzulegen hatten und die volle 3 Wochen lang durch die Tropen führte, war die Belegung des Schiffes unbedingt zu eng. Man denke sich bei einer Gluthitze von 35° Celsius 2 bis 3 Offiziere in einer Kabine hausend, in der sich ein einzelner Mensch auch nur gerade umdrehen kann und deren ganze Ventilation durch ein kleines, etwa kopfgroßes Fenster erfolgt. Ein Schlafen in den Kabinen war deshalb auch nur bei lebhaftem Winde und zwar nur auf der Windseite des Schiffes möglich. Die bei weitem größte Zahl der Offiziere hat deshalb von Port Said bis Singapore, d. h. 17 Tage lang, ein Teil, deren Kabinen besonders ungünstig lagen, sogar 4 Wochen lang auf Deck geschlafen. Das soll indes kein Vorwurf gegen das vortreffliche Schiff und auch keine Klage über unser Los sein, denn wir fühlten uns sehr wohl dabei. Es bot jedenfalls immer ein originelles Bild, wenn abends um 10 Uhr alle Welt mit Hängematten, Matratzen, Triumphstühlen bewaffnet auf Deck erschien und an allen möglichen und unmöglichen Stellen sein Lager etablierte. Noch origineller aber war es, wenn nachts ein Gewitterregen über uns hereinbrach und nun alles in den wunderlichsten Kostümen die Flucht ergriff.

„Wer Gott vertraut,
Brav um sich haut,
Der hat auf keinen Sand gebaut,"

hat sich auch hier wieder bewährt. Hoffentlich können wir diesen braven Kameraden bald persönlich die Hand drücken.

Am 12. September morgens gegen 7 Uhr passierten wir den Leuchtturm von Promontory mit der Grabstätte der beim Untergange des „Iltis" den Tod fürs Vaterland Gestorbenen.

Hell und freundlich glänzte im Morgensonnenschein der imposante Bau des weißen Leuchtturms, in gewaltigen Massen, in seltsam schönen Konturen steigt dahinter ein mächtiges, zerklüftetes Gebirge zum Himmel empor, und in wunderbarem Smaragdgrün leuchtet davor in endloser Weite das ewige Meer. Vom Bug unseres Schiffes ziehen weiße Wogenkämme nach der Küste, wo sie sich in tausend funkelnden Schaumperlen auflösend zu den Gräbern unserer Brüder emporschäumen, als wollten sie ihnen unsere Grüße, die Grüße aus der fernen Heimat bringen. Eine schöne Ruhestätte haben sie gefunden, die dort den ewigen Schlaf schlafen, weit — endlos weit von der lieben teuren Heimat, doch:

„Wer den Tod im heilgen Kampfe fand,
Ruht auch in fremder Erde — im Vaterland."

Sie haben den Tod im heiligen Kampfe gefunden — im Kampfe für Deutschlands Ruhm und Größe. Ehre ihrem Andenken!

Weiter ging unsere Fahrt die chinesische Küste entlang. Wie schön ist sie! Gewaltige Gebirgsmassen von wunderbar grotesken, dabei aber schönen Formen türmen sich an ihr empor, von tief in das Land einschneidenden Buchten unterbrochen. Zwar sieht man nur ganz vereinzelte Bäume und die Küste macht im ganzen einen unwirtlichen Eindruck, aber für das Auge bietet sie schöne Bilder, würdig des Pinsels eines großen Künstlers. Einen eigenartigen Eindruck machen die vielen, mitten aus dem Meere hervorragenden Felseninseln, deren eine in ihrer Form eine auffallende Ähnlichkeit mit Helgoland hat. Die berühmten „drei Farben Helgolands" besitzt sie allerdings nicht.

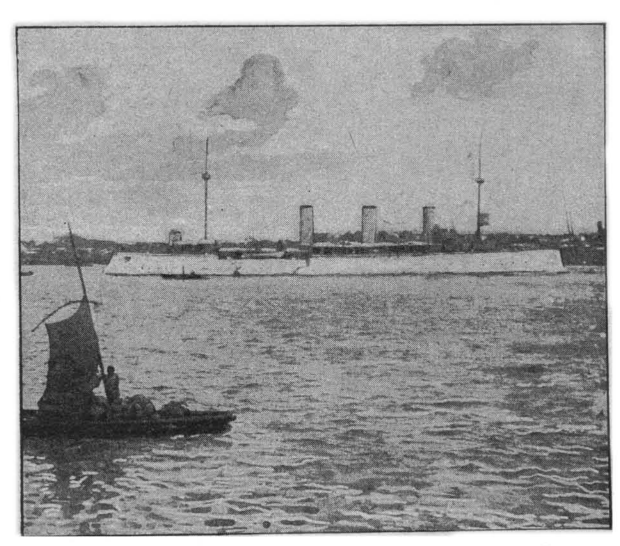
Am frühen Morgen des 13. September ging unser „Rhein" auf der Rhede von Taku vor Anker.

Taku, 3. Oktober. Das Ziel unserer Seereise ist erreicht und nun — bevor wir von dem Schiffe scheiden, das volle sechs Wochen hindurch unsere Heimat — unsere Welt gebildet hat — sei ihm und unserer überstandenen Reise noch ein besonderes Wort gewidmet.

von der ameisenartigen Arbeitskraft der Fellahs von Port Said ist bei ihnen doch keine Rede.

Ein sehr hübsches Bild gewährte der Schiffsverkehr auf dem Jangtsekiang. Ein fortwährendes Kommen und Gehen von Schiffen aller Nationen. Einen besonders netten Eindruck machen die Jangtsedampfer der Rhederei von Rickmers in Bremen mit ihrem frischen grün-weißen Anstrich und ihrem zierlichen Aufbau.

Gegen Abend kehrte der Korpsstab an Bord zurück, entzückt über die Anlage und die gesamten Verhältnisse in Schanghai. Leider bekamen wir anderen Sterblichen nichts davon zu sehen. Um 10 Uhr abends dampften wir wieder ab, durch die südliche Mündung des



Die „Gesion" auf dem Wusungflusse bei Schanghai.

Jangtsekiang hinaus — und dann in scharfer Wendung nach Norden — auf Taku zu.

Die Nachrichten, die wir aus Schanghai erhalten hatten, lauteten nach wie vor unklar. Immerhin traten wir jetzt doch wieder mit der Welt in Verbindung, denn der „Ostasiatische Lloyd", den wir erhielten, datierte erst vom 7. September. — Hoffentlich bestätigt sich die Nachricht, die er bringt, daß die Russen in China abschwenken wollen, nicht. Wir würden ausnahmslos doch am liebsten an ihrer Seite fechten. Eine besondere Freude bereiteten uns die in diesem Blatte enthaltenen Mitteilungen über den Grafen Soden und seine braven Leute. Der Spruch:

wird doch nicht dulden, daß die Chinesen im Angesicht der verbündeten Flotte unser wehrloses Transportschiff in den Grund bohren! Da blitzt es an Bord der „Brandenburg“ auf, ein Kanonenschuß dröhnt über die weite Fläche des Jangtsekiang, ein zweiter — ein dritter folgt, jetzt beginnt auch „Bismarck“ zu feuern, der Engländer, der Amerikaner fallen ein — jetzt muß man doch gleich die Späne von den beiden chinesischen Schiffen fliegen sehen. Oh nein! Es wird nicht scharf geschossen, es wurde nur — die chinesische Kriegsflagge, der blaue Drache auf gelbem Felde salutiert. Dann folgen die gegenseitigen Besuche der Geschwaderchefs, und am Nachmittag dampfen die chinesischen Kriegsschiffe nach neuem Salut den Wusungfluß hinauf — wohin? — wozu? — Wer weiß das?

Also soweit wird die Fiktion aufrecht erhalten, daß wir mit China nicht im Kriege stehen! O seliger Marschall „Vorwärts“ — was würdest Du dazu sagen? Es fehlte nur, daß die Chinesen vor ihrer Abfahrt dem „Rhein“ einige Torpedos zugeschickt hätten, dann wäre das Bild noch origineller gewesen. Nun, sie waren aber nett und thaten es nicht. Hindern konnte sie nach der ganzen Lage jedenfalls niemand hieran. Ich kann nicht leugnen, daß wir „harmlosen Europäer“ über das Ganze doch etwas verblüfft waren.

Kurze Zeit nach dem Festmachen des „Rhein“ fuhr das Korpskommando mit einer Dampfpinasse nach Wusung und von dort mit der Bahn nach Schanghai, wo vor einigen Tagen zwei Kompagnien des 1. Ostasiatischen Infanterieregiments unter Führung des Majors Graham gelandet waren. Wie der „Ostasiatische Lloyd“ vom 7. September schreibt, haben unsere Truppen auf alle Einwohner Schanghais einen vortrefflichen Eindruck gemacht. Sie sind sehr gut aufgenommen und unmittelbar neben dem Hause Li-Hung-Tschangs untergebracht worden. Eine nette Nachbarschaft in dieser Zeit!

Der „Rhein“ benutzte den Aufenthalt von Wusung wieder, um seine Kohlenvorräte und den Proviant zu ergänzen, und es entfaltete sich wiederum an seinen Borden das bekannte lebhafte Leben und Treiben. Auf großen, von Schleppern bugsierten Leichterschiffen wurden hier die Kohlen herangeschafft. Da uns das Verlassen unseres Schiffes nicht gestattet war, hatten wir genügend Zeit, das Thun und Treiben der das Einladen der Kohlen in das Schiff besorgenden Kulis zu beobachten. Welch häßliche Menschen sind sie doch ausnahmslos. Kein einziges sympathisches Gesicht sah ich unter ihnen. — Auch sie arbeiten sehr fleißig und mit viel Geschrei, aber

entgegen, wo wir am 26. für einige Stunden anlegen sollen, um Nachrichten über die Vorgänge in der übrigen Welt, besonders über die Gestaltung der Verhältnisse auf unserem künftigen Kriegsschauplatze entgegenzunehmen. Nachrichten von den Lieben in der Heimat dürfen wir leider nicht erwarten, denn da wir seit unserer Ausreise außer Port Said keinen Hafen angelaufen haben, sind wir allen Schiffen, die mit oder kurz nach uns ausliefen, weit voraus. So heißts denn sich gedulden! Und die Zeit vergeht ja auch auf einem Schiffe! — Drei Wochen fahren wir nun schon, und noch einmal drei Wochen, so haben wir — wills Gott, den Fuß auf Chinas Boden gesetzt.

Rhede von Taku, 16. September. Am 9. September nachmittags gingen wir im Jangtsekiang auf der Rhede von Wusung, der Hafenstadt von Schanghai, vor Anker. Woher der Jangtsekiang (zu deutsch: „der blaue Fluß") seinen Namen hat, ist ohne weiteres nicht recht ersichtlich, denn ein so schmutzig gelbes Wasser vermag die Elbe bei Dresden selbst in ihren ungünstigsten Momenten nicht aufzuweisen. Wie mag da erst der „gelbe" Strom Chinas, der Peiho, aussehen! Nun, wir werden uns ja bald davon überzeugen können.

Die Rhede von Wusung war bei unserem Einlaufen geradezu gespickt von Kriegsschiffen. Dicht bei einander lagen da vor uns die Panzerschiffe „Fürst Bismarck", „Kurfürst Friedrich Wilhelm" und „Brandenburg", ferner zwei englische, ein amerikanisches, ein russisches und ein französisches Kriegsschiff. Das Ganze bot einen wirklich imposanten Anblick und man fühlte sich gewaltsam in die ganze Größe der Lage: Krieg aller Kulturstaaten gegen das riesige Chinesenreich versetzt.

Da — noch ein neues Bild! Den Jangtsekiang herab dampft ein zierliches weißes Kriegsschiff, ihm folgt mit einigem Abstande ein größeres, schwarz gestrichenes. Auf etwa 1 km Entfernung von unserer Steuerbordseite geht das weiße, auf unserer Backbordseite das schwarze Schiff vor Anker. Eilig kommt die Dampfpinasse unserer „Brandenburg" auf uns zugeschossen, ein Marineoffizier steigt bei uns an Bord und bittet um die Erlaubnis, von unserer Kommandobrücke aus die beiden neuen Ankömmlinge rekognoszieren zu dürfen. Eine kurze Beobachtung und es giebt keinen Zweifel mehr; die Fremden sind — chinesische Kreuzer.

Auf allen Schiffen beginnt jetzt ein lebhaftes Signalisieren, die Schornsteine qualmen heftiger, und jeden Augenblick erwarten wir jetzt den Angriff der verbündeten Schiffe auf die beiden Chinesen. Man

„Doch dräut die Sonne noch so sehr
Mit glühenden Geberden,
Und macht sie uns das Atmen schwer —
Es muß mal kühler werden"

improvisieren wir nach bekanntem Vorbilde.

Und richtig! Unser Vertrauen hat uns nicht getäuscht. Vor uns, auf Back- und Steuerbordseite unseres Schiffes, erscheinen steile, zerklüftete Felsmassen, auf denen weiße Baulichkeiten sichtbar werden. Perim und Bab el Mandeb sind es und durch die nach letzterem benannte Meerenge gleiten wir am 19. August gegen $9^1/_2$ Uhr morgens hinaus aus dem Glutbecken des roten Meeres in den Golf von Aden, in dem nach Angabe Sachverständiger ein kühlerer Wind wehen soll.

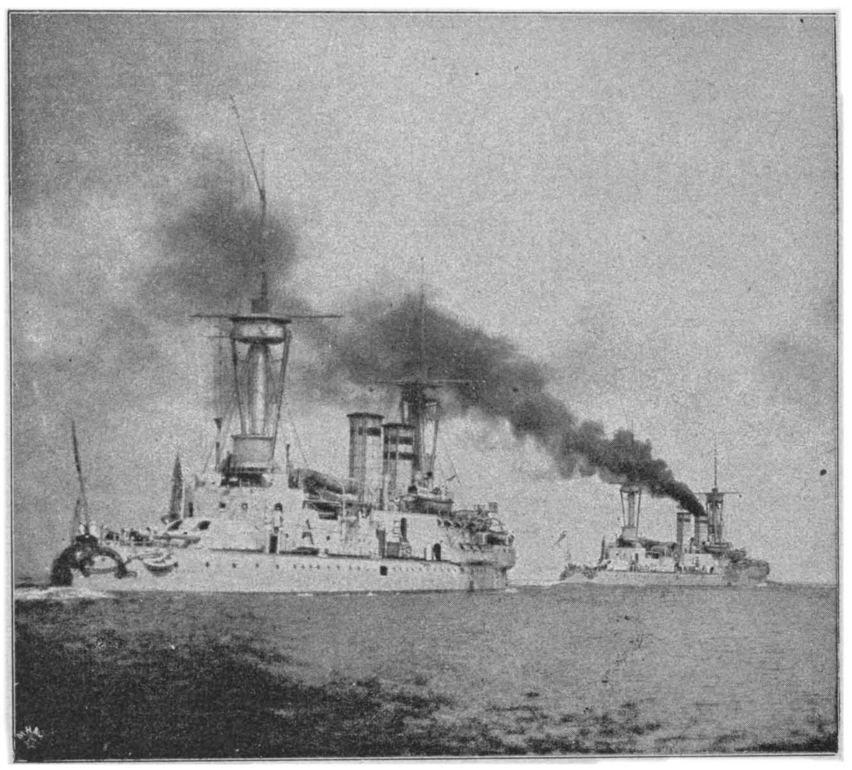
Wolle Gott, sie behielten recht, denn seit gestern haben wir an Bord einen Schwerkranken. Der Feldwebel Grams der 2. Kompagnie des 3. Ostasiatischen Infanterieregiments ist es, den die glühende Hitze auf das Krankenlager geworfen hat. Obschon er sich seit zwei Tagen nicht ganz wohl fühlte, hat der Brave dennoch seinen Posten, den Allerhöchsten Dienst nicht verlassen wollen, bis er zusammenbrach. Jetzt ringt er mit dem Tode, und nur anhaltende kühle Witterung wird ihn zu retten vermögen. Sehnsüchtig schweifen deshalb unsere Blicke in die Ferne, ob sich dort nicht jener helle Dunststreifen zeigt, der eine bewegte See, das Wehen eines stärkeren Lufthauches ankündigt. Vergeblich — und am 20. August um 10 Uhr abends stehen wir bewegten Herzens an der Bahre unseres toten Kameraden.

Verhallt sind die Klänge des Chorals „Jesus meine Zuversicht", verhallt sind die ergreifenden Worte des Divisionspfarrers Schmidt und unter dem Krachen der drei Salven sinkt der Tote in das kühle Seemannsgrab. Ein stilles Gebet noch und „Ich bin ein Preuße" intoniert die Regimentsmusik — ein Abschiedsgruß dem Dahingeschiedenen, eine Mahnung für uns, daß es dem Soldaten nicht geziemt, in langer Trauer zu verharren. Drum vorwärts, immer vorwärts mit Gott für Kaiser und Reich.

Als ob das Weltmeer über unser erstes ihm gebrachtes Opfer grolle, erhebt sich jetzt, von Augenblick zu Augenblick mehr anschwellend — ein Brausen in der See, ein Toben in den Lüften und eine „steife Brise" bringt uns endlich die ersehnte Kühlung. Wäre sie doch einen Tag früher gekommen.

Am 21. passieren wir die Insel Sokotra und nun gehts hinaus in den indischen Ozean, unserem nächsten Ziele: Colombo auf Ceylon

lichen, stimmen sie ein mit voller Brust in die von der Regiments-musik gespielten Kirchen- und Volkslieder. Eine ernstere, andächtigere Gemeinde haben beide Geistliche in der Heimat sicher nie um sich versammelt. Das Gleiche gilt von den regelmäßigen Sonntags-Gottesdiensten an Bord, und wenn je das Wort Gottes freudige Zuhörer gefunden hat, so ist es sicher bei uns an Bord des „Rhein". Fürwahr, wir ziehen hinaus „Mit Gott für König und Vaterland".



Linienschiffe der ersten Division in den chinesischen Gewässern.

Im übrigen verlaufen unsere Tage recht regelmäßig und in einer Gleichförmigkeit, die der „Landratte" schier erstaunlich vorkommt. Himmel und Wasser, Wasser und Himmel, hin und wieder in weiter Ferne ein Dampfer, ein Leuchtfeuer — das ist alles, und wenn nicht hin und wieder eine Schar munterer Schweinsfische — ich glaube Bonitos ist ihr Salonname — uns durch ihre possierlichen Sprünge eine Abwechslung bereitete, wäre es manchmal schier langweilig. Dazu diese arge, jede Thatkraft lähmende Hitze.





Etzards. Wirtz. Weißbarth. Sanitätssoldat. Seiffert. Förster. Stabsarzt Dr. Velde. Reinhardt. Klaus. Gefreiter Günther.

Unsere Verwundeten mit ihrem Arzt Dr. Velde im Garten der deutschen Gesandtschaft zu Peking.

haben. Beide Herren lassen es sich in treuer Pflichterfüllung angelegen sein, unsern und unserer Leute Geist und Gemüt zu stärken und zu erheben. Abends, wenn die brennende Sonne am fernen Horizont in das Meer hinabgetaucht ist, wenn die Schiffswände die Tags über eingesogene Gluthitze wieder ausgestrahlt haben, wenn die Sonnensegel aufgerollt sind und ein kühlender Lufthauch über die endlosen Fluten erstickt, dann versammeln beide Herren die Angehörigen ihrer Konfession um sich. In zwangloser Weise, nach Art der heimatlichen sogenannten „Kasernen=Abende" führen sie uns heitere und ernste Bilder vor aus



Technischer Unterricht der Lecksicherungs=Mannschaft.

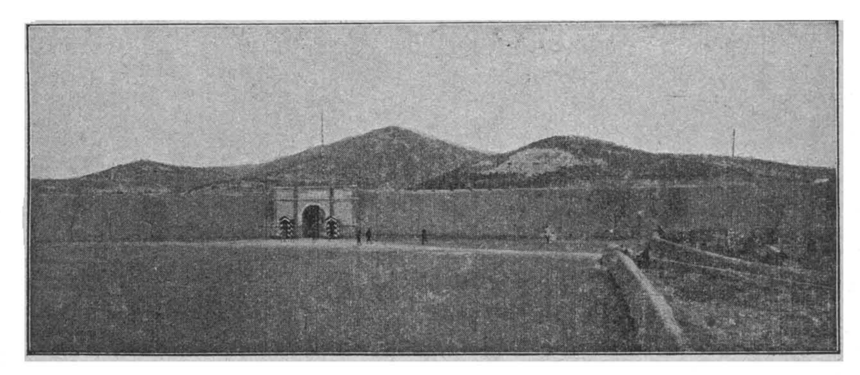
der Heimat, ihrem eigenen Leben, aus den Ländern, an deren Küsten unser Schiff vorbeigleitet, und aus dem Lande, dem wir entgegensteuern, in dem wir kämpfen und — vielleicht auch fallen werden „mit Gott für das geliebte Vaterland".

Mühevoll ist bei der Gluthitze, die uns umgiebt, die Aufgabe, die beide Herren sich gestellt haben, aber wie lohnend auch dafür. „Freigestellt", nicht „befohlen" ist den Mannschaften die Teilnahme an diesen geistlichen Sprechstunden, und doch — es fehlt wohl keiner. Auf Tischen, Bänken und Treppen sitzend, auf Strickleitern, Raaen und Masten aufgeentert, lauschen sie gespannt den Worten des Geist=

Drohung, eine Expedition nach Singanfu zu senden, wo sich der Hof befand, erklärte sich China mit allen Forderungen einverstanden. Yüh-sien wurde in Lantschou enthauptet, Tschitsien und Hsutschengsu in Peking öffentlich hingerichtet, Tschaoschutsiao und Linghien begingen Selbstmord; dagegen entzogen sich Tuan, Tschwang und Tungfuh-siang der Bestrafung durch die Flucht. China erklärte sich am 28. Mai zur Zahlung von 450 Millionen Taels bereit und damit einverstanden, daß die Forts am Meere geschleift, die Gesandtschaften in Peking befestigt und neben ständigen Garnisonen in Peking, Tient-sin und Schanhaikwan längs der Eisenbahnen noch andere Posten errichtet würden, worauf am 29. Mai der Abmarsch der deutschen Truppen begann, dem die anderen Kontingente folgten.

Graf Waldersee hat das Vertrauen, das man in Deutschland und an den Höfen von Europa in ihn gesetzt hatte, vollständig gerechtfertigt; er hat die militärischen Aufgaben erfüllt, wenn es ihm auch nicht vergönnt worden war, die in Peking bedrohten Gesandtschaften zu befreien. Ebenso bewährte er sich als kluger Diplomat, dem es gelang, alle Zwistigkeiten zwischen den verschiedenen Nationen zu versöhnen. Gefeiert von allen Truppen, geehrt von den verbündeten Regierungen, konnte er sich mit Beginn des Juni einschiffen und den Rest der Friedensverhandlungen den Staatsmännern überlassen.

So ist denn die ganze Expedition mit Gottes Hilfe zu erfolgreichem Abschluß gebracht worden und nur eine Besatzungs-Brigade wird fernerhin die Ordnung aufrechthalten!



Das deutsche Ostlager in Tsingtau.

Spamersche Buchdruckerei, Leipzig.

DIE OSTPROVINZEN CHINAS

